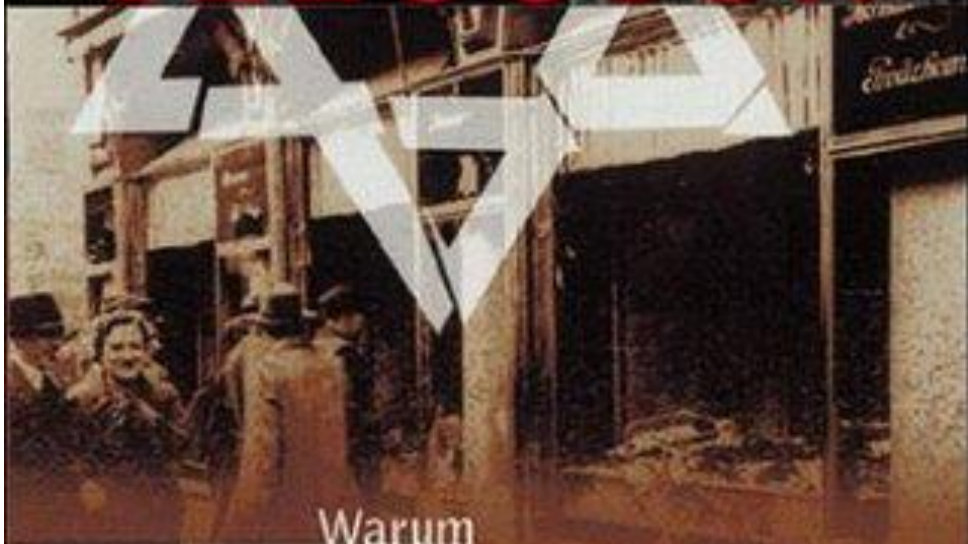


John V. H. Dippel

mit einem Vorwort
von Alfred Grosser

DIE GROSSE ILLUSION



Warum

deutsche Juden
ihre Heimat nicht
verlassen wollten

BELTZQUADRIGA

Titel der Originalausgabe: John V. H. Dippel, **Bound Upon a Wheel of Fire. Why So Many German Jews Made the Tragic Decision to Remain in Nazi Germany.** Originalverlag: Basic Books, A Division of Harper Collins Publishers, Inc., New York.
© 1996 by John V. H. Dippel

Alle Rechte, insbesondere die der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 1997 Beltz Quadriga Verlag, Weinheim und Berlin
Lektorat: Claus Koch
Herstellung: Iris Walther
Umschlaggestaltung: Federico Luci, Mailand
Satz: Satz- und Reprotechnik GmbH, Hemsbach
Druck und Bindung: Druckhaus «Thomas Müntzer» GmbH, Bad Langensalza ISBN
3-88679-285-4

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

*«Ich weiss,
dass Deutschland verrückt geworden ist, aber wenn eine Mutter
krank wird, ist das kein Grund für ihr Kind, sie zu verlassen.»*

Richard Willstätter

Inhalt

	<i>Vorwort</i>	<i>Seite</i>	9
	Einleitung	<i>Seite</i>	23
	1 Vorgeschichte	<i>Seite</i>	48
	2 Die Falle wird gestellt	<i>Seite</i>	79
	3 Der Sturm zieht auf	<i>Seite</i>	112
	4 Das Udenkbare vor Augen	<i>Seite</i>	143
	5 »Nun sind wir alle Juden«	<i>Seite</i>	178
6	»... die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks erdulnd«	<i>Seite</i>	218
7	Die »neuen Juden« auf dem Prüfstand	<i>Seite</i>	258
	8 Bürger zweiter Klasse	<i>Seite</i>	292
	9 Die Schlinge zieht sich zu	<i>Seite</i>	329
10	Alles drängt zu den Ausgängen	<i>Seite</i>	368
	11 »Kristallnacht«	<i>Seite</i>	407
	Epilog	<i>Seite</i>	441
	Abkürzungen	<i>Seite</i>	456
	Anmerkungen	<i>Seite</i>	457
	Bibliographie	<i>Seite</i>	516
	Personenregister	<i>Seite</i>	534

Vorwort

von Alfred Grosser

Man kann nur hoffen, dass viele Deutsche dieses beeindruckende, zutiefst ehrliche, sorgfältig recherchierte und in zugänglicher Sprache geschriebene Buch lesen werden. Allerdings werden auch beim Leser Qualitäten vorausgesetzt, die gar nicht so leicht zu finden sind: Er muss wissen und verstehen wollen, ohne sich von Sensationslust führen zu lassen. Er muss bereit sein, Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen, ohne zugleich moralische Urteile zu fällen, und doch nach dieser Kenntnisnahme ethische Grundprobleme in Angriff zu nehmen. Es wird noch zu sagen sein, warum in diesen Punkten – und nicht nur in diesen – Dippels Buch genau das Gegenteil von Goldhagens Buch darstellt.

Es ist die parallel geführte Geschichte von sechs deutschen Juden (ich würde sagen: von sechs jüdischen Deutschen), die freiwillig in ihrer Heimat blieben, «während weniger begünstigte Juden boykottiert, geschlagen und ins Gefängnis geworfen wurden. Am Ende entkamen alle sechs ... Ein Rabbiner, ein Chemiker, eine Gesellschaftskolumnistin, ein Jugendführer, ein Bankier und ein Zeitungsredakteur». Sie sind also geblieben. Sie hätten auch gehen können. Geblieben, abwartend wie die meisten Juden, obwohl die Emigration nicht nur möglich war, sondern von den Herrschern erwünscht.

Anfang 1933 lebten ca. 537'000 Juden in Deutschland. Über 250'000 sind emigriert. 1933 bereits 38'000. In den folgenden Jahren weniger. Die grösste Welle kam nach der «Kristallnacht». Zahlen und Aufstellungen sind jedem mindestens seit 1988 zugänglich, d.h. seit dem Erscheinen des grundlegenden Buches *Die Juden in Deutschland 1933-1945. Lehen unter nationalsozialistischer Herrschaft*[^] das Wolfgang Benz im Beck Verlag herausgegeben hat. Ein Buch, das Goldhagen ignoriert hat, denn es stellte ja im Voraus eine Widerlegung seiner Grundthese dar. John Dippel hingegen stellt am Anfang seines Kapitels «Kristallnacht» fest: «Schon seit einiger Zeit hatten deutsche Regierungsbeamte mit Bestürzung registriert, wie die jüdische Auswanderungsrate stetig fiel ... Die Juden würden nicht so rasch das Land verlassen, wie es die Nazis wollten.»

Das galt auch für Frankfurt am Main. Eine 1969 im *Frankfurter Jüdischen Gemeindeblatt* veröffentlichte Aufstellung zeigt, dass es 1931 29'300 Juden in der Stadt gegeben hat und 1937 noch 26'150. Warum erwähne ich Frankfurt? Weil es mein Geburtsort ist und mein Vater zu denen gehörte, die bereits 1933 den Entschluss zu emigrieren gefasst und verwirklicht haben. Die Diktatur hatte sich schnell etabliert. Konzentrationslager waren bereits im Frühling eingerichtet worden. Nicht besonders für Juden. So hiess es am 12. Juli im Stuttgarter *NS-Kurier*.

«Wie wir von zuständiger Seite erfahren, wurde der berüchtigte Reichstagsabgeordnete Schumacher verhaftet. Die politische Polizei hat seine Überführung auf den Heuberg [ein KZ] angeordnet. Mit Dr. Schumacher ist einer der schamlosesten sozialdemokratischen Hetzer unschädlich gemacht worden ... Seine Auswürfe gegen die national-sozialistische Freiheitsbewegung waren so abgrundtief, dass Dr. Schumacher nicht mehr erwarten kann, als politischer Gegner, sondern nur noch als kriminell gewertet zu werden.»

War das Regime bereits totalitär, d.h. auch ideologiedurchtränkt? Die Liste der 1933 gegen die Juden getroffenen Massnahmen ist nicht kurz. Die Reaktionen in den Gesellschaftseliten waren unterschiedlich. Am 9. Februar 1934 konnte die *Frankfurter Zeitung* noch mutig berichten:

«Am 7. Februar starb in Paris der bekannte Frankfurter Kinderarzt Prof. Dr. med. Paul Grosser. In Frankfurt entfaltete er schon vor dem Kriege eine segensreiche Tätigkeit als Oberarzt der späteren Universitäts-Klinik. Er hatte während der ganzen Dauer des Weltkrieges als Kriegsteilnehmer im Felde gestanden und das EK1 erworben. Seine organisatorischen Fähigkeiten waren gross, seine menschlichen Eigenschaften haben ihm ungewöhnliches Vertrauen unter den Ärzten und in der übrigen Bevölkerung der Stadt verschafft.»

Aber diese Ärzte haben geschwiegen, als ihm seine Klinik weggenommen und er von der Universität vertrieben wurde. Nur geschwiegen? Vom 18. bis zum 21. April – nur einen Monat nach dem Ermächtigungsgesetz – hatte in Wiesbaden der Kongress der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin stattgefunden. In der Eröffnungsrede hiess es:

«Die heutige Tagung steht am Beginn einer neuen Ära. Die gewaltigen Umwälzungen, welche die in voller Auswirkung begriffene nationale Revolution mit sich bringt, haben auch unsere Gesellschaft ergriffen. Wir Ärzte können in ganz besonderem Masse übersehen, welche Gefahr dem deutschen Volke drohte. Gerade vor dem Forum unserer Gesellschaft müssen erbbiologische Fragen eine besondere Berücksichtigung erfahren. Der Hausarzt ist dazu berufen, die Gesundheitspflege und Rassenhygiene in der Familie wieder aufzunehmen.»

Dann kommt ein Absatz, von dem schwer zu sagen ist, ob er ein ganz klein wenig mutig oder besonders abscheulich ist:

«Bei aller Schärfe der als notwendig erkannten Massregeln zur Erhaltung deutscher Rasse und Kultur dürfen wir aber nicht vergessen, dass gerade auf dem Gebiet der Medizin mancher in Deutschland ansässig gewesene Fremdstämmige (!) uns vieles gab. Ich denke z.B. an Ehrlich, Neisser, Minkowski, v. Wassermann. Man kann wohl annehmen, dass der lange Einfluss äusserer Verhältnisse, vor allem das Zusammenleben mit der deutschen Rasse und deren Lebens- und Denkart, von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung dieser Persönlichkeiten war. Wir werden die grossen und bedeutenden Leistungen solcher Männer auch in Zukunft achten.»

Nicht ein mörderisches Gelüst, die Juden zu ermorden oder ermordet zu sehen, war die grosse Schuld dieser Zeit, sondern der Mangel an Solidarität, die geistige und moralische Abdankung. Dies gerade auch in einem Beruf wie dem ärztlichen, in dem doch so oft von Ethik gesprochen wird. Dass solches kein «typisch deutsches» Phänomen war, wird noch aufzuzeigen sein. Zunächst gilt es jedoch, dem deutschen Leser einiges zu sagen, was ihm zur Unvoreingenommenheit bei der Lektüre von John Dippel verhelfen soll, wenn er sich zuvor von Daniel Goldhagen hat verführen lassen.

Es wäre schön, wenn das Buch von John Dippel dazu beitragen könnte, den unverdienten Ruhm von Daniel Goldhagen abzuschwächen. Insbesondere, da man nun wissen sollte, wie unsauber dieser gearbeitet hat. Nun, das heisst, seitdem im März 1997 die quellenkritische Untersuchung von Ruth Bettina Birn in *The Historical Journal* der Cambridge University Press erschienen ist. Schon zuvor, d.h. gleich nach der Veröffentlichung der amerikanischen Original-Ausgabe, hatte ich mich über Methodik und Inhalt empört. Zum Beispiel, wenn Goldhagen das KZ Dachau erwähnt und die Präsenz einiger Hundert deutscher Wärter als Beweis der deutschen antisemitischen Mordlust nimmt und dabei die

Tausende deutscher Häftlinge einfach beiseite lässt. Oder wenn er schreibt, als seien nur Juden physischer Zerstörung durch sinnlose und quälereische Zwangsarbeit ausgesetzt gewesen.

Zur französischen Ausgabe veröffentlichte ich einen längeren Artikel «Goldhagen ou l'offense à la logique» («Goldhagen oder das Vergehen an der Logik»), der die katholische Tageszeitung *La Croix* angefordert hatte, bei der ich seit mehr als vierzig Jahren als politischer Kolumnist mitarbeite. Die Redaktion hatte sich darüber empört – gerade weil die Zeitung seit Jahren katholische «Vergangenheitsbewältigung» betreibt –, dass Goldhagen den nicht-deutschen christlichen Antisemitismus bagatellisiert hatte, um seine Schilderung der deutschen Geistesgeschichte glaubwürdiger zu machen. In meinem Artikel nahm ich einige Überlegungen auf, die ich 1989 im Kapitel «Auschwitz im Vergleich» meines Buches *Le crime et la mémoire* (deutsch 1991 fälschlich *Ermordung der Menschheit*, dann bei dtv richtig als *Verbrechen und Erinnerung* erschienen) angestellt hatte.

Dr. Ruth Birn, «Chief Historian, War Crimes and Crimes against Humanity Section» im kanadischen Justizministerium, hat sich also die Mühe gegeben, Goldhagens Quellenarbeit zu überprüfen. Das Resultat war vernichtend. Massen an Quellen sind vernachlässigt worden oder einfach beiseitegelassen, wenn sie nicht in die gewünschte Richtung deuteten. Manche Dokumente wurden schlicht entstellt. Wenn eine Einheit Juden und Russen oder Juden und Polen ermordet hat, werden die nicht-jüdischen Opfer einfach weggelassen. Wenn in einer mörderischen Einheit viele Litauer und einige Deutsche mitwirkten, so spricht Goldhagen nur von den Deutschen. In einem Dokument wird beschrieben, wie ein Mann zu Tode geprügelt wird und wie ein Mädchen vergewaltigt und dann sadistisch ermordet wird. Da der Mann Abraham heisst und das Mädchen nicht jüdisch ist, beendet Goldhagen sein Zitat nach dem Tod des Mannes. Eingehende Studien ha-

ben vorher gezeigt, dass ungefähr 250'000 Häftlinge bei Todesmärschen umkamen, von denen ein Drittel Juden waren. Die anderen zwei Drittel sind für Goldhagen uninteressant.

Ruth Birn zeigt im Detail, wie ständig in einem «ethnischen» (auf Deutsch müsste man sagen «völkischen») Jargon geschrieben wird, um Deutsche als Deutsche anzuprangern (wenn Österreicher morden, sind sie «Nazis», nicht «Österreicher»). Die Studie schliesst ab mit doppelter bitterer Ironie. Einerseits findet Ruth Birn, dass das Bemühen um wissenschaftliche Objektivität weltweit vorangekommen ist, weil alle auf dieses Thema besonders spezialisierten Historiker Goldhagens Logik verurteilt haben. Andererseits fragt sie sich, ob die Universität Harvard eine Dissertation akzeptiert hätte, die den Schwarzen Spezifitäten zugeschrieben hätte, wie Goldhagen den Deutschen.

Die doppelte Verallgemeinerung – die der Opfer, die der Henker – verschleiert ständig die furchtbare Wirklichkeit und verfälscht die Suche nach der Wahrheit. Ein gutes Beispiel: die Wehrmacht. Hätte Goldhagen das 1978 erschienene Buch von Christian Streit *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetrussischen Gefangenen* gelesen oder benutzt, so hätte ihn die Systematik des Mordes an anderen als an Juden zum Nachdenken bringen sollen. Dieses Morden macht aber nicht jeden Wehrmachtssoldaten zum Mörder. Die 1997er Diskussion um die Ausstellung über diese Verbrechen wäre nüchterner geblieben, wenn es nicht auf beiden Seiten Verallgemeinerungen gegeben hätte, wobei die eine wahrheitsentstellender ist als die andere. Sie war bereits 1986 zum Ausdruck gekommen, als Alfred Dregger in seiner Rede zum Volkstrauertag sagte: «Verdienen alle Toten des Krieges und der Gewaltherrschaft die gleiche Ehrfurcht? Ich bin dieser Ansicht.» Am selben Ort (dem Plenarsaal des Bundestags) und zur gleichen Gelegenheit hatte ich 1974 sorgfältig zwischen den Toten unterschieden, um dann zu schliessen: «Ich möchte mit

Nachdruck sagen, dass die Trauer um alle von ihnen berechtigt ist.»

Warum Goldhagens Thesen in Deutschland so viel Erfolg gehabt haben, ist schwer zu erklären. Viele junge Leute werden geglaubt haben, sie wären in der Hitlerzeit Helden der Verweigerung gewesen. Im Ausland war der Erfolg besonders gross bei denen, die schon immer «die Deutschen» verallgemeinernd angeklagt oder verurteilt hatten. Zum Beispiel so viele Holländer, zu deren Aufklärung mich die Regierung der Niederlande und die Königin zum 8. Mai 1995 nach Den Haag eingeladen hatten, um eine aus Frankreich kommende erklärende Stimme gegen die Verallgemeinerung bei der grossen Feier hören zu lassen. Dort wie anderswo zitierte ich die französische Verfassung von 1946. Die Präambel (heute noch als Charta der Grundrechte und Grundfreiheiten gültig) sagt im ersten Satz, dass der Sieg davongetragen worden sei «über [ein] Regime, das bestrebt war, die Menschen zu entwürdigen und zu versklaven». Nicht über ein Volk oder eine Nation. Warum diese Formulierung? Weil die französischen Widerstandskämpfer, die diesen Text schrieben, zwei Dinge wussten: Tausende von Franzosen hatten Hitler direkt oder indirekt Hilfe geleistet. Abertausende Deutsche waren Hitlers Opfer gewesen. Als die ersten französischen Häftlinge in Buchenwald oder Dachau eingeliefert wurden, waren schon Tausende von Deutschen dort gestorben oder wurden dort noch gepeinigt. Die positive deutsche Vergangenheitsbewältigung schliesst eben jede Verallgemeinerung aus und ermöglicht nur so die konstruktive Zusammenarbeit mit den überlebenden jüdischen Opfern oder mit ihren Nachkommen. Das ist ja der Sinn des bedeutungsvollsten Ereignisses des Jahres 1995 gewesen: Der Bundespräsident erscheint bescheiden und schweigsam am Tor des ehemaligen Lagers Auschwitz-Birkenau, wo die Feier des 50. Jahrestags der Befreiung des Lagers stattfinden soll. Roman Herzog wird freundlich, verständnisvoll

empfangen von Jean Kahn, Vorsitzender der französischen jüdischen Vereine und der Koordination der jüdischen Verbände Europas.

Auf solchem Hintergrund sollte man John Dippel lesen und sich dabei schwierige Fragen stellen: Warum blieben die sechs? Bis wohin hat sich dieser oder jener unter ihnen mitverantwortlich gemacht – oder zumindest über die Verfolgung anderer Juden hinweggeschaut? Die Motive des Bleibens können sehr unterschiedlich sein. In meinem Buch *Mein Deutschland* erzähle ich 1993, wie erstaunt ich kurze Zeit davor gewesen war, eine Postkarte aufzufinden, die bewies, dass die Schwester meines Vaters und ihr Mann, Arzt in Berlin, 1935 zum Sommeraufenthalt in der Schweiz gewesen waren und dann zurückgefahren sind, obwohl jüdische Ärzte keine nicht-jüdischen Patienten mehr haben durften, obwohl die Verfolgung, auch ohne Massenmord, schon in vollem Gange war. Kurt Landsberger fühlte sich zu alt, zu müde, um zu versuchen, im Ausland ein neues Leben zu beginnen. Seine Frau und er sind schliesslich von Theresienstadt nach Auschwitz transportiert worden.

Ich glaube nicht, dass sie wähten, als Deutsche würden sie verschont bleiben. Im Gegensatz zu manchen deutschen Juden, die wenigstens anfänglich glaubten, den Antisemitismus durch Fremdenfeindlichkeit abwehren zu können. Meinem Vater sagten Juden aus dem Frankfurter Bürgertum: «Warum willst Du gehen? Es gilt doch nur für die Polacken!» (Was ich aus Erzählungen meiner Mutter weiss. Das Wort «Polacken» habe ich selbst 1947 in Bayern gehört. Es galt Deutschen, die von Polen aus Pommern oder Schlesien vertrieben worden waren ...)

Dieser deutsch-jüdische fremdenfeindliche Antisemitismus wurde übrigens zurecht schon ganz am Anfang des Films *Holocaust* dargestellt. John Dippel beschreibt in seinem Buch die

furchtbare Einstellung des *Verbands deutschnationaler Juden*. Er hätte einen Artikel dessen Vorsitzenden zitieren können, der am 4. Juni 1933 im *Berliner Tageblatt* erschienen ist, d.h. in einer Zeitung, deren jüdischer Verleger im April weggejagt worden war. Er schreibt, die Juden würden heute nicht für ihre «Bosheit» bestraft, sondern für ihre Gedankenlosigkeit und Schwäche, denn «sentimentale Schwäche war es, wenn die deutschen Juden sich nicht entschliessen konnten, gegen die Ostjudengefahr mit der Härte einzuschreiten, die für jeden Deutschen selbstverständliche Pflicht war», und Gedankenlosigkeit sei es gewesen, wenn die Umtriebe einer Bande wurzelloser Intellektueller und sogenannter Künstler mit dem Hinweis auf die Freiheit der Kunst geduldet oder gebilligt wurden.

Nun sollte man jedoch nicht glauben, eine solche Einstellung hätte es nur in Deutschland gegeben. Allerdings weiss man erst seit April 1997 in Frankreich, welche furchtbaren Worte von einem verantwortlichen französischen Juden geschrieben werden konnten, nachzulesen in einem Buch von Robert Badinter, dessen Titel absichtlich auf Goldhagen hinweist: *Un antisémitisme ordinaire. Vichy et les avocats juifs*. Badinter war der Justizminister, der 1981 endlich die Todesstrafe abschaffen liess. Später war er, selbst Anwalt und Professor der Rechte, Präsident unseres französischen Verfassungsgerichts. Die Rezensionen waren positiv, verschwiegen aber meist ein erschreckendes Dokument, das er doch als wesentlich wiedergab. Es ist der Brief, den Jacques Helbronner, Vorsitzender des zentralen israelitischen Konsistoriums – von Beruf Senatsvorsitzender am Oberen Verwaltungsgericht (Conseil d'Etat) – an Marschall Pétain im Oktober 1940 geschrieben hat, nachdem die Vichy-Regierung, ohne jede nazideutsche Anforderung, ein *Statut des Juifs* verkündet hatte. Er wirft den vorigen Regierungen vor, trotz der Mahnungen des *judäisme français*, keine Massnahmen gegen die *invasion* von Ausländern getroffen

zu haben. «Die Reaktion gegen die Invasion der Fremden hat sich in einen *antisémitisme normal* umgesetzt, dessen Opfer heute die alten französischen Familien israelitischer Religion werden.» Er schlägt ein Gesetz vor, dass nicht die Mitglieder solcher Familien aus Ämtern und Berufen ausschliessen sollte, sondern die französischen Bürger, die nicht drei Grosseltern französischer Nationalität vorweisen könnten!

Gerade weil John Dippel sechs Einzelschicksale schildert, sollte sein Buch den Leser dazu bringen, über das Problem der Identität des Einzelnen nachzudenken. Oft wird einem eine vereinfachende Identität auferlegt durch den Finger, der drohend oder ablehnend auf einen zeigt. Mein Vater war Arzt, Freimaurer, deutscher Bürger israelitischer Konfession. Der Finger Hitlers hat ihn auf seine jüdische Identität reduziert. Im Januar 1994 habe ich an der Universität Singapur unterrichtet. Ich verbrachte einen Morgen am deutschen Gymnasium. Eine Siebzehnjährige fragte mich: «Wenn ich einmal eine Tochter habe und die 17 wird, darf sie dann hoffen, nicht mehr Argwohn und Anklage im Blick ihres Gesprächspartners zu entdecken, wenn sie sagt, sie sei Deutsche?» Auch hierbei handelt es sich um einen solchen Fingerzeig. Im Januar 1997 hat der deutsche Bundespräsident zurecht in seiner Geburtstagsrede für Ignaz Bubis diesen einen «jüdischen Deutschen» genannt. Diese Bezeichnung stellte eine Kritik des israelischen Präsidenten dar, der in Deutschland jüngst gesagt hatte, er verstehe nicht, wie Juden in diesem Lande lebten könnten.

Es kann auch geschehen, dass man selbst seine Identität unter veränderten Umständen unterschiedlich auffasst. Bei einer Rede vor der israelitischen Gemeinde in Zürich stiess ich, wie erwartet, auf heftige Reaktionen, als ich sagte, heute fühlten sie sich als tief mit Israel verbundene Juden, hätten aber nicht als solche gegen ihre schweizer Regierung protestiert, als sie deutsche Juden an der

Grenze zurückwies, weil «das Boot voll» sei. Jeder hat eine vielfältige Identität, weil er eine Vielfalt von Zugehörigkeiten hat. Das Wesentliche ist, sich dieser Vielfalt bewusst zu werden und zu ihr auf Distanz zu gehen, um das Wirken jeder Gruppe in Gegenwart und Vergangenheit kritisch zu prüfen. Als Professor sollte ich gegen den Standesdünkel der Gruppe der Hochschullehrer angehen, als Franzose ständig daran erinnern, wie ungerecht man im Namen Frankreichs die Menschen in Afrika oder in Indochina behandelt hat.

Dieses selbstkritische Erkennen und Anerkennen der Leiden anderer Zugehörigkeitsgruppen ist mir immer als die Vorbedingung jedes friedenschaffenden Engagement erschienen. Deswegen habe ich nicht selten die deutsche «Vergangenheitsbewältigung» als vorbildlich empfunden. Aber auch seit einigen Jahrzehnten die christliche, insbesondere die besonders notwendige katholische. In Deutschland ist sie nicht gerade schnell gekommen. Erst 1975 haben die deutschen Bischöfe endlich die Erklärung abgegeben, die schon längst fällig war, eine Erklärung, die dann 1995 zum 50. Jahrestag der Kapitulation wiederholt wurde:

«Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu sehr von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren liess und die zu den an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat.»

In Frankreich ist man früher schon weitergegangen. Die Zeitung *La Croix* hat einem Doktoranden die Möglichkeit gegeben, in ihrem Archiv zu arbeiten, was zum erschütternden Buch «*La*

Croix» et les Juifs von Pierre Sorlin geführt hat. Zur Zeit der Dreyfus-Affäre hat der Chefredakteur (der Priester war) für die Juden ein Statut gefordert, das inhaltlich den Nürnberger Gesetzen von 1935 entsprach. Eine andere katholische Zeitschrift hatte schlechthin das Töten von Juden empfohlen. Aber diese Art der Auseinandersetzung mit den Vergehen der eigenen Gruppe ist nicht das Wesentliche. Das Wesentliche ist der Bezug auf die Grundlage der Ethik, die dem Christentum und dem atheistischen Humanismus gemeinsam ist oder wenigstens sein sollte: Jeder Mensch hat dieselbe Würde. In diesem Sinne haben die Kirchen, vor allem die katholische, lange gebraucht, um sich zum Christentum zu bekehren. 1946 noch schrieb Kardinal Faulhaber in einem Hirtenbrief, dass es furchtbar sei, wie die Nazis Juden vergast hätten, und drückte dabei sein Erstaunen darüber aus, dass man sogar zum Christentum gekommene Juden getötet habe – die somit anscheinend einen höheren Grad der Menschenwürde erreicht hatten. 1996 wurde der katholische Bischof von Oran von algerischen Islamisten grausam ermordet. Kurz vor seinem Tod hatte er in einem autobiographischen Artikel über seine Kindheit in Algerien erzählt. Er hatte eine katholische Erziehung genossen, bei der ihm ständig die Nächstenliebe gepredigt wurde. Aber, fügte er hinzu, «ich habe niemals gehört, der Araber sei mein Nächster». Diese Erkenntnis weist auf den positiven Wandel hin.

Kritisch der eigenen Gruppe gegenüberzustehen, um die anderen gerecht betrachten und behandeln zu können – das sollte unser aller Grundeinstellung sein, jenseits jeder oft beschworenen Solidarität. Die kritikverbietende Formel «Nur nicht das eigene Nest beschmutzen» zeitigt Unverständnis und Hass. Das gilt natürlich auch heute in Bezug auf Israel, wo jüdische Selbstbezogenheit die Anerkennung der menschlichen Würde anderer immer stärker verhindert. Das gilt für die Betrachtung des Betragens der deut-

schen Bürger 1933 und später. In ihrer Eigenschaft als Deutsche. Oder als Ärzte, als Anwälte, als Journalisten. Oder als jüdische Deutsche, die das Leiden anderer Juden, deutsche oder nicht-deutsche, nicht rechtzeitig anerkannt haben. So wie wenigstens einige unter den sechs, deren unterschiedliche Schicksale John Dippel so nachfühlend, verständnisreich und aufklärend in diesem Buch darstellt.

Einleitung

Wir sind weder Deutsche noch heimatlos.

(Gabriel Riesser)

*Selbst wenn man mich von meinem deutschen Boden vertreibt,
ich bleibe deutsch, und es ändert sich nichts.* (Walther Rathenau)

Mitten in der Nacht holten sie den Oberrabbiner ab. Als sie läuteten, liess der grossgewachsene, hagere, bärtige Leo Baeck sie in seine Wohnung. Obwohl der Morgen noch nicht graute, war er bereits angezogen, als hätte er sie erwartet, als wäre er mit ihnen verabredet. Barsch teilte ihm einer der Gestapo-Männer mit: «Wir haben Befehl, Sie nach Theresienstadt zu bringen.» Der Oberrabbiner nickte, ohne die geringste Gefühlsregung zu zeigen. Dann bat er sie um ein paar Minuten, damit er noch einige Dinge in Ordnung bringen könne. Die Bitte wurde ihm gewährt.¹

Es geschah an einem unwirtlichen Januarmorgen in Berlin. Man schrieb das Jahr 1943. Während der letzten zwölf Monate hatte der Holocaust seinen mörderischsten Blutzoll gefordert: In dieser Zeit waren mehr Juden – an die 2,7 Millionen – durch die Nazis ums Leben gekommen als in allen vorangegangenen Jahren des Dritten Reiches zusammengenommen.² Über das Wesen und Ausmass der Endlösung und das, was ihm bevorstand, war der

Oberrabbiner an jenem Morgen nicht mehr ganz ahnungslos. Seit einiger Zeit wusste er, was mit den Juden geschah, die nach Osten verfrachtet wurden. In den wenigen Minuten, die man ihm bewilligte, setzte sich Baeck an seinen Schreibtisch und schrieb einen Abschiedsbrief an seine Tochter und deren Mann, die in London in Sicherheit waren. Bevor er seine Wohnung verliess, um in ein Konzentrationslager gebracht zu werden, aus dem er wohl nie mehr lebend herauskommen würde, stellte er noch eine Postüberweisung aus, um seine Gas- und Stromrechnung auf Heller und Pfennig zu begleichen.

Der Nobelpreisträger Richard Willstätter, der sich so lange starrköpfig geweigert hatte, sein Land zu verlassen, versuchte nach der «Kristallnacht» vor lauter Verzweiflung, in die Schweiz zu fliehen. Er besass weder Pass noch Visum. Es war ein Akt schieren Wahnsinns. Verzweifelt und erschöpft suchte er bei strömenden Regen am Ufer des Bodensees vergebens nach einem Boot, das ihn hinübrudern würde. Schliesslich griff ihn die Gestapo auf und verhörte den international berühmten Chemiker stundenlang. Dann liess man ihn nach München zurückkehren.⁴ Zwölf Tage später, im März 1939, erhielt Willstätter seinen Pass. Bei Basel überquerte er die Staatsgrenze des Dritten Reichs. Als er dann endlich sicher auf Schweizer Boden stand, immer noch ein Flüchtling wider Willen, war es ihm eher nach Heulen zumute denn nach Jubeln über die wiedergewonnene Freiheit.

Des Wartens auf ihre Ausreisepapiere müde, ging die Berliner Gesellschaftskolumnistin Bella Fromm zu einem Wahrsager, der ihr prophezeite, dass sie Deutschland bis spätestens September verlassen werde. Er behielt recht. Als es soweit war, liess Fromm einen Möbelwagen kommen, der ihren Hausrat für die Einschiffung nach Amerika abholte. Während viele andere Juden froh waren, mit dem, was sie auf dem Leib trugen, entkommen zu können, füllte Fromm einen viereinhalb Meter langen Container mit Stüh-

len, Vasen, Tischen, Lampen, einem Spiegel, Bildern, Schränken, Papierkörben, einem Besen und einem vollständigen Kaffee- und Teeservice.⁵ Ihre Freunde im Finanzministerium hatten ihr versichert, es werde keine Probleme geben, ihre Möbel einzuschiffen.⁶ Nachdem sie 200 Mark Bestechungsgeld gezahlt hatte, wurden ihre Umzugskisten versiegelt und auf direktem Weg zum Schiff gebracht. Am 5. September bestieg sie den Warschau-Paris-Express mit acht Koffern im Schlepptau sowie ihrem Familienschmuck.

Unterwegs, allein und weit weg von ihren einflussreichen Beschützern, wurde Bella Fromm von pöbelnden Zollbeamten in die Enge getrieben, die sie beschimpften und zwangen, ihnen ihre Ringe, Broschen und anderen Schätze auszuhändigen. Für diese Männer war sie nur eine der vielen «dreckigen Juden» auf der Flucht. Infolgedessen trug der ehemalige Liebling des diplomatischen Korps von Berlin gerade mal eben noch vier Dollar bei sich, als sie Deutschland verliess.⁷

Hans-Joachim Schoeps, der jüdische Jugendführer vom rechten Flügel, harnte aus, solange er konnte, bis die Gestapo im Sommer 1938 ausgesprochen «unangenehm» zu ihm wurde.⁸ Inzwischen wollte ihn keine Universität, kein Land mehr aufnehmen. Visa waren nicht zu kriegen. Die «Kristallnacht» jagte ihm einen gehörigen Schrecken ein, und Schoeps wandte sich an einen Beamten im Auswärtigen Amt, der veranlasste, dass er in «geheimer Mission» nach Schweden gehen konnte.⁹ Am Heiligen Abend nahm er ein Flugzeug und liess seine Eltern und viele andere ebenso patriotisch gesinnte deutsche Juden zurück, die er so beharrlich beschworen hatte, mit Hitlers «neuem Deutschland» einen gütlichen Ausgleich zu suchen.

Anfang 1938 wurde Max Warburg, Deutschlands tonangebendem jüdischen Bankier mitgeteilt, dass er nicht mehr damit rechnen könne, mit der Naziregierung Geschäfte zu machen.¹⁰ Hjalmar Schacht, der gerissene Präsident der Reichsbank, vermochte die

radikalen Kräfte in der NSDAP nicht länger abzuwehren, die die Wirtschaft von Juden gesäubert sehen wollten. Das legendäre Familienunternehmen, das Bollwerk Hamburgs, würde liquidiert oder aber arisiert werden müssen. Warburg wählte das kleinere Übel von beiden. Es wurde ihm bewilligt. In einer Abschiedsrede an seine Angestellten in jenem Frühjahr sprach er von den leitenden Grundsätzen der Bank und lobte die Treue seiner Mitarbeiter, die «das Schiff durch alle Stürme und Klippen gesteuert»¹¹ hatten. Dann wünschte er ihnen alles Gute, schüttelte jedem feierlich die Hand und schiffte sich nach Amerika ein.

Im selben Jahr, nur etwas früher schon, hatte der zionistische Redakteur Robert Weltsch erkannt, dass es «unsinnig» sei, in Berlin zu bleiben.¹² Aus seiner Liebe zur *Jüdischen Rundschau*, der Zeitung, die ihm und vielen deutschen Juden Kraft gegeben hatte, diese düsteren, schwierigen fünf Jahre durchzustehen, vermochte er keinen seelischen Halt mehr zu schöpfen. Er empfand nur noch Niedergeschlagenheit und spürte, dass er in der Falle sass.¹³ Wie lange würden ihm die Nazis noch erlauben, die Zeitung erscheinen zu lassen? Und was änderte das noch an dem Ganzen? Palästina lockte, obwohl Weltsch scharfsichtig genug war, den Juden kein Paradies dort zu verheissen – nur noch mehr Hass, Konfrontation und Blutvergiessen.¹⁴

Am Ende würde sich der zionistische Traum als noch abstossender als die trostlose deutsche Wirklichkeit erweisen. Weltsch erreichte die warmen mediterranen Gefilde, als die Nationen der Welt ihren Abscheu gegen die antisemitischen Ausschreitungen erklärten, sich aber dennoch standhaft weigerten, Juden aufzunehmen. Der hitzköpfige, idealistische Journalist, der im April 1933 assimilierte Juden beschworen hatte, den Anspruch, wie andere Deutsche zu sein, aufzugeben und sich voll Stolz symbolisch den gelben Fleck anzuheften, um ihre rassische Identität vor aller Welt

zu bekennen, empfand nun leichte Gewissensbisse. Anstatt sie täglich zu warnen, was ihnen die Nazis vielleicht noch antun könnten, hatte er ihnen Flausen über Palästina in den Kopf gesetzt. Während dieser ganzen fünf Jahre hatten sich die Juden in Deutschland nicht zur Wehr gesetzt, hatten nicht protestiert, da sie fürchteten, es würde dadurch alles nur noch schlimmer werden. Weltsch war dem nicht entgegengetreten. Allzu lange hatten sich die Juden von der wohlthuenden Beschwörungsformel «Hier kann so etwas nicht geschehen» einlullen lassen. Nun stand ihnen nach Weltschs Auffassung ein Vernichtungskrieg bevor.¹⁵ Er fragte sich, ob sie wohl noch rechtzeitig zu dieser Einsicht gelangen würden.

Diese sechs deutschen Juden – allesamt herausragende Persönlichkeiten in einer stolzen und erfolgreichen Gemeinde, die durch den Holocaust praktisch ausgelöscht wurde – blieben freiwillig in ihrer Heimat, als das Udenkbare geschah: 1933 wurde Adolf Hitler Herrscher über Deutschland. Alle sechs schlugen Möglichkeiten aus, das Land zu verlassen, als die Nazis ihre Macht festigten, indem sie die deutsche Gesellschaft nach ihrem Bilde formten und aus jenen, denen sie die Zugehörigkeit zu dieser deutschen Volksgemeinschaft absprachen – den Juden –, aus jenen treuen, «guten Deutschen» Untermenschen und eine Art von Parias machten. Alle sechs blieben im Dritten Reich, während weniger begünstigte Juden boykottiert, geschlagen und ins Gefängnis geworfen wurden. Am Ende entkamen alle sechs und entgingen, bis auf einen, den Schrecken der Lager (und auch er überlebte nur wie durch ein Wunder).

Alle überlebten, oder besser gesagt: sie waren Überlebende und dennoch Opfer. Von ihrem Lebenshintergrund unterschieden sie sich grundlegend – ein Rabbiner, ein Chemiker, eine Gesellschaftskolumnistin, ein Jugendführer, ein Bankier und ein Zeitungsredakteur –, und ihr weltanschauliches Spektrum reichte vom Zionisten bis zum Monarchisten. Von ihren Persönlichkeiten

her waren sie so unterschiedlich, dass erst die von Hass strotzende Parole vom «Judenschwein» sie zusammenzubringen vermochte, sie einem gleichen Schicksal konfrontierte. Eine Leidenschaft teilten sie indessen – eine tiefe und unverbrüchliche Vaterlands-
liebe. Wie schon ihre Vorfahren definierten sie sich mehr über ihr «Deutschtum» als über ihr Judentum, und dann, als ein reissender Strom von antisemitischem Hass um sie herumtobte, hielt diese Vaterlands-
liebe sie fest, machte sie blind und lähmte sie. Als sie endlich aus diesem Trancezustand erwachten, war es fast schon zu spät.

Leider waren sie nicht allein. Als Hitler am 30. Januar 1933 zur Macht kam, lebten etwa 525.000 Juden innerhalb der deutschen Reichsgrenzen¹⁶ – über 160.000 in der Hauptstadt Berlin.¹⁷ Zwischen 250.000 und 300.000 dieser Gemeinde wanderten bis 1939 «freiwillig» aus oder wurden dazu gezwungen.¹⁸ Aber die knappe Mehrheit von ihnen – um die 250.000 – blieb. Viele von ihnen entkamen in den letzten Monaten vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, aber einer von vier deutschen Juden (über 120.000) erkannte nicht, was die Stunde geschlagen hatte. Noch im Frühjahr 1942, einer Zeit also, wo die kalt effiziente Maschinerie der Endlösung bereits auf Hochtouren lief, versuchten sie in der Hauptstadt des Regimes, das ihre Ausrottung betrieb, weiterzuleben, so gut es eben ging.¹⁹ Die meisten von ihnen wurden schliesslich in Konzentrationslager deportiert, wo alle bis auf wenige Ausnahmen umkamen.

Somit waren diese sechs Leitfiguren der deutschen Judenheit in ihrer Entscheidung, weiter unter den Nazis zu leben, nicht atypisch, allenfalls dadurch, dass sie dem Tod entrannen. Gewiss, als herausragende Persönlichkeiten jener Gemeinschaft waren sie «Sonderfälle» – sie trugen Hoffnung und Verantwortung und waren besser informiert über das, was vor sich ging, sowohl in der

Regierung als auch in den Konzentrationslagern. Als solche waren sie tiefer verstrickt in die heraufziehende Tragödie der deutschen Juden und besser in der Lage, deren Herannahen zu bemerken und Alarm zu schlagen. Dennoch hörten sie lieber auf ihre Herzen, vertrauten eher einem unbestimmten Gefühl als ihrem Verstand und ertrugen den immer schlimmer werdenden Nazi-Alptraum, obwohl ihnen im Ausland die Türen offenstanden. Diese Entscheidung brachte sie und andere Juden, die dieselbe Wahl trafen, ins Gerede.

Warum blieben sie? Als Führungspersonlichkeiten der jüdischen Gemeinde kann man ihnen im Nachhinein Kurzsichtigkeit vorwerfen. Von ihnen freilich erhofften sich andere Juden während der 30er Jahre Orientierung in geistiger, moralischer, politischer oder praktischer Hinsicht, als sie die ständig wechselnden politischen Signale und Aktivitäten eines offensichtlich feindlichen Regimes zu durchschauen und ihre Überlebenschancen einzuschätzen versuchten. «Geduld und Ausdauer» lautete im Wesentlichen die Empfehlung, die sie von ihren Führern erhielten. Und Tausende deutscher Juden, die diese Einstellung teilten oder dazu überredet wurden, machten sich dieses Credo der Vorsicht und Behutsamkeit zu eigen. Ihre Bindungen an Deutschland erschienen ihnen zu vielschichtig, zu sehr mit Emotionen und psychologischen Zwängen behaftet, um einen klaren Schlussstrich zu ziehen. Es war, genau gesagt, ein Verhältnis, das grosse Ähnlichkeit mit einer schlechten Ehe hatte. Auf die ersten Attacken gegen sie reagierten die Juden damit, dass sie den Vorwurf der Untreue abstritten, ihre ewige Liebe und Treue beteuerten und schweigend und stoisch das Ungemach erduldeten. Verbale Drohungen und selbst Ausbrüche von Gewalt deuteten sie als momentane Exzesse, die vorbeigehen würden, wenn die Regierung wieder Vernunft annehme. Sie waren nicht typisch für das wahre Deutschland; sie konnten keine jahrhundertelange Zuneigung zunichte

machen. Gerüchte von noch schlimmerer Behandlung in der Zukunft wurden als hysterische Übertreibungen von Feiglingen abgetan, nichts dergleichen würde eintreten. Diese Mentalität herrschte unter Deutschlands Juden vor und spiegelte sich in so vielem, was ihre führenden Persönlichkeiten sagten und taten.

Es wäre jedoch irreführend, den Einfluss, den Persönlichkeiten wie Leo Baeck, Richard Willstätter, Hans-Joachim Schoeps, Bella Fromm, Max Warburg und Robert Weltsch auf die deutschen Juden ausgeübt haben mögen, zu überschätzen, und zwar aus zwei Gründen: erstens gab es die deutschen Juden als Einheit erst, als die Nazis sie mit ihrer Diffamierungskampagne schufen. Zweitens war vielleicht keine andere jüdische Gemeinschaft in Europa so dezentralisiert und diffus uneins in ihren Ansichten und ihren Parteizugehörigkeiten. Massen von zerlumpte Ostjuden aus Polen und Russland lebten zusammengepfercht in Berlin abseits von den assimilierten, hochkultivierten Professoren, Anwälten und Ärzten, die ihr Judentum nur als einen peinlichen (und nach Möglichkeit geheim gehaltenen) Anachronismus betrachteten – wie einen hoffnungslos aus der Mode gekommenen Anzug, der immer noch im Kleiderschrank hängt. Kurzum, es gab kein jüdisches Establishment, kein jüdisches Wertesystem, keinen jüdischen Führer, um den sie sich hätten scharen können.

Das interessante Faktum indes bleibt, dass in allen Bereichen des deutschen Judentums, für die diese sechs Personen repräsentativ sind – von völlig assimilierten Juden bis hin zu den Zionisten –, während der ersten Jahre der Naziherrschaft die Botschaft lautete: Ausser für die Jungen und nicht im Lande Verwurzelten sei Emigration keine Lösung; was auch geschehe, ihre Bestimmung war immer noch Deutschland, wo die Juden seit Jahrhunderten gelebt und durchgehalten hatten.

Um diese generelle Haltung zu verstehen, muss man sich aber

vor Augen halten, dass es in der vorliegenden Untersuchung um die deutschen Juden in den Jahren zwischen 1933 und 1938 geht, anders ausgedrückt: um jene Juden, die unter Hitler ihr bisheriges Leben weiterführen konnten und die in dem Augenblick, als die Nazis die Macht in Deutschland übernahmen, nicht dem Impuls nachgaben, ihre Koffer zu packen und zu fliehen. Sie befasst sich nicht mit jenen Juden, die gleich zu Beginn die Flucht ergriffen. Zu denen, die Anfang 1933 das Land verliessen, gehörten viele der renommiertesten und einflussreichsten deutschen Juden – Männer vom Kaliber eines Albert Einstein, Max Reinhardt und Herbert Marcuse, die nicht, weil sie «Jude» waren (das sollte erst später kommen), sondern wegen ihrer politischen Überzeugungen vertrieben wurden. Die politisch Andersdenkenden, nicht die «Rasse» war der Feind, auf den die Nazis zuerst losgingen. Als jene Juden aus Deutschland flohen, liessen sie eine konservative, weniger verletzbare jüdische Gemeinschaft zurück, deren Mitglieder die Idee eines *modus vivendi* mit Hitler nicht aufgeben mochten, und wenn auch nur aus praktischen Gründen: Wohin sollten sie gehen? Wovon sollten sie leben? Die Wortführer, die diesem politisch angepassteren (und patriotischeren) deutschen Judentum blieben, spiegelten seine ambivalenten Gefühle wider und artikulierten sie. Und sei es auch nur mangels einer Alternative, dies waren die Persönlichkeiten, bei denen andere Juden, die im Lauf der 30er Jahre immer stärker von Verzweiflung und Angst erfasst wurden, Orientierung und Halt suchten. Allein schon deshalb kommt den Worten und Handlungen dieser sechs prominenten Personen grösseres historisches Gewicht zu.

Auch als Individuen sind Baeck, Willstätter, Schoeps, Fromm, Weltsch und Warburg von repräsentativer Bedeutung. Zwar waren sie insofern atypisch, als sie aufgrund ihrer Führungspositionen Ansehen und einen gewissen Einfluss genossen, doch in ihrer Einschätzung der unter dem Naziregime für sie entstandenen Lage

und der ihnen noch offen stehenden Möglichkeiten erwiesen sie sich als typisch für die grosse Mehrheit der deutschen Juden. Ihre persönlichen Gründe, trotz Demütigung, Diffamierung, Arbeitsplatzverlust und Androhung von Gewalt in Hitler-Deutschland zu bleiben, entsprachen dem, was viele andere Juden dachten, fühlten und taten. Somit ermöglichen ihre Äusserungen und Aufzeichnungen einen Blick in die Seelen und Gemüter Tausender von Juden, deren Ängste und innere Kämpfe für immer der Vergessenheit anheimgefallen sind, weil kein Zeugnis davon erhalten geblieben ist.

Warum sind sie nicht einfach gegangen? Die Frage steht wie ein Vorwurf im Raum. Wie konnten die Juden in Deutschland – der Stolperdraht für die Juden in ganz Europa, die ersten, die die Wut der Nazis zu spüren bekamen – so blind, naiv und dumm sein? Wie konnten sie sich dem Glauben hingeben, in einer rassistisch definierten «Volksgemeinschaft» leben können, die von dem fanatischsten und aggressivsten antisemitischen Führer der jüngeren Geschichte regiert wurde, einem Führer, der niemals verhehlte, dass er sie so schnell wie möglich und auf jede nur denkbare Weise loswerden wolle?

Der skeptische und geringschätziige Unterton in solchen Fragen, die sich an jene deutschen Juden richten, die nicht mehr sind, ist ebenso unvermeidlich wie bedauerlich: Ob wir wollen oder nicht, wir können uns das tatsächliche Leben dieser unglücklichen Juden in den 30er Jahren einfach nicht vorstellen – wir sehen sie nicht als ganz normale Menschen, die, zerrissen von Zweifeln und widerstreitenden Gefühlen, sich nur von einem Tag zum nächsten zu hangeln versuchten, sondern immer im Lichte dessen, was ihnen später in den Feuern der Krematorien widerfuhr. Die Greuel des Holocaust sind so tief in unserem Bewusstsein verankert, dass wir nur noch das Gemetzel selbst logisch nachzuvollziehen ver-

mögen, nicht aber die Ereignisse und Bedingungen, die ihm vorausgingen. Ein halbes Jahrhundert nach der Befreiung der Konzentrationslager widersetzt sich der Holocaust noch immer einer distanzierenden historiographischen Betrachtung, ist er noch immer gegenwärtig. Er geht uns nicht aus dem Kopf, macht uns befangen und verstellt uns dadurch den Blick.

Bei diesem verzerrten Blickwinkel bleibt als erstes die Epoche der deutschen Geschichte, die zu Auschwitz führte, auf der Strecke. Wir können sie heute nur betrachten wie einer, der vor einem Sonnenuntergang steht und in dessen blendendem Licht nur mit grösster Mühe den Horizont erkennen kann. Das Leben der jüdischen Männer, Frauen und Kinder während der Jahre zwischen 1933 und 1938 bleibt den meisten Leuten, die keine persönliche Verbindung zu ihnen haben, so fern und unbegreiflich wie der Alltag eines Japaners, der zufällig im August 1945 in Hiroshima lebte. Was unsere Welt von der ihren trennt, ist die Erfahrung des Grauens. Sie ist ein gähnender, kalter Abgrund. Wie die israelische Historikerin Leni Yahil treffend bemerkte: «Die Kluft zwischen dem, was die jüdischen Führer damals wussten, und dem, was wir heute wissen, ist so bodenlos wie die Hölle, in die die Juden während der Hitler-Zeit geworfen wurden.»²¹

In diesen Abgrund haben die Kritiker anstelle von Verständnis Vorwürfe gehäuft, und die Beschuldigten verteidigten sich entsprechend vehement: Wer hätte denn vorhersehen können, was dann kam? Wie könne man denn erwarten, dass die Juden weitblickender waren als ihre nicht jüdischen Landsleute oder in diesem Fall irgend jemand sonst? Welche echten Alternativen hatten denn die Juden schon? Die Verteidiger der deutschen Juden haben deren Machtlosigkeit auf die Passivität unter der Nazi-Faust zurückgeführt. Für ihre Kurzsichtigkeit haben sie die Schwankungen in der nationalsozialistischen Judenpolitik während der 30er Jahre verantwortlich gemacht – zweifellos führte kein klarer, ge-

nau markierter Weg unmissverständlich nach Auschwitz. Die Tatsache, dass sich die Juden Möglichkeiten zur Flucht entgehen liessen, wurde mit vielen Gründen gerechtfertigt: Familienbande, ein gut bezahlter Job, das Gefühl, unantastbar zu sein. («Sie würden es nicht wagen, mich anzufassen»), Unzulänglichkeit («Wer hatte schon das Geld und die Aussichten, sich im Ausland ein neues Leben aufzubauen?»), historische Perspektive («Wir Juden haben das doch alles schon hinter uns»), fortgeschrittenes Alter (die deutschen Juden waren eine überalterte und langsam zusammenschrumpfende Gemeinschaft), und am allermeisten: Vaterlandsliebe. Und gegen den Vorwurf der Untätigkeit haben sie auf die Einwanderungshindernisse verwiesen, die rasch in der ganzen Welt aufgetürmt wurden, um unerwünschte Flüchtlinge fernzuhalten. Juden, die das Land um jeden Preis verlassen wollten, konnten nirgendwohin, fanden keinen Zufluchtsort, an dem man sie willkommen hiess.

Wenn auch an all diesen Antworten etwas Wahres daran ist, so sind sie doch eher Rationalisierungen im Nachhinein als wirkliche Erklärungen. Ja, es gab für die Vereinigten Staaten und andere Länder tatsächlich strenge Einreisebeschränkungen, aber wurden Deutschlands Juden vor 1938 wirklich durch sie am Auswandern gehindert? Wie zu zeigen sein wird, spricht alles dafür, dass die Juden diese Hindernisse in grösserer Zahl hätten umgehen können, wenn sie gewillt gewesen wären, Deutschland um jeden Preis zu verlassen, wenn sie ihre verzweifelte Notlage früher erkannt hätten. Aber das hatten sie nicht. Schliesslich war Deutschland trotz alledem immer noch ihre Heimat. Und trotz fast allem, was geschah, waren sie bereit zu bleiben.

Seit über sechzehn Jahrhunderten hatten Juden bereits in Deutschland gelebt und während der Aufklärung eine Emanzipation erfahren. Seitdem waren sie in vielen Berufen in höchste Positionen aufgestiegen, waren Mischehen mit Nichtjuden einge-

gangen, von Goethe ebenso angetan wie von Heine, von Wagner nicht weniger als von Mozart, und hatten sich inzwischen an die bürgerliche Gesellschaft assimiliert, so sehr, dass sie ihre Bindung an jüdische Tradition, Lebensgewohnheiten und Identität verloren. Mehr als anderswo auf der Welt fühlten sich die Juden in Deutschland zu Hause, akkulturiert, als Teil seiner Geschichte und Nutzniesser seines Wohlstandes; ja, sie schwammen auf der Welle des Fortschritts ganz oben, gaben in einem gewissen Sinn den Ton an. Der Antisemitismus, dem sie sich in Abständen immer wieder ausgesetzt sahen, schien einer fernen Vergangenheit anzugehören. Wie konnte man also von diesen Juden erwarten, dass sie so ohne Weiteres freiwillig in die Verbannung gingen?

Kurz, die jüdischen Bindungen an Deutschland waren tief und gefühlsbeladen. *Deutscher als die Deutschen*, so heisst es. Im Unterschied zu den Juden in vielen anderen Ländern – besonders in Osteuropa und der Sowjetunion – lebten sie nicht in einem verwirrenden Zwiespalt zwischen ihrer ethnisch-religiösen Identität und ihrer Loyalität zu dem Land, dessen Bürger sie waren, und entwickelten keine geheime Leidenschaft für Theodor Herzls Traum von einer jüdischen Heimstätte in den unfruchtbaren fernen Wüsten Palästinas. So überrascht es denn auch nicht, dass das erste Donnerrollen des Nationalsozialismus, das in den 30er Jahren zu einem Gewittersturm von Hass anschwell, sie nicht Hals über Kopf zur nächsten Landesgrenze trieb. Es gab zu vieles, was zuerst überwunden sein wollte: Verwurzeltheit, Selbstzufriedenheit, Ungläubigkeit, Bequemlichkeit, Naivität, Wunschenken und auch Opportunismus. (Einigen Juden, besonders jenen im Rüstungsgeschäft, ging es unter einem wiederaufstrebenden Nazi-Deutschland ausgezeichnet.) Alle diese Faktoren spielten eine Rolle. Aber auch die Geschichte, die Sprache, die Kunst, die Musik und der Patriotismus. Wie anders soll man sich Richard Will-

statters barsche Antwort erklären, als ihn Chaim Weizmanns beschwor, sein Münchener Zuhause zu verlassen: «Man verlässt doch auch seine Mutter nicht, selbst wenn sie sich schlecht benimmt»?²² Versetzt man sich in jene Zeit zurück und versucht, die Wahlmöglichkeiten, die sich den deutschen Juden der 1930er Jahre aufgrund ihres beschränkten und nicht besonders weitsichtigen Standpunkts boten, abzuwägen, dann gelangt man leicht zu der passenderen Frage: «Warum hätten sie eigentlich gehen sollen?» Warum Freunde und Familie, ein behagliches Heim, einen gutbezahlten Arbeitsplatz, eine hochgeschätzte Kultur – kurz: ein köstliches Gefühl echter Zugehörigkeit – aufgeben für ein unbekanntes Land, eine fremde Sprache, Arbeitslosigkeit, Isolation, Mühsal und Verzweiflung? So gesehen, stellt sich das Dilemma der deutschen Juden verwirrend komplex dar. Man wird etwas vorsichtiger mit seinem Urteil.

Zwischen den eindeutigeren, unter dem Eindruck des Holocaust eingenommenen Positionen tobt die Debatte indessen unvermindert weiter: Die Attacken gegen das deutsche Judentum (und dessen Führer), die ausnahmslos von jüdischer Seite ausgehen, versuchen, die an den deutschen Juden bemerkte Unschlüssigkeit, Anpassung und Untätigkeit zumindest teilweise für den Massenmord verantwortlich zu machen, der dann später die Juden in ganz Europa dezimierte. Wie Bruno Bettelheim in *The Informed Heart* resümierte: «Man fragt sich, ob die Vorstellung, dass sich Millionen von Juden ... der Ausrottung fügen würden, nicht auch aus der Erkenntnis resultierte, dass sie so viel Erniedrigung hinnahmen, ohne sich zur Wehr zu setzen. Die Verfolgung der Juden wurde immer schlimmer, langsam, Schritt für Schritt, als sich noch immer kein heftiger Widerstand regte.»²³

Auf der anderen Seite haben jene Position bezogen – auch sie vornehmlich Juden –, die diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen wollten und darlegten, dass die deutschen Juden wenig Alter-

nativen hatten und das Beste aus dem machten, was sich als ein immer aussichtsloseres Dilemma erwies. Vor allem nahmen sie daran Anstoss, dass man dem Opfer die Schuld zuweist.

Daneben findet eine weitgehend nicht offen ausgetragene Debatte statt: Welche Rolle nehmen die Juden in der Welt ein? Mehr als die meisten anderen Ländern bot das Deutschland vor Hitler den Juden ein Zufluchtsstätte in der Diaspora. Es stellte den Triumph der Assimilation dar. Von ihrem hohen Ross blickten die deutschen Juden auf die Not weniger glücklicher Glaubensgenoss(inn)en anderswo, betrachteten sie mit Mitleid, aber zweifellos ohne Neid- oder Schuldgefühle. *Sie* – die guten Bürger – waren diejenigen, die man bewunderte und denen man nacheiferte. Der Zionismus und sein Aufruf zu einer Rückkehr zu den jüdischen Wurzeln fand deshalb auf deutschem Boden nur wenige Anhänger – bis ihnen die Nazis das Wort *Jude* einhämmerten. In den Augen der Gegner der Assimilation war die Erfahrung der deutschen Juden unter Hitler eine Lektion, für die sie Lehrgeld bezahlen mussten: Die grosse Lüge von Emanzipation, von Gleichheit, von ethnischer Toleranz wurde auf brutale Weise entlarvt. Hinterher konnten sich Juden unter Nichtjuden nie wieder richtig heimisch fühlen. In diesem Sinn geht es hier ebenso sehr um die jüdische Zukunft wie um die jüdische Vergangenheit. Tatsächlich ist inmitten des Wirbels von Angriff und Gegenangriff weitgehend unbeachtet geblieben, wie die jüdische Vergangenheit in Deutschland *tatsächlich* ausgesehen hat. Stattdessen haben beide Seiten eine Karikatur von deutschen Juden entworfen, die ihren eigenen schönrednerischen Zwecken entspricht, festzulegen, wie sich Juden hinfert benehmen sollen. Die tatsächlichen Wahlmöglichkeiten, die die deutschen Juden in den 30er Jahren hatten, werden bei dieser obsessiven Beschäftigung mit der Frage, wie sie der unvermeidlichen Endgültigkeit der Todeslager gegenübertraten,

schlichtweg übersehen. Oder mit den Worten des israelischen Historikers Otto Dov Kulka:

«Die Beschreibung von jüdischer Gesellschaft und Führung während der ganzen Nazi-Herrschaft beschränkt sich ausschliesslich darauf, die Positionen zu beurteilen, die in Situationen eingenommen wurden, in denen Entscheidungen kategorisch irreversibel und endgültig waren, nämlich jene während der Zeit der Massendeportationen und der Massenvernichtung. Es gibt nur die Kategorien ‚Kollaboration‘ gegen ‚Widerstand‘ oder Teilnahme am Ausrottungsprozess‘ gegen ‚Aufstands- und Rettungsversuche«. ²⁴

Bei diesem ganzen Durcheinander gibt es im deutschen Judentum nur wenige Überlebende, die in seinem Namen sprechen könnten. Von einer pulsierenden Gemeinschaft von über einer halben Million sind heute nur mehr 60.000 übriggeblieben. ²⁵ Viele dieser Juden haben ihre Wurzeln im Ausland und nur wenig Erinnerungen an ihre Vorfahren in Deutschland. Die Diskussion über das, was die deutschen Juden vor mehr als einem halben Jahrhundert hätten tun sollen, tobt über einem umgestürzten und zerbrochenen Grabstein. Jene jüdischen Zeugnisse, die den Holocaust tatsächlich überstanden, sind verständlicherweise voller Selbstrechtfertigungen («Niemand hatte sich vorstellen können, dass dies geschehen würde») oder aber parteiische Erinnerungen des Selbstschutzes. Schriftliche Aufzeichnungen aus den 1930er Jahren gibt es kaum. Die Juden lebten in der Angst um ihr Leben und ergriffen nur selten die Gelegenheit, ihre geheimsten Gedanken zu Papier zu bringen. Diejenigen, die weggingen, forderten in der Regel das Schicksal nicht heraus, indem sie ein Tagebuch oder einen Paken Briefe mitnahmen. Und jene, die dablieben, kamen allzu oft ums Leben, ohne eine Spur hinterlassen zu haben.

Überschattet von den Todeslagern, in die Unsterblichkeit eingegangen durch die grausigen Fakten ihrer Ausrottung, sind die

Juden in Nazi-Deutschland somit lediglich zum Gegenstand der Verachtung oder der Verherrlichung geworden (weil sie ihr Schicksal tapfer erduldeten), aber kaum zum Gegenstand nüchternen Verstehens. In seiner eindrucksvollen Studie *The Holocaust in History* [Der Holocaust in der Geschichte], hat Michael R. Marrus auf diesen Aspekt hingewiesen, als er von den «Zuschauern» in Europa und den Vereinigten Staaten sprach, die den Holocaust geschehen liessen, aber seine Beobachtungen lassen sich auch auf die vorliegende Untersuchung über das deutsche Judentum beziehen:

«Der Historiker unterliegt der grossen Gefahr, auf seinen Forschungsgegenstand die Massstäbe, die Wertvorstellungen und den Blickwinkel der Gegenwart anzuwenden, anstatt jene der in Frage stehenden Epoche. Wir glauben, dass die Leute anders hätten handeln sollen, und wir machen uns daran zu zeigen, dass sie es nicht taten.

Einfacher ausgedrückt, besteht in der Geschichtsschreibung über die Zuschauer des Holocaust eine starke Tendenz, lieber zu verdammen als zu erklären. Und solange die Meinungen auseinandergehen, inwieweit Historiker selbst Urteile fällen sollten, schlage ich vor, dass wir noch viel gezielter versuchen, das Verhalten und das Tun (oder die Untätigkeit) der Zuschauer zu begreifen, indem wir uns gewissenhaft bemühen, uns in deren Denken und Fühlen hineinzusetzen.»²⁶

Diesen Rat nahm ich mir zu Herzen, als ich das vorliegende Buch recherchierte und schrieb. Das Vehikel, das ich wählte, um in diese nunmehr versunkene Welt des deutschen Judentums einzudringen und sie zu erforschen, ohne verurteilen oder verteidigen zu wollen, sind die auf uns gekommenen Aufzeichnungen der Worte, Überzeugungen und Taten dieser sechs so ungleichen, aber in ihrer Gesamtheit repräsentativen Persönlichkeiten. Über ihre individuellen Besonderheiten hoffte ich einen Zugang zu der

jüdischen Wirklichkeit und Reaktion unter der Naziherrschaft zwischen den Jahren 1933 und 1938 zu finden. Unvermeidlicherweise habe ich die Verhaltensweisen und Denkmuster, die in jedem dieser Individuen zum Vorschein kamen, extrapoliert, um sie auf die Gemeinschaft als Ganzes anzuwenden. Lassen sich viele Gemeinsamkeiten entdecken, so kann man vielleicht billigerweise daraus schliessen, dass ihr Handeln und Reagieren verlässlich für viele andere deutsche Juden sprechen, und einige Verallgemeinerungsversuche über *ihr* Leben unter Hitler anstellen. Wenn jedoch diese sechs Individuen eine grosse Vielfalt an Antworten auf Nazi-Unterdrückung vor der «Kristallnacht» aufweisen, dann sollte man fairerweise zu dem Schluss gelangen, dass es irreführend ist, sich die deutschen Juden nach Januar 1933 als eine Einheit vorzustellen; ihre verschiedenen Lebensentwürfe, ihre unterschiedlichen Auffassungen über ihren Standort in der deutschen Gesellschaft und ihre Schicksale taugen nicht zu kategorialer Analyse.

Warum also gerade diese sechs? Neben ihrer Prominenz, ihrer unterschiedlichen beruflichen Verankerung und einer grossen Bandbreite an persönlichen Einstellungen sowohl gegenüber dem Judentum als auch dem Judesein (bei meiner Auswahl habe ich lediglich orthodoxe Juden – eine winzige Minderheit – und Ostjuden weggelassen, weil deren Bindungen an Deutschland weithin ephemere waren, obwohl der in der Tschechei geborene Weltisch eigentlich zu ihnen gehörte), haben diese jüdischen Persönlichkeiten mehrere Züge gemeinsam, die sie für die vorliegende Studie geeignet erscheinen lassen. Erstens blieben sie alle, wie ich schon erwähnt habe, freiwillig im Dritten Reich, obwohl sie Mittel und Möglichkeiten zur Flucht hatten. Somit lassen sie sich nicht ohne Weiteres als hilflose Opfer der Umstände bezeichnen. Zweitens starb keiner von ihnen in den Lagern. Daher läuft man weniger Gefahr, sie nur als Opfer der Nazis zu betrachten, die eher betrauert als zum Thema kritischer Untersuchung gemacht wer-

den sollten. Sie überlebten, aber sie überlebten von innen. Drittens hinterliess jeder dieser sechs deutschen Juden zumindest in Fragmenten Aufzeichnungen dessen, was er während dieser schicksalhaften Jahre 1933 bis 1938 dachte und tat. Hierin stellen sie wirklich eine Ausnahme dar. Auch wenn ihre schriftlichen Vermächtnisse bedauerlicherweise unvollständig sind (aufgrund von Selbstzensur, überstürzter Abreise, Konfiszierung durch die Nazis oder fortdauernder Familiendiskretion), ragen sie als einige der wenigen noch vorhandenen, verhältnismässig umfangreichen persönlichen Aufzeichnungen deutscher Juden heraus, die während der Vorkriegsnazizeit verfasst wurden. Diese persönlichen Aufzeichnungen sind – bis auf die von Bella Fromm und Richard Willstätter – durch Dokumente ergänzt worden, die von der Tätigkeit dieser Personen in jüdischen Organisationen Deutschlands Zeugnis ablegen: die Leo Baecks für die *Reichsvertretung der deutschen Juden*, die Robert Weltschs für die zionistische Zeitung *Jüdische Rundschau*, die Max Warburgs für den *Hilfsverein der deutschen Juden*, und die Hans-Joachim Schoeps' für die von ihm gegründete rechtskonservative Studentengruppe *Deutscher Vortrupp*. Im Unterschied zu den meisten persönlichen Aufzeichnungen haben sich die Dokumente deutsch-jüdischer Organisationen dank ihrer grösseren Verbreitung weitgehend erhalten.

Ich habe mich absichtlich auf diesen kurzen Überblick über primäre, zeitgenössische Quellen beschränkt: Das Material, das ich heranzog, bestand hauptsächlich aus schriftlichen Dokumenten, die vor 1939 entstanden. Mit anderen Worten: ich konzentrierte mich bei meinen Recherchen auf Dokumente, deren Verfasser vom Holocaust noch nichts wussten. Während der 30er Jahre entstanden, sind diese Aufzeichnungen deutscher Juden durch keinerlei Schuldgefühle, Selbststilisierungen oder Empfindungen des

Bedauerns gefärbt. Ihre Grenzen als historische Quellen sind die Grenzen der Menschen, die sie in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick aufschrieben. In dieser Hinsicht ähneln sie mehr kurzen Eintragungen in einem Notiz- oder Tagebuch als einer distanzierten historischen Analyse. Aber ich hoffe, sie erweisen sich als eine geeignete Grundlage für die vorliegende Untersuchung.

Noch unter einem anderen Aspekt ist bei diesen Quellen eine gewisse Vorsicht geboten, was zu Beginn deutlich gemacht werden sollte. Zum einen wurden besagte Briefe und öffentliche Erklärungen in einem totalitären Staat geschrieben bzw. abgegeben, unter dem wachsamen Auge eines Regimes, das unbarmherzig darauf bedacht war, jede Art von Opposition gegenüber seiner Politik zu zerschlagen. Daher konnten die herangezogenen Stellungnahmen nur insoweit offen und aufrichtig sein, wie ihre Autoren sich sicher fühlten. Zum zweiten sind die meisten der den Forschern zugänglichen Dokumente deutscher Juden aus jener Zeit öffentlicher Natur und drücken Ansichten aus, die mit dem, was ihre Verfasser tatsächlich empfanden oder glaubten, nicht unbedingt übereinstimmen müssen. In Nazideutschland behielt man private Meinungen zumeist besser für sich, besonders wenn man Jude oder kein glühender Nazi war. Aus diesem Grunde wird der Leser hier Aufzeichnungen von Persönlichkeiten finden, die in der Öffentlichkeit standen, und somit keine tiefen psychologischen Einblicke in ihre Motive oder ihre innersten Hoffnungen und Ängste.

Ich sollte hier noch hinzufügen, dass eine der vollständigsten und wertvollsten Quellen über jüdisches Leben während der 30er Jahre die jüdische Presse ist, was wie ein Paradox anmutet. Aber tatsächlich florierten die jüdischen Zeitungen unter der Nazi-Herrschaft bis 1939. Oberflächlich betrachtet, erscheint diese Situation reichlich bizarr: das massiv unterdrückerische, virulent

antisemitische Regime belästigte oder verbot nicht die gedruckte Stimme seines geschworenen Feindes, der Juden. Es erlaubte in der Tat jüdischen Zeitungen und Zeitschriften ebenso wie jüdischen Buchverlagen, eine Flut von Schriften über jüdische Werte, Hoffnungen, Belange, Drangsal, Gedanken und Gemeindetätigkeiten in einem immer grösser werdenden Kreis von Juden (und sogar Nichtjuden) zu verbreiten, deren einzige offiziell genehmigte Informationsquelle ansonsten die Organe der Nazi-propaganda waren. Aber bei genauerem Nachdenken passt dieser scheinbare Widerspruch durchaus in die verquere Logik der Nazis: als «Nicht-Arier», Leute also, die nicht in die *Volksgemeinschaft* aufgenommen werden konnten, sollten Juden nicht in das Wertesystem oder den Lebensstil der Nazis gezwungen werden. Rassische Diffamierung und Trennung standen auf der Tagesordnung (zumindest bis Ende 1938), und innerhalb ihres Bereichs konnten die Juden ihren eigenen kulturellen und sportlichen Aktivitäten sowie ihren religiösen Gebräuchen nachgehen und sich schriftlich äussern. Natürlich hatte diese Freiheit der Meinungsäusserung in Nazi-Deutschland viele Haken, und sowohl die Autoren als auch die Herausgeber befreilichigten sich grosser Zurückhaltung; sie mussten «Nachrichten auswählen, die für den Druck geeignet waren» oder aber sie liefen Gefahr, mundtot gemacht zu werden.²⁷ Dennoch sind die Berichte und Kommentare, die von den Nazi-Zensoren toleriert wurden, eine unschätzbare Quelle für jeden Historiker, der sich mit jüdischen Führungspersonlichkeiten und dem Leben der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland befasst.

In dem halben Jahrhundert, seitdem das volle Ausmass des Holocaust einer fassungslosen Weltöffentlichkeit enthüllt wurde, haben deutsche Juden zusammen mit den Resten des europäischen Judentums eine Art statistischer Apotheose durchgemacht. Die Zahl der Menschen, die in den Lagern vergast wurden, ist so ent-

setzlich gross, dass das Schicksal von Einzelpersonen zur Trivialität verblasst. Darüber hinaus haben die vereinten Bemühungen von Juden und Nichtjuden, den Holocaust unserem kulturellen Gedächtnis einzuprägen, eine derartige Konzentration auf seine Opfer – und deren Folterknechte – zur Folge, dass alles, was wir heute über die europäischen Juden wissen oder vielleicht wissen können, darin besteht, wie und in welcher Zahl sie umkamen. Das Leben der Juden vor ihrem Tod ist dadurch merkwürdig nebensächlich geworden. Um dieser numerischen Entpersonalisierung und morbiden Fixierung entgegenzuwirken, habe ich versucht, die Alltagsrealität einer Handvoll deutscher Juden wieder lebendig werden zu lassen.

Das ist notwendigerweise mit Problemen verbunden. Unsere Sympathien mit den deutschen Juden als Opfern fügen sich nicht so ohne Weiteres einem Verständnis von ihnen als Menschen wie du und ich, hin- und hergeworfen im Auf und Ab des Lebens, behaftet mit Schwächen und Fehlern, Menschen, die selbst unter den widrigen Umständen noch ein gewisses Mass an Glück und Erfolg aus ihrem Umfeld zu erhaschen trachteten. Dass wir diese Juden ratlos, hoffnungsvoll, verwirrt und sogar kalt kalkulierend vor einer sich zuziehenden Nazi-Schlinge finden, vertieft nicht gerade unser Verständnis von menschlicher Schwäche. Und doch waren es diese sehr schwankenden Stimmungen – der israelische Autor Ahron Appelfeld hat sie in seinen Romanen so treffend festgehalten –, die die deutschen Juden beherrschten, als die 30er Jahre ihren Lauf nahmen.

Ein paar Jahre, bevor er Selbstmord beging, griff der italienische Jude Primo Levi in einem Aufsatz mit dem Titel «Jenseits des Urteils», erschienen in der *New York Review of Books*, eine jener bohrenden Fragen auf, die europäischen Juden so oft gestellt werden. Auch er ging von dem Unverständnis jener aus, die dem Holocaust entkamen – ihrem Unvermögen, das Handeln (oder

Nicht-Handeln) jener, die ihm zum Opfer fielen, zu begreifen. Obwohl Levi hauptsächlich über seine eigenen Erfahrungen in den Lagern und die Schwierigkeit, ihnen zu entkommen, schrieb, erwähnte er doch auch, dass die deutschen Juden bis zuletzt an der Möglichkeit eines Holocaust zweifelten, was sie vom Verlassen des Landes abhielt. Bürgerlich in ihrem Habitus, beurteilten sie das, was um sie herum vorging, nach den Gesetzen herkömmlicher Logik. Ihr Versäumnis, rechtzeitig das Land zu verlassen, hatte nach Levis Ansicht primär darin seinen Grund, dass sie nicht zu begreifen, sich nicht vorzustellen vermochten, dass die Welt auf den Kopf gestellt war. Es war, als wären die Gesetze der Physik plötzlich ausser Kraft gesetzt und Gegenstände, die man losliess, nach oben stiegen, anstatt auf den Boden zu fallen. Um seine These zu untermauern, zitierte Levi aus einem Gedicht, das ein hintsinniger, nichtjüdischer Bayer namens Christian Morgenstern im Jahre 1910 schrieb. Genau die Mentalität, die in diesen Versen so frappant eingefangen wurde, ist es, die wir zu ergründen suchen müssen, wenn wir über den kalten und (für uns) leblosen Boden der 30er Jahre zurückgehen. Hier also Morgensterns Gedicht «Die unmögliche Tatsache» in voller Länge:

Palmström, etwas schon an Jahren,
Wird an einer Strassenbeuge
Und von einem Kraftfahrzeuge überfahren.

«Wie war» (spricht er, sich erhebend
Und entschlossen weiterlebend)
«Möglich, wie dies Unglück, ja Dass es überhaupt geschah?

Ist die Staatskunst anzuklagen In Bezug auf Kraftfahrwagen?

Gab die Polizeivorschrift
Hier dem Fahrer freie Trift?
Oder war vielmehr verboten,
Hier Lebendige zu Toten
Umzuwandeln, – kurz und schlicht:
Durfte hier der Kutscher nicht –?»

Eingehüllt in feuchte Tücher,
Prüft er die Gesetzesbücher
Und ist alsobald im Klaren:
Wagen durften dort nicht fahren!

Und er kommt zu dem Ergebnis: «Nur ein Traum war das Erlebnis. Weil», so schliesst er messerscharf, «Nicht sein *kann*, was nicht sein *darf*». ²⁸

Zu guter Letzt sollte dieser Versuch, die Lebensläufe von sechs deutschen Juden während der Zeit von 1933 bis 1938 zu rekonstruieren, mehr bewirken, als ihren Handlungsweisen eine gewisse, den Umständen entsprechende Normalität zuzuerkennen und zu einem Verständnis ihrer Worte und ihres Verhaltens wie zu dem ihrer Mitbrüder beizutragen. Wichtiger ist, dass dieses Buch, so hoffe ich, eine grosse Lücke in unserer historischen Auseinandersetzung mit dem Holocaust schliesst. Wie Lucy Dawidowicz in ihrer Seminararbeit *The War against the Jews, 1933-1945 [Der Krieg gegen die Juden, 1933-1945]* dargelegt hat, wirft der Mord der Nazis an den Juden drei grundlegende Kategorien von Fragen auf: Fragen über die Nazis, ihre Motive und politischen Zielsetzungen; Fragen über die Reaktionen der Weltöffentlichkeit auf die Verfolgung und systematische Ausrottung der Juden durch die Nazis; und Fragen über die Juden selbst, ihre Rolle als Mitbürger in und Opfer von Hitler-Deutschland. ²⁹ Viel ist geschrie-

ben worden über die beiden ersten Kategorien von Fragen. Vieles muss jedoch noch geschrieben werden über die dritte, denn das herzerreissende Dilemma, in das die deutschen Juden gerieten, ist uns gleichzeitig zu nahe und zu fern. Es ist nun an der Zeit, die deutschen Juden vor unserer eigenen Voreingenommenheit und unseren Unzulänglichkeiten zu retten und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

1

Vorgeschichte

Alle sechs waren Kinder eines aufgeklärten deutschen Reichs, geboren in einer Zeit jüdischer Emanzipation und sozialer Mobilität. In den zweiundvierzig Jahren, die zwischen der Geburt des ältesten – Max Warburg 1867 – und des jüngsten – Hans-Joachim Schoeps 1909 – lagen, stiegen Deutschlands Juden von Bürgern zweiter Klasse, denen man das Recht auf freie Religionsausübung verweigerte, die von vielen Berufen ausgeschlossen und wie Parias behandelt wurden, zu einem Status der Gleichberechtigung und Anerkennung auf, von dem viele Juden in anderen Teilen der Welt nur träumen konnten. Sie wuchsen auf in einer Zeit, in der die komplizierte deutsch-jüdische Symbiose so eng wie nie zuvor und nie nachher wurde, da die Bestrebungen und Anschauungen der Juden und ihrer deutschen Landsleute miteinander verschmolzen, als das kaiserliche Deutschland selbst ein moderner Staat wurde. Sie waren Kinder eines für jüdische Verhältnisse goldenen Zeitalters, das nur hier und da durch vereinzelte Ausbrüche eines Antisemitismus überschattet wurde, der mehr der Nachhall eines älteren, untergehenden Deutschlands zu sein schien als der Vorbote eines Holocaust.

Im selben Jahr, als Max Warburg, der zweite Sohn eines bedeutenden Hamburger Bankiers, geboren wurde, war Otto von Bis-

marck seinem Ziel, ein zweites deutsches Kaiserreich zu schmieden, durch den Zusammenschluss der norddeutschen Staaten im Norddeutschen Bund einen Riesenschritt nähergekommen. Als der junge Max zwei Jahre später in dem neuen bescheidenen Domizil seiner Familie an der Ferdinandstrasse seine ersten Laufversuche unternahm, unterzeichnete Kaiser Wilhelm eine Proklamation, die den Deutschen aller Glaubensrichtungen die gleichen bürgerlichen Rechte und das gleiche Wahlrecht gewährte. Diese Erklärung öffnete den Juden die Türen zu politischen Ämtern und dem Staatsdienst, die ihnen zuvor verschlossen gewesen waren.

Zu der Zeit, als Richard Willstätter und Leo Baeck geboren wurden, also 1872 bzw. 1873, waren diese Rechte bereits in aller Form in der Verfassung des eben flügge gewordenen zweiten deutschen Kaiserreichs verankert. Unter der Führung Preussens hatte die genannte Vereinigung der protestantischen Länder Norddeutschlands 1871 einen überwältigenden Sieg über die Franzosen errungen, Wilhelm im Schloss von Versailles zum Kaiser gekrönt und sonnte sich nun im Glanze eines spät zu Tage tretenden Nationalismus.

Dankbar für ihren sozialen Aufstieg in diesem neuen Reich, machten sich die Juden die liberaldemokratischen Werte zu eigen, auf denen es scheinbar gründete, und unterstützten politisch weitgehend die Nationalliberale Partei, die am fleissigsten für diese Rechte gekämpft hatte. Aus einer Studie geht hervor, dass an die 90% der jüdischen Wähler nach 1870 liberale oder fortschrittliche Parteien unterstützten.¹ Als sich das Tempo der Assimilation mit der deutschen Gesellschaft beschleunigte, verschmolz die Aufgeschlossenheit der Juden für die neuen Bürgerrechte und die damit verbundenen ökonomischen Möglichkeiten ohne Weiteres mit einem konservativeren Patriotismus. Wie ihre nicht jüdischen Freunde und Nachbarn standen die Juden des zweiten Kaiserreichs in ihrer überwältigenden Mehrheit hinter den politischen

Zielsetzungen und gesellschaftlichen Normen eines expansiven Obrigkeitsstaates.

Aufgewachsen in Karlsruhe, der Hauptstadt des Grossherzogtums Baden, freute sich Willstätter immer darauf, während des abendlichen Spaziergangs mit seiner Mutter durch den Schlossgarten vielleicht dem liberal gesinnten Grossherzog zu begegnen.² Schon als Junge fasziniert von königlichem Prunk und Zeremoniell, sollte er sein Leben lang Monarchist bleiben.

Spät erst wurde Deutschlands Juden die Emanzipation zuteil. Jahrhundertlang waren sie in städtische Ghettos eingesperrt, gemieden und verachtet worden und somit begrüßten sie, aus Gewohnheit misstrauisch und furchtsam, ihre erlangte Gleichstellung mit einer gewissen Nervosität. Dies war ein geschenkter Gaul, den sie aufmerksam würden beobachten müssen. Aufgrund dieser immer noch vorhandenen Unsicherheit neigten die Juden in Bismarck-Deutschland eher dazu, jene Rechte auszubauen und zu verteidigen, die sie bereits errungen hatten (oder vielmehr, die von Nichtjuden für sie errungen worden waren) als weitere mit Nachdruck einzufordern. Die Schranken, die bestehen blieben und die Juden noch immer von vielen Regierungsämtern oder den Einladungen in die Häuser der Berliner Elite ausschlossen, *waren* beunruhigend und nährten durchaus Zweifel daran, ob die Deutschen die Juden wirklich so liebten, wie die Juden Deutschland liebten.

Dennoch wurden diese noch verbleibenden Hindernisse zu- meist ignoriert, weil die meisten deutschen Juden fleissig ihre jüngst erworbene Freiheit genossen, Ärzte und Rechtsanwälte werden, an Universitäten lehren und Kaufhäuser und Fabriken besitzen zu dürfen. Wenn, wie der Dichter Heinrich Heine schon um die Jahrhundertmitte erkannt hatte, der Verzicht auf die jüdische Religion der Preis für die Eintrittskarte in das gesellschaftliche

und wirtschaftliche Leben Deutschlands war (er trat zum Protestantismus über, um eine Stelle im Staatsdienst zu ergattern), dann warfen die Juden im Kaiserreich ihre religiösen Überzeugungen und Bräuche noch bereitwilliger über Bord, in einer Zeit, da solche Riten und Anschauungen als atavistisch und als Hindernis auf dem Weg weiterer Assimilation galten.

Wenn das Judentum fortan keinen Grund zur Verweigerung gleicher Rechte bedeutete, so hatte es auch keine kompensierende Funktion mehr. Praktizierender Jude zu sein brachte jetzt im Wesentlichen nur noch immateriellen Lohn ein, und in der Masse, wie die Juden durch ihren Glauben als Fremdkörper abgestempelt wurden, erwies er sich als Hemmschuh – zwang sie in die Rolle des Zuschauers und Aussenseiters – und versagte ihnen den attraktiveren Part auf materiellem Gebiet. So überrascht es nicht, dass viele Juden in ihrer Religionsausübung nachlässig wurden. Ihr offenkundiges Judesein, ihr Judentum gehörte in ihren Augen einer rasch zu Ende gehenden Epoche an. Gemäss diesem Zeitgeist ging Willstätter, Produkt einer «liberalen», aber ungetauften Kaufmannsfamilie, während seines letzten Jahres an einem Nürnberger Realgymnasium in einem Aufsatz über Religion der Frage nach: «Was lehrt uns das Judentum über die Unsterblichkeit der Seele?»³ Seine Schlussfolgerung: «Nicht sehr viel.» Und diese Einstellung war es auch, die den Chemienobelpreisträger bewog, in seinen Memoiren darauf zu beharren, dass «das Judentum für mich Geschichte, Bekenntnis zu meinen Vorfahren [war]. Es war nicht die Befolgung jahrtausendealter Vorschriften, also nicht Treue gegen das jüdische Gesetz, nicht wahres, strenges Judentum, geschweige denn irgendeine Glaubenssache.»⁴

Und mit dieser freigeistigen Einstellung sprach Willstätter zweifellos für viele. Warburg, der in einer Zeit des unternehmerischen Aufschwungs und der Geschäftemacher volljährig wurde, schätzte sein Judentum scharfsinnig als einen Hemmschuh ein

und verzichtete auf koschere Gebräuche, die sein Vater und Grossvater befolgt hatten.⁵ Tatsächlich war von den sechs zukünftigen Führungspersonlichkeiten der jüdischen Gemeinde nur Leo Baeck in einem strenggläubigen jüdischen Haus aufgewachsen, in dem man voll Stolz die Glaubensüberzeugungen früherer Generationen lebendig hielt.

Die deutschen Juden erwarteten, dass die Assimilation ihre Wirkung tun werde. Nachdem sie den Eintrittspreis in die deutsche Gesellschaft bezahlt hatten, gingen sie davon aus, dass sie nun wie alle anderen das Drehkreuz passieren konnten. Sie würden in keiner negativen Hinsicht mehr als andersartig gelten und mit ihren Mitbürgern die Früchte des deutschen Wohlstands geniessen. Die «Judenfrage», die die Juden so lange beharrlich verfolgt und ihre schiere Gegenwart «problematisch» gemacht hatte, würde es nicht mehr geben, jetzt, wo man sie von aussen nicht mehr als Juden erkennen konnte, da sie die Sitten und Gebräuche der Nicht-Juden annahmen.⁶ Das war das grosse Vertrauen, das die Juden in die Lehre der Aufklärung setzten, nur um entdecken zu müssen, dass für Antisemiten ein Jude mit anderer Religion immer noch ein Jude war. Was assimilierte Lebensweise und freigeistiges Verhalten zu maskieren vermochten, liess sich durch das rassistische Stereotyp vom Juden ohne Weiteres wieder blosslegen.

Als auf Deutschlands politische und militärische Erfolge im französisch-preussischen Krieg (1870-71) ein Zusammenbruch der Berliner Börse und eine Phase wirtschaftlicher Unsicherheit und Verschlechterung folgten, waren wieder die Juden an allem schuld.⁷ Monarchistische und andere rechtsgerichtete Kräfte begannen, den Antisemitismus zu nutzen, um Wähler zu fangen und ihre fortschrittlicheren Rivalen zu attackieren.⁸ Für eine Weile kam eine lose Koalition zwischen christlichen Konservativen und rassistischen Antisemiten zustande.⁹

Aber die Stossrichtung des deutschen Antisemitismus änderte

sich. Während die Juden einst gehasst wurden, weil sie in ihren Glaubensüberzeugungen und Lebensweisen zu *andersartig* waren, beuteten die Antisemiten nun die wachsenden Ängste der unteren Mittelschicht aus, indem sie die Juden beschuldigten, *zu sehr wie* andere Deutsche zu sein und sich auf Kosten von Nichtjuden Machtpositionen und Reichtum zu erschleichen. Die «Rasse» war das Unterscheidungskriterium, das sich (nach der Definition der Nazis) nicht leugnen liess, und gehörte zu den Gründen, aus denen die Juden hinfort gebrandmarkt und diffamiert wurden. Der erwachende deutsche Nationalismus machte sich diese Taktik nur allzu gern zu eigen. Was war denn die deutsche Nation letztlich anderes als ein Ausdruck des deutschen Volkes, von seiner Kultur und seinen Leistungen her den Völkern (sprich: Rassen) anderer Länder überlegen?

Je nach der Tiefe der jeweiligen politischen Überzeugung konnten die Juden gemäss dieser Denkweise ausgegrenzt oder verteufelt werden, unter Berufung auf biologische Abstammung (oder Rassenstolz). Somit merkten die deutschen Juden in den 1880er Jahren, dass sie sich zwar verstecken, aber nicht fliehen konnten, als eine hässliche antisemitische Stimmung durchs Land ging. Anstatt sich dagegen zur Wehr zu setzen, nahmen die meisten von ihnen diese feindselige Stimmung stoisch hin als eine «vorübergehende geistige Verirrung»¹⁰, als eine natürliche Reaktion auf die in jüngster Zeit erfolgten jüdischen Fortschritte, die von kurzer Dauer sein würde. Einige wie der junge, gläubige Leo Baeck, der als Sohn und Enkel von Rabbinern in der ostpreussischen Kleinstadt Lissa aufwuchs, begegneten diesem Judenhass kaum,¹¹ während andere, wie Willstätter, weniger Glück hatten.

1878, im Alter von sechs Jahren, wurde Richard Willstätter von seinen Klassenkameraden als «Judenjunge» verspottet und in einer Karlsruher Strasse aus dem Hinterhalt mit Steinen beworfen.¹² Auch Max Warburg musste erkennen, dass Geld und Gesell-

schaftsschicht die Juden nicht vor Hass bewahrten, was schon sein Vater, berühmt für seine Unterstützung bedürftiger Juden in Russland, vor ihm hatte feststellen müssen.¹³ Wegen seiner Finanzkraft und seines öffentlichen Auftretens hatte der ältere Warburg den Zorn der Anhänger Adolf Stöckers auf sich gezogen. Dieser politische Hofkaplan Wilhelms I. gründete die Christlich-sozialistische Arbeiterpartei auf dem Boden antijüdischer ökonomischer Ressentiments¹⁴.

Obwohl sie es sich nicht eingestehen wollten, waren Deutschlands Juden in einem Niemandland gefangen. Nachdem sie das Ghetto verlassen und für das Versprechen einer durch Assimilation erlangten Gleichberechtigung viel von ihrer jüdischen Identität aufgegeben hatten und nun von Seiten der Rechten unter Beschuss geraten waren, weil sie diese Assimilation zu eifrig betrieben hatten, bot sich den Juden keine greifbare Zuflucht. Wie Heine vorausgesagt hatte, waren sie zu doppelten Aussenseitern geworden: gegenüber ihrer ethnischen (und religiösen) Vergangenheit und gegenüber der säkularen deutschen Gesellschaft um sie herum. Mit der Zeit nahmen die meisten diese missliche Lage in Deutschland als unentrinnbares Schicksal an, mit bösen Vorahnungen zwar, mit gemischten Gefühlen und unterschwelliger Angst, aber dennoch mit der Überzeugung, dass Deutschland Fortschritte mache. Die Geschichte, so dachten sie, war letzten Endes doch auf ihrer Seite. Deshalb konnten sie gelegentliche Rückschläge mit einem gewissen Gleichmut ertragen.

Anfang der 1880er Jahre, zeitgleich mit einem der vielen Pogrome in Russland, war der Antisemitismus im politischen Leben Deutschlands mit der Gründung von Gliederungen wie der *Deutschkonservativen Partei* und der *Vereinigung der Antisemiten* formell institutionalisiert. Diese Gruppierungen hatten sich auf ihre Fahnen geschrieben, die bürgerlichen Rechte, den Einfluss und die Macht der Juden zu beschränken. Angesichts dieser

Parteien und der zunehmenden Ritualmordbeschuldigungen wurde einigen deutschen Juden allmählich klar, dass sie sich ebenso gut organisiert und diszipliniert zur Wehr setzen mussten. Im Februar 1893 kamen etwa zweihundert Juden zusammen, um den Grundstein für eine Körperschaft zu legen, die den etwas umständlichen aber zutreffenden Namen *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* erhalten sollte.

Wie aus ihrem Namen hervorging, wollte diese Organisation den Zweideutigkeiten deutsch-jüdischer Identität bewusst die Stirn bieten: Juden in Deutschland waren in erster Linie loyale deutsche Staatsbürger, ausgestattet mit den gleichen Rechten, wie ihre nichtjüdischen Landsleute sie genossen. Ihr jüdischer Glaube war nur von zweitrangiger Bedeutung. In seinen öffentlichen Erklärungen und Aktivitäten legte der Centralverein besonderen Nachdruck auf das Deutschtum der Juden. Jedes Verhalten, das auf eine Hervorkehrung der jüdischen Unterschiede hinauslief, würde nur dem Antisemitismus Vorschub leisten und war somit zu verurteilen.¹⁵ Sich als durch und durch deutsch präsentierend, nahmen sich seine Vertreter rühlig der Aufgabe an, einzelne Juden vor Gericht gegen Diskriminierung, falsche Anschuldigungen und rechtliche Benachteiligung zu verteidigen, ohne sich dabei explizit auf ihr Jüdissein zu berufen. Ihr Ziel war es, unter dem Schutz der bestehenden Gesetze, Juden von anderen Deutschen ununterscheidbar zu machen.

Das streng auf den Buchstaben des Gesetzes fixierte Denken des *Centralvereins* spiegelte die gemässigte, assimilationistische Einstellung der grossen Mehrheit deutscher Juden¹⁶ wider, gutgläubige Kinder der Aufklärung zu sein und Nutzniesser eines allmählichen menschlichen Fortschritts hin zu einer gerechten Welt. Vor allen Dingen aber waren sie fest verwurzelt in ihrem Vaterland.

Schon zur Römerzeit hatten Juden auf deutschem Boden gelebt.

Seit 312 waren sie in Köln, seit 800 in Augsburg, seit 950 in Magdeburg und Merseburg und seit 1009 in Meissen ansässig. Die Familie Max Warburgs konnte ihre deutschen Wurzeln bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen; 1645 hatten sich seine Vorväter dann in der näheren Umgebung von Hamburg niedergelassen. Einer von Leo Baecks Vorfahren war während der Zeit der Kreuzzüge in Süddeutschland einem Pogrom zum Opfer gefallen.¹⁷ (Anders als viele deutsche Juden jener Zeit hatte sich die Familie Baeck, damals «Bäck» geschrieben, später gegen die Auswanderung entschieden.) Richard Willstätter konnte stolz darauf verweisen, dass seine Familie schon über 250 Jahre vor seiner Geburt im süddeutschen Karlsruhe lebte – bereits wenige Jahre nach Gründung der Stadt.¹⁸ Seit sieben Generationen hatte Bella Fromms Familie auf demselben bayerischen Weingut im Maintal Wein angebaut, nachdem sie Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von Spanien nach Deutschland eingewandert war.¹⁹ Hans-Joachim Schoeps' preussische Wurzeln reichten über 150 Jahre zurück.²⁰ Die einzige Ausnahme in dieser Gruppe bildete Robert Weltsch, der 1891 in einer Familie deutscher Juden in Prag geboren wurde, das damals zum Reich der Habsburger gehörte.

Aus solch langen Ahnenreihen bezogen diese Juden den Stolz und die Berechtigung, Deutschland als ihre Heimat zu betrachten und ihren Patriotismus zu bekräftigen. Als ihr Judentum für sie an Bedeutung verlor, sollte sich diese innige Bindung an das Land ihrer Vorväter noch verstärken.

Trotz des Emporkommens organisierter antisemitischer Kräfte konnten die deutschen Juden in den 1880er Jahren aus der Tatsache, Deutsche zu sein, noch etlichen Trost schöpfen, zumal angesichts der schrecklichen Pogrome, die von 1881 bis 1884 über die russischen Juden hereinbrachen – die schlimmsten Massaker, die dieses Land seit der Kosakenrevolution im siebzehnten Jahrhun-

dert sah.²¹ In Deutschland schien sich die Judenfeindlichkeit auf gewisse reaktionäre Kreise zu konzentrieren, die sowohl der Demokratie als auch dem Kapitalismus ablehnend gegenüberstanden. Sie war kein weitverbreitetes Problem.²² Jedweder Opposition, der sich die deutschen Juden konfrontiert sahen, konnte gestrost mit Organisationen wie dem *Centralverein* (einer der etwa vierundzwanzig Gruppierungen, die zwischen 1890 und 1910 für Sport, Wissenschaft, Literatur, Politik, Jugend und Frauen ins Leben gerufen wurden) entgegengetreten werden. Die deutschen Juden durften zudem auf ihre christlichen Freunde zählen, besonders auf die in der Sozialdemokratischen Partei und dem 1891 gegründeten Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Für einige Juden ging die organisatorische Antwort über eine entschiedene Verteidigung ihrer Rechte hinaus. Bei ihnen lösten Zurückweisung und Antipathie gegen Juden tiefere Zweifel aus: Gehörten sie wirklich in ein in hohem Masse nichtjüdisches Milieu? Diese Juden begannen sich zu fragen, ob die Grundvoraussetzung ihrer Existenz nicht falsch sei und ob die Antisemiten nicht vielleicht doch recht hatten: dass Juden und Nichtjuden *nicht* zusammenpassten, dass sich ihre jeweiligen Bestrebungen nach Identität, Wohlstand, Sicherheit, Gruppenzusammenhalt und selbst nationaler Souveränität unter dem Banner der Aufklärung nicht miteinander in Einklang bringen liessen. Sie gelangten zu der Überzeugung, dass Entfremdung eine unausweichliche Tatsache jüdischen Lebens in der Diaspora und eine fortwährende Ursache für Antisemitismus sei. Die Erfüllung ihrer Hoffnungen als Volk würden die Juden anderswo suchen müssen.

Für viele dieser besorgten Juden bedeutete «anderswo» Palästina. Mächtigen Auftrieb erhielten jene vagen Sehnsüchte 1896 durch die Veröffentlichung der bahnbrechenden Schrift *Der Judenstaat* des Wiener Journalisten Theodor Herzl. Dieses Buch erwies sich als der Geburtshelfer des modernen Zionismus – einer

Bewegung, die im darauffolgenden Jahr in Deutschland Fuss fasste, als eine Gruppe jüdischer Akademiker die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* gründete mit dem Ziel, eine gesetzlich garantierte Heimstatt in Palästina zu schaffen.

Aber vorläufig handelte es sich nur um eine kleine Ausgangsbasis. Die zionistischen Appelle lösten bei den meisten deutschen Juden peinliche Befangenheit aus, gerade als sie die Seelenruhe zu geniessen begannen, die sich einstellte, weil sie nicht mehr für Juden gehalten wurden. Schlimmer noch: sie erblickten im Zionismus eine Bestätigung der gesamten antisemitischen Propaganda – dass diese Juden doch tatsächlich ihre Andersartigkeit zelebrierten – und dadurch all das zunichte zu machen drohten, was sie, ihre assimilierten Brüder, in Deutschland mit ihrer neuen Freiheit erreicht hatten. Viele hielten es mit dem Industriellen Walther Rathenau, der jene Juden, die ein anderes (zionistisches) Schicksal erstrebten, in seinem 1897 geschriebenen Aufsatz «Höre, Israel» scherzhaft schalt und seine Glaubensgenossen bekniete, sich so deutsch wie möglich zu verhalten und zu geben.²³

Mehr Echo fand der Zionismus bei den *Ostjuden* – den Juden in Russland und Osteuropa –, deren Leben in der Diaspora mit unmittelbareren Konflikten und Gefahren verbunden war und ihnen weniger einbrachte. Einmal abgesehen von ihrer traditionellen Kleidung, ihren koscheren Gebräuchen, ihrer Armut, ihrem ghettoähnlichen Zusammenhalt und ihren weniger «kultivierten» Umgangsformen hatten die meisten Ostjuden wenig Möglichkeiten sich zu assimilieren und verspürten auch kaum den Wunsch dazu. Für sehr viele, die nicht in den säkulareren Westen auswanderten, schienen der Zionismus und ein zionistischer Judenstaat in Palästina die logische Erfüllung ihrer unerschütterlichen Liebe zum Judentum und eine Flucht aus ihrer kaum noch haltbaren Existenz unter feindlich gesinnten Nichtjuden zu bieten.

Robert Weltsch, einem jungen deutschsprachigen Juden, aufgewachsen im Prag des *fin de siècle*, wies das zionistische Credo ein klares Ziel jenseits des Durcheinanders rivalisierender Nationalismen.

Wie schon sein älterer Zeitgenosse Franz Kafka (geboren 1883) erkannte auch Weltsch (geboren 1891), dass er sich weder unter der Tschechisch sprechenden katholischen Mehrheit (die in ihm einen Deutschen sah) noch unter der wirtschaftlich und kulturell tonangebenden deutschen Bevölkerung (für die er ein Jude war) heimisch fühlte.²⁴ (Diese zählte um die 400.000, darunter nur etwa 25.000 Juden.)

Als Student der Universität Prag hörte er viele völkisch eingestellte Kommilitonen aus dem Sudetenland behaupten, Juden könnten keine Deutschen sein, und kam zu der Überzeugung, dass sie recht hatten.²⁵ Er begegnete auch vielen jungen Zionisten, ebenfalls aus dem Sudetenland, die aus leidvoller Erfahrung zur selben Einsicht gelangt waren.

Mit siebzehn hatte sich Weltsch 1908 zu der zionistischen Studentengruppe *Bar Kochba* (wörtlich «Sternensohn») hingezogen gefühlt, die nach einem frühen jüdischen Rebellen gegen die Römer benannt wurde. Stark beeinflusst von den Anschauungen Martin Bubers (der seinerseits vom «spirituellen Zionismus» eines Achad Haarn, auch bekannt unter dem Namen Ascher Ginzberg, inspiriert worden war), stellte dieser Zweig der zionistischen Bewegung die Wiederbelebung der wahren Ideale des Judentums und seines Geistes sowie, um dieses Ziel zu erreichen, den Aufbau eines jüdischen Staates in Palästina in den Vordergrund.

Buber, ein gebürtiger Wiener und durchtränkt von der mitteleuropäischen Kultur, gab in Prag der im Entstehen begriffenen zionistischen Bewegung gewaltigen Auftrieb. 1903 sprach er dort vor einer *Bar Kochba*-Versammlung und vertrat diese Gruppen

auf dem internationalen Zionistenkongress.²⁶ Im Januar 1909 hielt Buber die erste von drei Vorlesungen über die «Bedeutung des Zionismus», die die anwesenden jungen Juden, darunter auch Weltsch, geradezu elektrisierte.²⁷ Plötzlich war Judesein ein Anlass zu Stolz und eine Verpflichtung. Bubers Rede von einem mächtigeren Band des «Blutes», das die Juden in aller Welt vereine, bewegte den idealistischen Weltsch und seinen intellektuellen Freundeskreis tief.

Während der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg gab die Faszination für Bubers Philosophie Weltsch' Leben ein neues Ziel und verdrängte den Plan, die Anwaltspraxis seines Vaters zu übernehmen. Stattdessen schrieb Weltsch Artikel für den *Bericht*, die Zeitung der *Bar Kochba*, und war bestrebt, die Kontakte zu gleichgesinnten jungen Zionisten in Berlin und Wien zu festigen. Durch die finanzielle Unterstützung von Vorlesungen über jüdische Kultur, von Jugendarbeit und Hebräisch-Kursen förderte *Bar Kochha* ein stärkeres jüdisches Selbstbewusstsein.

Einen zweiten Meilenstein in der Entwicklung von Weltsch' Denken markierte die Rede, die der deutsche Zionist Kurt Blumenfeld 1912 vor Mitgliedern der Prager *Bar Kochba*-Gruppe hielt. Hier sagte ein unzweifelhaft in der westlichen Kultur verankertem Berliner Jude seinen Zuhörern, dass ihr Leben einer «radikale Neuorientierung» aufs Judentum hin bedürfe, damit sie aus der Leere ihrer gegenwärtigen Existenz herausfänden.²⁸ Blumenfelds «postassimilatorischer Zionismus» versetzte Weltsch in Erstaunen, weil er in ihm so viele Parallelen zu seinem eigenen Denken entdeckte. Blumenfeld sprach kenntnisreich über Nietzsche und Friedrich Hölderlin, nicht über den Talmud, und verschaffte dem Zionismus Gehör bei den westeuropäischen Juden, denen sich Weltsch zugehörig fühlte. Diese Erkenntnis, dass es zwischen dem Zionismus und den deutschen Juden eine plausible Verbindung gebe, sollte Weltsch später bewegen, Prag zu verlas-

sen und nach Berlin zu gehen, um die Position des Chefredakteurs von Deutschlands grösster zionistischer Zeitung, der *Jüdischen Rundschau*, zu übernehmen.

Waren Weltsch' frühe Jahre in Prag von ethnischen Konflikten, von der Suche nach der eigenen Identität und seiner Entdeckung eines befreienden Judentums geprägt, verlief diese Zeit für Deutschlands Juden in viel grösserer Gelassenheit. Die antisemitische Stimmungsmache seitens rechtsgerichteter Parteien, konservativer Christen und wirtschaftlich bedrohter Gruppen wie der Agrariervereinigung flaute in den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende ab, als sich die Aufmerksamkeit der Nation auf die von den vagen weltpolitischen Vorstellungen Wilhelms II. geleitete imperialistische Expansion in Afrika und Asien und auf einen neuen Feind, den Marxismus, verlagerte. In ihrem Wunsch nach einem grösseren Platz an der Sonne für das deutsche Kaiserreich und im Kampf gegen Marxisten legten die deutschen Juden grosses Engagement an den Tag, eifrig darauf bedacht, sich als verlässliche «gute» Deutsche zu erweisen. Ihre Kinder reiften in der Überzeugung heran, dass sich dieses Ziel erreichen lasse.

In Hamburg verlebte Max Warburg eine unbeschwerte und etwas planlose Jugend, frei sowohl von hochfliegenden Ambitionen als auch von falschen Ängsten. Von seinen vier Brüdern hob er sich durch unerschrockenes Auftreten, Scharfsinn und natürlichen Charme ab – alles unentbehrliche Eigenschaften eines zukünftigen Bankiers.²⁹ Als Aby, sein um ein Jahr älterer Bruder, dreizehn war, schloss er einen Pakt mit Max, wie einst Esau mit Jakob: er verzichtete auf sein Erstgeborenerecht, das Bankhaus der Familie zu übernehmen, um stattdessen seiner eigentlichen Leidenschaft nachzugehen, der Wissenschaft. (Dagegen erklärte sich Max bereit, Aby alle Bücher zu kaufen, die er jemals brauchen würde – eine Sammlung, die schliesslich auf an die sechzigtausend Bände anwuchs und zu der berühmten Warburg-Bibliothek wurde, die

heute in London untergebracht ist.³⁰) Mit diesem Pakt war Maxens Schicksal vorgezeichnet, der jedoch seine Banklaufbahn ohne grosse Begeisterung antrat. («Vorwärts» mag sein Motto gewesen sein – aber Max hatte es mit dem Erfolg nicht sonderlich eilig.)

Da er sich in seiner ersten Arbeitsstelle in Frankfurt langweilte und unglücklich fühlte, tauschte er 1898 mit Freuden seinen korrekten Bankiersanzug gegen die unendlich schickere Uniform des dritten königlich-bayerischen Kavallerieregiments ein, um sein Pflichtjahr Militärdienst abzuleisten. Tatsächlich gefiel ihm das schneidige Leben als Kavallerieoffizier so gut, dass er mit dem Gedanken spielte, die militärische Laufbahn einzuschlagen, trotz des Stigmas, Jude zu sein.³¹ Sein Vater Moritz, selbst einst Trompeter bei der Armee, musste den jungen Max an seine Pflichten gegenüber der Familie erinnern.³²

Wie jeder pflichtbewusste, aus guter Familie stammende deutsche Sohn seiner Generation beendete Warburg seine Lehrzeit wie erwartet; 1893 machte ihn dann sein Vater zum gleichberechtigten Partner in dem seit einhundert Jahren in Familienbesitz befindlichen Bankhaus. Der Zufall wollte es, dass zu dem Zeitpunkt, als Warburg grössere Verantwortung in der Bank wie auch in der Stadt Hamburg übernahm, das Familienvermögen stark anwuchs (hauptsächlich durch die Eheschliessungen seiner beiden Brüder Felix und Paul mit reichen amerikanischen Jüdinnen) und einige aus eigener Kraft hochgekommene deutsche Juden wie der Schiffseigner (und Freund Warburgs) Albert Ballin, Chef der Hamburg-Amerika-Linie, einen nicht minder eindrucksvollen wirtschaftlichen Erfolg erlebten. Was noch ein paar Jahre zuvor ein kleines, unauffälliges, wenig bekanntes Unternehmen war, das sich auf Geldumtausch und Handelspapiere spezialisiert und seine Geschäfte in spärlich möblierten, überfüllten Kontorräumen abgewickelt hatte, mauserte sich nun vor allem wegen seines Han-

dels mit Devisen zu einem Bankinstitut von internationalem Format. Das sollte auch unter Max Warburgs immer geschickterer Führung so bleiben.

Warburg, der inzwischen in Hamburg geheiratet und einen Hausstand gegründet hatte, war allmählich zuversichtlich geworden, was seine eigenen Fähigkeiten und seinen Platz im Leben betraf. Es plagten ihn keine nagenden Selbstzweifel – jedenfalls keine, die mit seinem Judentum zu tun hatten. («Nur eines verschafft einem im Leben Befriedigung», schrieb Warburg an seinen drei Monate alten Sohn Eric 1900, «kämpfe so lange mit dir, bis du dir über dich selbst klar wirst – und lebe das Leben nach deiner Façon.»³³) Zehn Jahre später, nach dem Tod seines Vaters, übernahm Warburg die Leitung von M. M. Warburg & Co., und das Bankhaus florierte und baute einträgliche Kreditverbindungen zu Banken in London, Paris, New York, Kopenhagen und Stockholm 34 aus.

Als er an Reichtum und Einfluss gewann (was sich in dem Erwerb des ausgedehnten Landbesitzes Kösterberg an der Elbe für 200.000 Mark sinnfällig niederschlug), gab Warburg seine jüdischen Bindungen keineswegs auf, auch wenn ihm deren religiöser Inhalt wenig bedeutete. (Einmal, als er mit seinem Sohn an einer Synagoge vorbeiging, sagte er zu ihm: «Hier beten die Juden Gott an.» Worauf sich dann Erics religiöse Erziehung auch beschränken sollte.³⁵) Wie sein Vater, der den *Hilfsverein der deutschen Juden* gegründet hatte, verpflichtete sich Max Warburg, das Los weniger vom Glück begünstigter Juden in anderen Teilen der Welt zu verbessern. Gemeinsam mit seinem Freund Albert Ballin half er, den Exodus verfolgter und unterdrückter Ostjuden in die Vereinigten Staaten zu erleichtern, indem er den Auswanderungswilligen bessere Ausreisebedingungen verschaffte und die Kosten der Atlantiküberquerung auf zwanzig Dollar senken liess.³⁶ Infolge dieser Bemühungen konnten zwischen 1904 und 1914 über

1,23 Millionen Juden in Übersee ein neues Leben beginnen, wodurch die jüdische Gemeinde in Amerika erheblich vergrössert und gestärkt wurde.³⁷

In seiner aus einem Bewusstsein des *noblesse oblige* erwachsenen Anteilnahme am Schicksal anderer Juden, beschäftigte sich Warburg stärker mit sozialen Problemen als die meisten seiner Glaubensgenossen, die sich weitgehend auf die Verbesserung ihrer eigenen Lebensverhältnisse konzentrierten. So beschloss zum Beispiel Richard Willstätter im zarten Alter von zwölf Jahren, Chemiker zu werden. Weder die Tatsache, dass sein Vater nach Amerika ging (wo er siebzehn Jahre lang alleine ausharren sollte, um sein Heil im Stoffhandel zu suchen), noch die anschliessende Übersiedelung der Familie vom idyllischen Karlsruhe in die «engen und grauen» Mauern des mittelalterlichen Nürnberg («wie die Vertreibung aus dem Paradies», klagte Willstätter später³⁸), weder schlechte Zensuren (ausser in Mathematik und Geologie) noch ein fast tödlicher Anfall von Diphtherie in seinen Jugendjahren vermochten ihn von diesem Vorhaben abzubringen.

Selbst der weitverbreitete Antisemitismus, den Willstätter in Bayern zu spüren bekam, legte seinem Ehrgeiz und Intellekt kein unüberwindliches Hindernis in den Weg. Von seinen Lehrern am Realgymnasium für das Königliche Maximilianeum, eine Schule für Hochbegabte, vorgeschlagen, wurde Willstätter abgelehnt, weil er Jude war, hielt aber dennoch (und gegen die Einwände der Eltern) an seinem Traum, Wissenschaftler zu werden, fest, indem er sich zuerst im Oktober 1890 an der Technischen Hochschule München und dann an der dortigen Universität der Stadt immatrikulierte.³⁹

Streng behütet von seiner «viktorianischen» Mutter, die darauf achtete, dass er nicht an die Romane Zolas, Tolstojs und Dostojewskis kam⁴⁰, suchte Willstätter Trost am Labortisch, wo er Experimente über die Geheimnisse des Lebens durchführte, die ihn seit seiner Kindheit fasziniert hatten. Während eines Kurses

über organische Chemie geriet er in den Bann des berühmten Forschers Adolf von Baeyer, eines Pioniers auf dem Gebiete der synthetischen Färbemittel und zukünftigen Nobelpreisträgers. In Baeyer fand der neunzehnjährige Willstätter sowohl einen fachlichen Mentor, der ihn die strenge Exaktheit der wissenschaftlichen Methode lehrte («nicht die Natur bestimmen zu wollen, sondern sie zu beachten»)⁴¹, wie auch einen Ratgeber in Karrierefragen. Als «Halbjude» wusste Baeyer nur zu gut, welche Hindernisse ein jüdischer Wissenschaftler besonders im konservativen Bayern zu gewärtigen hatte, und mahnte seinen begabten Studenten zweimal, wenn auch taktvoll, zum Christentum überzutreten.⁴² Aber Willstätter wollte nichts davon wissen. Für ihn war das Judentum Geschichte – *seine* Geschichte und die seiner Vorfahren seit Hunderten von Jahren –, und er war nicht bereit, sich gewisser «bürgerlicher» Vorteile wegen davon loszusagen.

Der ehrgeizige junge Wissenschaftler, der das Neue Testament als den «grössten Fortschritt der Humanität»⁴³ pries und die traditionellen jüdischen Glaubensüberzeugungen kurzerhand als «gefährlich» für das Fortkommen seines Volkes betrachtete, sollte dennoch stolz und standhaft Jude bleiben, mochte kommen, was wollte.

Was kam, war anfangs wissenschaftlicher Erfolg und Anerkennung. Als Willstätter für seine Dissertation bei Alfred Einhorn, dem Entdecker des Novocains, Studien durchführte, war Baeyer so beeindruckt von ihm, dass er ihn, was selten vorkam, aufforderte, ihm bei der Analyse von kokainverwandten Verbindungen zu assistieren. Diese grundlegende Forschung führte zu ähnlichen Untersuchungen über Morphinumderivate und hatte zur Folge, dass Willstätter sich zeitlebens mit der Frage beschäftigte, wie sich mit chemischen Mitteln Schmerz lindern lasse. Willstätters Studien über natürliche Arzneimittel sollten den Weg ebnen für einen be-

deutenden Durchbruch in der Entwicklung von Betäubungsmitteln: dem Avertin.

Trotz seiner Erfolge im Labor und seiner Aufnahme in Baeyers inneren Kreis als Privatdozent im Jahre 1896, konnte Willstätter die Passiva seiner jüdischen Abstammung nicht abschütteln. Baeyers persönlicher Assistent liess erkennen, dass Willstätter aufgrund seiner «Rasse» niemals Baeyers renommierten Lehrstuhl werde übernehmen können.⁴⁴ Aber Willstätter schien das nichts auszumachen. Wie Entdecker ferner Erdteile liebte er den Kitzel wissenschaftlichen Forschens so sehr, dass dessen praktischer, materieller Lohn wenig Reiz auf ihn ausübte. Später sollte er einmal bemerken: «Die Geheimnisse der Natur zu ergründen, ist etwas unbeschreiblich Schönes ... weit genug einzudringen, um den Schleier, mit dem die Natur ihre Schätze umhüllt, Schritt für Schritt zu lüften.»⁴⁵ Das war seine Leidenschaft.

In seiner völligen Hingabe an die Chemie führte Willstätter ein fast mönchisches Leben, betrat Baeyers Labor immer als erster und verliess es als letzter.⁴⁶ Das änderte sich auch nicht, als er in den Osterferien 1903 Sophie Leser kennenlernte, eine elegante junge Frau, Tochter eines jüdischen Historikers in Heidelberg, und sich in sie verliebte. Auf für ihn typische Weise traf er rasch eine Entscheidung: Das war die Frau, die er heiraten würde. Ebenso typisch für ihn, verkündete er seiner zukünftigen Braut nach der Verlobung ein paar Wochen später, dass er nicht bereit sei, ihr so viel Zeit zu widmen wie seiner Arbeit.⁴⁷ Zwei Jahre später nahm Willstätter eine Lehr- und Forschungsstelle an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich an, um die Experimente durchzuführen, durch deren Ergebnisse er berühmt werden und für die er den Nobelpreis erhalten sollte: die Erforschung der chemischen Zusammensetzung des Chlorophylls und somit die Grundsteinlegung der modernen Biochemie. Aber die nächsten sieben Jahre befriedigender wissenschaftlicher Erfolge

(parallel zu Warburgs finanziellem Aufstieg in Hamburg) waren überschattet von einem Schicksalsschlag im privaten Bereich. Im Herbst 1908 starb seine Frau Sophie an Blinddarmdurchbruch und hinterliess ihm zwei kleine Kinder, um die er sich kümmern musste, den vierjährigen Ludwig und die zweijährige Margarete. Es war das zweite Mal in seinem Leben, dass er so unvermittelt von einem innig geliebten Menschen Abschied nehmen musste, und Willstätter vergrub sich daraufhin noch tiefer in seine Laborarbeit, gönnte sich zehn Jahre lang keinen Urlaub und nur wenige kleine Freuden im Leben. Alles in allem erwies er sich als guter und fürsorglicher Vater, der sogar sein wissenschaftliches Know-how zum Wohle seiner Kinder einsetzte; nachdem ihm zum Beispiel ein Kinderarzt geraten hatte, Sohn und Tochter Spinat und Orangen essen zu lassen, führte Willstätter chemische Analysen durch, um herauszufinden, warum gerade diese Nahrungsmittel so gut für sie seien.⁴⁸

Obwohl er Zürich mit der Zeit lieb gewann, weil es ihm die für seine Forschungen nötige Ruhe bot und es dort keine antisemitischen Tendenzen und politischen Konflikte gab⁴⁹, ging Willstätter auf Drängen seines Kollegen (und Glaubensgenossen) Fritz Haber nach Deutschland zurück, der dafür sorgte, dass am nagelneuen Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie eine Professur ohne jegliche Verwaltungsaufgaben für ihn geschaffen wurde. Bei der Eröffnungszeremonie im Oktober gelang es Willstätter, den deutschen Kaiser dazu zu bewegen, sich Chlorophyll-Kristalle unter dem Mikroskop anzuschauen.⁵⁰ Als aufrechter Deutscher fühlte sich Willstätter tief geehrt und war glücklich, wieder in der Heimat zu sein.

Ebensoviel, wenn nicht noch mehr, bedeutete Heimat der deutschen Jüdin Bella Fromm, die sich nicht dazu durchringen konnte, sie zu verlassen. Von Kindheit an, die sie zwischen den Seen und Wäldern rings um die Weinberge ihrer Familie verbracht hatte,

empfand sie eine elementare Bindung an den Landsitz ihrer Vorfäter, der, so erinnerte sie sich Jahre später, «ein altes Sehnen meines tieferen Ichs [erfüllte], jenes Ich, das ein Teil des Landes geworden war. ... Ich war tief in seinen Boden, in seiner Geschichte und in seiner Sprache verwurzelt.»⁵¹ Einziges Kind ihrer Eltern, die sie bereits als junge Frau verlor, sollte Bella Fromm ihr Leben lang aus dieser Verbundenheit mit der Heimat Kraft schöpfen und sich fast nicht davon lösen können. Weniger stark fühlte sie sich ans Judentum gebunden. Die Familie Fromm war in Bayern zu Wohlstand gekommen, indem sie ihr Judentum ihrem Deutschtum unterordnete. Inbrünstig trachteten sie danach, gute Patrioten zu sein. Bellas Grossvater hatte ein Bein verloren, als er 1870 für Wilhelm I. gegen die Franzosen kämpfte, und ihre Mutter zog es zu den Armen und Kranken in den umliegenden Dörfern und Bauernhöfen.⁵² Häufig spielte die Familie Gastgeber für die Prinzen von Bayern, und durch ihre Weinberge war Prinz Ludwig, der spätere letzte König von Bayern, ohne Leibwächter gewandert.⁵³ Obwohl Bella in Kitzingen bei Würzburg öffentliche Schulen besuchte, liessen ihre Eltern sie in einem örtlichen Kloster Französisch- und Handarbeitsunterricht nehmen. Von den Nonnen dort rührte ihre Faszination für die Mysterien des katholischen Glaubens her, der sie emotional stärker berührte als der Glaube ihrer Vorfahren.⁵⁴ Nicht, dass es die junge Bella als einen Nachteil empfunden hätte, Jüdin zu sein. Wie ihre Eltern machte sie aus ihrer Abstammung kein Hehl, und dazu bestand auch kein Grund.

In der Welt ihrer Kindheit gab es keinen Antisemitismus; er schien irgendwann im Mittelalter ausgestorben zu sein, wie die Ritter mit ihrer Rüstung, die auszogen, um die Ungläubigen niederzumetzeln.⁵⁵

Hans-Joachim Schoeps war zu jung, um von den glorreichen Jahren der Kaiserzeit mitbekommen oder erfahren zu haben, was

es bedeutete, damals Jude zu sein. Er war erst fünf Jahre alt, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Doch auch seine Familie hatte es im «liberalen» deutschen Reich wie viele andere zu immer grösserem Wohlstand und gesellschaftlicher Anerkennung gebracht. Die Familie seines Vaters betrieb eine gutgehende Ziegelei und hatte sich schliesslich in Berlin niedergelassen. Schoeps' Vater Julius wurde Arzt. Die Franks, die Eltern seiner Mutter, besaßen einen chemischen Betrieb ausserhalb Brandenburgs und kauften in der Folgezeit noch zwei weitere Fabriken dazu. Schoeps' Grossvater mütterlicherseits reiste durch Deutschland, um seine Waren zu verkaufen, und liess sich 1886 mit seiner Familie in Berlin in der Nähe des Stettiner Bahnhofs nieder. Käthe Frank oder «Käthchen», wie sie genannt wurde, ein zierliches hübsches Mädchen, das gern malte und Gymnastik trieb, lernte Julius Schoeps durch eine Schulfreundin kennen und heiratete sie 1908.

Es war aufregend, in dieser Zeit in der Hauptstadt des Kaiserreichs zu leben, im Herzen eines militärisch und wirtschaftlich mächtigen Deutschlands, der stärksten Industrienation auf dem europäischen Kontinent. Auf der internationalen Bühne trotzte Deutschland ganz offen der Vorherrschaft des Britischen Empire, erhob Anspruch auf Land und Einfluss in so weit entfernten Weltgegenden wie Südafrika, China, Marokko und Äquatorialafrika und baute seine Kriegsflotte aus, um diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Auch die Juden profitierten von dieser Welle von Macht und Reichtum, und weitere drängten aus dem Osten ins Reich. (Zwischen 1871 und 1900 stieg die jüdische Bevölkerung in Deutschland von 383.000 auf 497.000 an.) Immer stärker zog es sie in die grösseren Städte Preussens (insbesondere nach Berlin), wo die Möglichkeiten, wirtschaftlich weiterzukommen und sich zu integrieren, am grössten waren; um 1910 lebten bereits 54,5% der preussischen Juden in Städten gegenüber 32,7% im

Jahre 1885.⁵⁶ Berlin war das Mekka für Juden aus aller Herren Länder – Russen, Polen, Tschechen, Ungarn, Österreicher und Deutsche – mit den unterschiedlichsten Lebensläufen und Bestrebungen, und ihre Zahl stieg stetig an, bis sie 1925 den Höchststand 173.000 (oder 4,3% der Bevölkerung Berlins) erreichte.⁵⁷

In Berlin zeichneten sich die Juden in vielen Berufen aus und führten Deutschland zu neuen Höhen nationaler Erfolge. Im Bereich der Industrie, des Geschäftslebens und im Finanzwesen waren es Emil Rathenau, der Gründer der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, der Kaufhausmagnat Adolf Jandorf, der Finanzier und Physiker Leo Arons sowie der Bankier Franz von Mendelssohn. Im politischen Leben spielten in Berlin verankerte Juden wie Eduard Bernstein, Hugo Preuss, Rosa Luxemburg, Paul Hirsch und Hugo Haase zentrale Rollen. In Wissenschaft, Technologie und Medizin waren es Grössen wie Hermann Senator, Hermann Munk, Fritz Haber, Magnus Hirschfeld und Emil Berliner. In den Künsten gaben Berliner Juden den Ton an: Ludwig Barnay, Oscar Blumenthal, Max Reinhardt, Otto Brahm, Alfred Döblin, Kurt Tucholsky und Max Liebermann, um nur einige wenige zu nennen. Kurzum, der Einfluss Berliner Juden auf die deutsche Kultur und Gesellschaft war ausserordentlich, entschieden überproportional zu ihrem tatsächlichen Bevölkerungsanteil in der Reichshauptstadt. Dies war das Berlin, das der aus einer patriotisch preussischen Familie stammende Schoeps während seiner Kindheit erlebte.

Es war auch das Berlin, das 1912 Leo Baeck, kurz vor seinem vierzigsten Geburtstag, anzog, wenn auch aus etwas anderen Gründen. Gegen den Willen seiner Eltern hatte Baeck als junger Student der Rabbinerwissenschaft die liberale Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin besucht und war sogleich den schwindlig machenden intellektuellen Strömungen der Stadt

verfallen, darunter auch den Schriften eines Immanuel Kant, Hermann Cohen, Wilhelm Dilthey und Baruch Spinoza, über den er 1895 seine Doktorarbeit schrieb. Das Nebeneinander von Gegensätzen – die schlichte Frömmigkeit der osteuropäischen Juden, die mit der hyperkultivierten Lebensart ihrer assimilierten Glaubensbrüder Westeuropas kollidierte – faszinierte ihn und lehrte ihn die Tugend der Toleranz. (1898 war dann Baeck einer der beiden Rabbiner des vierundneunzig Mann starken rabbinischen Vorstands, die gegen eine Verurteilung des neugegründeten Zionistischen Kongresses stimmten.⁵⁸) Toleranz lehrte ihn auch das komplizierte Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden und die Notwendigkeit, zu einer besseren Verständigung zwischen beiden Gruppen zu kommen. Über eben dieses Thema schrieb der zweiundzwanzigjährige Rabbiner 1895 seinen ersten Artikel.⁵⁹ Es entsprach seiner zurückhaltenden Wesensart, den Dialog zu fördern, um Aussöhnung und Harmonie herbeizuführen, und in der Hoffnung, dies erreichen zu können, verliess Baeck mit seiner Frau Natalie und ihrer kleinen Tochter Ruth frohen Herzens das provinzielle Düsseldorf im Rheinland, um ein Lehramt an der im maurischen Stil erbauten Synagoge – aufragendes Symbol jüdischer Emanzipation und materiellen Wohlstands – in der Fasanenstrasse im Zentrum Berlins anzutreten. Hier sollte Baeck, sieht man von einem kurzen Zwischenspiel während des Ersten Weltkrieges ab, bleiben, bis ihn dreissig Jahre später die Gestapo abholte.

Durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erfuhr das Schicksal aller Deutschen im August 1914 eine dramatische Wende. Für die deutschen Juden war die Kriegserklärung gegen Russland und die Entsendung von Truppen nach Belgien und Luxemburg nicht nur ein Anlass, in vaterländische Begeisterung auszubrechen. Es bot sich ihnen dadurch auch eine ideale Gelegenheit, noch bestehende Feindseligkeiten und Ressentiments bezüglich ihrer Stel-

lung in der deutschen Gesellschaft zu zerstreuen. Als Kaiser Wilhelm, in dem Bemühen, alle miteinander im Streit liegenden politischen Gruppierungen Deutschlands zusammenzubringen, erklärte: «Ich kenne nur noch Deutsche», fühlten sich die deutschen Juden besonders angesprochen,⁶⁰ und sie reagierten mit der Begeisterung eines einst verschmähten Freiers. Ihren Körper im wahrsten Sinne des Wortes für das Vaterland aufs Spiel zu setzen würde das Salongeflüster, die Juden seien weniger deutsch als die anderen, endlich zum Schweigen bringen, und die jungen Söhne deutscher Judenfamilien mit jahrhundertealten Bindungen ans Vaterland drängten an die Front – Zionisten und assimilierte Juden marschierten Seite an Seite mit Soldaten namens Schultz und von Schulenburg. Aus den 3‘500 Juden, die vor dem Krieg im kaiserlichen Heer gedient hatten, wurden im Lauf des Konflikts in atemberaubender Geschwindigkeit 100.000 (oder beinahe 18% der Gesamtbevölkerung deutscher Juden). Vier Fünftel dieser Freiwilligen dienten an vorderster Front.

Baek gehörte zu den ersten deutschen Rabbinern, die sich freiwillig zum Militärdienst meldeten. Im September kam er zu den in Schützengräben liegenden Truppen in Frankreich. Im nächsten Herbst legte er zu Pferd die ganze Strecke nach Russland zurück,⁶¹ wo er jüdische Unteroffiziere und Mannschaften während einer in einer katholischen Kirche abgehaltenen *Rosch Haschanah*-Feier tröstete, indem er sie an die Kontinuität der Geschichte erinnerte – an die besseren Zeiten, die nach dieser schrecklichen Feuerprobe vor ihnen lägen.⁶² Auf diesen Aspekt jüdischer Geschichte sollte er dann später in einer für Deutschlands Juden noch viel düstereren Stunde zurückgreifen.

Nicht ganz so bereitwillig zog in Prag der vierundzwanzigjährige Robert Weltsch die Uniform eines österreichischen Heeresoffiziers an und begab sich im Frühjahr 1915 auf den langen und mühseligen Marsch nach Polen. Frierend, verdreckt und erschöpft

fand er in den Schützengräben Zeit, die Bibel und Hölderlins lyrischen Briefroman *Hyperion* zu lesen und davon zu träumen, dass der Krieg zum Wiedererwachen eines jüdischen Bewusstseins führen würde, befreit von dem durch seine materialistische Ausrichtung verderblichen Liberalismus, der die westeuropäischen Juden von ihren völkisch-religiösen Wurzeln abgeschnitten hatte.⁶³ Erstmals in seinem Leben befand sich Weltsch inmitten einer überwiegend jüdischen Bevölkerung, und wenn er auch mit diesen fremdartigen galizischen Bauern nicht eins werden konnte, so weckten sie doch in ihm durch ihre gelebte jüdische Identität und ihren Gruppenzusammenhalt tiefen Stolz. Beim *Chanukka*-Fest 1915 war Weltsch so bewegt, dass er in seinem Schützengraben lauthals religiöse Lieder sang, während seine christlichen Waffenbrüder verblüfft zusahen.⁶⁴ (Er musste dabei ohne *Chanukka*-Leuchter auskommen. Komischerweise hatten die Russen – seine Feinde – alle Leuchter einkassiert.⁶⁵)

Weltschs unmittelbare Begegnung mit einem blühenden, stark religiösen Judentum an der Ostfront war eine Erfahrung, wie sie Tausende deutscher Juden machten, die in benachbarten Aussenposten der kaiserlichen Armee landeten. Deutsche Vaterlandsbegeisterung wurde buchstäblich über Nacht von der Vorstellung abgelöst, mit den Vorfahren verwandt zu sein. Wenn diese Soldaten nach Hause zurückkehrten – nach Frankfurt, Berlin und Hamburg – würden sie nie wieder so leichtfertig ihr Judentum verleugnen. An der Heimatfront stellte sich die Lage weniger ambivalent dar. Fast ohne Ausnahme scharte man sich unter den Fahnen. Wer zu alt war, um zu kämpfen, machte sich auf andere Weise nützlich. Max Warburg, mittlerweile international berühmt für seinen enormen Sachverstand im Bankgeschäft, hatte anfangs nicht gegen sein geliebtes Grossbritannien in den Krieg ziehen wollen. Er wusste, dass ein unvorbereitetes Deutschland verlieren und diese

Niederlage seinem Familienunternehmen grossen Schaden zufügen würde. Aber als dann im August die Geschütze donnerten, stellte er sich pflichtgetreu dem Kriegsversorgungsamt zur Verfügung, wobei er versuchte, der unter deutscher Besatzung stehenden niederländischen und belgischen Bevölkerung einige Erleichterungen zu verschaffen.⁶⁶

Richard Willstätter, von jeher im Grunde seines Herzens Monarchist, bereiteten solche wirtschaftlichen Sorgen weniger Kopferbrechen. Gemeinsam mit seinem alten Freund Fritz Haber suchte der zweiundvierzigjährige Leiter des bedeutendsten chemischen Forschungszentrums Deutschlands schon am Tag nach der Kriegserklärung den Direktor der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auf und bot ihm seine Dienste zur Verteidigung des Vaterlandes an.⁶⁷ In den Reihen der Armee bestand kein dringender Bedarf an Wissenschaftlern mittleren Alters, und so blieb er in seinem Labor zurück und musste mit ansehen, wie es sich allmählich leerte, da seine jüngeren Assistenten einer nach dem anderen an die Front verschwanden, und kümmerte sich um seine beiden Kinder. Weil er der Nation dienen wollte und sich dem kürzlich verstorbenen Adolph von Baeyer eng verbunden fühlte, nahm er den Ruf auf Baeyers Lehrstuhl an der Münchener Universität an, den renommiertesten Lehrstuhl auf seinem Gebiet und eben jenen, den er eigentlich nie hätte bekommen sollen, wie man ihm einst erklärt hatte. Bei der Unterzeichnung der Ernennungsurkunde murmelte ein erzürnter König Ludwig III., Bayerns letzter Monarch, vor sich hin: «Das ist aber das letzte Mal, dass ich Ihnen einen Juden unterschreibe.»⁶⁸

In diesem Jahr 1915 war Willstätter bereits erneut von einem Schicksalsschlag getroffen worden, der den Glanz seines beruflichen Erfolges trübte und ihn an die Zerbrechlichkeit menschlicher Liebe gemahnte. Nachdem er über Schwäche und Durst geklagt hatte, fiel sein zehnjähriger Sohn Ludwig in ein Diabeteskoma

und starb. Fast zur gleichen Zeit erfuhr Willstätter von der schwedischen Akademie der Wissenschaften, dass ihm für seine Arbeit über das Chlorophyll der Nobelpreis für Chemie verliehen worden sei. In seiner persönlichen Lage empfand er es zweifellos als eine grosse Erleichterung, dass ihn der in Europa tobende Konflikt daran hindern würde, diese Ehre öffentlich in Empfang nehmen zu müssen. Stattdessen konnte er wie schon früher seinen Schmerz unter einem Berg alles verzehrender Forschungsarbeit begraben – diesmal für den Kaiser und dessen Krieg.

Zunächst ganz darauf konzentriert, Mittel und Wege zu finden, um Deutschlands Nahrungsmittelversorgung im Kriege zu verbessern, verlagerte Willstätter seine Energien bald schon auf ein dringendes Erfordernis des Schlachtfelds – auf Gasmasken. Seitdem Deutschland als erstes Land 1915 Chlorgas eingesetzt hatte, merkten die Soldaten auf beiden Seiten, dass sie nicht entsprechend ausgerüstet waren, um mit diesem neuen Schrecken moderner Kriegsführung fertigzuwerden. Da er selbst das Giftgas entwickelt hatte, nahm nun Haber die Hilfe seines Freundes in Anspruch, einen wirksamen Schutz dagegen zu finden. Binnen Kurzem ersann Deutschlands jüngster Nobelpreisträger einen dreilagigen, absorbierenden Filter, der diesen Zweck erfüllte. 1917 waren bereits über 30 Millionen Gasmasken, die Willstätters lebensrettende Erfindung enthielten, in Gebrauch.⁶⁹ Für diesen Erfolg wurde dem nicht kämpfenden Chemiker das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen. Mehr hätte er gar nicht verlangen können.

Andere deutsche Juden, die zu alt oder zu jung fürs Feld waren, dienten anderweitig so gut sie konnten. Wie alle stolzen preussischen Knaben, reagierte Hans-Joachim Schoeps mit überschwenglicher Begeisterung. Kaum fünf Jahre alt, schlug auch der kleine «Hase» (wie ihn seine Eltern liebevoll nannten) Nägel in

Berlins berühmten «eisernen Hindenburg» – als Spende für den Krieg.⁷¹ Wie seine Klassenkameraden feierte er die deutschen Siege auf weit entfernten Schlachtfeldern, indem er winzige Fähnchen auf eine Landkarte im Klassenzimmer steckte oder am jeweiligen Tag schulfrei bekam.⁷² Sein Vater Julius, ein Mann mit ausgeprägtem vaterländischen Pflichtgefühl, liess sich als Stabsarzt bei der Armee anwerben. Schliesslich leitete er ein Lazarett an der polnischen Grenze und war der einzige Zivilist – und Jude –, den man zum Ehrenmitglied seines Regiments ernannte.⁷³ Nach dem Krieg sollte er noch etliche Jahre seine Uniform und sein Ehrenabzeichen tragen.

Bella Fromm, noch ein Backfisch, gab ihr sorgloses Leben als «Prinzessin von Kitzingen» auf und ging zum Roten Kreuz, um verwundete Soldaten zu pflegen, die von der Front in einem nahegelegenen bayerischen Krankenhaus eintrafen. Ohne zu zögern stellte sie diese Pflicht gegenüber dem Vaterland über ihre häuslichen Aufgaben. (1914, vor Ausbruch des Kriegs, hatte sie einen deutschen Heeresoffizier geheiratet, war schwanger geworden und musste ihre Tochter, Grete-Ellen, genannt «Gonny», jetzt allein aufziehen, nachdem er mit seiner Einheit aufgebrochen war.) Später wurde sie für den Dienst am Kaiser geehrt und empfing das König-Ludwig-Kreuz (das Rotkreuz-Freiwillige bekamen). Es war ein schwacher Trost für die persönlichen Verluste, die Bella Fromm erlitt. Ihre beiden Eltern starben, so dass sie ganz auf sich gestellt war. Ihre Ehe erwies sich nicht als glücklich, und 1919 wurde Bella Fromm geschieden. Zu allem Überfluss spürte Bella Fromm voller Erbitterung, dass sich über den Köpfen der deutschen Juden Unheil zusammenbraute – ein Rückfall in «die düsteren Zeiten des Mittelalters», als ihr schwer gebeuteltes und besiegtes Land nach Sündenböcken zu suchen begann, die man für das Desaster verantwortlich machen konnte.⁷⁴

Ihre Angst war durchaus begründet. Die «Feuertaufe», die die

deutschen Juden 1914 begrüsst hatten, fiel nun auf sie selbst zurück. Viele, die losmarschiert waren, bereit, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um sich als gute Deutsche zu erweisen, machten an den Frontlinien ernüchternde Erfahrungen, abgesehen vom Giftgas und Verwesungsgestank.⁷⁵ Zwar stiegen zum ersten Mal seit den Napoleonischen Kriegen etwa zweitausend Juden in Offiziersränge auf und brachen somit die demütigende Schranke nieder, doch andere wurden rüde diskriminiert und von Beförderungen ausgeschlossen. Schlimmer noch, die ganze deutsche Judengemeinde wurde zur Zielscheibe rechtsgerichteter, antisemitischer Anschuldigungen, die schon früh während des Kriegs laut geworden waren und behaupteten, dass sich die Juden vor dem Militärdienst drückten und ihre eigene Haut retteten, während «echte» Deutsche sang- und klanglos verbluteten. Dieser Vorwurf führte zu einer sogenannten *Juden-zählung*, die das preussische Kriegsministerium Ende 1916 durchführte. Leider wurden die Ergebnisse dieser Untersuchung nicht veröffentlicht und nährten so den Verdacht, dass die Juden den Krieg bekämpften. Die tatsächlichen Fakten sprachen eine andere Sprache: von den 100.000 Juden, die im deutschen Militär dienten, wurden 35.000 mit Orden ausgezeichnet, und 12.000 – oder 12% – fielen (nur leicht weniger als die 16% an Verlusten, die die 11 Millionen Mann starken kaiserlichen Streitkräfte während des gesamten Kriegs erlitten).

Die Hoffnungen deutscher Juden, dass das Sterben für ihr Land ihre Loyalität über jeden Zweifel erheben und ihnen die volle Gleichberechtigung einbringen würde, hatten sich auf doppelte Weise zerschlagen. Erstens lebte der Antisemitismus, anstatt ein für alle Mal zu verschwinden, durch den Krieg wieder auf. Juden wurden als Kriegsgewinnler und Mitglieder einer internationalen Verschwörung hingestellt, die Deutschlands Unglück schürten. Zweitens war ihr Blutopfer umsonst. Gerade als sie meinten, sie

hätten die letzte Rate für den Eintritt in die deutsche Gesellschaft bezahlt, mussten die Juden erkennen, dass ihnen noch mehr Türen brutal vor der Nase zugeschlagen wurden. Und diese schlechte Behandlung während des Ersten Weltkriegs kündigte nur noch schlimmere Torturen an, die auf sie zukommen sollten, sobald die Waffen schweigen und die jungen Männer nach Hause kommen würden.

2

Die Falle wird gestellt

Das deutsche Volk war durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg und die von den siegreichen Alliierten in Versailles diktierten demütigenden Friedensbedingungen wie gelähmt. Keiner der damals lebenden Deutschen hatte je eine militärische Niederlage kennengelernt: Keine deutsche Armee hatte einen Krieg verloren, seit Napoleons Legionen vor mehr als einem Jahrhundert gewütet und Preussen schmachvoll unterworfen hatten. Traumatische Niederlagen verlangen nach Sündenböcken, und unter diesem gewaltigen psychologischen Druck suchten viele verbitterte Deutsche aus dem konservativen Lager die Schuld nicht etwa bei den Generälen, die die Schlachten verloren hatten und so leichtsinnig und verschwenderisch mit Menschenleben umgegangen waren, sondern bei den sozialdemokratischen Agitatoren in der Heimat, die der Armee des Kaisers den Dolchstoß in den Rücken versetzten, weil sie gegen seine imperialistischen Ambitionen protestiert, zu Unruhe angestiftet und nach einer demokratischen Revolution gerufen hatten. Juden liesen sich ohne Weiteres über den gleichen Kamm scheren, denn sie wurden weithin als Linke betrachtet, wenn nicht sogar als regelrechte Revolutionäre – angesichts von Rosa Luxemburg ebenso wie der Schlüsselfiguren in der kurzlebigen Räterepublik in Bayern.

Und Juden – reiche Juden – wurden verachtet, weil sie vom Krieg profitiert hatten. Diese irrationale Assoziationskette zwischen Aufruhr in den Städten, linksgerichteten Politikern und vermögenden Industriellen versetzte viele deutsche Juden zuerst in Verlegenheit und dann in Angst.¹ *Sie* waren wahrlich nicht darauf erpicht, Strassenkämpfe oder radikale soziale Aufstände anzuzetteln. *Sie* hatten keinen Nutzen aus dem Krieg gezogen. *Sie* hatten nichts zu tun mit diesen anderen, berüchtigten Juden.

Max Warburg gehörte zu denen, die sprachlos vor Verblüffung waren, das Ziel solchen Hasses zu sein. Als Deutschland auf die Niederlage zugesteuert war, die er seit Langem vorausgesagt hatte, war Warburg von dem neuen Kanzler Graf Georg von Hertling gebeten worden, nach Holland zu fahren, um den unbesiegbaren Amerikanern Friedensangebote zu machen.² Bei dieser diplomatischen Mission liess man den Bankier kurz abblitzen, und als er nach Hamburg zurückkehrte, wurde er von General Erich Ludendorff, dem Oberbefehlshaber des Heeres, beschuldigt, mit dem Feind zu paktieren. (Sechs Monate später sah sich Ludendorff dann gezwungen, die bittere Pille zu schlucken und um Frieden zu bitten.)

Wohlweislich mied Warburg eine Zeitlang das Rampenlicht und bemühte sich, in seiner Heimatstadt hinter den Kulissen zwischen den kämpfenden Arbeitern, den Sozialdemokraten und ehemaligen Soldaten zu vermitteln. Aber es dauerte nicht lange, da wurde er abermals unfreiwillig auf die internationale Bühne gedrängt. Nachdem sein alter Freund, der Schiffsmagnat Albert Ballin (mit einer Überdosis Schlaftabletten) Selbstmord begangen hatte, wurde Warburg gebeten, sich der deutschen Delegation in Versailles anzuschliessen. Er wollte nicht hinfahren – es war, wie er deutlich sah, eine zum Scheitern verurteilte Mission –, aber sein Pflichtgefühl gewann über sein vorsichtiges Bankiersurteil die Oberhand, und er fuhr.

Praktisch von Anfang an begriff Warburg, welch ein Ruin Deutschland bevorstand, wenn es in die exorbitanten Reparationsforderungen der Alliierten einwilligte. Er sprach ein Machtwort. «Wir müssen bis zum letzten Augenblick für unser Recht kämpfen», schrieb er mit dramatischem Pathos an seine Frau.³ Als die Vertreter Englands, Frankreichs und Italiens die Höhe der Summe, die Deutschland zu zahlen haben würde, auf den astronomischen Betrag von 33 Billionen \$ festsetzte, trat Warburg lieber aus der Delegation aus, als seinen Namen unter den Vertrag zu setzen. Auf dem Weg zum Bahnhof wurde Warburgs Limousine von wütenden Franzosen, denen alle Deutschen verhasst waren, mit Steinen beworfen. Dies war nur ein Vorgeschmack auf die Wut seiner Landsleute, die, überzeugt davon, dass er das Vaterland ausverkauft hatte, Warburgs Loyalität in Frage stellten, ihm Drohbriefe schrieben und sogar ein Mordkomplott gegen ihn schmiedeten.⁴

In den Jahren nach dem Krieg war Max Warburg eine viel zu herausragende Zielscheibe antijüdischen Ressentiments, um den zunehmenden Belästigungen und Einschüchterungsversuchen seitens der Antisemiten zu entgehen. Der Erfolg und die Bedeutung seiner Bank hatten seinen Namen zu einem geläufigen Begriff gemacht, wenn auch zu keinem beliebten. Er war in der Tat der archetypische «jüdische Kapitalist», eine wohlfeile Zielscheibe des Hasses. Anstatt sich vor seinen Angreifern zu verstecken, setzte sich Warburg zunächst lieber zur Wehr, getreu der Devise und Handlungsweise des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, der unverbrüchlich auf das Gesetz vertraute. Entschlossen parierten er und sein Bankhaus somit während der 20er Jahre die Hiebe von links wie von rechts. Als das in Hamburg gedruckte antisemitische Kampfblatt *Der Hammer* behauptete, die Warburg-Bank habe die bolschewistische Revolution in Russland

heimlich unterstützt, indem sie über 50 Millionen Rubel durch Schweden schleuste,⁵ ging Warburg – letzten Endes mit Erfolg – gegen diesen Vorwurf gerichtlich vor.⁶ Von anderen Fanatikern wurde er als «Generalstabschef des Weltjudentums» beschimpft.⁷

Die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen 1923 und die erdrückende Last der Reparationen, verschlimmert noch durch eine schwindelerregende Inflationsspirale, heizten die Wut rechtsgerichteter deutscher Nationalisten weiter an, die unentwegt Beschimpfungen gegen Warburg losliessen. Als im Juni 1922 der jüdische Aussenminister Walther Rathenau in Berlin unter den auf sein Auto abgegebenen Schüssen starb, nahm Warburg Polizeischutz an, verlegte seinen Wohnsitz und ging für eine Weile auf Auslandsreise. Sechs Monate später feierte das Bankhaus M. M. Warburg & Co. in aller Stille sein 125-jähriges Bestehen, froh, sowohl den Krieg als auch die nachfolgenden Feindseligkeiten in der Heimat überstanden zu haben. Aber schon nach wenigen Wochen nahmen die Dinge eine Wendung zum Schlechteren. Der *Völkische Beobachter*, das Sprachrohr der Nazis, rief zu Tätlichkeiten gegen Warburg und seine Brüder Paul und Felix auf. In ihren Volksreden auf den Strassen Hamburgs stellten rechte Hetzer den Bankier öffentlich bloss. Da er merkte, dass er gegen eine steigende Welle antisemitischen Nationalismus ankämpfte, beschloss Warburg, sich im Hintergrund zu halten, und trat unvermittelt von verschiedenen öffentlichen Ämtern zurück – ein Schritt, den er später bereute.⁸ Um sich anti-jüdische Hetze zu ersparen, lehnte er auch alle Angebote ab, ein hohes Amt in der Reichsregierung zu übernehmen, einschliesslich das des Finanzministers. Aber es ist typisch für Warburg, dass er sich bei allem nicht einschüchtern liess. Die schlimmen Zeiten, die deutsche Juden wie er nun durchmachten, betrachtete er aus der distanzierten Warte eines Philosophen und mit bitterem Humor – auch das würde vorübergehen. Sein lebenslanger «sonniger

Optimismus» und seine nach vorne orientierte Wesensart waren nicht so leicht unterzukriegen, selbst als sich die Lage in Deutschland weiter verschlechterte.⁹ Es war ein Charakterzug, der ihm über manches, was ihm widerfahren sollte, hinweghalf, ihn aber auch blind machen sollte für das volle Ausmass desselben – damals und später.

Warburg war keineswegs der einzige prominente deutsche Jude, dem der nach dem Ersten Weltkrieg wieder entbrannte Antisemitismus entgegenschlug. In Bayern, wo sich Richard Willstätter mit seiner einzig ihm noch verbliebenen Tochter wieder niedergelassen hatte, um Forschungen auf dem Feld der organischen Chemie durchzuführen und der Nation in der Stunde der Not besser nützen zu können, nahmen die Feindseligkeiten gegen Juden überhand. Nach den zehn Jahren in Zürich und Berlin traf den frisch gekürten Nobelpreisträger dieser weitverbreitete Antisemitismus wie ein Schock. Immer noch ein überzeugter Monarchist hatte Willstätter entsetzt mit ansehen müssen, wie der jüdische Schriftsteller Kurt Eisner und eine Schar von Sozialisten die prächtige barocke Landeshauptstadt der Wittelsbacher eingenommen, einen «Volksstaat» ausgerufen und König Ludwig zum Abdanken gezwungen hatten. Entrüstet verurteilte er jene, die alle Juden mit der Handvoll Radikaler in einen Topf warfen, die die Macht ergriffen hatten, aber wenige waren bereit, ihm zuzuhören.¹⁰ Nach ein paar kurzen Monaten schlug die politische Stimmung in München in ihr Gegenteil um. In seinem Laboratorium an der Ludwig-Maximilians-Universität wurde Willstätter vom Knattern der Maschinengewehre gestört, als reguläre Armeetruppen und bayerische Freikorps-Verbände in die Stadt drangen und Eisners Republik niederwarfen. Die Sympathien des Chemikers mögen auf Seiten der Rechten gelegen haben, aber die nationale Bewegung, die in München aus verschiedenen Gruppierungen zusammenwuchs, hatte, was das betrifft, wenig Platz für ihn oder andere Juden.

Das traf mit Sicherheit für die eben flügge gewordene *Deutsche Arbeiterpartei* zu, die 1919 in München gegründet worden war und der sich kurz darauf ein unzufriedener ehemaliger Gefreiter mit Namen Adolf Hitler angeschlossen hatte. Bald schon in *Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei* umbenannt, nahm sie Antisemitismus als einen ihrer Glaubensgrundsätze auf und verkündete, dass die Juden von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen und ihrer Staatsbürgerschaft verlustig gehen sollten. Die Nazis machten bald gemeinsame Sache mit anderen rechtsgerichteten Randgruppen. Diese wiedererstarkenden Nationalisten wandten sich vor allem an konservative Studenten in München, die die Universität in ein ideologisches Schlachtfeld verwandelten. Ausländische Juden sollten ferngehalten werden, forderten sie, und die Zahl der deutschen Juden, die sich einschreiben konnten, sollte durch einen *numerus clausus* beschränkt werden. Die feindselige Gesinnung der Studenten spiegelte einen weitverbreiteten, populären Antisemitismus wider. Im April 1920 ordnete eine zweite, seit Kurzem erst installierte rechtslastige Regierung die Vertreibung von mehr als 1'500 Ostjuden aufgrund «staatsfeindlicher Aktivitäten» an. Es handelte sich dabei um russische Juden. Am darauffolgenden Passahfest wurden zwei Münchner Synagogen mit Hakenkreuzen beschmiert. Im September 1922 waren die Strassen der Innenstadt voller Nazi-Fahnen, und «Tod den Juden»-Rufe ertönten vor dem Rathaus. In diese gespannten Atmosphäre wurde Richard Willstätter, nunmehr fünfzig Jahre alt und am Gipfelpunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn stehend, in den Senat der Fakultät gewählt und zum Dekan ernannt.

Diese Berufung warf den zurückgezogen lebenden und durch und durch unpolitischen Chemiker in den politischen Mahlstrom. Willstätter war über das, was um ihn herum vorging, doppelt entsetzt: zum einen über die lärmenden Studenten, die in Fakultätskonferenzen eindringen und das Recht auf freie Meinungsäusse-

rung, das er hochhielt, mit Füßen traten; zum anderen über seine Kollegen, die sich von diesem studentischen Pack widerstandslos einschüchtern liessen. Einige Professoren unterstützen sogar ganz offen die antidemokratischen, ultrarechten Kräfte, die in München und anderswo in einer von Inflation und politischer Instabilität erschütterten Weimarer Republik an Stosskraft gewannen. (Fakultätskollegen, die Mitgliedsausweise der Nazi-Partei unterzeichneten, teilten Willstätter vertraulich mit, der Antisemitismus der NSDAP sei von zweitrangiger Bedeutung und gewiss kein Hindernis, dass sie Freunde blieben.¹¹) Aber die «friedliche Insel»¹², die sein Forschungslabor einmal gewesen war, wurde bald schon von chauvinistischen Demagogen überrannt. Dies bedeutete einen Bruch in Willstätters Leben, der so elementar bedrohlich war wie die Politik, die die Nazis verfolgten.

1924, im Gefolge weiterer Attacken gegen Juden, musste sich Willstätter eingestehen, dass er seine Karriere nicht mehr aus dem schmutzigen Geschäft der Politik würde heraushalten können. Sinnbild für diese Erkenntnis war der Orden «Pour le mérite», der ihm im Januar verliehen wurde – als Ersatz für jenen, der von einer Spartakistengruppe vernichtet worden war, als sie ein paar Jahre zuvor das Berliner Schloss gestürmt hatte.¹³ In München stiess Willstätter auf Plakate, die verhiessen: «In Zukunft wird kein deutscher Student mehr zu Füßen eines jüdischen Professors sitzen.»¹⁴ Willstätters Forschungen für wissenschaftlichen Fortschritt, denen er sich mit leidenschaftlicher, fast schon religiöser Hingabe widmete, konnten nicht mehr wie bisher in einem luftleeren Raum stattfinden. Seine schiere Existenz war in Gefahr. Während einer kurzen Reise nach Baden-Baden über die Osterferien gab er dem Chirurgen Ferdinand Sauerbruch grübelnd zu bedenken: «Mein Lehrstuhl ist nicht mehr sicher; er wird kippen.»¹⁵

Für den liebenswürdigen, blauäugigen Gelehrten mit dem Vandyc-Bart und den höflichen Umgangsformen wurde schliesslich alles zu einer Frage des Prinzips – und des eigenen Überlebens. Auf dem Spiel stand die akademische Freiheit – es ging darum, die Politik von der Universität und ihrer geheiligten Arbeit fernzuhalten – und Willstätter schwor sich, die Herausforderung direkt anzunehmen. Noch im selben Frühjahr bot sich die entsprechende Gelegenheit. Willstätters alter Lehrer, der Mineraloge Paul von Groth kündigte an, sich zur Ruhe setzen zu wollen. Seit Jahren hatte Groth geltend gemacht, dass nur einer die Qualifikation zu seinem Nachfolger habe: der durch bahnbrechende Arbeiten hervorgetretene, international berühmte Geochemiker Viktor M. Goldschmidt, damals ein Fakultätsmitglied der Universität Göttingen. Durch einen Zufall war er der dritte Goldschmidt – und der dritte Jude –, der in diesem Jahr für eine Stelle an der Münchener Universität vorgeschlagen werden sollte. Die beiden anderen, ein Biologe und ein Wissenschaftler der organischen Chemie, waren wegen ihrer ethnischen Zugehörigkeit formlos abgelehnt worden. Diesmal war Willstätter nicht bereit, klein beizugeben. Als der Name Viktor Goldschmidts vor die philosophische Fakultät gebracht wurde, besprach sich der Dekan, der Physiker Willy Wien, heimlich mit seinen Kollegen und liess erkennen, dass er dagegen sei. Zum Zeitpunkt, als ein erstes Votum abgegeben werden sollte, hatte sich bereits eine Mehrheit gegen Goldschmidt formiert – nicht etwa, so behaupteten sie, weil er Jude oder «Nicht-Arier», sondern einfach weil er Ausländer sei. Ausländerfeindlichkeit galt offiziell als statthaft, was auf den Antisemitismus noch nicht zutraf. (Goldschmidt war in Zürich geboren.) Als dann am 24. Juni die endgültige Kandidatenliste vorgelegt wurde, stand somit Goldschmidts Name nicht darauf. Ebenso unvermittelt und zielsicher wie er einst Sophie Leser um ihre Hand gebeten hatte,

traf Willstätter nun die zweite überaus schicksalhafte Entscheidung seines Lebens. Er setzte sich noch am selben Abend hin und schrieb Wien einen Brief, in dem er seinen Rücktritt einreichte und erklärte, er könne seinen Dienst nicht mehr tun, wenn er sich in Berufungsfragen mit der Mehrheit der Fakultät so wenig im Einklang befinde.¹⁶ Seine Entscheidung war endgültig. Willstätter gab ausserdem bekannt, dass er von seinem Posten als Chef des staatlichen bayerischen Chemielabors zurücktreten werde.

Willstätters Mitarbeiter und Studenten waren fassungslos. Da gab einer der wissenschaftlichen Koryphäen seiner Zeit, ein Nobelpreisträger, in seiner Genialität vergleichbar mit Albert Einstein, den renommiertesten Lehrstuhl auf seinem Gebiet auf – aufgrund einer Frage des Prinzips, aus einer plötzlichen Verstimmung heraus. Um Willstätter von seiner Entscheidung abzubringen, fanden sich viele seiner Studenten, Kollegen und Assistenten am Freitag, den 27. Juni, im grossen Hörsaal für Chemie ein. Sein Freund Ferdinand Sauerbruch und Friedrich von Mueller von der medizinischen Fakultät geleiteten den gewandten, zierlichen Chemiker in den Hörsaal. Es wurde ihm eine von 337 Studenten und der Fakultät unterschriebene Petition überreicht, in der man ihm zum Bleiben drängte, damit er der deutschen Jugend weiterhin jene Führung angedeihen lasse, die sie in diesen turbulenten Zeiten so bitter benötige. Hierauf ergriff ein Student das Wort, der Willstätter als Mensch und Lehrer pries und ihn bat, an der Münchener Fakultät zu bleiben. Professor Mueller schloss sich dieser Bitte an. Gerührt von diesen Appellen blieb Willstätter dennoch standhaft. Mit verhaltener, ruhiger Stimme sagte er seinem lautlos lauschenden Auditorium, dass es besser sei, wenn er ein Beispiel setze, wie sich ein rechtschaffener Mann unter den gegebenen Umständen verhalten sollte, als sich ihren Wünschen zu beugen. («An Genie herrscht keine Not, aber Charakter ist Mangelware»,

merkte der Nobelpreisträger später an.¹⁷) Er könne keiner Fakultät angehören, die ihre Mitglieder nach rassischen Gesichtspunkten und nicht aufgrund von Verdiensten auswähle.¹⁸ Dann erhob sich Willstätter von seinem Sitz und verliess den Hörsaal ohne ein weiteres Wort, die Augen starr nach vorn gerichtet. Alle standen auf und sahen ihm schweigend nach. Es war, so erinnerte sich sein Forscherkollege Felix Haurowitz Jahrzehnte später, «wie eine Beerdigung».¹⁹

In den darauffolgenden Wochen und Monaten bemühten sich Willstätters Freunde und Bewunderer wie auch bayerische Staatsbeamte angestrengt, ihn umzustimmen. Der Nachfolger, den er ausgesucht hatte, Heinrich Wieland, schrieb, dass Willstätter das Vorurteil gegenüber Juden übertrieben habe: «In Deutschland gibt es durchaus keinen Antisemitismus, der der Rede wert wäre», behauptete er.²⁰ Auch Beamte der Universitätsverwaltung äusserten sich erstaunt über Willstätters Vorwurf, es bestehe eine Tendenz gegen Juden. Andererseits erfuhr er von dem Industriellen Carl Duisberg, dass sein Rücktritt in gewissen Kreisen grosse Freude und Genugtuung ausgelöst habe. Die nationalistische Presse drückte begeisterten Beifall aus und erklärte, die Universität habe ja nur einen «Paradejuden» verloren, keinen echten Deutschen.²¹ Etwas in Verlegenheit gebracht durch den Wirbel, den er verursacht hatte, blieb Willstätter dennoch hart. So unerschütterlich er seine Forschung betrieben hatte, so unerschütterlich hielt er auch an seiner Entscheidung fest, seine Professur niederzulegen.

Aber Willstätter wollte München, seine geliebte «zweite Heimat» (wo immer noch seine Mutter lebte), auch nicht verlassen.²² Da er aus seiner Demission keinen Nutzen ziehen wollte, lehnte er attraktive Angebote aus Berlin, Heidelberg und von zehn anderen deutschen Universitäten ab und zog es vor, zurückgezogen in seinem Münchener Haus zu leben, isolierter und einsamer als je

zuvor. Aus beruflichem Pflichtgefühl erklärte er sich bereit, noch zwei Semester an der Universität zu bleiben, um seine Doktoranden zu betreuen und Wieland die Übernahme seines Lehrstuhls zu erleichtern. Unmittelbar nach seinem Rücktritt räumte Willstätter sein Amtszimmer an der Universität, setzte aber seine Voruntersuchungen über das Wesen und die Funktion von Enzymen fort, die er anfangs mit dem Tschechen Felix Haurowitz durchführte, der ebenfalls Jude war. Anstatt seine Koffer zu packen, liess er sich in der Möhlstrasse 29, am Ufer der träge dahinfließenden Isar, eine stattliche Villa bauen. Nicht weit davon entfernt stand ein Denkmal für den deutsch-jüdischen Dichter Heinrich Heine, woraus Willstätter einigen Trost schöpfte.²³ Das neue Domizil, das er Ende 1925 bezog, beherbergte seine geschmackvolle, aus allen möglichen Epochen und Ländern zusammengetragene Gemäldesammlung, eine Kunstbibliothek und ein Vorzimmer mit einem aus Italien importierten «Klostergestühl».²⁴ Zum Haus gehörte ein Rosengarten – seine grosse Freude – der sich einer Sorte rühmen konnte, die seinen Namen trägt. Es war ein idealer Ruhesitz, und als Willstätter im September 1925 zum letzten Mal sein Labor in der Arcisstrasse verliess, tat er es in dem befriedigenden Bewusstsein, dass er sein Leben – das heisst, sein Berufsleben, das, was ihm wirklich etwas bedeutete – von dieser neuen, abgeschlossenen Basis aus wie bisher würde weiterführen können.

Willstätter hatte sich eine merkwürdige, aber ungemein zweckdienliche Regelung ausgedacht. Fern von seinen Universitätskollegen und seinen Forschungseinrichtungen, hatte er einen Plan entworfen, wie er seine Enzym-Forschung für die Münchener Akademie der Wissenschaften über eine telephonische Verbindung zu seiner Laborassistentin Margarete Rohdewald fortführen könne. Jeden Abend würde sie ihn anrufen und über den Fortgang der Arbeit berichten, und er würde dann dazu Stellung nehmen

und Vorschläge machen, wie sie am nächsten Tag weitermachen sollte. Unterstützt wurde seine Arbeit von der *Rockefeller Foundation*, die das Gehalt seiner Assistentin bezahlte und die Geldmittel für die benötigten Chemikalien und Ausrüstungsgegenstände zur Verfügung stellte.²⁵ Diese Form wissenschaftlicher Zusammenarbeit entsprach Willstätters Vorstellungen; auf diese Weise konnte er wieder in aller Ruhe und unbehelligt von politischer Einmischung arbeiten, wonach er sich so sehnte. Er hatte aus einer moralischen Notwendigkeit eine Tugend gemacht, und er war hochzufrieden. Abgeschieden in seinem neuen Haus in der Möhlstrasse, umgeben nur von einer treuen Haushälterin und seiner Tochter Margarete, die nun an der Universität Physik studierte, war der weltberühmte Chemiker schwerlich ein deprimierter oder gebrochener Mann zu nennen. Kurz nach Willstätters Ausscheiden fand ihn sein Freund, der Chirurg Sauerbruch, «putzmunter» und so fleissig und begeistert bei der Arbeit wie eh und je.²⁶ Das sollte er auch bleiben und, abgeschirmt von dem scheusslichen, abstossenden Durcheinander der deutschen Politik, in den nächsten vierzehn Jahren einen wissenschaftlichen Artikel nach dem anderen schreiben und seine Untersuchungen auf die Steuerungsprozesse des Lebens ausdehnen. Während dieser Zeit fand er zu einem Zustand von «innerer Emigration» im buchstäblichen Sinn. Er wurde zu einer hochaufragenden Festung unabhängiger wissenschaftlicher Forschung inmitten der anschwellenden Nazirevolution, die sowohl die Juden als auch ihre Wissenschaft zerschlagen wollte.

Auf diese Weise verschaffte sich Richard Willstätter einen dramatischen, frühen Abgang von der chaotischen Bühne der Weimarer Republik. Seine Reputation und der Umstand, dass er sich im Hintergrund und von allen öffentlichen Debatten fernhielt, bewahrten ihn auch weiterhin vor der schlimmer werdenden Judenverfolgung. Anders als Max Warburg hatte Willstätter keinen Grund, persönliche Angriffe zu fürchten.

Seine Einstellung und seine Entscheidung, in München zu bleiben, hatten nichts damit zu tun, dass er zufällig Jude war oder eines Tages möglicherweise als solcher verfolgt werden könnte. Auch vermochte er sich nicht vorzustellen, dass für jene vielen Deutschen, die von den Hasstiraden eines Adolf Hitler gefesselt wurden, am Ende nur noch sein Judentum zählen würde. Nachdem er seinen persönlichen Protest gegen die Antisemiten geltend gemacht hatte, war Willstätter nun willens, sein Leben ungestört weiterzuführen und sich einer höheren Berufung zu verschreiben. Dies war sein Schicksal – und sein Unglück.

Erregte der Begriff Judentum während der von Parteiengezänk geprägten 20er Jahre Hass und Schmähungen gegen eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens wie Max Warburg, so hatte er auf Tausende deutscher Juden, die sich bis zu diesem Zeitpunkt in keinem positiven Sinn als Juden verstanden hatten, die entgegengesetzte Wirkung. Sie waren losgezogen, um im Ersten Weltkrieg zu kämpfen, hatten sich geschworen zu beweisen, dass sie Deutsche waren wie alle anderen, aber stattdessen entdeckt, dass sie im Herzen Juden waren. Dieses veränderte Selbstverständnis erwuchs aus zwei wichtigen Erfahrungen: zum einen aus der Tatsache, dass sie trotz ihres «Blutopfers» in den Schützengräben nicht als ebenbürtige Mitbürger anerkannt wurden, zum anderen aus ihrer Begegnung mit «echten Juden» im Osten, die sie daran erinnerten, dass in diesem modernen, diesseitsorientierten Zeitalter eine streng religiöse, den Traditionen verhaftete Lebensweise noch immer möglich sein und Bewunderung abnötigen könne. Viele deutsche Juden – wengleich immer noch eine deutliche Minderheit innerhalb ihrer Gemeinschaft – liessen sich diese beiden zentralen Erfahrungen des Krieges durch den Kopf gehen und zogen daraus dieselben Schlussfolgerungen: sich als Juden zu verstehen und nach jüdischen Wertvorstellungen zu leben, war ihre Bestimmung, deren sie sich nicht zu schämen brauchten. Ja, aus

ihrem Judesein schöpften sie Kraft, Stolz und Zuversicht. Es bildete ein Gegengewicht zu der Enttäuschung und Frustration, die sie in einer undankbaren und feindlich gesinnten Heimat erlebten.

Vielen Europäern hatte der Krieg die alte Ordnung mit ihren Fürstenhöfen, Kaisern und Königen und der blinden Opferbereitschaft fürs Vaterland gründlich verleidet. Er hatte Träume geweckt von neuen Formen menschlichen Zusammenlebens und neuen Wertvorstellungen, die diesen Gestalt geben sollten. In Deutschland und anderswo taten sich Gräben auf zwischen der älteren Vätergeneration und einer unruhigen, idealistischen Jugend, zwischen der kapitalistischen Bourgeoisie und dem unterdrückten Proletariat, zwischen jenen, die vom geistigen Hunger nach einer besseren Welt beseelt waren, und jenen, die vom materiellen Verlangen nach der Welt, so wie sie war, verzehrt wurden; zwischen jenen, die an den sozialen Fortschritt glaubten, und jenen, die ihn fürchteten, zwischen jenen, die erneut ihre Untertanentreue zu ihrem Land bekräftigten, und jenen, die in den Bann anderer Götzen gerieten – Marx, «Blut», «Rasse» oder Volk. Auch die deutschen Juden wurden von dieser Polarisierungstendenz erfasst. Sie trugen innere Kämpfe aus und stritten miteinander, um herauszufinden, wer sie waren und wie sie leben sollten. Sie waren Teil eines allenthalben waltenden und sich entfaltenden Zeitgeists und versuchten herauszufinden, in welche Richtung er wies.

Vor dem Krieg hatte Robert Weltsch den Liberalismus des 19. Jahrhunderts ins Gebet genommen, weil dieser die Juden korrumpiert habe und ihre Gemeinschaft verderbe und zerstöre.²⁷ Um ihre Orientierungslosigkeit zu überwinden, müssten die Juden, so sagte er, wieder zu sich selbst finden, indem sie den «kranken» Vernunftglauben der Aufklärung ablegten und ihre Solidarität untereinander als Juden geltend machten. Sie brauchten ein Nationalgefühl eigener Prägung.

Jüdisches Nationalgefühl unterschied sich von dem der Franzosen oder Deutschen insofern, als es stärker in einer gemeinsamen Geschichte, gemeinsamen Werten und einer engen Gemeinschaft verwurzelt war denn in einer gemeinsamen Geographie. Es beruhte auf der Vorstellung von den Juden als einem «Volk».²⁸ Sobald er Anfang 1918 seine Uniform abgelegt hatte, machte sich Weltsch an die Arbeit, diese Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Er gab die juristische Laufbahn auf und übernahm in Wien die Position des Chefredakteurs des radikalzionistischen Blattes *Jüdische Zeitung*, um gegen die im jüdischen Bürgertum Österreichs vorherrschende «Ghettomentalität» und für die Anerkennung einer jüdischen Nationalität den Kampf anzutreten. Weltsch wurde ausserdem Generalsekretär des *Jüdischen Nationalrates*, des politischen Arms der zionistischen Bewegung in Österreich, und Vertreter der *Hapoel Hazair* («Der junge Arbeiter»), der Arbeiterpartei in der internationalen zionistischen Exekutive. Die *Jüdische Zeitung* trug wesentlich dazu bei, im Oktober 1918 in einem Wiener Konzertsaal die grösste Versammlung österreichischer Juden einzuberufen, die jemals stattgefunden hatte – ein Ereignis, das sich unauslöschlich in Weltschs Bewusstsein einprägte und seinen Hoffnungen auf eine jüdische Erneuerung in Westeuropa Auftrieb gab.

Das verheerende Pogrom in Russland Ende desselben Jahres und die darauffolgende Flucht Zehntausender von Ostjuden nach Deutschland und Österreich stimmten Weltsch nachdenklich. Da er mit eigenen Augen sah, wie diese Flüchtlinge in den Internierungslagern in Pommern von Antisemiten beschimpft und schikaniert wurden, schwand sein Optimismus bezüglich der Zukunft europäischer Juden in der Diaspora.

Der Zionismus diente als Katalysator für jene Juden, die nach einer grundlegenden Änderung und Neuorientierung ihres Lebens trachteten. Sein konkretes Wunschziel, für das Theodor Herzl

und seine Anhänger als erste eintraten, war die Rückkehr der Juden in ihre alte jüdische Heimat, wo sie einen modernen Judenstaat aufbauen würden. Eine enorme Schubkraft hatte dieser Wunsch durch die im November 1917 veröffentlichte *Balfour Declaration* erhalten, in der die britische Regierung bekräftigte, für einen «Nationalstaat des jüdischen Volkes» in Palästina einzutreten und alles in ihren Kräften Stehende tun zu wollen, die Erreichung dieses Ziels zu erleichtern. Die britische Unterstützung des Herzlichen Traums nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reichs rückte eine jüdische Heimatstätte plötzlich in greifbare Nähe. Gerade als die alte, europäische Welt in einer Wagnerianischen Götterdämmerung zusammenbrach, taten sich den Juden die Tore zu einer neuen Welt auf. In einem nach dem Krieg in Wien an seinen Mentor Martin Buber geschriebenen Brief äusserte Weltsch die Überzeugung, für die Juden sei das wichtigste, dass der Krieg vorbei ist und «Palästina vor uns liegt».²⁹

1919 erhielt Weltsch ein Angebot, die zionistische Sache voranzubringen, dem er nicht widerstehen konnte. Er wurde gebeten, Herausgeber der deutschen zionistischen Zeitung *Jüdische Rundschau* zu werden. Es handelte sich dabei um die älteste und einflussreichste Publikation ihrer Art, gegründet zwei Jahre vor Herzls zionistischem Organ *Die Welt*, in Berlin gedruckt, sprach die *Jüdische Rundschau* eine kleine, aber wichtige Leserschaft deutscher Zionisten an (ihre Auflage betrug in den 20er Jahren, grob geschätzt, 7'000, die Zahl der Zionisten um die 20.000³¹), die die Phalanx der bald weltweiten Bewegung bildete. Es war eine Plattform, die Weltsch bis zum Äussersten nutzen konnte, um seine Hoffnungen auf eine «schöpferische Erneuerung» des jüdischen Volkes im Lichte der *Balfour Declaration* und eines engen Kontakts zu den Ostjuden zu artikulieren und Konvertiten zum jüdischen Nationalismus und zur Idee eines Judenstaates in Palästina zu gewinnen.

In der künstlerisch dynamischen, politisch instabilen Weimarer Republik war Berlin ein Hafen für Juden, die es wegen seines modernen, weltoffenen Lebensstils und seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten in immer grösseren Scharen dorthin zog. Berlin reizte Deutschlands Juden auch wegen seiner geistig aufgeschlossenen und liberalen Atmosphäre. Sie konnten davon ausgehen, dass man dort ihrem gesellschaftlichen Fortkommen weniger Hindernisse in den Weg legte. Antisemitismus begegnete man dort selten. Berlin bot rassistische Anonymität und das Versprechen auf weitere Assimilation. 1925 hatte die jüdische Bevölkerung der Stadt mit 173.000 (4,3% der Gesamtbevölkerung) oder fast einem Drittel aller deutschen Juden, ihren absoluten Höchststand erreicht – gegenüber 92.000 um die Jahrhundertwende. Einen erheblichen Anteil der Berliner Juden – fast 44.000 – stellten die Ostjuden dar, die in der Hoffnung auf ein besseres Leben oder auf der Flucht vor Verfolgung nach Deutschland gekommen waren.³³ Diese Einwanderer brachten ihre charakteristischen Trachten und Gebräuche, ihre eigene Sprache und besonderen Sitten mit, taten sich gern in gewissen heruntergekommenen Wohngegenden zusammen und wurden von ihren Berliner Mitbürgern, ob Juden oder Nichtjuden, gemieden. Einheimische deutsche Juden waren über diesen Andrang merkwürdig aussehender «ethnischer» Juden überhaupt nicht erbaut, die – wie sie dachten – ihre eifrigen Bemühungen, klammheimlich und bis zur Unkenntlichkeit mit den Kreisen der Berliner Geschäftsleute und Freiberufler zu verschmelzen, unterminierten. «Seltsamer Anblick!» erklärte Walter Rathenau, der wie kaum ein anderer eine von jüdischem Selbsthass geprägte Assimilation verkörperte:

«Inmitten des deutschen Lebens gibt es eine fremdartige und isolierte Menschenrasse. Schreiend und selbstbewusst in ihrer Kleidung, heissblütig und ruhelos in ihrem Gebaren. Eine asiatische Horde auf den sandigen Ebenen Preussens ... Menschen, die

untereinander eine enge Gemeinschaft bilden, streng abgeschlossen vom Rest der Welt.»³⁴

In den Augen der meisten gutbürgerlichen Berliner Juden forderten diese fremdartigen Neuankömmlinge durch ihr ungeschliffenes und bewusst provokatives Gebaren³⁵ antisemitische Reaktionen geradezu heraus und liessen genau jene Klischees vom umherirrenden «heimatlosen» Juden Wiederaufleben, die sie selbst ein für allemal hatten begraben wollen.³⁶

Deutschland – und insbesondere Berlin – stellte somit für Robert Weltsch und den exklusiven Zirkel der der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* (ZVfD) angehörenden Juden eine ungeheure Herausforderung dar. Nach 1924 wurde die ZVfD von dem seit Langem in der zionistischen Bewegung aktiven Kurt Blumenfeld geleitet, der sich ihr 1904, kurz nach Herzls Tod, angeschlossen hatte. Der Sohn eines Beamten der preussischen Justizverwaltung und Enkel eines polnischen Einwanderers gab unumwunden zu, dass die deutschen Antisemiten recht hatten: Juden *waren* rassistisch anders und würden in deutscher Erde nie Wurzeln schlagen und immer unerwünscht sein.³⁷ Die einzige sowohl für Juden als auch für ihre Gegner zufriedenstellende Lösung bestehe darin, die Juden von den anderen Deutschen zu trennen, indem man eher ihr «ethnisches Bewusstsein» und ihre nationale Identität als ihre Frömmigkeit stärke.³⁸ Blumenfeld und die meisten anderen deutschen Zionisten hielten nichts von einer Auswanderung nach Palästina. Sie waren zumeist glücklich im Deutschland der Weimarer Republik und wollten dort bleiben, aber nur als stolze, bekennende Juden. Lieber als auf das Unheil des Antisemitismus näher einzugehen, hob die ZVfD und ihr Sprachrohr, die *Jüdische Rundschau* das Positive hervor: die hehren, wenn auch etwas vagen Ideale und Ziele der internationalen zionistischen Bewegung und deren Aufgabe, eine jüdische Heimatstätte in Palästina zu schaffen.

Gedanken über jüdische Identität beschäftigten auch andere Juden während der 20er Jahre, als der Glaube an Emanzipation und Assimilation durch die Hassprediger auf der äussersten Rechten einen Schlag nach dem anderen erlitt. Als Leo Baeck im Juli 1918 zu Frau und Tochter in Berlin aus dem Krieg heimkehrte, griff er sogleich die Fragen auf, die sich den deutschen Juden stellen würden, sobald der Krieg zu Ende war. Wie sollten die Juden geistig und intellektuell auf dieses sich verändernde politische Klima reagieren? Und wie sollten die Juden im Nachkriegsdeutschland leben, wo volle Gleichheit und Anerkennung erst noch errungen werden mussten? Baeck sondierte diese Fragen in einem kleinen Kreis jüdischer Intellektueller, zu dem auch der Zionist Martin Buber gehörte.³⁹ Er war besorgt über die schwindende Bindung ans Judentum. Dank der grösseren gesellschaftlichen Akzeptanz gingen in diesem Jahrhundert immer mehr Juden Mischehen ein. Allein während der 20er Jahre kehrten mindestens 100.000 Juden und Jüdinnen der Gemeinde den Rücken, indem sie nichtjüdische Partner heirateten.⁴⁰ Andere, wie der Chemiker Fritz Haber, traten zum Christentum über oder warfen ihr Judentum aus Karriere- oder «patriotischen» Gründen schlicht und einfach über Bord – eine deutliche Veränderung gegenüber früheren Generationen.⁴¹ Es wurde geschätzt, dass sich nur einer von fünf immer noch an jüdische Religionsgebräuche und Rituale hielt.⁴² Diese Austritte dezimierten die jüdische Gemeinde in Deutschland zu einer Zeit, da auch ihre Geburtsrate fiel. Ende der 20er Jahre sollten dann 40% der deutschen Juden fünfundvierzig oder älter sein – ein sicheres Merkmal einer aussterbenden Minderheit. Und während dieser Abwärtstrend im Gange war, stieg die Zahl der Ostjuden in Deutschland bis auf mehr als ein Fünftel der jüdischen Gesamtbevölkerung.

Zweifellos machte die jüdische Gemeinde in Deutschland einen grundlegenden Wandel durch, und keinen zum Besseren, so sah

es zumindest Baeck. Mischehe, Verweltlichung und Entfremdung von ihren nichtjüdischen Landsleuten – all das lief seinen tiefsten Überzeugungen zuwider, seinen Überzeugungen als frommer Rabbiner wie auch als deutscher Patriot. Seit seinen Tagen als junger Student der Wissenschaft des Judentums hatte Baecks Engagement gleicherweise der Wiederbelebung jüdischen Stolzes und Glaubens und der Erreichung eines freundlichen *modus vivendi* mit Nicht-Juden gegolten. In seinem ersten und bedeutendsten Buch *Das Wesen des Judentums* (1905) legte er die Zweigleisigkeit seines Denkens dar. Obwohl das Buch für ein starkes, modernes Judentum eintrat, das mehr auf Taten denn auf Glaubenssätzen gründet, verrieten Ton, Sprache und Logik desselben ein durch und durch deutsches Denken. In seiner Art zu argumentieren nicht minder als in seiner Erscheinung, seinem Auftreten und Stil war Baeck eine lebende Brücke zwischen Juden und Nichtjuden – eine Persönlichkeit geradezu berufen, die Aussöhnung der beiden Gruppen zu fördern, ohne dass dabei die Juden ihre Herkunft und Identität verleugnen mussten. Mit zunehmender Bedeutung als Lehrer und Gelehrter übernahm Baeck grössere Verantwortung in der Führung der Berliner Gemeinde, wurde der Vorsitzende der *Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden*, der *B'nai B'rith*-Logen und des *Allgemeinen Rabbinerverbands in Deutschland* sowie Mitglied des Verwaltungsrates des *Centralvereins*, der immer noch wichtigsten Stimme der liberalen deutschen Judenheit. 1929 dehnte er seinen Wirkungsbereich noch auf den *Keren Hajessod*, die zionistische Wohltätigkeitsorganisation für Palästina, aus.

Mit seinen fast ein Meter achtzig, seinen ausgeprägten intellektuellen Fähigkeiten, seinem Talent als Lehrer und Vermittler und seinem würdevollen, korrekten bürgerlichen Auftreten rief Baeck unter den Juden (und einigen Nichtjuden) ein Mass an Respekt

hervor, das kein jüdisches Oberhaupt vor oder nach ihm je erreichte. Bald schon nannte man ihn den «Oberrabbiner» von Berlin – das geistige und moralische Haupt jener Gemeinde, und, aufgrund der Grösse und Bedeutung Berlins, das Oberhaupt aller deutschen Juden. In dieser Eigenschaft suchte er die verschiedenen Zweige der Gemeinde zu erreichen – Liberale und Zionisten, Kriegsveteranen und Orthodoxe –, um ihr gemeinsames jüdisches Erbe zu neuem Leben zu erwecken. Ohne es zu wissen, bereitete er sich damit auf eine Situation vor, in der seine Führungsqualitäten in einer Weise auf die Probe gestellt werden sollten, wie er es sich nie hätte träumen lassen.

Die «innerjüdischen Sorgen», die Leo Baeck während der Weimarer Zeit so schwer aufs Gemüt drückten, bekümmerten nur wenige seiner Glaubensgenossen. Sorgen indes bereitete ihnen der Antisemitismus – und das Gespenst der Gewalt, das um ihn schwebte –, aber die meisten suchten Seelenfrieden und Schutz unter dem deutschen Rechtssystem oder indem sie sich «unsichtbarer» machten – weniger erkennbar als Juden. Für viele assimilierte Juden war Judesein gleichbedeutend mit Linkshänder oder Glatzkopf sein – eine bedauerliche, aber unabwendbare Abweichung von der Norm, ein Ärgernis, ein gesellschaftliches Handicap, etwas leicht Peinliches und Lästiges, mit dem man eben so gut es ging fertigwerden musste.

Nach Versailles beschäftigten die Bürger Deutschlands indes andere, nacktere Tatsachen. Allen voran die wirtschaftliche Not. Mit Bestürzung und Bedauern verfolgte Bella Fromm, wie ein «bescheidener und liebenswürdiger» König Ludwig ohne viel Federlesens ins Exil gejagt wurde⁴³ und das politische Leben in Deutschland zu Strassenschlachten verkam. Sie schrak auch zusammen, als sie von «radikalen» Ausbrüchen gegen Juden in Kitzingen, dem Ort ihrer Kinderheit, erfuhr und zog in ihrem Tagebuch heimlich gegen die rechtsgerichteten Parteien vom Leder,

die in ihrer wachsenden Mitgliedschaft Judenhass säten.⁴⁴ («Es wird einem übel», schrieb sie über eine Kundgebung der Nazis. «Meine Leute haben hier seit Jahrhunderten gelebt. Sie sind stets gute Deutsche gewesen und haben immer und immer wieder ihre Loyalität und ihre Vaterlandsliebe unter Beweis gestellt.»⁴⁵) Aber zunächst einmal musste sich Bella Fromm über ihre eigene Zukunft Gedanken machen. Als ihre Eltern während des Kriegs gestorben waren, hatten sie ihr die Weinberge und den alten Gutshof hinterlassen. Aber die unaufhaltsame Inflation hatte dieses Erbe im Nu verschlungen, und Bella Fromm musste sich eine Arbeit suchen, um sich und ihre kleine Tochter Gonny durchzubringen. Lebhaft, charmant und attraktiv, fühlte sie sich zu den höheren Kreisen Weimars hingezogen, besonders zum aristokratischen und weitläufigen diplomatischen Korps. Als ihre finanzielle Situation im Herbst 1928 düster wurde, beschloss sie, Karriere zu machen, indem sie auf diese Beziehungen zu den oberen Zehntausend wie auch auf ihre Erziehung zu «einer Art Blaustrumpf» baute.⁴⁶ Sofort wurde sie als Gesellschaftskolumnistin bei den Ullstein Blättern eingestellt mit der Aufgabe, lebendige, unterhaltende Artikel «in der amerikanischen Art» zu schreiben.⁴⁷ Gewöhnt zu reden und zu schreiben, wie ihr der Schnabel gewachsen war, geriet Fromm schnell mit den Regeln dieser Art von Journalismus in Konflikt. Nachdem er ihren ersten Artikel gelesen hatte, wurde ihrem Herausgeber, Dr. Carl Misch, klar, dass er sie ihr deutlicher hätte darlegen sollen:

«Ein Gesellschaftsberichterstatter darf nicht immer ganz die Wahrheit schreiben. Merken Sie sich für immer: Jede Frau eines Botschafters ist eine Schönheit, jeder Gesandte ist ein ausgezeichnete Politiker – der beste in der Welt. Wer im diplomatischen Korps neu auftaucht, ist stets ein leuchtender Stern aus dem Auswärtigen Amt seines Landes. Wenn Sie sich diese Dinge merken, können Sie niemals Fehler machen.»⁴⁸

Dieser Rat eignete sich zwar eher für die Gastgeberin einer Tee-party als für eine professionelle Reporterin, aber Fromm befolgte ihn, und er zahlte sich aus. Schnell lernte sie, wie man eine oberflächliche, angenehme, für die Öffentlichkeit bestimmte Maske aufsetzt – nicht anders, als wenn man in ein Abendkleid schlüpft. Das verschaffte ihr Zutritt zur unbeschwerten, leichtlebigen Welt diplomatischer Empfänge und die Erlaubnis, darüber zu berichten. Ihre scharfsinnigen und bissigen Bemerkungen über Politik und öffentliche Persönlichkeiten sparte sie für ihre Freunde und die Seiten ihres Tagebuchs auf. Dieses Doppelleben behagte ihr durchaus. Ebenso eifrig und begeistert sammelte sie Material für Interviews mit Regierungsbeamten wie für Artikel über Damenmode, die neuesten kulinarischen Errungenschaften, Sportveranstaltungen und Berlins gesellschaftliche Ereignisse und schrieb für die Provinzpresse unter dem jüdisch aristokratischen Pseudonym «Isa von Franken». (Denn der Ullstein Verlag beanspruchte eifersüchtig das Exklusivrecht auf ihren Namen.⁴⁹) Sie war eine scharfsichtige Journalistin mit einem guten Ohr für verräterische Äusserungen nach Tisch, einem ausgeprochenen Geschick, in Berlins steifem Diplomatenverein Freunde zu gewinnen, und einem Einfallsreichtum, der die Gewähr dafür bot, dass sie auch unter schwierigen Bedingungen zu ihrer Story kam. (Als bei einem offiziellen Empfang, den Präsident Paul von Hindenburg 1931 gab, Reporter nicht erwünscht waren, schlüpfte Fromm in einen Herrenanzug, drückte sich unauffällig an einer Strassenecke herum und prägte sich die Nummernschilder der vorfahrenden Limousinen ein, so dass sie für ihre Kolumne rekonstruieren konnte, wer kam und ging.⁵⁰)

Vor allem aber feilte Fromm an ihrem Talent, sich das Vertrauen hochrangiger Regierungsbeamter zu erwerben, die ihr unter vorgehaltener Hand Einblicke in die Weimarer Politik gewährten, namentlich den aufsehenerregenden Aufstieg von Adolf Hit-

lers *Nationalsozialistischer Partei*. Sie boten ihr auch ein gewisses Mass an Sicherheit vor diesen vordringenden Kräften. 1920 zum Beispiel versuchte Dr. Max Glaser, ein Direktor der Krupp-Werke, ihre Ängste vor dem wachsenden Antisemitismus zu zerstreuen, indem er ihr zumurmelte: «Haben Sie keine Angst, Bella. Ich werde Sie beschützen, wenn wir irgendwelche Pogrome haben sollten.»⁵¹ In den nächsten zehn Jahren bekam Fromm diese Versicherung von Seiten mächtiger und einflussreicher Personen immer wieder zu hören. Es war, als sei sie ein kleines Mädchen, das sich vor der Dunkelheit fürchtet, und als seien die anderen wohlmeinende alte Herren, die geduldig versuchten, sie zum Einschlafen zu bewegen. Ihre Schutzgarantien bildeten einen Kokon um sie. Als Tausende namenloser, gewöhnlicher Juden im ganzen Land Opfer von Spott, Diffamierung und Gewalt wurden, konnte Fromm bleiben, wo sie war, im Herzen von Nazideutschland, ein Hofjude des 20. Jahrhunderts auf Beobachtungsposten.

Für Hans-Joachim Schoeps, in den 20er Jahren immer noch ein Teenager, traten soziale Belange wie die Bekämpfung des Antisemitismus in den Hintergrund gegenüber persönlichen Problemen, die mit dem Erwachsenwerden zusammenhingen. Er hatte etwas von einem Rebellen (einmal, als er von einer Schule flog, wäre er beinahe von zu Hause weggerannt), der wütend gegen die Werte und Lebensgewohnheiten seiner behaglichen Berliner Mittelschichtfamilie aufbegehrte und eifrig nach einer neuen Orientierung und Welt suchte. Zu jung, um im Ersten Weltkrieg gedient zu haben, wuchsen Schoeps und viele seiner Altergenossen mit Neidgefühlen gegen den Generationszusammenhalt der Veteranen auf, begierig, eine gemeinsame Sache oder Aufgabe zu finden, die an dessen Stelle träte.⁵² Dieses Bedürfnis, zu einer Bewegung zu gehören, die grösser war als er selbst, trennte Schoeps von der vollständig assimilierten bürgerlichen Welt seiner Eltern,

schärfte sein Interesse für Geschichte (er verschlang alle Königsdramen Shakespeares⁵³), insbesondere Religionsgeschichte.

Auf der Suche nach einer neuen Identität liess sich Schoeps auch mit verschiedenen Jugendgruppen ein, die damals in ganz Deutschland wie Pilze aus dem Boden schossen und die Fahnen der romantischen, dem Mittelstand entstammenden *Wandervogel*-Bewegung wieder aufnahmen. Diese hatte kurz vor dem Ersten Weltkrieg eine Blüte erlebt, sich in den Schlachtenruhm verliebt und war dann durch ihn dezimiert worden, verlor sie doch ein Viertel ihrer Mitglieder in den blutgetränkten Schützengräben.⁵⁴ Seit an Seit mit anderen gleichgesinnten Jugendgruppen hatten die Wandervögel der materialistisch eingestellten, nur mit sich selbst beschäftigten Elterngeneration und deren Sitten und Gebräuchen den Krieg erklärt und sich einem befreienden Leben des gegenseitigen Dienstes, der Selbsterforschung und einer höheren, reineren Existenz verschrieben, die Ideen über Taten stellte und der Politik aus dem Weg ging. Diejenigen ihrer Mitglieder, die den Krieg überlebten, kehrten mit der Überzeugung heim, dass kleinlicher Nationalismus eine Torheit sei und man tiefere menschliche Bindungen brauche, basierend auf einer Art von Bruderliebe.

Während seiner letzten Jahre am Gymnasium geriet Schoeps zum ersten Mal in den Bann dieser wieder auflebenden Jugendbewegung.⁵⁵ Sie gefiel ihm sofort wegen ihrer Ablehnung bürgerlicher Werte, ihres «schöpferischen Überschwangs» und ihrer spirituellen Aura, wie man das «sonst nur aus religiösen Erweckungsbewegungen» kannte.⁵⁶ Aber er fühlte sich von der Jugendbewegung nicht nur geistig, sondern auch körperlich angesprochen: Die latenten homoerotischen Gefühle des Fünfzehnjährigen wurden geweckt und erhielten ein «gesundes» Ventil in den Wochenendwanderungen, den ernsthaften Diskussionen in den Ber-

gen, den Lagerfeuergesängen und der nudistischen Sonnenanbetung, die den Kern der Aktivitäten der Bewegung bildeten. (Hierin war Schoeps keineswegs anormal, denn viele junge Männer, die von der Jugendbewegung angezogen wurden, hatten homosexuelle Neigungen.⁵⁷)

In den 20er Jahren zerfiel die Jugendbewegung in zahlreiche Grüppchen und ahmte so die ideologischen Fehler im politischen Leben Weimars nach. Enttäuscht über diesen Verlust der Einheit und ursprünglichen Zielsetzung, zog es Schoeps von einer Gruppe zur anderen, immer auf der Suche nach der richtigen Mischung von Freundschaft und Philosophie.⁵⁸ Mitte der 20er Jahre erschienen die ersten Artikel von ihm in Publikationen der Jugendbewegung. In ihnen beklagte er das Hickhack, das die Bewegung gespalten hatte, und forderte, zum Geist wahrer Bruderschaft zurückzukehren, für den er Jesus als Beispiel anführte.⁵⁹ Schoeps hatte nicht nur wichtige philosophische Gründe, auf Einheit zu dringen, sondern auch nicht minder wichtige persönliche Motive. Als Jude war seine Position in der Jugendbewegung, gelinde gesagt, unsicher. Die vorwiegend protestantischen Wandervögel hatten von Anfang an ein konservatives Vorurteil gegen Juden, und obgleich sich dieses Vorurteil seither etwas abgeschwächt hatte, trieb ihre Schwärmerei für die deutsche Erneuerung sie immer stärker auf eine rassistisch begründete, rückwärtsgewandte, völkische Philosophie hin, die auch antisemitisch war. Schoeps hatte übrigens gar nichts einzuwenden gegen die Rechtslastigkeit von Gruppen wie der *Jungdeutsche Bund*, die *Deutsche Freischar*, die *Bündische Jugend* und, im geringeren Masse, die *Freideutsche Bewegung*. (Von der allzu romantisierenden *Freideutschen Bewegung* lief er dann 1924 zu der pragmatischeren und besser organisierten *Bündischen Jugend* über.) Wie viele junge Deutsche begrüßte er diesen entschlossenen deutschen Chauvinismus, diese Sehnsucht nach einer einzigartig germanischen Antwort auf die

Herausforderungen (und Übel) der Moderne, diesen Vorrang der Gruppe gegenüber dem Einzelnen, diese Innerlichkeit, diesen Glauben an ein autoritäres Herrschaftsgebilde und das dringende Bedürfnis nach einem starken charismatischen Führer an dessen Spitze.

Der preussischen Tradition und ihren Werten, einschliesslich dem Gesetzes- und Toleranzgedanken, stark verhaftet, fühlte sich Schoeps in der *mainstream*-Jugendbewegung durchaus zu Hause, die in mancherlei Hinsicht auf die Hitlerjugend der 30er Jahre hindeutete. Tatsächlich erörterte man in der *Bündischen Jugend*, der er im Alter von fünfzehn Jahren beitrug, schon frühzeitig die Vorzüge der nationalsozialistischen Ideen, wie etwa den Ruf nach einer neuen «staatlichen Ordnung». Abstand wahrte Schoeps hingegen zu Jugendorganisationen, deren Zielsetzungen als einem mythisch verstandenen «Deutschtum» fremd oder abträglich gedeutet werden konnten, ob es sich dabei nun um *Blau-Weiss*, die Bewegung junger Zionisten, oder um Gruppen handelte, die sich für den Kommunismus oder Sozialismus begeisterten.

Mit seiner Vorliebe für erkonservative Positionen befand sich Schoeps im Einklang mit einem beträchtlichen Teil deutscher Juden während der Weimarer Zeit. Wie diese Juden die Säulen des kulturellen Erbes Deutschlands – Goethe, Kant, Schiller – gegen modernistische Tendenzen in den Künsten verteidigt hatten, so klammerten sich viele von ihnen, als sie es mit radikalen, linksgerichteten Bewegungen zu tun bekamen, an ihre politischen Verbündeten im 19. Jahrhundert. Dahinter verbarg sich bis zu einem gewissen Grad der alte Wunsch nach Anerkennung – Teil der Menge zu werden, «deutscher zu sein als die Deutschen.» Aber um die Wahrheit zu sagen waren sie ganz einfach auch aufrichtig stolz auf ihr Vaterland und das, was es im letzten halben Jahrhundert auf wirtschaftlichem, politischem und sozialem Gebiet geleistet hatte. Trotz des antisemitischen Ressentiments, das ihnen

als Soldaten des Kaisers entgegengeschlagen war, hatte ihr Einsatz im Krieg ihren Patriotismus gestärkt.

Und wenn einige rechtsgerichtete, «rassische» Elemente keine «undeutschen» Juden in ihre Reihen aufnehmen wollten, dann waren dieselben Juden mehr als bereit, freiwillig zu gehen und parallel dazu ihre eigenen Organisationen zu gründen, in denen sie im Grunde genommen die gleichen Positionen vertraten – bis auf den Antisemitismus natürlich. So taten sich beispielsweise im November 1918 Veteranen des Ersten Weltkriegs, unter Ausschluss von Juden, zur Gründung des *Stahlhelm* zusammen, um ihre Kriegskameradschaft aufrechtzuerhalten, die Ordnung wiederherzustellen, die Monarchie zu neuem Leben zu erwecken oder an deren Stelle einen «starken Mann» zu salben, der die «Seuche des Parlamentarismus», die Sozialdemokraten und ihre beängstigende Vision einer deutschen Republik bekämpfen sollte. Als Reaktion darauf scharten sich viele jüdische Veteranen um Leo Löwenstein, einen ehemaligen Raketenpionier und Hauptmann der Reserve (ausserdem der Erfinder des Sonargeräts), in einer Organisation mit dem Namen *Reichshund jüdischer Frontsoldaten* (RjF). Der RjF versuchte, den Antisemiten entgegenzuwirken, indem er die Aufmerksamkeit auf den Kriegsdienst Zehntausender von Juden lenkte. Wie der *Stahlhelm* wollte er die einzigartige Solidaritätserfahrung an der Front im Bewusstsein seiner Mitglieder wachhalten, gewissermassen als einen Gegenentwurf zum Weimarer Parteigezänk und zur aufkeimenden Gewalt.⁶⁰ Von anfänglich 15.000 Mitgliedern wuchs der *Reichshund* während der 30er Jahre auf das Doppelte an – diese Zahl entsprach einem Drittel aller jüdischen Soldaten, die aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Obwohl er ein konservatives Programm vertrat, das in mancherlei Hinsicht mit dem der Nazis vereinbar war,⁶¹ zog der *Reichshund* jüdische Veteranen quer durchs gesamte politische Spektrum an. Der ehemalige Feldrabbiner Leo Baeck zum Bei-

spiel fand inmitten all seiner anderen offiziellen Verpflichtungen noch Zeit, des Öfteren bei Wohltätigkeitsveranstaltungen des *Reichsbundes* zu sprechen.⁶²

Eine andere konservative jüdische Gruppierung, die alles Erdenkliche tat, um ihre Staatstreue hervorzuheben, war der *Verband nationaldeutscher Juden* (VndJ). Im März 1921 wurde er in Berlin von Max Naumann, einen vierundsechzigjährigen assimilierten Juden aus der Mittelschicht, ins Leben gerufen. Früher Reserveoffizier in der bayerischen Armee, glaubte Naumann, der Antisemitismus wurzele in der Vorstellung, dass die Juden anders seien als andere Deutsche. In seinen Augen bestätigten daher alle jüdischen Aktivitäten, die eine besondere Identität oder besondere Werte zur Schau stellten, nur diese Ansicht und entfachten Rassenhass. Somit lehnten Naumann und seine Anhänger die Zionisten und ihre Idee von einem jüdischen Nationalgefühl entschieden ab. Der VndJ richtete seinen Zorn auch gegen die Ostjuden, die in deutsche Städte strömten und die «guten» deutschen Juden in Verfall brachten. Höhnisch nannte Naumann sie einen schwächenden «Bazillus»⁶³ (ironischerweise sollten Hitler und seine Gefolgsleute später denselben Begriff auf alle Juden anwenden) und trat für ihre Vertreibung von deutschem Boden ein. In ihrem Bestreben, ein «unauflösliches Band» zwischen deutschen Nichtjuden und Juden⁶⁴ zu schmieden, verunglimpften Mitglieder der kleinen (niemals mehr als 30.000 zählenden)⁶⁵ Organisation sogar den gemässigten *Centralverein*, weil er nicht alles ablegte, was auf jüdische Identität hinwies, und weil er ihre Rechte als *Juden* verteidigte. In seiner unterschiedslosen pauschalen Umarmung alles dessen, was germanisch und nichtjüdisch war, schloss sich der VndJ sogar der Idee eines «deutschen Gottes» an und beging christliche Feiertage wie etwa Weihnachten.⁶⁶ (Es sei höchste Zeit, schrieb Naumann in einem Aufsatz mit dem Titel «Ganz-Deutsche oder Halb-Deutsche», dass sich alle deutschen Juden

geschlossen hinter die Losung «Deutschland über alles» stellten.⁶⁷ Anfangs sah Naumann in Hitler eine positive Kraft auf der politischen Bühne. Er tat den Antisemitismus des Naziführers als unwichtig ab und erklärte feierlich, dass er sich selbst der Nazipartei angeschlossen hätte, wenn es möglich gewesen wäre.⁶⁸)

Der Drang, ein quasi-spiritueller Deutschtum zu bekräftigen, wurde in den Jahren vor Hitlers Machtergreifung immer stärker in Hans-Joachim Schoeps. 1928 schrieb er sich an der über fünfhundert Jahre alten Universität von Heidelberg ein und schloss sich unverzüglich einer militaristischen Studentenverbindung an, den *Burschen vom Bund*, zu deren Initiationsritus es gehörte, einen mit Rotwein gefüllten Stahlhelm in einem Zuge zu leeren.⁶⁹

Kraft seines scharfen Intellekts und seiner starken Persönlichkeit (wenn nicht sogar auch wegen seiner attraktiven Erscheinung) zog der zwanzigjährige Schoeps gleichgesinnte junge Männer an, die ihn als Führer anerkannten. Nach einem Jahr in Heidelberg scharte er ein paar Freunde um sich – alles selbstproklamierte «Aussenseiter» der bürgerlichen Gesellschaft –, um über Nietzsches «Umwertung aller Werte» nachzudenken.⁷⁰ Tief im Thüringischen Wald wirkte Schoeps 1930 bei der Gründung einer neuen *Freideutschen Kameradschaft* mit⁷¹, während er auch weiterhin unermüdlich Artikel schrieb und materialistische politische Belange verwarf zugunsten einer «Wendung nach innen», um dort existentielle Wahrheit zu finden. Bei dieser Suche nach einer authentisch deutschen Antwort auf die Gefahren eines «vorwärtsdrängenden» Bolschewismus sei, so argumentierte er, der Nationalsozialismus von «geringer Bedeutung»: Die Macht des freien Denkens werde mühelos über den Knobelbecher triumphieren.⁷²

Als sich die Zwischenkriegszeit der Weimarer Republik in viele Richtungen verästelte auf der vorsichtig tastenden Suche

nach einem neuen, belebenden Prinzip, Deutschland zu führen, schlossen sich die deutschen Juden dieser weiträumigen Erkundung an. Tatsächlich spiegelte ihre eklektische Suche nach einer kollektiven Identität, nach einem sicheren und bequemen Platz in einer seltsam und fremd anmutenden modernen Welt, seitenverkehrt wider, was Deutschland als Ganzes durchmachte.

Das Verlangen der deutschen Linken, sich grösseren gesellschaftlichen Ideologien unterzuordnen, fand sein Gegenstück in der Sehnsucht *konservativer* Juden, Teil des *Deutschtums* zu werden. Das Ringen der radikal nationalistischen deutschen Rechten um einen auf Rasse und Blut gegründeten Gesellschaftsvertrag – *Gemeinschaft* vor *Gesellschaft* – hatte seine Parallele in der zionistischen Sehnsucht nach einem ethnischen jüdischen Nationalismus und der Rückkehr in ein angestammtes Palästina. Bestimmend in dem nicht scharf abgegrenzten Mittelfeld zwischen diesen beiden Extremen war der Glaube an demokratische Werte, den Rechtsstaat und soziale Gerechtigkeit, der vielen Juden wie auch Nichtjuden Kraft gab. Dieses relativ unbeackerte liberale Gebiet lag den Juden mehr am Herzen als den Nichtjuden. Es war die Pflanzstätte ihrer Emanzipation und ihres wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstiegs aus dem Ghetto gewesen und war noch immer der Garant ihrer neuen Freiheiten. Zwischen 300.000 und 400.000 der 525.000 in Deutschland lebenden Juden erhofften sich von den wackeligen Institutionen Weimars den Schutz ihres Status' und von einer Organisation wie dem *Centralverein*, dass sie ihre Interessen vernünftig, gemäss der Rechtsordnung und erfolgreich vertrete.

Doch eigentlich gab es gar kein «jüdisches Leben» in der Weimarer Zeit. Es gab vielmehr eine halbe Million einzelner Juden, von denen sich ein jeder fleissig eine Existenz aufbaute und ganz unterschiedliche Absichten verfolgte, die von denen der anderen völlig unabhängig waren. Das hatte letztlich die Assimilation mit

sich gebracht – durch die Zugehörigkeit zum Judentum nicht automatisch festgelegt und eingeengt zu sein, sondern genau wie andere Deutsche auch frei wählen zu können, welchen Wertvorstellungen man sich verschreibt, welcher politischen Richtung man angehört, welche Berufslaufbahn man einschlägt und welche Stellung man im Leben einnimmt.

Somit konnte es den in der Tschechei geborenen Journalisten und Herausgeber Robert Weltsch nach Berlin ziehen, um seine Leser zur geistigen Erneuerung des Judentums im Zeichen des Zionismus zu bekehren; konnte, ein paar Häuserblöcke von den Redaktionsräumen der *Jüdischen Rundschau* entfernt, der Rabbiner Leo Baeck sich für die jüdischen Weltkriegs-Veteranen einsetzen *und* Spenden für Palästina sammeln; konnte die erst vor Kurzem in Berlin eingetroffene Gesellschaftskolumnistin Bella Fromm, die sich für solche streng jüdischen Angelegenheiten wenig interessierte, mit hochrangigen deutschen Generalen und Diplomaten auf du und du stehen; konnte, weiter nach Norden zu, der Bankier Max Warburg in der Hansestadt Hamburg das von der Inflation geschüttelte Bankhaus seiner Familie beharrlich abstützen und sich gegen Antisemiten zur Wehr setzen im stillschweigenden Vertrauen darauf, dass sie ihn nie wirklich antasten würden. In München, im Zentrum des Nazi-Orkans, fand der überragende Wissenschaftler Richard Willstätter Zuflucht vor antijüdischen Tiraden auf den Strassen der Stadt und vor den rüden Anpöbelungen im Hörsaal der Universität, indem er sich einfach in seine geheiligte Sphäre wissenschaftlicher Forschung zurückzog. Tief im teutonischen Wald konnte ein inspirierter Hans-Joachim Schoeps mit leuchtenden Augen die Kraft einer idealistischen «teutschen» Jugend bejubeln, die Nation von ihrer unrühmlichen Vergangenheit zu befreien.

Was alle diese Individuen verband, war nicht ihr Judentum,

sondern ihre missliche Lage in Deutschland. Die chauvinistische Einheit, die Kaiser Wilhelm beschworen hatte, als er erklärte, alle Deutschen seien in seinen Augen gleich, hatte zu einer verwirrenden Wucherung der «ismen» geführt, deren jeder leidenschaftlich Anspruch auf die deutsche Seele erhob. In allen diesen mit einander konkurrierenden Kreisen verkehrten Juden und nahmen Führungspositionen ein, wobei ihr Judesein lediglich ein Anhängsel zu einem grösseren Ziel war. Noch war nicht klar, dass diese Verbreitung jüdischen Denkens und politischen Engagements schliesslich zunichte gemacht werden sollte, dass Juden in Deutschland eines Tages nicht mehr durch das definiert würden, was sie sagten oder taten, wie sie wählten oder was sie anhatten, sondern durch die Tatsache, dass sie Juden waren. Aus der Einigkeit, die die Weimarer Zeit eingeleitet hatte, sollte eine andere, düsterer Art hervorgehen, die das Ende der Republik beschleunigte. Gibt man des Kaisers Worten eine ironische Wendung, so könnte man sagen, erst ein Adolf Hitler brachte die Juden zueinander und zeichnete ihnen ein gemeinsames Schicksal vor, als er sinngemäss erklärte: «Von jetzt an kenne ich nur noch Juden.»

Der Sturm zieht auf

Als sich die von Richtungskämpfen zerrissenen und von Selbstzweifeln zerfressenen 20er Jahre dem Ende näherten, nahm der beständige Wechsel im politischen Leben Deutschlands plötzlich eine dramatische Wende. Die verbrauchte, kraftlose parlamentarische Demokratie der Weimarer Republik zerschellte an den Klippen ihres endlosen Gezänks (in zwölf Jahren gab es zwölf Kanzler, verglichen mit nur fünf in dem halben Jahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg) und der allgemeinen Parteienverdrossenheit. Die Wirtschaft, durch die galoppierende Inflation und gewaltige Kriegsreparationen ohnehin schon heftig gebeutelt, erlitt durch die weltweite Depression, die der Börsensturz an der Wall Street im Oktober 1929 ausgelöst hatte, einen schweren Schlag. Auf dieser Welle anschwellender Unzufriedenheit gelangte die Nazipartei zu nationaler Bedeutung. Bei den Reichstagswahlen 1928 hatte sie, damals noch eine regionale Randpartei, nur 2,6% der Stimmen auf sich gezogen. Knapp zwei Jahre später, im September 1930, gaben bereits fast sechseinhalb Millionen Deutsche – oder 18,3% der Gesamtbevölkerung – ihre Stimmzettel für die Nazis ab. Die Folge war, dass die NSDAP über Nacht zur zweitstärksten Partei (nach den Sozialdemokraten) im Land wurde. Die Nazis hatten ein klares Programm: sie wollten die «bürgerlichen» Parteien loswerden,

eine starke Führung einsetzen und durch einen Prozess der «nationalen Erneuerung» Deutschlands Stolz und Grösse wiederherstellen. Zudem hatten sie in Adolf Hitler einen elektrisierenden, fanatischen Führer mit unvergleichlichem Rednertalent. Und die Nazis hatten einen Sündenbock, gegen den sie ihre ängstlich besorgten, volksbewussten Landsleute aufhetzen konnten: die Juden. Die Juden waren für Deutschlands gegenwärtige Not verantwortlich. Deshalb mussten die Juden aus ihren mächtigen und einflussreichen Positionen vertrieben werden. Zu diesem Zweck forderte der NSDAP-Parteitag von 1920, den Juden die Staatsbürgerschaft abzuerkennen und den Zugang zu öffentlichen Ämtern zu verweigern, sie aus der Presse und anderen Massenmedien zu entfernen und aus ihren Jobs zu entlassen, damit arbeitslose «arische» Deutsche Arbeit fänden.

«Der Jude» war eine aus blindem Hass geborene Karikatur der Nazis, gezeichnet mit allen möglichen Widersprüchen: der Jude als kapitalistischer Blutsauger, der Jude als Beschmutzer deutschen Blutes und deutscher Rasse, der Jude als internationaler Bolschewist, der Jude als Landesverräter. In der pervertierten Sprache der Nazis wurde das Wort *Jude* zum Blitzableiter für die kochende Wut und Frustration, die zahllose Deutsche empfanden, als sie sahen, wie ihr Land zerstört wurde. Nach dieser verquerten Logik verkörperten die Juden das Böse schlechthin. Nicht ihres Glaubens wegen standen sie im direkten Gegensatz zum deutschen Volk, sondern aufgrund ihrer «rassischen Abstammung». Judesein lag in ihrem Blut, somit gab es für einen Juden keine Möglichkeit, diese Identität auszulöschen. Egal, wie sehr er sich über seine Glaubensgenossen lächerlich machte, egal, wie oft er in einer christlichen Kirche betete oder wie lang er schon vergessen hatte, sich selbst als Jude zu empfinden. Er war trotzdem ein Jude und würde es bis an sein Lebensende bleiben.

Die antisemitische extreme Rechte liess daran keinen Zweifel,

als Walther Rathenau, der Aussenminister und Prototyp des assimilierten deutschen Juden im Juni 1922 auf einer Berliner Strasse niedergeschossen wurde. Die Nazis hatten in ihren frühen öffentlichen Erklärungen dasselbe deutlich gemacht, aber kaum jemand hatte dem Beachtung geschenkt. Die Juden selbst ahnten nicht, wen sie da gegen sich hatten. Sie merkten nicht, dass es sich um eine neue Art von Hass handelte – eine, der sie nicht aus dem Weg gehen konnten, indem sie sich wie gute Deutsche benahmten, indem sie die Gerichte um Abhilfe anriefen, indem sie ruhig ihren täglichen Geschäften nachgingen oder einfach die Feindseligkeiten ignorierten und sich stattdessen auf den Ausbau ihrer gemeinsamen jüdischen Bande und einer nationalen Heimstatt konzentrierten. Und so reagierten die Juden in Deutschland ganz individuell und jeder auf seine Weise, jeder im Vertrauen, dass seine oder ihre Strategie die richtige sei und Erfolg haben werde. Jeder, der die Zeichen der Zeit zu deuten versuchte, wurde als «Schwarzseher»¹ verschrien. Als Weimar zu Ende ging, war den Juden im Grunde nicht wirklich bange um ihre Zukunft oder ihre Sicherheit.

In München bekam Richard Willstätter wenig mit, was geschah, weil er in seiner neuen Villa an der Möhlstrasse fast völlig isoliert lebte – physisch und geistig zu weit weg von den Fackelzügen und den antijüdischen Flüchen, um von ihnen Notiz zu nehmen. Neben den täglichen Telefongesprächen mit seiner Assistentin, die nun sein Labor allein führte, hatte Willstätter fast keinen regelmässigen Kontakt zur Aussenwelt. Seine Tochter Margarete war in ihre eigenen wissenschaftlichen Studien vertieft und fühlte sich in dieser unpolitischen Sphäre ebenso wohl wie er. «Ich lebe vollkommen zurückgezogen», versicherte der Nobelpreisträger im September mit beträchtlicher Genugtuung einem Kollegen, der ihn eingeladen hatte, an einem internationalen Kongress teilzunehmen, «und daran möchte ich auch gar nichts än-

dern.» Seit dem Tod seiner geliebten Mutter zwei Jahre zuvor fühlte er sich nur noch einsamer.

Ganz der Organischen Chemie hingegeben, interessierte sich Willstätter nicht für andere Dinge. Er hatte sich auf seine Art mit den Antisemiten auseinandergesetzt und nun war er mit ihnen fertig. Die missliche Lage der Juden berührte ihn nicht, weil er sich im Grunde seines Herzens als deutscher Wissenschaftler verstand, nicht als Jude. Als der deutsche Zionistenführer Kurt Blumenfeld nach München reiste, um (auf Bitten Chaim Weizmanns, eines anderen Chemikers und Bewunderers Willstätters) bei ihm Unterstützung für das Palästina-Projekt zu suchen, gab sich der Nobelpreisträger zugeknöpft. Bei der Erwähnung des Namens Weizmann sträubten sich ihm die Haare. «Mit Weizmann will ich nichts zu tun haben. Er ist mitverantwortlich für den Tod deutscher Soldaten.»³ (Hierbei bezog er sich darauf, dass Weizmann während des Ersten Weltkriegs um britische Rückendeckung bei der Gründung eines Judenstaates geworben hatte.) Daraufhin erwähnte der gewitzte Blumenfeld einen anderen Unterstützer Palästinas, auf den Willstätter grosse Stücke hielt: Albert Einstein. Aber auch dieser Schachzug führte zu nichts. Willstätter äusserte nur seinen Neid über Einsteins Fähigkeit, Geld für seine Forschungen aufzutreiben. Gereizt erlaubte sich Blumenfeld, darauf hinzuweisen, dass Willstätter doch schliesslich seine Bindung an andere Juden nicht einfach ignorieren könne. Auf diese Bemerkung entgegnete sein erzürnter Gastgeber scharf: «Wenn die Sache an mich kommt, werde ich reagieren, darauf können Sie sich verlassen.»⁴

Der Schutzschild seiner *splendid isolation* bewahrte Willstätter auch vor anderen Ansinnen, die von aussen an ihn herangetragen wurden. Sein Freund und Förderer, der Industrielle Carl Duisberg, schrieb, es sei doch Willstätters Pflicht, seine Talente abermals in den Dienst seines Landes zu stellen und eine Stelle als Forschungsleiter am Kaiser Wilhelm-Institut für Chemie in Berlin an-

zunehmen.⁵ Aber Willstätter lehnte ab. Er schrieb, dass er es vorziehe, so weiterzuleben wie bisher, und schlug statt seiner Otto Hahn, Lise Meitner oder Fritz Haber vor.⁶ Zum Glück konnte es sich Willstätter durchaus leisten, ein so attraktives Angebot auszuschlagen; das vor Kurzem gegründete Chemie-Konglomerat IG Farben bezahlte ihn gut für die Synthetisierung neuer Chemikalien, und die *Rockefeller Foundation* erneuerte alljährlich sein Stipendium für weitere Grundlagenforschung im Bereich der Enzyme.⁷ Diese Arbeit entsprang einem lebenslangen Interesse an Betäubungsmitteln, das zur Entdeckung des Avertins und anderer Schmerzmittel führte. Aber auch Willstätter litt. Ein paar Jahre später sollte er sich in einem Brief an Haber mit Hiob vergleichen, heimgesucht von Prüfungen, die seine Seele auf die Probe stellten,⁸ aber er schwor, sich nicht mit unbesonnenen Worten oder Taten zur Wehr zu setzen, sondern die Mauer um sich noch höher zu ziehen. Die dringenden Bitten, zu lehren und zu forschen, die ihn aus dem Ausland erreichten, konnten ihn somit nicht reizen. Deutschland, seiner Heimat, und München war er am tiefsten verbunden – an sie würde er sich klammern, koste es, was es wolle.

Wenn auch Willstätters Rückzug nach innen eine extreme Form der Flucht vor den wachsenden antisemitischen Spannungen darstellte, so war er doch nicht der einzige, der seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge richtete und es anderen überliess, im politischen Durcheinander Deutschlands eine Lösung zu finden. (Viele Juden taten es Thomas Mann gleich, der die politische Arena verachtete.) Die Zionisten beispielsweise ermunterten ihre Glaubensbrüder und -Schwestern fleissig, zu einem wiederbelebten Judentum zurückzukehren. Die ganzen 20er Jahre hindurch versuchten viele von ihnen, sich die Geissel des Antisemitismus zunutze zu machen, zuerst, indem sie stillschweigend zugaben, dass ihre Feinde recht hätten – die Juden *waren* anders, ein Volk für sich – und spä-

ter dann, indem sie ihre Glaubensgenossen ermahnten, auf ihre rassische Identität stolzer zu sein als bisher. Jüdische Solidarität, gegründet auf diesen Gefühlen, sei zudem das beste Bollwerk gegen den Hass von Gruppen wie den Nazis.⁹ Aber darüber hinaus unternahmen die deutschen Zionisten unter Blumenfeld keine weiteren Schritte, dem Antisemitismus entschieden gegenüberzutreten, da sie ihre Aufgabe in der Betonung des Positiven sahen, indem sie die Tugenden der jüdischen Gemeinschaft anpriesen. Diese Strategie wurde bis zu den Wahlen im September 1930 beibehalten, als die Nazis zeigten, dass sie eine nationale Kraft darstellten, mit der man rechnen muss.

Als Chefredakteur der grössten zionistischen Zeitung im Land rühmte Robert Weltsch in jeder Ausgabe der *Jüdischen Rundschau*, die er von seinem unauffälligen Redaktionsbüro in der Meineckestrasse herausgab, die Erfolge jüdischer Siedler in Palästina und jüdischer Künstler, Philosophen und Sportler in Deutschland und in der ganzen Welt. Peinlich vermied er jede Auseinandersetzung mit den politischen Verhältnissen Weimars. Wenn er zu diesen Dingen Position beziehe, so dachte Weltsch, spiele die *Jüdische Rundschau* nur den Antisemiten in die Hände, die dann schimpfen würden: *Da mischen sich die Juden in Dinge ein, die sie nichts angehend* Als sich Ende der 20er Jahre antijüdische Schikane, Ritualmordbeschuldigungen und gewalttätige Ausschreitungen mehrten, erfuhren die Leser der *Jüdischen Rundschau* somit aus ihrer Zeitung nichts von diesen Problemen oder entnahmen daraus, dass sie empört sein sollten. Privat fand Weltsch nichts auszusetzen an all diesen nationalistischen Idealen, die die Nazis geltend machten, entsprachen sie doch zum Teil dem, was seiner Meinung nach Deutschlands Juden zu *ihrer* Erneuerung brauchten.¹¹

In den 30er Jahren wurde der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* dann schliesslich doch bewusst, dass sich die deut-

schen Juden, solange sie nicht alle über Nacht nach Palästina auswandern konnten (eine Aussicht, die durch die jüngsten Gewaltakte der Araber in ferne Zukunft rückte), mit der immer bedrohlicher werdenden Situation zu Hause in Deutschland würden auseinandersetzen müssen. Das Ringen mit anderen Juden um die jüdische Seele musste gegenüber dem jüdischen Überlebenskampf zurückgestellt werden. Im September 1930 war die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* erstmals bereit, sich sowohl mit ihrem ideologischen Erzfeind, dem auf Assimilation setzenden *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, als auch mit dem konservativen *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* zusammenzutun, um den antisemitischen Kandidaten bei den bevorstehenden Reichstagswahlen in diesem Monat gemeinsam entgegenzutreten. Allerdings konnten sich die verschiedenen jüdischen Organisationen nicht einigen, welche Partei sie unterstützen sollten. Die alten ideologischen Gräben waren nach wie vor zu tief, um überbrückt werden zu können, und so unterstützten diese Organisationen am Ende keinen von Hitlers Gegnern. Als die Stimmen am 14. September ausgezählt wurden, mussten Juden aus allen politischen Lagern mit Entsetzen feststellen, dass sich keine einzige Partei erfolgreich für sie eingesetzt hatte. Bei den gemäßigten Parteien herrschte Verwirrung, und die gefürchtete nationalistische Rechte war klar auf dem Vormarsch.

Sonderbarerweise berichtete die *Jüdische Rundschau* auch nach der Wahl in den meisten Artikeln ihren Leser von dem, was im fernen Palästina, nicht aber was auf den Strassen Berlins vor sich ging. Es war, als ob der Rückschlag bei der Wahl die Zweifel der Zionisten an einem Engagement in der deutschen Politik nur bestätigt hätte.

Wie die meisten deutschen Juden konnte Bella Fromm nicht so ohne Weiteres über die Konsequenzen dieses Nazi-Erfolgs und seiner Implikationen hinwegsehen. In vielen pikfeinen Gesell-

schaftskreisen, in denen sie regelmässig verkehrte, bemerkte sie «eine Art Panik», obwohl sie selbst keine Bedrohung empfand. Einige Juden sprachen nun schon unter der Hand davon, Deutschland zu verlassen, ehe es zu spät sei. Diese Ängste wurden greifbarer, als Fromm am 14. Oktober einen Aufmarsch von Nazi-»Raubauken« beobachtete, die schwadronierend zum Reichstag zogen, wo gerade die Eröffnungssitzung stattfand. Auf dem Weg dorthin warfen sie die Fenster jüdischer Geschäfte an der Leipziger Strasse ein und schrien: «Deutschland erwache! Juda verrecke!»¹² (Robert Weltsch war durch privates Unglück zu abgelenkt, um auf diese Warnsignale zu achten. Am 18. Oktober hatte seine Frau und zionistische Mitstreiterin Martha einen tödlichen Herzanfall erlitten; sie war erst siebenunddreissig Jahre alt.)

Immer noch konnte man die Dinge aus einer höheren, beruhigenderen Warte betrachten. Gewiss, antisemitische Elemente gewannen in Deutschland an Boden, aber an Boden gewann auch ein gesundes jüdisches Bewusstsein – was so viele Juden bisher sich geweigert oder geschämt hatten anzuerkennen. Leo Baeck, der stets bemüht war, Konflikte in einen grösseren moralischen Rahmen zu stellen, sah jenseits der Nazi-Bedrohung die Verheissung Palästinas, wie ein Mann in einem von Ratten verseuchten Gefängnis freudig die ferne Morgenröte begrüsst. Auch er begrüsst die Geburt des «neuen Menschen, des neuen Juden» in den fernen Wüstensiedlungen – als einen erhebenden Prozess wie auch als eine Zukunft, auf die sich Deutschlands Juden womöglich würden einstellen müssen.

Trost fand der Hamburger Max Warburg weniger in dem Gedanken an eine neue Heimstätte als in der Sicherheit seiner gesellschaftlichen Position. Obwohl er den Beliebtheitsschub der Nazis im September als «ernst» bezeichnete, bewahrte sich der dreiundsechzigjährige Bankier seine grundsätzlich optimistische Haltung.¹³ Immerhin war er eine Stütze der deutschen Volkswirt-

schaft, ein echter Patriot, der sich geweigert hatte, den Vertrag von Versailles zu unterzeichnen, ein Freund der Mächtigen – kurzum, unangreifbar. Am besten, so meinte er, werde man mit der Nazi-Gefahr fertig, wenn man sich im Hintergrund halte und jeder Provokation aus dem Weg gehe. Als er 1932 vor einem gegen ihn gerichteten Mordkomplott gewarnt wurde, hängte er dies nicht an die grosse Glocke. («Ich persönlich», schrieb ein etwas enttäuschter Stephen Wise, Vorsitzender des *American Jewish Congress*, «traue Warburg nicht zu, in jüdischen Belangen mit Nachdruck zu handeln.»¹⁴) Auch Warburg sah in Palästina für die deutschen Juden einen Silberstreif am Horizont, obwohl die meisten Deutschen ihn für eher desinteressiert an strikt jüdischen Angelegenheiten, wenn nicht sogar für einen regelrechten Antizionisten hielten.¹⁵ Tatsächlich hegte Warburg seit seiner ersten Reise nach Palästina, die er 1929 mit seinem Bruder Felix unternommen hatte, den glühenden Wunsch, dass dort eine jüdische Heimstätte geschaffen werde. Wie auch Robert Weltsch erschien es ihm durchaus möglich, zu einer Art von friedlicher Koexistenz zwischen Juden und Arabern zu gelangen.

Den grössten Teil seiner Energien verwandte Warburg darauf, die guten Geschäfte seines Bankhauses in Gang zu halten. Unter seiner wachstumsorientierten Geschäftsleitung hatte M.M. Warburg & Co. während der 20er Jahre ungeheuer expandiert, wozu hohe Kredite aufgenommen werden mussten. Im Jahre 1928 verfügte das Bankhaus über 192 Sitze in 87 verschiedenen Aufsichtsräten, und seine Partner hatten 86 Direktorenposten in Deutschland, Österreich, den Niederlanden, in der Tschechoslowakei und in den Vereinigten Staaten inne.¹⁶ M.M. Warburg war nun die grösste und bekannteste Privatbank im Lande. Durch ihre Ausdehnung ins Ausland wollte man vor allem die finanzpolitischen Unwägbarkeiten im Nachkriegsdeutschland umgehen und dem

Bankhaus in anderen Ländern ein festes Standbein schaffen, für den Fall, dass in der Heimat einmal antisemitische Kräfte an die Macht kämen. Aber der Ausgang der Wahlen im September 1930 und dessen böse Folgen im Finanzbereich – in Panik geratene ausländische Banken zogen ihr Kapital aus Deutschland ab, und die deutschen Börsenkurse fielen um 10% – kamen für Warburg völlig überraschend und brachten die Firma an den Rand des Ruins. Zu ihrer Rettung musste Warburg seinen Bruder Paul um Hilfe bitten, der damals Teilhaber des New Yorker Bankhauses Kuhn, Loeb & Co. (und einer der Mitbegründer des *Federal Reserve Board*) war und die kommende Wirtschaftskrise exakt vorausgesagt hatte.¹⁷ Paul steckte die Hälfte seines persönlichen Vermögens und seinen ganzen finanztechnischen Sachverstand in die Rettung des Hamburger Unternehmens, aber selbst diese Anstrengung, gekoppelt mit dem Zuschuss eines dritten Bruders, Felix, konnte den Abwärtstrend nicht umkehren. Pauls überraschender Tod im Januar 1932 – herbeigeführt durch die finanzpolitischen Fehler seines Bruders, wie einige Familienmitglieder stichelten¹⁸ – brachte Max um einen verlässlichen Ratgeber und das Bankhaus um die Chance einer langfristigen Erholung. Als die Weimarer Republik sich aufzulösen begann, war es also weniger die Möglichkeit, dass die Nazis an die Macht kämen, als der drohende Bankrott, was Warburg bedrückte. In New York, wo er der Beerdigung seines Bruders beiwohnte, machte Warburg auf führende amerikanische Juden den Eindruck, als «unterschätze er die Folgen einer Machtergreifung durch die Hitlerleute ...(behauptete), die sich dann stellende Verantwortung werde ernüchternd auf sie wirken, und viele Punkte ihres Parteiprogramms, die hauptsächlich als Köder eingefügt worden seien, um Anhänger zu gewinnen, würden gar nicht ausgeführt werden.»¹⁹ Mit anderen Worten, die Nazis würden durch die harten Tatsachen, mit denen sie es zu tun bekämen, wenn sie in Deutschland regierten, zur Vernunft ge-

bracht werden – falls es überhaupt jemals dazu kommen sollte. Mit dieser zuversichtlichen Äusserung reihte sich Warburg in eine immer grösser werdende Schar deutscher Geschäftsleute und Bankiers ein.

Aus ihren Unterhaltungen mit Freunden in Berliner Regierungskreisen entnahm Bella Fromm, dass sich ein Erdbeben abzeichnete. Der deutsche Parlamentarismus lag definitiv in den letzten Zügen.²⁰ Erstaunlicherweise äusserten nur wenige aus der alten Garde von Junkern und Generälen Besorgnis bei dem Gedanken, dass Hitler sich anschickte, an dessen Stelle zu treten. Stumm vor Entsetzen hörte sich Fromm an, wie ihr ein hochrangiger Intimus nach dem anderen seine Bewunderung für die Nazi-»Bande« anvertraute – diese «plebejische Bewegung», wie sie verächtlich in ihr Tagebuch kritzelte.²¹ Vor ihren eigenen Augen zeigten die feinen Leute, unter denen sie sich auf Cocktailparties und auf dem Tennisplatz so wohl fühlte, ihre wahre «braune» Farbe, ihre Aversion für ihr, Fromms, Volk. Alle ihre Freunde setzten sich mit Adolf Hitler, dem Mann der Stunde, zum Tee.²² Bedrückt von alledem und gesundheitlich angeschlagen, unterzog sich Bella Fromm einer Kur in Bad Reichenhall, buchstäblich im Schatten von Hitlers Berghof in den bayerischen Alpen, um dort mit ansehen zu müssen, wie sich durch die engen Strassen ein Meer von Braunhemden wälzte, die dröhnenden Schritte zur Schwelle ihres Führers strebten.²³ Als sie wieder in Berlin war – just einen Tag bevor Hitler Reichspräsident Paul von Hindenburg um seine Ernennung zum Kanzler bat –, wurde sie von ihrem Chef Louis Ullstein ausgelacht wegen des Alptraums marschierender Horden, den sie aus Reichenhall mitgebracht hatte. «Sie fangen an, Stimmen zu hören, Bella», sagte er. «Sie sollten etwas für ihre Nerven tun.»²⁴

Während die Bewegung, die Hass gegen Juden predigte, an Stosskraft gewann, hatten viele Juden, vor allem in Berlin, nichts Wichtigeres zu tun, als sich gegenseitig zu bekämpfen.

Es ging um die Frage, wer fortan in Deutschlands grösster jüdischer Gemeinde Einfluss und Macht haben sollte. Im Grunde war es ein Kampf um die Herzen und Gemüter der deutschen Juden. Mochten die Nazis auch eine ernste Herausforderung jüdischen Überlebens darstellen, die Juden, anstatt die Reihen zu schliessen, um dieser sie alle betreffenden Bedrohung gemeinsam entgegenzutreten, stritten sich darum, wessen Antwort auf diese Bedrohung die richtige sei und wer die Gemeinde am besten durch die Krise führen könne. Die kurzfristige, *ad hoc* zusammengeschweisste Front gegen den gemeinsamen Feind brach schnell wieder auseinander. Die Zionisten sahen sich in ihrer Aussage bestätigt: Der Aufstieg der Nazis machte deutlich, dass sich das «Judenproblem» nicht in der Diaspora lösen liess; Juden konnten nur innerhalb des eigenen Volkes Frieden finden. In den Augen der Zionisten wurde die vermeintliche Gleichstellung und Anerkennung der Juden in der westeuropäischen Gesellschaft durch den Zulauf des Nazismus demaskiert. Nur wenn sie diese Illusion aufgaben und sich zum zionistischen Glaubensbekenntnis bekannten, waren Deutschlands Juden zu retten. Beide, Juden wie Nichtjuden, mussten von der Richtigkeit dieser Feststellung überzeugt werden. Schon seit einiger Zeit war klar geworden, dass die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* gewisse weltanschauliche Positionen vertrat, die denen der fanatisch antisemitischen Rechten recht nahe kamen. Nun gab es guten Grund, diese Übereinstimmung der Ansichten einem grösseren Publikum bekannt zu machen, um zu zeigen, dass zumindest einige deutsche Juden die Prämissen der künftigen «deutschen Erneuerung» akzeptierten, besonders diejenige, dass Völker nach rassischen Gesichtspunkten definiert werden sollten. Wenn dies für «arische» Deutsche recht war, warum sollte es dann nicht für die Juden billig sein? Sollten dann nicht auch die Juden ihren eigenen Staat haben?

Mit dieser Zielvorstellung im Kopf liess Robert Weltsch ab Januar 1932 die *Jüdische Rundschau* häufiger, nämlich monatlich, erscheinen, «um die nichtjüdische Öffentlichkeit in Deutschland mit den Zielen und Aktivitäten der zionistischen Bewegung vertraut zu machen.»²⁵ In einem ungefähr einen Monat später geschriebenen Brief verriet er den Denkansatz, der seinem Verhalten zugrundelag: Die Juden könnten sich nicht wirksam mit dem Antisemitismus nazistischer Prägung auseinandersetzen, denn er sei hauptsächlich ein politisches Werkzeug, um die Massen aufzuwiegeln. Statt gegen ihn anzukämpfen, sollten die Juden lieber fest zu ihrem Judentum stehen, worauf die meisten «Absonderlichkeiten» im deutsch-jüdischen Verhältnis verschwinden würden.²⁶ (Als Privatperson machte sich Weltsch, wie etwa in einem Brief an Chaim Weizmann vom 23. Februar 1932, durchaus Sorgen wegen «bedenklicher Ereignisse», die Deutschlands Juden bevorstanden, doch auf den Seiten seiner Zeitung wurde keine dieser Befürchtungen laut.²⁷)

Unterdessen blieb es weitgehend dem *Centralverein* überlassen, die Juden gegen die Verleumdungen der Nazis in Schutz zu nehmen. Mit einem Mitarbeiterstab von sechzig Leuten, die von der Berliner Zentrale aus agierten, begann diese Organisation des jüdischen *mainstream* nach 1928 ihre Angriffe gezielter gegen die NSDAP zu richten, da man dort begriffen hatte, dass diese Partei der gefährlichste Feind der Juden war.²⁸ Um heftige antijüdische Reaktionen zu vermeiden, musste vorsichtig vorgegangen werden, in enger, aber geheimer Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten und unter Verschleierung der Urheberschaft von Broschüren und Flugblättern.²⁹ Der *Centralverein* und andere liberal eingestellte Juden kämpften einen Zweifrontenkrieg, einerseits gegen die Nazis und andererseits gegen die Zionisten, die mit ihrer Grosstuererei, wie anders und undeutsch die Juden seien, alles nur noch schlimmer machten. So waren im Herbst 1930, als jüdische

Friedhöfe mit Hakenkreuzen geschändet wurden, die Mitglieder der Berliner Gemeinde in eine bittere Führungsfehde verwickelt. Einige ältere liberale Juden stempelten die Zionisten als «jüdische Nazis»³⁰ ab und ereiferten sich gegen eine «Rückkehr ins Ghetto»³¹, während eine zionistische Splitterpartei, die *Jüdische Volkspartei*, nach einer weltweiten Einheit der Juden und der Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina rief. Inmitten all dieser Wortgefechte stellte Max Naumanns winzige Schar *nationaldeutscher Juden* ihre eigene «deutsche Kandidatenliste» auf. Wie gewöhnlich versuchte Leo Baeck, Brücken zwischen den sich bekriegenden Fraktionen zu schlagen und ihren Bruderzwist zu beenden, allein, vergebens. Die Liberalen weigerten sich, mit den geschmähten Zionisten ein zweites Mal das Kriegsbeil zu begraben.³²

Als am 30. November die Stimmen ausgezählt wurden, ergab sich, dass die Liberalen ihre Position als stärkste Kraft hatten behaupten können (mit der Unterstützung von 41.704 Berliner Juden erlangten sie vierundzwanzig Sitze im Gemeinderat). Dennoch hatte die *Jüdische Volkspartei* eindrucksvolle Gewinne zu verzeichnen – ihre 25.526 Stimmen (was vierzehn Sitzen entsprach) stellten einen Zuwachs von 52% gegenüber 1926 dar.³³ Nach dieser Wahl ging der Kampf um die richtige Strategie indes weiter, da der *Centralverein* nicht müde wurde, den Glaubensbrüdern seine altbewährte Botschaft einzuhämmern, dass «der deutsche Jude ein deutscher Mensch [ist]. Und er bleibt es, wenn auch ungezählte Millionen von Nationalsozialisten es bestreiten»³⁴. Dem hielten die Zionisten entgegen, dass die Juden gegen Windmühlen kämpften, wenn sie versuchten, die grösste Welle von Antisemitismus seit 150 Jahren aufzuhalten. Die schlichte Tatsache, dass sie in Deutschland lebten, sei der Grund für diese Feindseligkeit.³⁵ Die Juden müssten dies endlich begreifen. Gleichzeitig wurde der *Centralverein* in Leitartikeln der *Jüdischen Rundschau* angegrif-

fen, weil er die jüdische Antwort auf die Nazis zu «monopolisieren» trachte.³⁶ Währenddessen liessen sich die immer häufiger werdenden Gewaltausbrüche gegen Juden nicht mehr länger ignorieren, und sowohl liberale als auch zionistische Zeitungen trugen verstärkt Berichte über solche Gewaltakte zusammen.³⁷

Seinen Einfluss auf das Bewusstsein des deutschen Judentums geltend machend schaute Leo Baeck hinter die wirtschaftliche Not und die Übergriffe der Gegenwart und bezeichnete diese Erfahrungen als im Grunde segensreich, falls die Juden dadurch veranlasst würden, ein «neues Leben, einen neuen Menschen [zu schaffen] und zum wahren Leben, zu wahrer Menschlichkeit zurückzukehren»³⁸. Im selben Monat griff eine Bande von etwa tausend Nazis Juden an, als diese am ersten Tag von *Rosch Haschana* die Synagoge am Kurfürstendamm verliessen, und signalisierte damit Baeck und der ganzen Gemeinde deutlich: Die Nazis meinten es ernst. Der neue Mensch, den *sie* zu erschaffen gedachten, war ein Todfeind der Juden.

Im Juni 1927 war Max Warburg aus Anlass seines siebenzigsten Geburtstages von führenden Persönlichkeiten des Hamburger Bürgertums und Geschäftslebens wie auch von seinen jüdischen Glaubensbrüdern ausgiebig gefeiert worden. Man rühmte ihn für seine Rolle bei der Gründung der städtischen Universität, für seine Förderung der hanseatischen Wirtschaft und dafür, dass er «die Ehre der jüdischen Rasse» gemehrt habe³⁹. Man jubelte ihm als einem der verdienstvollsten und angesehensten Bürger Hamburgs zu. In vieler Hinsicht hatte sein Leben den Zenit erreicht; seither waren seine Ansichten von diesen triumphalen Erfolgen gefärbt. Folglich war er, als sich in den darauffolgenden Jahren die Situation für Deutschlands Juden verschlechterte, etwas begriffsstutzig, was den Ernst der Lage betraf. Er beobachtete die Entwicklungen mit Besorgnis, aber nicht mit Angst; seine opti-

mistische Wesensart sollte sich nicht so ohne Weiteres ändern.⁴⁰ Was Deutschlands Juden brauchten, resümierte Warburg, sei einfach mehr Geld, damit sie sich schützen konnten. Die Emigration stellte seiner Meinung nach für die meisten Juden keine realistische Alternative dar, zumal jetzt, wo so viele Länder, besonders die Vereinigten Staaten, angesichts der weltweiten wirtschaftlichen Depression den Emigranten die Türen verschlossen. (1933 beispielsweise betrug die Gesamtzahl deutscher Juden, die in die Vereinigten Staaten eingelassen wurden, nur 535⁴¹, bei insgesamt knapp 23.000 Ausländern, die im Laufe dieses Jahres Aufnahme fanden.⁴²) Anfang 1929 berichtete Warburg den Vorstandsmitgliedern des von ihm geleiteten *Hilfsvereins der deutschen Juden* über zurückgehende Auswanderungsquoten.⁴³

Wenn es einen Ort gab, wo die Juden immer noch geistigen und materiellen Rückhalt suchen konnten, so war es Palästina. Nach seinem ersten Besuch dort im Jahre 1929 war Warburg über das in diesem Land steckende langfristige Potential ökonomischer Entwicklung und Besiedlung in Begeisterung geraten.⁴⁴ Da er sich eingehend mit Plänen zur Finanzierung des Aufbaus Palästinas und zur Linderung der materiellen Not von Juden in anderen Teilen Europas beschäftigte, schätzte Warburg die Wahrscheinlichkeit, dass Hitler an die Macht komme, geschweige denn, dass er irgendeine seiner schrillen Drohungen gegen Deutschlands Juden wahr mache, nach wie vor für gering ein.

Als ein, wie er von sich selbst behauptete, «deutschtumsbewusster» Jude⁴⁵ mit «völkischer Verwurzelung»⁴⁶ fasste Hans-Joachim Schoeps die zunehmende Begeisterung für die Nazipartei ganz anders, mit viel zwiespältigeren Gefühlen, ins Auge. Seine Weltanschauung war im höchsten Masse und voller Stolz deutsch⁴⁷ und ebenso wie die Hitlers von Empörung gegen die «bürgerliche Gesellschaft» und deren «Verrat» an Deutschlands Idealen geprägt. Sowohl die Nazipartei als auch die Jugendbewe-

gung nach dem Ersten Weltkrieg, in der Schoeps eine führende Rolle spielte, hoben hervor, dass die Bande von Blut und Boden bedeutungsvoller für Deutschlands Identität und Erneuerung seien als die parlamentarische Demokratie. Der kleine Kreis gleichgesinnter, jugendlicher Intellektueller, die sich 1930 zu seiner eben erst gegründeten *Deutschen Freischar* hingezogen fühlten, war beseelt von dem Verlangen nach Selbstaufopferung und «geistiger Wiedergeburt», aus dem man die Rhetorik der rechtsgerichteten Nationalisten heraushörte. In zwei Punkten allerdings distanzierten sich Schoeps und seine Anhänger von Gruppen wie der Nazi-Partei: zum einen in der bei diesen deutlich herausgestellten Rassenfrage und zum anderen im methodischen Ansatz, jene hehren Ziele zu erreichen. Wie der zionistische Denker Martin Buber, den er ungemein bewunderte, glaubte Schoeps an einen inneren Prozess geistiger Wiedererweckung – an eine Revolution im Denken. Dieser Glaube spiegelte sich in seinen Bemühungen und in verschiedenen Aufsätzen wider, die er in diesen Jahren schrieb, um eine systematische jüdische Theologie zu entwerfen. Die Nazis zogen es vor, ihre Revolution auf den Bürgersteigen zu beginnen. Allein aus diesem Grund verdienten sie es nach Schoeps' Überzeugung nicht, in dieselbe Falle politischen Aktivismus zu treten, der die frühere Jugendbewegung zugrunde gerichtet hatte. (Dennoch räumte er ein, dass die Philosophie der Nazis «ethisch von hohem Format» sei.⁴⁸) Einen offenen politischen Schlagabtausch um die Macht hielt Schoeps nicht für den geeigneten Weg, die deutsche Seele wieder ins Lot zu bringen. In seinem erzkonservativen Weltbild, in seiner Liebe zur Monarchie und preussischen Ordnung empfand Schoeps die Nazis viel zu sehr auf einen gewalttätigen Umbruch erpicht und zu eifrig darauf bedacht, die Traditionen und Grundsätze hinwegzufegen, von denen das Deutschland der Vor-Weimar-Zeit durchdrungen gewesen war, jenes Deutschland, dem er nachtrauerte und das er wie-

derherstellen wollte. Um ihren Aufstieg abzuwenden, mussten sich seiner Meinung nach die wirklich konservativen Gruppen zusammenschliessen und ein politisches Gegengewicht bilden.

Bezüglich der Stellung der Juden in einem von den Nazis beherrschten Deutschland nahm Schoeps eine vermittelnde Haltung ein. Die Behauptung, dass in einem von den Nazis geführten Staat *alle* Juden *per definitionem* Anathema seien, wies er rundweg zurück. Stattdessen müssten gewisse Juden – und hier schloss er die Zionisten und die Ostjuden, deren Herzen für eine andere Heimat schlugen, unmissverständlich aus – so von deutscher Kultur und deutschen Werten durchdrungen und erfüllt werden, dass sie mit ihrem Vaterland eine unauflösliche Verbindung eingingen. Diese Bande seien denen des Blutes oder der Rasse gleichwertig und würden selbst gegenüber steigendem Hass und zunehmender Achtung Bestand haben, falls es dazu kommen sollte. In seiner patriotischen Geisteshaltung bekräftigte Schoeps aufs Neue, was Gabriel Riesser, ein führender Verfechter jüdischer Emanzipation, bereits vor hundert Jahren feierlich erklärt hatte: «Es ist schrecklich, von seinem Vaterlande mit Hass behandelt zu werden; aber es wäre tausendmal schrecklicher, sein Vaterland zu hassen.»⁴⁹ Die Möglichkeit, dass sich diese Äusserung eines Tages als grundlegender Irrtum herausstellen sollte, kam Schoeps gar nicht in den Sinn.

Das Problem für Schoeps wie für alle deutschen Juden bestand darin, das, was die Nazis tun zu wollen *behaupteten*, von dem zu trennen, was sie möglicherweise tatsächlich *tun* würden, wenn sie jemals an die Macht kämen. In den letzten Tagen von Weimar ging es im politischen Leben vor allem darum, wer am lautesten schreien konnte, und die Worte, mit denen Hakenkreuzarmbinden tragende Redner in finsternen Seitengassen um sich warfen, hatten die Sprengkraft von Dynamitstäben. Mit ihren Wahlkampfreden,

sich an den Juden zu rächen – sie aus Deutschlands kulturellem und politischem Leben zu eliminieren, ihnen ihre Rechte zu verweigern und die Ostjuden aus dem Land zu werfen – hetzten die Nazis die Massen auf. Aber die meisten Juden – wie Max Warburg – schlossen daraus, dass die Nazis, wenn sie mit Hitler an ihrer Spitze, jemals die Regierung übernähmen, von diesem schändlichen Geschwätz ablassen, versöhnlichere Töne anstimmen und sich «benehmen» oder, wie es Warburgs Bruder Felix ausdrückte, «Vernunft annehmen» würden.⁵⁰ Die Macht würde den wüsten Strassenkrakeelern schon den Schneid abkaufen.

Ende 1931 bekamen die Optimisten einen schweren Dämpfer. Die Frankfurter Polizei gab einige im Besitz der hessischen Nazi-partei befindliche Dokumente bekannt, die Hitlers Absicht verrieten, seine Drohungen tatsächlich wahrzumachen. Diese Dokumente, bekannt als die Boxheimer Dokumente (genannt nach dem Hofgut bei Worms, wo nationalsozialistische Führer zur Abfassung derselben zusammengekommen waren), enthielten den Plan für einen Nazi-Putsch für den Fall, dass die Kommunisten versuchten, die Macht zu übernehmen. Ausserdem sprach das Papier von einem «rücksichtslosen Durchgreifen»⁵¹ der NSDAP gegen politische Gegner, und es war die Rede von Repressionen, die man gegen Juden plane, sowie von der Absicht, sie aus dem Wirtschaftsleben auszuschalten und sie langsam verhungern zu lassen.⁵² Zwar waren die Boxheimer Dokumente von Werner Best, einem örtlichen Naziführer aus Hessen, unterzeichnet, doch trugen sie die Handschrift der obersten Befehlsebene der Partei. Sie lösten in der Öffentlichkeit grosse Erregung aus. Als die Zionisten Robert Weltsch und Kurt Blumenfeld die veröffentlichten Dokumente lasen, waren sie bis ins Mark erschüttert über das, was ihrer Meinung nach der Plan zur Zerstörung des deutschen Judentums war. Weltschs frühere Hoffnung – dass Juden und Nazis zu einer

Art von *modus vivendi* fänden – hatte sich nun völlig zerschlagen.⁵³ In einem Artikel in der assimilatatorischen *Centralverein Zeitung* verurteilte Ludwig Holländer die Boxheimer Dokumente und sagte, sie enthüllten ein Nazi-Programm, das sich seit den Tagen des Münchener Putsches nicht geändert habe: «Boxheim ist die systematische Zusammenfassung alles dessen, was von den Nazis betont und bewusst dutzende Male als erstrebenswert hingestellt wurde.»⁵⁴ Eine Woche später nahm ein anderer Aufsatz in derselben Zeitung den angeblichen Naziplan unter Beschuss, da er «eine Gesinnung [enthülle], die vor keiner Grausamkeit haltmacht.»⁵⁵ Gleichzeitig ermahnte die *Centralverein Zeitung* ihre Leser, nicht in Panik zu verfallen: Gelassenheit und Vertrauen in das deutsche Rechtssystem blieben der beste Schutz der Juden. Auf diese Ratschläge folgte dann eine rosige Einschätzung der politischen Lage. Hitlers Popularität habe ihren Höhepunkt überschritten, behauptete die Zeitung: «Deshalb scheint es so, dass Hitler und die NSDAP auch bei einer Verschlechterung der Wirtschaftslage niemals die Möglichkeit haben werden, auf demokratischem Wege die Mehrheit des deutschen Volkes für sich zu gewinnen.»⁵⁶

Viele deutsche Nazigeegner – sowohl Juden als auch Nichtjuden – neigten zu dieser Überzeugung. Selbst wenn es zum Schlimmsten käme, würden die Nazis nicht tun, was sie angedroht hatten. Obwohl nun sogar Max Warburg es für möglich hielt, dass Hitler entweder selbst die Macht ergreifen oder Nazis ins Kabinett einschleusen könnte⁵⁷, brachten ihn Überlegungen bezüglich der Konsequenzen, die sich daraus für die Juden ergeben würden, nicht um seinen Schlaf.

In den Redaktionsstuben der *Jüdischen Rundschau* sträubte sich Robert Weltsch noch immer, auf den antisemitischen Tiraden der radikalen Rechten herumzureiten. Dazu war seine Zeitung nicht da. Er hatte eine wichtigere, eine positive Botschaft zu vermitteln. Seine Aufgabe bestand darin, mehr Deutsche für die Idee

einer spezifischen jüdischen Identität und einer jüdischen Heimstätte zu gewinnen, denn hierin lag für ihn die eigentliche Lösung des «Judenproblems» in Europa. Mit Ausnahme eines Berichts über ein Interview, das Hitler ausländischen Journalisten gegeben und in dem er sich geweigert hatte, Fragen zu den Boxheimer Dokumenten zu beantworten,⁵⁸ umging deshalb die *Jüdische Rundschau* diese Hetzgeschichte und überliess es anderen Zeitungen, sie erschöpfend zu erörtern. Selbst als die Nazis im Februar 1932 verlauten liessen, dass sie Juden, die später als 1914 nach Deutschland gekommen waren, die Staatsbürgerschaft aberkennen und sie aus dem Lande treiben und allen zurückbleibenden Juden die Teilnahme am deutschen Leben verbieten würden,⁵⁹ war diese höchst beunruhigende Bestätigung der Boxheimer Dokumente dem zionistischen Zentralorgan keine Zeile wert.

Nüchtern vermerkte Bella Fromm in ihrem Tagebuch, dass die Nationalsozialisten «überall Unruhe stiften».⁶⁰ Bei den gesellschaftlichen Ereignissen, denen sie beiwohnte, wurde, wie sie feststellen musste, die «braune Pest» zunehmend sichtbar, aber die Enthüllung dessen, was die Nazis mit den Juden vorhatten, veranlasste sie nicht dazu, mit dem Gedanken zu spielen, das Land zu verlassen. Immerhin war sie mit Franz von Papen bekannt, der in Kürze Deutschlands neuer Kanzler sein würde, und eine enge Freundin des Generals Kurt von Schleicher, dessen Haus ihr jederzeit offenstand.⁶¹ Was hatte sie schon zu befürchten? Kopfzerbrechen freilich bereiteten Bella Fromm die unglaubliche Einfalt und Kurzsichtigkeit konservativer Freunde, die wie Schafe zu Hitlers Lager trotteten und meinten, ihn als ein «Werkzeug» für ihre eigenen Zwecke benutzen zu können. Sie hätten ja keine Ahnung, wer in Wirklichkeit ihr Herr sei, notierte sie bissig.⁶²

Das ganze Jahr 1932 hindurch liess sich schwer sagen, wer der neue Herr von Deutschland werden würde. Jenes Jahr wurde von

vielen, einschliesslich der jüdischen Gemeinde, als ein entscheidendes betrachtet. Die Nazis würden entweder an Stärke gewinnen und die Regierung übernehmen oder ein für allemal zurückgetrieben werden. Es war ein Jahr wie auf der Achterbahn, das damit begann, dass Hitler während einer im Januar in Düsseldorf gehaltenen Rede offen um deutsche Industrielle buhlte und die Berliner Universität wegen antisemitischer Proteste geschlossen wurde. Die Juden reagierten auf diese Anzeichen von Gefahr, indem sie Ende des Monats zusammentraten, um über die Gründung eines übergreifenden Dachverbandes zum Schutz ihres wirtschaftlichen Wohlergehens zu diskutieren.⁶³ (In einem um dieselbe Zeit geschriebenen Brief kritisierte Robert Weltsch unter der Hand die jüdischen Bemühungen, den Antisemitismus zu bekämpfen, und sagte, sein Volk solle stattdessen ganz offen zu seinem Judentum und seiner jüdischen Identität stehen, dann würden die «Abnormitäten» der gegenwärtigen Lage schon verschwinden.⁶⁴ Es sei der Versuch der Juden, sich zu assimilieren, als echte Deutsche zu gelten, der die völkische Rechte in Harnisch bringe. In der *Jüdischen Rundschau* äusserte er sich fast ebenso frei heraus und wies darauf hin, dass die Zionisten in Hitlers wachsender Popularität eine «tragische Bestätigung» ihrer Ansichten fänden.⁶⁵)

Die Wahl des Reichspräsidenten im März gab den Juden eine Gelegenheit, ihrer Opposition zu Hitler Ausdruck zu verleihen, wenn auch nur dadurch, dass sie ihre Stimmzettel für den alten konservativen Soldaten Paul von Hindenburg abgaben. Der erste Wahlgang brachte kein Ergebnis. Hitler schaffte es nicht, die 15 Millionen Stimmen zu gewinnen, deren er sich gebrüstet hatte (er bekam nur 11,5 Millionen), kam aber dennoch in einen ernst zu nehmenden zweiten Wahlgang. Die Stichwahl im darauffolgenden Monat sah den Naziführer zwei Millionen Stimmen aufholen, aber erneut an einem Sieg über den hochverehrten zweiundacht-

zigjährigen Hindenburg scheitern. Hierauf trat die gemässigte Regierung Brüning zurück, wodurch der dubiose und unberechenbare Papen neuer Kanzler wurde. In der Zwischenzeit wurde das Trommelfeuer angedrohter antisemitischer Massnahmen lauter: Das preussische Parlament verabschiedete ein Gesetz, das den Juden das rituelle Schlachten verbot und an deutschen Theatern jüdische Schauspieler entliess.⁶⁶ Hindenburgs früheres Verbot der SA, der paramilitärischen Braunhemden, und der SS, Hitlers Elitetruppe, wurde aufgehoben. Nazitransparente in Berlin forderten die Juden auf: «Macht euch bereit für Palästina».⁶⁷ Eine italienische Zeitung brachte einen Bericht über Görings Plan für Deutschlands Juden, in dem ein Ende für Eheschliessungen zwischen ihnen und «Ariern», die Vertreibung der Ostjuden und die Entlassung aller anderen Juden gefordert wurden, die als Gegner des Nationalsozialismus oder als «Internationalisten» galten.⁶⁸ Etwa zur gleichen Zeit dachte der Naziführer von Preussen, Wilhelm Kube, laut darüber nach, die Bürokratie von Juden zu «reinigen».⁶⁹ In den Wahlen zum Reichstag Ende Juli konnten die Nazis keine zusätzlichen Stimmen auf sich vereinigen, aber sie kamen enger an die parlamentarische Macht heran, indem sie bei insgesamt 230 Sitzen 123 Sitze hinzugewannen. Diese Wahl machte sie zur stärksten Fraktion im Reichstag, wenn auch noch nicht zur Mehrheit. Immerhin hatten fast zwei von drei Deutschen *gegen* die Partei Hitlers gestimmt.

Robert Weltsch reagierte auf diese Wahl mit einem Leitartikel, in dem stand, die *Jüdische Rundschau* habe zwar früher die Politik der Nazis und ihre Pläne mit den Juden verurteilt, aber sie verstehe deren «psychologische und intellektuelle Basis» und respektiere ihr Ziel einer nationalen Erneuerung. Das sei letztlich dasselbe, was die Zionisten für die Juden wollten. «Wir glauben», hiess es in dem nicht gezeichneten Aufsatz weiter, «dass gerade das nationalbewusste Judentum den Weg zu einem *modus vivendi* mit ei-

nem innerlich erstarkten, von den Schlacken des Pöbel-Antisemitismus befreiten deutschen Nationalismus finden könnte.»⁷⁰

Weltsch gab damit einem neuen Selbstbewusstsein in der deutschen Zionistenbewegung Ausdruck. Da die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* spürte, dass die liberale, auf Assimilation setzende Position allmählich zusammenbrach, gab sie selbstgefällig zu verstehen: Ich habe es euch ja immer gesagt, und appellierte an die Juden, einem wiederbelebten Judentum Gefolgschaft zu leisten – einem Judentum, das viele Parallelen zum Nazismus aufwies. Juden müssten «Leben gegen Leben kämpfen», ermahnte Kurt Blumenfeld im Mai eine Berliner Zuhörerschaft: Ein schöpferisches, dynamisches Judentum sei der beste Weg, einem ebenso vitalen deutschen Nationalismus zu beegnen.⁷¹ (Ohne sich die Mühe zu machen, ihre Schadenfreude zu verbergen, erklärte die *Jüdische Rundschau*, dass ein Sieg Hitlers den «völligen Zusammenbruch des jüdischen Assimilationsgedankens» bedeute.⁷²)

Der zionistische Appell zu breiterer Unterstützung hatte einen noch verbisseneren Bruderkampf, besonders unter den Berliner Juden, zur Folge. Wieder ging es darum, wer in der Gemeinde zu bestimmen habe. Abermals arbeitete Leo Baeck daran, den Konflikt zu entschärfen, rief gemeinsam mit anderen Führern der Berliner Loge von *B'nai B'rith* zu Toleranz auf und beraumte ein Treffen zwischen örtlichen jüdischen Organisationen an, um eine einheitliche jüdische Antwort auf die Nazis abzustimmen.⁷³ Mehr und mehr seiner Zeit verbrachte Baeck als Friedensstifter in der jüdischen Gemeinde, trat in einer Phase der Ungewissheit für Vernunft und Gelassenheit ein und widerstand der inneren Regung, das Schlimmste zu befürchten. Einheit war ein löblicher Vorsatz für die Juden, aber zunehmend schwerer zu fassen. Wenn überhaupt, so riss der Aufstieg der Nazis die Gräben in der Gemeinde nur noch weiter auf, wobei jede Gruppierung lautstark darauf beharrte, dass ihre Strategie die einzig richtige sei. Ein nationalisti-

scher Judenführer ging dabei einmal sogar so weit vorzuschlagen, dass Juden in die NSDAP eintreten sollten.⁷⁴

Als die Spannungen und Ängste wuchsen – Joseph Goebbels gab in einem im August veröffentlichten Artikel eine Losung aus, die dem Aufruf zu einem Pogrom gleichkam –, feierte Willstätter in aller Stille seinen sechzigsten Geburtstag am Lago Poschiavo, an der italienisch-schweizerischen Grenze, wo er ganz allein für sich Urlaub machte.⁷⁵

Weit weg von seinen Forschungslabors und dem Tumult eines von den Nazis heimgesuchten München, dachte er melancholisch darüber nach, welchen Lauf sein Leben und seine Karriere eingeschlagen hatten. Seine Tatkraft, seine Neugier, seine Kreativität schienen nun gänzlich erloschen. Die Jahre, in denen er verbissen und isoliert vor sich hin gearbeitet hatte, und die er meinte, wie bisher fortführen zu können, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Willstätter begriff jetzt – vielleicht zum ersten Mal –, dass ihn der Rücktritt von seinem geliebten Universitätslehrstuhl wegen einer Grundsatzfrage innerlich gebrochen hatte. Verlassen von seinem einzigen noch lebenden Kind – Margarete hatte im Mai den Arzt Ernst Bruch geheiratet –, würde er dem herannahenden Alter nun ganz allein entgegentreten müssen. Am Wasser umspülten Ufer des Sees liess er sein Leben Revue passieren, und die Verluste und Fehlschläge, die er in all den Jahren erlitten hatte, erschienen ihm jetzt grösser daraus hervorzuragen als die Erfolge.⁷⁶ Diese Depressionen dauerten an. Als Chaim Weizmann gegen Ende des Jahres Willstätter besuchte, fand er seinen Kollegen von derselben düsteren Stimmung umwölkt, die sich auf andere Münchener Juden gesenkt hatte.⁷⁷

Hans-Joachim Schoeps war in jenem Sommer auf ähnliche Weise mit persönlichen Problemen beschäftigt. Als er seine Studien zur Doktorarbeit in Leipzig beendete, hatte er eine Dissertation über Kafka aufgegeben für eine Arbeit, die das «Fundament für ein systematisches Judentum» legen sollte – ein Thema, über

dem er schon eine Weile gebrütet hatte.⁷⁸ Sein Grübeln führte zu einer Reihe von Aufsätzen, die er unter dem Titel «Jüdischer Glaube in dieser Zeit» veröffentlichen konnte. Diese Aufsätze waren ein bilderstürmerischer Angriff auf etablierte jüdische Denkgewohnheiten aus allen Lagern, die orthodoxen ebenso wie die liberalen, indem er sie hart tadelte, Moral und Religion durcheinandergebracht und die historische Dimension des Judentums vernachlässigt zu haben.⁷⁹ Nur eine neue Definition ihres Glaubens, in deutlichem Gegensatz zum Säkularismus, könne den Juden die innere Stärke geben, die sie brauchten, um die gegenwärtige Phase ernster Gefahr zu überstehen. Weder die liberale Hoffnung auf Toleranz – durch das Verleugnen ihres Judeseins – noch das zionistische Credo rassischer Solidarität (innerhalb eines jüdischen Volkes) habe echte Gültigkeit, erklärte er. Keines von beiden könne die Juden retten. Den Zionismus empfand Schoeps als besonders verachtenswert wegen seines falschen Anspruchs, eine Rückkehr zu «wahrer» jüdischer Identität darzustellen. In einem Brief an Max Brod, mit dem er damals eine Sammlung von Kafkas nachgelassenen Schriften herausgab, geisselte er die zionistische Bewegung als eine moderne Version des «westlichen Imperialismus».⁸⁰ (Kurz danach sollten er und Brod ihre Korrespondenz beenden, da sie merkten, dass ihre Auffassungen zu weit auseinander lagen.)

Inzwischen richtete Schoeps den Blick auf eine akademische Laufbahn. Aber bald musste er feststellen, dass ihm dieser Weg durch den Antisemitismus versperrt war. In Marburg, wo er kurzzeitig studiert hatte, war Schoeps gesagt worden, dass er keine Aussicht habe, die Doktorwürde zu erlangen, da er Jude sei. Nachdem er dann ironischerweise seinen akademischen Grad in Leipzig, der sächsischen Metropole, bekommen hatte, erfuhr er, dass er keine Studenten unterrichten dürfe, weil er Preusse sei.⁸¹

(Später dann in Berlin fand Schoeps heraus, dass den Juden der Zugang zum Lehrberuf versperrt war.⁸²) Als sich das Jahr dem Ende näherte, waren seine langfristigen Zukunftsaussichten, gelinde gesagt, verhangen. Schoeps hoffte, dass sein Horoskop für 1933 bessere Voraussagen biete.

Der Wahlkampf für die Reichstagswahlen im November 1932 elektrisierte die deutsche Öffentlichkeit vielleicht wie nie einer zuvor. Die Nation stand nun deutlich an einem Scheideweg. Papens Führung war schwach und unzuverlässig. Verärgert durch Hindenburgs hartnäckige Weigerung, ihn zum Kanzler zu ernennen, wurde Hitler immer gereizter und geiferte gegen die Juden. Mitte Oktober rief er zu einem Boykott jüdischer Geschäfte auf.⁸³ In der jüdischen Gemeinde breitete sich Angst aus: Ihre Rechte – ja sogar ihr Leben – würden womöglich nicht mehr lange geschützt sein.

Dann geschah das Sonderbare. Die Nazis, in Geldnöten, die Energien verbraucht, erlitten bei den Wahlen einen Rückschlag. Zwei Millionen deutscher Wähler kündigten ihnen die Gefolgschaft auf, zumeist um sich nun der konservativen *Deutschnationalen Partei* zuzuwenden, und die NSDAP büsste im Reichstag vierunddreissig Sitze ein. Über Nacht zerstob der Mythos von der Unvermeidlichkeit der Nazis. Juden und andere Gegner der Hitlerkräfte frohlockten. Das wichtigste Ergebnis dieser Wahl sei, so verkündete Robert Weltsch zwei Tage danach in einem Leitartikel, dass «ein für allemal» die Möglichkeit ausgeschlossen worden sei, dass die Nazis über die Wahlurne zur Macht kämen.⁸⁴ (Er machte sich nicht die Mühe, irgendwelche alternativen Möglichkeiten zu bedenken.) Auf General Schleichers Drängen hin und in der Absicht, mit Hitler einig zu werden, um das parlamentarische Patt zu beenden, trat Papen dann ganz unvermittelt zurück. Der Naziführer wies ein Angebot, sich die Macht zu teilen, rüde zurück: Er wollte selbst Kanzler werden, ohne Wenn und Aber. So wandte sich der greise und schon leicht senile Hindenburg an ei-

nen anderen alten Soldaten, eine neue Regierung zu bilden.

Inzwischen erlitten die Nazis eine weitere Niederlage, diesmal in Thüringen. Die *Centralverein Zeitung* triumphierte: Hitlers prahlerische Behauptung, dass 1932 ein «Jahr der Entscheidung» für ihn und seine Partei werden würde, habe sich nicht bewahrheitet.⁸⁵ Bei einer in Halle gehaltenen Rede kam der einst Furcht einflössende Naziführer einem Beobachter nur noch «klein und jämmerlich» vor.⁸⁶ In diesem ungewissen Augenblick waren die politischen Signale immer noch verwirrend, schwer zu deuten. Bei einem Empfang, den ihr Freund, der amerikanische Konsul George Messerschmith drei Tage vor Weihnachten gab, lauschte Bella Fromm dessen kryptischer Weissagung – «Schon bald wird es hier Feuerwerk geben, wenn ich mich nicht irre»⁸⁷ – und fand sie überzeugend. Kaum eine Woche später erfuhr sie von Intrigen, die gegen Schleicher geschmiedet würden, und gab ihm diese Neuigkeit auf einer Party weiter. Blass und müde aussehend, versuchte ihr mächtiger Beschützer, nun Chef der deutschen Regierung, sie zu beruhigen: «Ihr Presseleute seid alle gleich», lachte er. «Ihr verdient euren Lebensunterhalt durch beruflichen Pessimismus.»⁸⁸ Seine liebe Bella solle aus Sorge um ihn keine schlaflose Nacht verbringen, er werde die Nazis schon verhindern.

Das anbrechende Jahr 1933 schien Schleicher recht zu geben. In seiner Neujahrsbotschaft klang Hitler ernüchtert; zur Abwechslung erhob er einmal keinen Anspruch auf einen bevorstehenden Sieg.⁸⁹ Seine Partei stehe vor dem Bankrott, habe Schulden in Höhe von sage und schreibe 2 Millionen Mark, wurde berichtet.⁹⁰ Als das Gerangel um die Macht hinter den Kulissen zunahm, wurde Bella Fromm immer unruhiger, immer bekümmert über diese «Massenblindheit», sich auf ein Spiel mit Adolf Hitler einzulassen.⁹¹ Eines Tages Mitte Januar schaute sie bei ihrem Freund

Schleicher vorbei mit einem Blumenstrauss, um das neueste «Palastgerücht», das sie aufgeschnappt hatte, weiterzugeben: Hitler schicke sich an, jederzeit die Regierung zu übernehmen, und halte sich ungeduldig in Bereitschaft.⁹² Sie bedauerte, so «kalt realistisch» sein zu müssen, aber Schleicher schien diese Neuigkeit schon zu kennen, auch wenn er sie schalt, so pessimistisch zu sein. Fromm fragte sich, ob es jetzt wirklich noch eine Möglichkeit gebe, Hitler aufzuhalten. Vielleicht war es besser, ihm seinen Tag in der Sonne zu gönnen und ihn dann scheitern zu lassen – «sich selbst zugrunderichten» zu lassen, wie sie es ausdrückte.⁹³

Als die letzten Augenblicke der Weimarer Zeit verstrichen, versuchten Deutschlands Juden dennoch wie gewöhnlich ihren Geschäften nachzugehen. Hans-Joachim Schoeps schrieb seinem Mitherausgeber Max Brod, dass der Verlag Kiepenheuer zugestimmt habe, ihren zweiten Band *Kafka-Schriften* herauszubringen.⁹⁴ Max Warburg, der in Berlins elegantem Hotel *Kaiserhof* eine Generalversammlung des Hilfsvereins leitete, symbolisch abgeriegelt von der Suite im selben Gebäude, in der Hitler und Papen gerade über die Regierungsübernahme der Nazis verhandelten, hielt eine Rede, in der er zu innerer Gelassenheit und Festigkeit aufrief. Die Juden wurden für die Missstände in Deutschland verantwortlich gemacht – Missstände, die aus einem Krieg erwachsen waren, den auszufechten er seinen Landsleuten dringend abgeraten hatte. Jetzt wurden dieselben Lügen über die Juden verbreitet, die man ihnen das ganze Mittelalter hindurch in die Schuhe geschoben hatte – die Juden waren immer die dankbarsten Sündenböcke, wenn die Zeiten härter wurden. Wie in der Vergangenheit war ihr Schicksal auf Gedeih und Verderb mit dem Wohl Deutschlands verbunden. Sobald es mit der Wirtschaft wieder aufwärtsginge, woran Warburg fest glaubte, würde der Hass abflauen und die Nazi-Partei verschwinden.⁹⁵ In der Zwischenzeit dürften Deutschlands Juden kein Blatt vor den Mund nehmen,

müssten ihre Untertanentreue bekräftigen und ihre deutschen Mitbürger an die Opfer erinnern, die sie vor Verdun und an der Somme erbracht hatten.⁹⁶

Bella Fromm konnte diese Spannung nicht länger ertragen. Von ihrem Redaktionsbüro im Ullstein Verlag fuhr sie direkt zu Schleichers Amtszimmer in der Reichskanzlei und platzte herein, um ihm ohne Umschweife zu erzählen, dass Papen und Joachim von Ribbentrop mit Hitler ein Komplott gegen ihn schmiedeten: Seine Freunde seien dabei, ihn im Stich zu lassen. Der verbindliche, stets charmante Ex-General suchte sie ein letztes Mal mit Worten zu beschwichtigen: «Machen Sie sich die Sache doch nicht so schwer, liebe Bella. Ich treffe Sie heute Abend beim Presseball.»⁹⁷

Das war am Morgen des 28. Januar, einem Sonnabend. Am Nachmittag war Schleicher nach nur siebenundfünfzig Tagen im Amt zurückgetreten, ausgetrickst durch Hitler, gescheitert in seinem Versuch, Deutschland mit diktatorischen Machtbefugnissen zu regieren. Beim Presseball durchlitt Fromm einen Abend angstvollen Wartens, was nun als nächstes komme, versuchte, sich auf ihre journalistischen Pflichten zu konzentrieren, zu registrieren, wer mit wem kam, was sie anhatten, wer mit wem flirtete, wobei der Hauch eines Lächelns ihre Lippen umspielte.⁹⁸

Das Lächeln verging ihr bald. Die Nachricht, die dem Lenkungsausschuss des *Centralvereins* bei seinem Treffen in Berlin am Samstag zu Ohren gekommen war, dass Hitler in seinem Machtpoker gescheitert sei, stellte sich als falsch heraus. Um elf Uhr vormittags am Montag, den 30. Januar, wurde Adolf Hitler von dem selben Präsidenten Hindenburg zum deutschen Kanzler ernannt, der genau eine Woche vorher über das Ansinnen gespottet hatte, jemals «diesen österreichischen Gefreiten» für solch ein erhabenes Amt zu ernennen. Als Hitler zurückkam, um seine Anhänger im Kaiserhof zu begrüßen, sah man, dass er Tränen in den Augen hatte.

Deutschland gehörte nun endlich ihm, ihm allein. In dieser Nacht dröhnte das Pflaster unter dem Brandenburger Tor und vor der Reichskanzlei vom Stampfen Tausender Stiefel, die Strassen waren erfüllt vom Geschrei und Gesang einer, wie es schien, endlosen Kolonne von Nazis, die Dunkelheit der Stadt wurde von einer Schlange von zwanzigtausend Fackeln durchbrochen, begleitet von Kapellen, die das Kriegslied «Siegreich wollen wir Frankreich schlagen» schmetterten – «ein endloses Meer von Braun», wie es Bella Fromm beschrieb.» Es war wahrhaftig eine «Nacht tödlicher Bedrohung».¹⁰⁰ Das Singen und Marschieren dauerte sechs Stunden lang bis ein Uhr nachts, als die meisten Berliner, einschliesslich der Juden, bereits fest schliefen.

4

Das Udenkbare vor Augen

Am 30. Januar 1933, dem Tag, als Adolf Hitler an die Macht kam, liess sich Hans-Joachim Schoeps sein Horoskop stellen. Das Horoskop verhies, dass die günstige Planetenkonstellation, die ihm jüngst als Essayisten und Religionsphilosophen zu Bekanntheit verholfen hatte, andauern werde. In der Tat stünden ihm Ende Februar und im Herbst weitere Erfolge bevor. Vor 1942 habe Schoeps keine ungünstige Wendung der Ereignisse zu gewärtigen.¹ Diese Voraussagen dürften seinen Lebensgeistern aufgeholfen haben. Wie Deutschlands neuer Führer pflegte Schoeps sein Vertrauen in die Aussagen der Sterne zu setzen.

An jenem Abend trafen sich die Mitglieder einer jüdischen Handwerkervereinigung in einem Berliner Café, um über ihre gemeinsamen wirtschaftlichen Probleme zu sprechen. Ein Vertreter der Liberalen erhob sich und verurteilte die zionistische Haltung in dieser Angelegenheit. Als ihm sein Widerpart von der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* entgegenhielt, dass alle diese Meinungsverschiedenheiten zwischen den Juden nicht mehr zählten, jetzt, wo Hitler die Regierungsgeschäfte leite, schenkte man ihm keine Beachtung. Die anderen Teilnehmer des Treffens wollten von dieser «schwarzseherischen Übertreibung» nichts wissen.²

In ihrer ersten öffentlichen Reaktion auf Hitlers Machtübernah-

me versuchte Robert Weltschs *Jüdische Rundschau*, das Ganze von der positiven Seite zu nehmen. Zur «Eliminierung» von Juden aus dem deutschen Leben, die Weltsch vorausgesagt hatte, wäre es auch dann gekommen, wenn der Naziführer nicht zum Kanzler ernannt worden wäre, argumentierte die Zeitung etwas lahm, weil auch andere Parteien diesen antisemitischen Kurs eingeschlagen hätten. Er sei eben ein unverzichtbarer Bestandteil von Deutschlands nationalem Wiedererwachen. Jetzt, wie schon vorher, bestehe die beste Verteidigung der Juden nicht darin, gegen die Flut anzukämpfen, sondern «den Geist des Judentums lebendig und aktiv zu erhalten.»³

Mit einem solch optimistischen Rat konnten die liberal gesinnten Juden nicht aufwarten. Sie standen immer noch unter einem Schock. Das Udenkbare war eingetreten, nicht in der Wahlkabine, sondern durch den einseitigen Entscheid eines Reichspräsidenten, dem sie zugetraut hatten, Hitler Einhalt zu gebieten. Der gefürchtete Feind, gegen den sie so lange gekämpft hatten, war plötzlich durch die Hintertür an die Macht geschlüpft, und die Juden waren dagegen völlig machtlos. Das Beste, was sie tun konnten, war, aus einer, wie es aussah, unheilvollen Lage, wenigstens ein paar Funken Hoffnung zu schlagen. In seiner ersten offiziellen Stellungnahme, nachdem Hitler ernannt worden war und seine Kabinettsliste vorgelegt hatte, gab Ludwig Holländer, der Vorsitzende des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, für die assimilierte, in der bürgerlichen Mittelschicht verankerte Judengemeinde folgende Losung aus:

«Wir stehen einem Ministerium, in dem Nationalsozialisten massgebende Stellungen einnehmen, selbstverständlich mit grösstem Misstrauen gegenüber, wenn uns auch unter der gegebenen Lage nichts anderes übrigbleibt, als seine Taten abzuwarten. Wir sehen als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht den Herrn Reichspräsidenten an, zu dessen Gerechtigkeitssinn

und Verfassungstreue wir Vertrauen haben. Aber auch abgesehen davon sind wir überzeugt, dass niemand es wagen wird, unsere verfassungsmässigen Rechte anzutasten. [...] Im Übrigen gilt heute ganz besonders die Parole: Ruhig abwarten!»

Juden, so schloss Holländer, «vertrauen auf den Sieg der Wahrheit und der Vernunft.»⁴ Dies war im Wesentlichen dieselbe Botschaft, die der eigentliche geistliche und moralische Führer der assimilierten deutschen Judenschaft, Leo Baeck, ausgab. In seinen ersten öffentlichen Äusserungen nach dem 30. Januar klang der Berliner Rabbiner ermutigend. Sie verrieten keine Anzeichen von Panik und enthielten auch keinen Aufruf zu einem Massensexodus. Was seine jüdischen Glaubensgenoss(inn)en hörten, war eine feste, wenn auch besorgte Stimme, die zu Geduld und Nachsicht mahnte. Wie geplant feierte die Berliner Loge des *B'nai B'rith* am Abend des 11. Februar ihr fünfzigjähriges Bestehen mit musikalischen Darbietungen und Ansprachen. Erwartungsvoll lauschte die Menge, die den Logentempel füllte, den Klängen eines Konzerts für Geige und Harmonium und verstummte dann, als sich der neunundfünfzigjährige Baeck mit strenger Miene von seinem Sitz erhob. Falls sein Auditorium erwartet hatte, dass er sich nachdrücklich zur Machtergreifung der Nazis äusserte, sollte es enttäuscht werden. Vielmehr nahm der Rabbiner zu dem, was eben geschehen war, den distanzierten Standpunkt eines Historikers ein. Mit jener dünnen, hohen Stimme sprechend, die sein Markenzeichen war⁵, verwies Baeck auf die ungebrochene Kraft des *B'nai B'rith* – eine «Gemeinde innerhalb der Gemeinde» für Deutschlands Juden – und äusserte die Hoffnung, dass die Loge auch in Zukunft ein solcher Achsnagel bleiben werde, da sie sich durch die Anziehungskraft, die sie auf jüngere Gemeindemitglieder ausübe, fortwährend selbst erneuere. Anstatt das Ende einer Epoche zu beklagen, begrüsst er vielmehr einen «Neuanfang».

In seiner Ansprache verlieh Baeck denselben Gedanken von dauernder Liebe zum deutschen Vaterland Ausdruck, die er wohl auch bei anderen Anlässen in der Loge vorgebracht hätte. Als er seine Zuhörer um Geldspenden bat, so nicht etwa, damit Juden geholfen werde, aus Deutschland zu fliehen oder mit den Härten dieser beunruhigenden Situation fertigzuwerden, sondern vielmehr, um die Opfer der Naturkatastrophe zu unterstützen, die vor Kurzem das Saarland heimgesucht hatte.

Als Baeck seine Aufmerksamkeit dann politischen Dingen zuwandte, so nicht, um das neue Regime zu kritisieren oder Voraussagungen über dessen Politik zu treffen, sondern um die Juden zu warnen, einem «Proletarisierungstrend» zu erliegen, einem linken Klassenbewusstsein, das mit dem Judentum nichts gemein habe. Am späteren Abend zum Präsidenten der Loge wiedergewählt, wurde Baeck minutenlang stehend Beifall gesendet. Er schloss die Sitzung mit der festen Hoffnung, dass sich die Anwesenden pünktlich in vier Jahren wieder zusammenfinden würden, «in besseren Zeiten».⁶

Diese Ansprache wurde zehn Tage nach der Auflösung des Reichstags gehalten, zu einem Zeitpunkt, da Hitler und die voraussichtlichen Folgen seiner Politik grosse Besorgnis auslösten. Viele tausend Juden waren nicht bereit, ruhig abzuwarten, was passieren würde. Für sie stellte Hitler eine direkte Bedrohung dar. Im Bestreben, schnell aus Deutschland herauszukommen, drängten sie in die Visa-Ämter in Berlin und anderen grösseren Städten. Alles in allem verliessen in den ersten Wochen nach Hitlers Machtergreifung über fünfzigtausend Juden Deutschland – was einem Zehntel der gesamten Gemeinde entsprach. Die meisten von ihnen hatten mehr Gründe zur Flucht als nur ihr Judentum. In der Hauptsache handelte es sich um politisch aktive Juden, die die Nazis bekämpft und den Kampf verloren hatten und jetzt mit Vergeltung rechnen mussten. Einige waren prominente Schriftsteller,

Künstler und Musiker, nunmehr zu Volksfeinden erklärt. Zu denen, die ihrem Land den Rücken kehrten, gehörten auch ein paar ganz normale Juden, die sich unter der Naziherrschaft keine Zukunft vorstellen konnten. Sie begaben sich zumeist in Nachbarländer, um dort das Ende des Sturms abzuwarten und dann zurückzukehren, wenn Deutschland wieder zur Normalität zurückgefunden haben würde. Einige Juden erwogen, in die Vereinigten Staaten auszuwandern, aber aufgrund der während der Grossen Depression wieder aufgegriffenen restriktiven Einwanderungspolitik des Aussenministeriums, die Leuten, die «eine öffentliche Belastung» zu werden drohten, die Visa verweigerte, schreckten viele davor zurück, die erforderlichen Papiere einzureichen.⁷ (Es sollte darauf hingewiesen werden, dass einige Einwanderungswillige, die sich tatsächlich um US-Visa bemühten, den sogenannten LPC-Test nicht bestanden. Zwischen 1930 und 1933 beispielsweise wurden von den 1409 deutschen Staatsbürgern, die um Visa ersuchten, nur zehn mit der Begründung abgewiesen, sie würden wahrscheinlich zu einer «öffentlichen Belastung» werden.⁸)

Aber während diese Juden eilends ihre Koffer packten, hielt sich die überwältigende Mehrheit zurück. Wie Baeck hatten die meisten keine Lust, zu den Landesgrenzen zu stürzen, zumindest nicht, bis sich die momentan unsichere Lage geklärt hatte und sie ihren eigenen Standort einschätzen konnten. Vorerst waren sie zur Untätigkeit verurteilt, fürchteten, übereilte Schritte zu tun, die sie vielleicht bald schon bereuen würden. Sie waren – um den treffenden Vergleich des brasilianischen Schriftstellers Moacyr Scliar heranzuziehen – Schiffbrüchige, die sich ihr Rettungsboot mit einem Jaguar teilen mussten: Letztlich war es besser, stillzusitzen und darauf zu hoffen, dass nichts passieren werde, als ins Meer zu springen?

In der Zwischenzeit hatten die Juden zumindest Gelegenheit,

ihre internen Differenzen beizulegen und sich zusammenzutun, um der Bedrohung durch die Nazis gemeinsam zu begegnen. Bereits am Tag, nachdem er den Beifall seiner Logenbrüder von *B'nai B'rith* entgegengenommen hatte, wandte Baeck seine Aufmerksamkeit dieser Aufgabe zu. Er ging mit Vertretern der regionalen jüdischen Organisationen zu Rate und entwarf einen Plan für eine zentrale jüdische Körperschaft, die in dieser Zeit der Krise im Namen aller deutschen Juden sprechen und handeln würde. Es war der Beginn jener Bemühung, sich durch eine Demonstration von Solidarität und Stolz zu schützen. Dank der Nazibewegung wurde den Juden nun rasch und deutlicher bewusst, was sie von anderen Deutschen unterschied – und was sie, ungeachtet aller Politik, als Juden miteinander verband. Wie der Chefredakteur der *Vossischen Zeitung* bemerkte: «... von einer höheren Warte aus betrachtet, hat sich die antisemitische Bedrängnis vielleicht als ein Segen erwiesen, insofern sich eine viel grössere Zahl deutscher Juden als je zuvor auf ihre Traditionen und ihre grosse Vergangenheit besinnt.»¹⁰

Das war eine Sichtweise, die Robert Weltschs idealistische Wunschträume von einer jüdischen Identität erregte. Verzweifelt und mutlos hatte er in den letzten Jahren darüber nachgegrübelt, wie edle deutsche Regungen zu faschistischen Denkmustern pervertiert werden konnten – ein Trend, der in seinen Augen sogar die jüdische Jugend zu verderben drohte, weil sie in der Schule einer nationalistischen Propaganda ausgesetzt war.¹¹ Fern von Berlin und mit sich allein während eines Skiurlaubs in den Tiroler Bergen im Dezember 1931 hatte er in einem Brief an Martin Buber das Verführungspotential jener «völkischen Romantik» und die rassische Exklusivität derselben beklagt, die für Deutschlands Juden einen schrecklichen Untergang enthalte. Wo nun der Liberalismus in Misskredit geraten und «tot» sei, verfügten die Juden über keine Strategie mehr, sich zu schützen. Selbst Zionisten, be-

kannte er gegenüber Buber, hätten in dieser «schicksalhaften Stunde» nichts Praktisches anzubieten.¹²

Wenn deutsche Zionisten wie Weltsch nach einem Weg suchten, die jüdische Gemeinschaft auf ein höheres Ziel hin zu einigen, so wurde der ihnen von den Nazis selbst gewiesen. Buchstäblich über Nacht gelangten Zehntausende von Juden durch Hitlers Aufstieg zur Macht zu der Überzeugung, dass das, was die Zionisten jahrelang vergebens behauptet hatten, stimmte: nämlich, dass die «Emanzipation» ein Schwindel sei, dass die Nichtjuden die Juden niemals als ihresgleichen anerkennen würden; dass der Antisemitismus die zwangsläufige Begleiterscheinung sei, wenn man zwei unterschiedliche Rassen vermischte, die von ihrer Geschichte, ihrem Wesen und ihren Schicksalen her auseinanderstrebten. Da nun die Regierungsmacht in Deutschland auf Adolf Hitler übergegangen war, platzten all die liberalen Postulate von «sozialem Fortschritt» und «durch die Verfassung garantiertem Schutz» wie ein Luftballon, in den man hineinsticht. Alle früheren Bemühungen der Juden, ihre Rechte vor Gericht geltend zu machen und zu verteidigen und ihr offenkundiges Judentum für das Versprechen auf Gleichheit in einer säkularen, aufgeklärten, deutschen Demokratie abzustreifen, waren jetzt wertlos geworden. Alles entpuppte sich als eine einzige Lüge, und die Juden zahlten nun den Preis dafür, dass sie an diese Lüge geglaubt hatten.

Einige eisern an der Assimilation festhaltende Juden wie der Vorsitzende des *Centralvereins* Alfred Hirschfeld versuchten festentschlossen, die anbrechende Nazi-Ara als eine «heroische Phase im Emanzipationskampf des deutschen Judentums»¹³ hinzustellen, in einem Kampf, den sie letzten Endes gewinnen werde, weil die Juden «an die Zukunft des wahren Deutschlands glaubten».¹⁴ Aber diese Worte klangen hohl angesichts der harten, brutalen Tatsachen: Hitler war Kanzler, das Parlament suspendiert, antise-

mitische Gewalt breitete sich aus, und die Nazis versprachen noch Schlimmeres, wenn sie die bevorstehenden Reichstagswahlen im März gewinnen würden.¹⁵ Jetzt galt es herauszufinden, wie sich ihr Leben, weil sie zufälligerweise Juden waren, durch diese unvorhergesehene und einst unvorstellbare Wendung der Ereignisse ändern würde. Die deutschen Juden suchten nach einem Weg, sich neu zu orientieren, nach einem Forum, in dem sie ihre Belange an die Öffentlichkeit bringen konnten, nach einer Stimme, die Hoffnung bot, ohne Illusionen zu wecken.

All das bot die *Jüdische Rundschau*, Nach Jahren des Schattendaseins, in denen sie Ansichten über das Judesein vorgebracht hatte, die nur wenige Juden lesen mochten, waren nun ihre Leitartikel endlich bestätigt worden. Schwer nur konnten sich Weltsch und andere Zionisten ein Gefühl von Selbstgefälligkeit und «innerer Genugtuung» über den durch Hitlers Triumph bewirkten Zusammenbruch des jüdischen Liberalismus verkneifen.¹⁶ Gleichzeitig gingen sie gestärkt daraus hervor. Sie merkten, dass der Umschwung im jüdischen Geschick ihnen in die Hände spielte. Nun endlich waren die Juden bereit, ihnen Gehör zu schenken: der Zionismus und nicht der Liberalismus enthielt die Antwort für Juden in einem von den Nazis regierten Deutschland. Wie die Nazis erkannten die Zionisten die Prämisse an, dass sich ein Volk über seine Rasse definiere. Vielleicht fühlten sich die Juden jetzt ermutigt, ihre eigene *Volksgemeinschaft* zu bilden und es somit den Deutschen gleichzutun.

Als die Nazis ihre Macht festigten, wuchsen die Befürchtungen der Juden nur noch, und vielen von ihnen wurde klar, dass es mehr bedürfen würde als glühender patriotischer Bekenntnisse – wofür sich der *Centralverein* aussprach –, um diese beispiellos missliche Lage durchzustehen. Schnell gerieten die Dinge ausser Kontrolle. In der Nacht vom 27. Februar 1933 wurde der Reichstag in Brand gesteckt, wahrscheinlich von Hermann Göring und seinen Hand-

langern, der kurzerhand einem holländischen Kommunisten namens Marius von der Lubbe die Schuld daran gab, der sich nicht wehren konnte. Der Reichstagsbrand lieferte Hitler einen geradezu idealen Vorwand, die meisten bürgerlichen Rechte ausser Kraft zu setzen und gegen seine verbliebenen Gegner auf der Linken hart durchzugreifen. Auf sie und nicht auf die Juden gingen die Nazis zuerst los. Mehrere tausend Kommunisten und Sozialdemokraten wurden in ihren eigenen vier Wänden festgenommen, in SA-Gefängnisse geschleppt, geschlagen und gefoltert. Die linksgerichtete Presse wurde verboten. Getrieben von einem lange angestauten Eifer, alle politischen Gegner zu eliminieren, liessen die Nazis ihrer Wut freien Lauf. Am Abend des 1. März drang ein starkes Aufgebot der SS in die Büros des *Centralvereins* an der Emser Strasse ein. Sie verhafteten mehrere Angestellte und beschlagnahmten Wahlbroschüren und andere Dokumente, aus denen angeblich eine Verbindung der jüdischen Organisation zu den Kommunisten hervorging. Diese acht Stunden dauernde Razzia – das erste Mal, dass die Nazis gegen eine Gruppierung des jüdischen *mainstream* die Muskeln spielen liessen – jagte den assimilierten Juden einen Schauer über den Rücken. Dass eine deutsche Regierung jemals solche gesetzwidrigen Aktionen billigen würde, hätten sie sich nicht einmal im Traum vorstellen können.¹⁷ Ludwig Holländer, der Vorsitzende des *Centralvereins*, war derart ausser sich, dass er einen Nervenzusammenbruch erlitt und von seinen Ämtern entbunden werden musste. Obwohl Göring bei einer Zusammenkunft mit Vertretern des *Centralvereins* am Tag darauf zugab, dass der Gedanke einer Zusammenarbeit ihrer Organisation mit den Kommunisten «absurd» sei, sich für den «Irrtum» entschuldigte und versprach, dass das neue Regime die Juden genauso schützen werde wie alle deutschen Staatsbürger¹⁸, hatten viele Juden begriffen. Ein nicht mehr abreissender Strom von Flüchtlingen strebte den Grenzen zu, vorneweg so prominente

Zielscheiben der Nazis wie Bertolt Brecht und Kurt Weill. Jene, die weniger ins Auge stachen, hielten lieber die Luft an bis zur Reichstagswahl, hofften sie doch, diese würde Hitlers Exzessen Einhalt gebieten. Bezeichnenderweise forderte Leo Baeck seine jüdischen Glaubensbrüder auf, sich nicht von den Launen des Augenblicks kopfscheu machen zu lassen. Das Rad der Fortuna mag sich nach oben oder unten drehen, schrieb er in einem Artikel, der am Tag nach der Nazi-Razzia in der *Centralverein Zeitung* erschien, aber dies sollte jüdische Überzeugungen von Gerechtigkeit und Pflicht nicht erschüttern. Diese Überzeugungen blieben intakt. «Fürchte Gott und wahre seine Gebote», schrieb der Rabbiner. «Das ist der ganze Mensch!»¹⁹

Wenn auch die meisten Juden dazu neigten, solchen Rat zu befolgen, so witterten andere – wie die Zionisten – eine Chance, die Notlage zu ihrem Vorteil zu wenden. Mitte Februar kehrte Hans-Joachim Schoeps aus Leipzig, wo er gehofft hatte, sein Staatsexamen abzulegen und somit die Lehrbefugnis zu erhalten, nach Berlin in die Wohnung seiner Eltern zurück. Sein Plan, die Publikation eines zweiten Bandes von Kafkas Schriften zu betreuen und danach eine ausgedehnte Reise durch den Nahen Osten zu unternehmen, war nun gescheitert. Dringend brauchte er ein anderes Betätigungsfeld für seine beachtlichen geistigen Energien. Verlockend erschien es ihm, eine Antwort der jüdischen Jugend auf die Nazirevolution zu formulieren – eine Antwort, die die kraftlosen und irrigen Strategien etablierter jüdischer Gruppen (vor allem der Zionisten) widerlegen und eine neue, bessere Lösung des «Judenproblems» vorschlagen würde, jetzt, wo Adolf Hitler Deutschland regierte.

Schoeps schätzte die Lage so ein: Solange die Nazis auf die Linken losgingen, mochten vielleicht jene Juden, die entschiedene Gegner des Kommunismus und sogar der Demokratie waren und eine nationalistische Erneuerung eisern unterstützten, durch-

aus ihre eigene Nische in der neuen deutschen Ordnung finden.

In Kassel rief Schoeps eine kleine Schar ähnlich eingestellter Freunde aus der früheren Jugendbewegung zusammen. Er wollte diesen Kern deutschumsorientierter jüdischer Jugendlicher nutzen, um mit den antisemitischen Herrschern des Landes einen Dialog aufzunehmen, und dann an andere junge Juden herantreten und eine Art intellektueller Vorhut schmieden. In der Tat nannte er seine Schar den *Deutschen Vortrupp*, dessen militärisch klingenden Namen er von einer Gruppierung innerhalb der ursprünglichen deutschen Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg übernahm.²⁰ Anfangs stellte sich Schoeps den *Deutschen Vortrupp* als einen Diskussionszirkel vor, der die historisch veränderte Situation, der sich Deutschlands Juden jetzt gegenübersehen, zu begreifen versuchen würde. Aber nach seinem Willen sollte die Gruppe auch eine aktive Führungsrolle in der jüdischen Gemeinschaft übernehmen. Sie verkörperte, in einem jüdischen Kontext freilich, die Erfüllung des die Jugendbewegung bestimmenden Verlangens, die Herrschaft «bürgerlicher» Wertvorstellungen zu brechen, und zugleich die Wiederherstellung einer tieferen Bindung ans Judentum, ohne den deutschen Patriotismus der Bewegung zu unterhöhlen.

Recht anmassend verfasste der *Deutsche Vortrupp* acht «Thesen», einschliesslich eines Frontalangriffs auf die zionistische Bewegung, weil sie eine «humanitäre Sozialethik» anstatt Spiritualität predigte und versuche, einen *Machtstaat* in Palästina zu errichten, was der wahren geschichtlichen Mission der Juden zuwiderlaufe. Diese Mission bestand laut *Deutscher Vortrupp* darin, dass die Juden bis zur Ankunft des Messias verbannt in der Diaspora lebten und dabei den Ländern, in denen sie zufällig lebten, loyal ergeben blieben, selbst einem Nazistaat, der sie hinauswerfen wollte. Indem sie die von den Nazis verordnete Rassen-

trennung – wie die Söhne von *Japhet* und *Shem* in der Bibel voneinander getrennt wurden – akzeptierten, schulterten Schoeps und seine Anhänger stoisch eine Verantwortung, «Zeugnis abzulegen» von ihrer doppelten Identität als Deutsche *und* Juden, selbst als von Seiten der Judenhasser Verleumdungen auf sie herabprasselten. Dies war die äusserste Bewährungsprobe ihrer Untertanentreue, der sich zu unterziehen sie willens waren.²¹

Aber Schoeps war in Wirklichkeit nicht bereit, bloss ein «passives Objekt» der nationalsozialistischen Willkür zu sein und wie ein Märtyrer ruhig abzuwarten, bis das Beil fällt. Zusammen mit anderen politisch konservativen (und nationalistischen) jüdischen Gruppen, hegte der *Deutsche Vortrupp* die Hoffnung, sich bei den Nazis und ihren Verbündeten lieb Kind machen zu können auf Kosten «zweifelhafterer» Elemente innerhalb der jüdischen Gemeinschaft. Diese Elemente waren auf der einen Seite die Zionisten, die aus ihrer höheren Verpflichtung gegenüber einem jüdischen Nationalismus kein Hehl machten, und auf der anderen Seite die Liberalen, die die deutschen radikalen Nationalisten erzürnten, weil sie sich als echte Deutsche gaben und behaupteten, ihr Judentum sei ohne Belang. Schoeps versuchte, das «Judenproblem» mit politischen Begriffen zu analysieren, wodurch er die heikle Rassenfrage umging, und eine Lösung anzubieten, die bedeuten würde, dass die Juden, die seine Überzeugungen teilten, zu einer gütlichen Einigung mit den Nazis fänden. Wie andere konservative Juden versuchte er ausserdem, an die Nicht-Nazis in Hitlers Kabinett (acht von elf Kabinettsmitgliedern) heranzukommen, um ihren Einfluss zu stärken in einer Zeit, als die Nazis die Regierung noch nicht gänzlich unter ihrer Kontrolle hatten.

Zu diesem Zweck suchte Schoeps Kontakt zu der eine Million starken Veteranengruppe *Der Stahlhelm*. Während der Weimarer Zeit hatte diese rechtsgerichtete Gruppe nach einer «starken Hand» oder einem «eisernen Besen» gerufen, die Deutschland

von seinem parlamentarischen Fiasko befreien sollten.²²

Der *Stahlhelm* teilte Schoeps' anachronistische Begeisterung für eine Wiederherstellung der Monarchie und zählte Prinz Wilhelm von Preussen zu seinen eingeschriebenen Mitgliedern.²³ Obwohl sie Juden nicht in ihre Reihen aufnahm, war diese mächtige Interessengruppe ihnen nicht allzu feindlich gesonnen. Ihre Mitglieder waren als «Lehnstuhlantisemiten» bekannt²⁴, und ihr Vizepräsident Theodor Düsterberg war, wie sich herausstellte, der Enkel eines Rabbiners.²⁵ Deshalb meinten Schoeps und seine Kameraden vom *Deutschen Vortrupp*, es gebe vielleicht genug Gemeinsamkeiten, um mit dem *Stahlhelm* ein Bündnis zu schliessen. Aber es wurde nie etwas daraus.

Eine bessere Chance, die Kräfte zu vereinigen, bot sich Schoeps bei anderen rechtsgerichteten jüdischen Gruppierungen. Eine dieser Gruppen war der *Verband nationaldeutscher Juden* unter dem Vorsitz von Max Naumann. Seit seiner Gründung im Jahre 1921 hatte der Verband gegen alle jüdischen Gruppen, besonders aber gegen die Zionisten gekämpft, die sich einen Rest von jüdischer Identität bewahren wollten. Seine Mitglieder betrachteten ihre jüdischen Glaubensgenossen aus Osteuropa nur als eine Fäulnis auf deutschem Boden. Politisch vertrat die Gruppe eine völkische Ideologie, die jene der Nazis imitierte und stark auf die Notwendigkeit deutscher Erneuerung abstellte. 1932 verstieg sich Naumann sogar dazu, die Naziartei gutzuheissen – der einzige Vorsitzende einer jüdischen Organisation, der das jemals tun sollte.²⁶ Wie der *Deutsche Vortrupp* hoffte der *Verband nationaldeutscher Juden*, sich bei Deutschlands neuen Herrschern einschmeicheln zu können, und umwarb Nicht-Nazis wie Franz von Papen, Konstantin von Neurath, Alfred Hugenberg und Franz Seldte, den Führer des *Stahlhelm*. In den Augen dieser Gruppen war

die beste Verteidigungsstrategie gegen eine antisemitische Regierung, ihr Judentum hintanzustellen und die Reichsflagge noch etwas höher zu hängen.

So etwas wie Verbündete hatten sie in einer anderen nationalistisch geprägten jüdischen Organisation, dem *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten*. Dieser widmete sich der Aufgabe, den Antisemitismus durch das Wachhalten der Erinnerung an die jüdischen Opfer im Kriege zu bekämpfen, und legte Wert sowohl auf den Dienst fürs Vaterland als auch auf die Verteidigung jüdischer Rechte. Zu den Aktivitäten, die er förderte, gehörten körperliche Ertüchtigung und sportliche Wettkämpfe als Möglichkeiten, jene Gefühle von Stolz und Solidarität zu festigen, die so viele junge Juden vor zwei Jahrzehnten in den Schützengräben kennengelernt hatten. Anders als der *Verband nationaldeutscher Juden* war der *Reichsbund* nicht gewillt, sein Judentum herunterzuspielen, um die neue Regierung versöhnlich zu stimmen. Er teilte jedoch die Antipathie der beiden anderen rechtsgerichteten jüdischen Gruppierungen gegen jene heruntergekommenen «ethnischen» Juden, die aus dem Osten nach Deutschland eingewandert waren. (1933 stammten zwischen 20% und 25% der in Deutschland lebenden Juden aus Osteuropa.) Für die Veteranen waren die Ostjuden eigentlich Juden zweiter Klasse, auf die man, wenn Not am Mann war, verzichten konnte. Auf jeden Fall waren diese Juden keine *deutschen* Juden.

Bereits bevor Hitler an die Macht kam, hatte Schoeps versucht, mit geistesverwandten jüdischen Gruppen Fühlung aufzunehmen, und Ende 1932 einen «Das neue Gesicht der Politik» betitelten Artikel geschrieben, in welchem er darlegte, der Hass gegen die Juden stamme daher, dass sie politisch links ständen. Wahres Judentum könne nicht liberal sein, erklärte er. Nur durch eine Rückkehr zu ihren wirklichen Wurzeln könnten die Juden ihren Platz in einem Nazistaat finden.²⁷ (Nach dem Januar 1933 wurde die Gestapo auf diesen Artikel aufmerksam, nahm Anstoss an seinem

Inhalt, erklärte Schoeps zum Staatsfeind und setzte ihn auf die Liste gefährlicher Dissidenten.²⁸⁾ Schoeps neigte dazu, «wahres Judentum» sprachlich so zu definieren, dass er damit den Bedürfnissen der deutschen nationalistischen Rechten sehr nahekam: Es sollte autoritär sein, von einer Elite geführt sein, die seine Ideale verkörperte und bereit war, persönliche Freiheit und privates Glücksstreben für diese Ideale zu opfern.

Nachdem es sich Hitler in der Reichskanzlei bequem gemacht hatte, schlug der dreiundzwanzigjährige Schoeps einen ähnlichen Kurs wie früher ein: gemeinsam mit dem *Verband nationaldeutscher Juden* und dem *Schwarzen Fähnlein* einer Mischung aus rechtsgerichteten jüdischen Jugendgruppen, die in etwa der Organisationsform der Hitlerjugend entsprachen, gründete er ein «Aktionskomitee». Doch dieses Komitee wurde unter dem Widerstreit unterschiedlicher Standpunkte und persönlicher Eitelkeiten zerrissen (Schoeps konnte Naumann nicht ausstehen und brandmarkte den *Verband nationaldeutscher Juden* später als «faschistisch»²⁹⁾, und so verwundert es nicht, dass aus seinen ehrgeizigen Plänen, im Namen aller deutschen Juden erfolgreich mit der Regierung zu verhandeln, nichts wurde. Aber in den ersten Monaten von Hitlers Herrschaft stimmten viele konservative Juden mit Schoeps' Auffassung überein, dass eine aktive Anpassung an Deutschlands «nationale Erneuerung» ihnen die beste Chance biete, im Dritten Reich zu überleben. Diese Auffassung sollte bald schon auf eine harte Probe gestellt werden.

Max Warburg, ein durch und durch assimilierter Jude, dem endlich die Augen aufgegangen waren über die Bedrohung, die von den extremen Nationalisten ausging, betrachtete die Machtübernahme der Nazis lieber aus einer pragmatischen politischen Perspektive. Bestürzt über die Ereignisse vom 30. Januar hielt er dennoch an der Überzeugung fest, dass Hitler, das Produkt von Hintertreppenschmugglern, sich nicht lange an der Macht hal-

ten könne. Daher bestand für ihn die richtige Reaktion der Juden nicht darin, der hochgerühmten «Revolution» hinterherzulaufen oder hilflos am Spielfeldrand zu stehen, sondern sich zur Wehr zu setzen im Vertrauen darauf, dass dies Hitlers Ende beschleunigen werde. Warburg befürwortete somit, mehr Geld in jüdische Bemühungen zu pumpen, die Nazi-Propaganda über die Juden zu widerlegen und nicht-nationalsozialistische Kandidaten in der bevorstehenden Märzwahl zu unterstützen. In einer seiner ersten Massnahmen unter dem neuen Regime schloss er sich der Bitte des *Centralvereins* an das *American Jewish Committee* um zusätzliche Spenden für «Verteidigungsliteratur» an.³⁰ Klar erkannte Warburg auch, dass die Nazis bald etliche Juden, namentlich die Ostjuden, aus dem Land treiben würden; so entwarf er schnell einen Plan, wie er Kapital ins Ausland bringen konnte, um ihnen zu helfen.³¹

Warburgs Maxime lautete «weitermachen». Er war entschlossen, keine Angst aufkommen zu lassen vor dem, was die Naziregierung vielleicht tun *könnte*, um sich in seine Geschäftspolitik einzumischen. Erbe eines seit 135 Jahren in Familienbesitz befindlichen Bankhauses, verstand sich Warburg primär als Hüter dieser in Ehren gehaltenen Institution. Er würde die Position und die Vermögensmasse des ihm anvertrauten Hauses schützen und die Zukunft der Bank für künftige Generationen von Warburgs sichern. Er schwor sich, seine Firma «wie eine Festung» zu verteidigen.³²

Seine historisch distanzierte Sicht der Dinge mit Leo Baeck teilend, rückte Max Warburg die Machtergreifung der Nazis in einen grösseren, milder stimmenden Zusammenhang. Schon in der Vergangenheit hatten die Juden Zeiten der Unterdrückung durchlebt und durchlitten, und das würden sie auch dieses Mal tun. Er, Max Warburg, werde mit Sicherheit überleben. (Warburg versuchte sogar, den Sieg der Nazis wegzurationalisieren. «Ausländischer Druck» auf Deutschland seit dem schändlichen Vertrag von Ver-

sailles sei für Hitlers Aufstieg verantwortlich, nicht der Antisemitismus, schrieb er.³³) Unmöglich könne sich Hitler lange an der Spitze einer zivilisierten, modernen Gesellschaft wie Deutschland halten. Dennoch bekam sein Bankhaus bereits den Machtwechsel zu spüren. Am 14. März 1933 erhielt Warburg einen Brief von einem nicht-jüdischen Hamburger Bankier, der schrieb, er werde nicht mehr den finanziellen Rat der Firma Warburg & Co. suchen.³⁴ Indirekt wurde auf die Bank durch Briefe Druck ausgeübt, die an städtische Beamte gerichtet waren und deren Verfasser sich über die «Diktatur» der Warburg-Bank in Finanzkreisen beklagte.³⁵ Der Hamburger Bürgermeister liess Warburg durch einen Mittelsmann wissen, dass er in Zukunft den Bankier nicht mehr so oft konsultieren könne wie in der Vergangenheit.³⁶ Höflich und diskret kehrten alte Freunde und Kollegen einem der augenfälligsten Symbole «jüdischer Macht» in einem ganz entschieden antisemitischen Deutschland den Rücken. 1933 fiel die Kundenliste von 5241 im Jahre 1930 auf 1875.³⁷

Persönlich fühlte sich Warburg nicht unmittelbar bedroht. Seine politischen Ansichten wiesen ihn schwerlich als einen radikalen Linken aus. In den meisten Punkten vertrat Warburg gemässigt konservative Positionen, was ja für einen wohlhabenden Deutschen, ob Jude oder Nicht-Jude, seines Berufsstandes nichts Ungewöhnliches war. Vor der letzten Reichstagswahl hatte er sowohl für eine Mittelstandspartei, der von Gustav Stresemann gegründeten *Deutschen Volkspartei*, als auch für die *Deutsche Staatspartei* reichlich gespendet, weil beider Wirtschaftsprogramme miteinander im Einklang standen.³⁸ Er weigerte sich, Hugenberg's noch konservativere *Deutschnationale Volkspartei* zu unterstützen, da sie in ihr Wahlprogramm einen antisemitischen Artikel eingefügt hatte.³⁹

Auch wenn es um jüdische Belange ging, hielt Warburg einen Mittelweg ein. Genau wie Leo Baeck war er in seiner Loyalität

hin- und hergerissen zwischen seinem verfolgten Volk und seinem wiedererwachenden Vaterland. Wie Baeck stand er der Gründung einer jüdischen Heimstatt in Palästina ausgesprochen positiv gegenüber, gerührt von den «heroischen Versuchen tapferer Pioniere», die er dort wahrgenommen hatte.⁴⁰ Ebenso wie Baeck hatte er seinen Namen für die Sache des Aufbaus Palästinas hergegeben und sich das Argument zu eigen gemacht, dass die Diaspora-Juden in ihrer gegenwärtig misslichen Lage vor einer «doppelten Aufgabe» ständen, eine neue jüdische Basis für die Zukunft zu bilden, während sie sich die in Deutschland bereits bestehende bewahren wollten.⁴¹ Aus diesem Grund hatte Warburg – der weltoffenste und assimilierteste deutsche Jude – ein Bild erworben und in seinem Hamburger Büro aufgehängt, das «Moses in seiner Sehnsucht nach dem Gelobten Land» zeigte.⁴² Warburgs geteilte Meinung über jüdische Verpflichtungen behagte weder den bekennenden Zionisten wie Kurt Blumenfeld noch den unverblümt Deutschnationalen wie Max Naumann oder Hans-Joachim Schoeps. Ohne es selbst zu wollen, sah sich der Hamburger Bankier in den ersten Monaten des Jahres 1933 stärker in einen innerjüdischen Richtungskampf verwickelt als mit der Abwehr der Nazis beschäftigt. Auf der einen Seite tadelte er Blumenfeld, weil er aus dem antisemitischen Klima Kapital schlage, um seinen zionistischen Zielen näherzukommen. Auf der anderen Seite warf er nationalistischen Juden vor, in ihrer Leugnung einer jüdischen Identität oder Verantwortung «starrsinnig» zu sein.⁴³ Keine der beiden Gruppen, so dachte Warburg, verstehe seine Position oder wolle jene einheitliche jüdische Antwort, die die gegenwärtige Krise erfordere.

Warburgs Optimismus entsprang nicht nur seinem heiteren Naturell und seiner Sicht der Geschichte, sondern auch seiner gesellschaftlichen Stellung und seinen Beziehungen. Er war eine herausragende Persönlichkeit im deutschen Wirtschaftsleben und

stand mit den mächtigsten Eliten des Landes auf vertrautem Fuss. Wenn es auch den Kaiser nicht mehr gab, der sich für ihn verbürgte (er war nach dem Krieg nach Holland ins Exil gegangen), so konnte Warburg doch immer noch von einer Persönlichkeit wie Hjalmar Schacht Schutz erwarten. Mitte März hatte Warburg zusammen mit zwei anderen jüdischen Bankiers Schachts Wiederernennung zum Präsidenten der Reichsbank unterzeichnet.⁴⁴ Erst vor Kurzem zu den Nazis übergelaufen – Bella Fromm nannte ihn eine «ausgesprochene Wetterfahne» und «einen gewissenlosen Opportunisten»⁴⁶ –, hatte Schacht seinen kometenhaften Aufstieg mehreren jüdischen Bankiers und Finanzleuten zu verdanken, und etliche von ihnen, darunter auch Warburg (der Schacht seit zwanzig Jahren kannte), erwarteten, dass er ihnen jetzt einen Gefallen erweise. Vorläufig schien der gerissene Reichsbankpräsident ihre Trumpfkarte zu sein.

Bella Fromm konnte es sich leisten, Schachts Charakter verächtlich zu machen und ihm aus dem Weg zu gehen, denn sie durfte in Berlin auf ehrenwertere, aber nicht minder einflussreiche nicht-jüdische Freunde als ihre Schutzengel zählen. Mochte auch General Kurt von Schleicher nicht mehr an der Macht sein und ein weiterer Mentor, Paul von Hindenburg, dem Grabe zuwanken, so erfreute sie sich doch immer noch des Vertrauens und der Freundschaft etlicher Persönlichkeiten von gegenwärtigem und zukünftigem Einfluss. Dazu gehörte auch der aristokratische General Werner Freiherr von Fritsch, Kommandeur des Militärbezirks Berlin, der bald zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt werden sollte.⁴⁷ Fromm stand in einem herzlichen Verhältnis zu Führern des *Stahlhelm* (obwohl sie den Veteranenverband insgeheim für kurzsichtig und gefährlich pronazistisch hielt.⁴⁸). Und Papen, der Vizekanzler – ein anderer «Verräter», den sie wegen seiner völligen Prinzipienlosigkeit verachtete – kannte und mochte sie.

Zu alledem konnte sich die beliebte Gesellschaftskolumnistin auf ihre vielen Bewunderer in den ausländischen Botschaften verlassen – Männer, die sie auf einen Telefonanruf oder ein geflüstertes Wort hin vor jedem drohenden Unglück bewahren konnten. («Niemand wird unserer Bella etwas tun», begrüßte sie der stets charmante, kürzlich eingetroffene französische Botschafter André François-Poncet bei einem Nachmittagstee. «Man weiss, dass sie vom gesamten diplomatischen Korps geschützt wird.»⁴⁹⁾ Von diesen offiziellen «Bürgen» abgesehen, unterhielt Bella Fromm eine romantische Beziehung zu Herbert Mumm von Schwarzenstein, einem Adligen, der gerade erst zum Vizeprotokollchef im Ausenministerium ernannt worden war. Der grosse blonde Heeresoffizier a.D. war der Sohn einer österreichischen Herzogin und mit Bella Fromm seit Kindertagen eng befreundet. Er hatte Deutschland nach der Niederschlagung des Hitlerputsches 1923, an der er beteiligt gewesen war, verlassen und kehrte erst 1932 zurück, da er unbedingt die diplomatische Laufbahn einschlagen wollte.⁵⁰ Als scharfer Beobachter der obersten Naziführer, konnte ihr «Rolf» (wie sie ihn in ihrem Tagebuch nannte) sowohl helfen, über die Vorgänge in der Regierung auf dem Laufenden zu bleiben und die Hintergründe zu deuten, als auch – im Notfall – zu Hilfe eilen.

Schneller wohl, als sie es sich versah, bedurfte Bella Fromm solcher Hilfe. Am 10. März gab sie in ihrer ruhigen Vorstadtvilla am Hohenzollernkorso 40 in Tempelhof eine ihrer zweimal im Monat stattfindenden Cocktailparties, zu der sie die übliche bunte Mischung aus Diplomaten und deutschen Regierungsbeamten geladen hatte. Gerade erst fünf Tage war es her, dass die Nazis mit ihrem Versuch, in der Wahl zum Reichstag eine satte Mehrheit zu erringen, gescheitert waren, und nun hetzten sie zu Feindseligkeiten gegen die Juden, die irgendwie die Schuld daran trügen. (Die Nazi-Partei war nicht nur auf ihre Verbündeten in der konservati-

ven *Deutschnationalen Volkspartei* angewiesen, um eine Regierung bilden zu können, sie hatte auch die parlamentarische Zweidrittelmehrheit nicht erreicht, die sie brauchte, um die deutsche Verfassung nach ihren ideologischen Grundsätzen umzuschreiben.) Auf den Strassen war die Hölle los, SA-Rowdys verbrannten die verhassten schwarz-rot-goldenen Fahnen der Weimarer Republik, und auch in den politischen Zirkeln Berlins ging es drunter und drüber. Aber Bella Fromm gehörte nicht zu jenen, die sich ihren festlichen Abend durch solcherlei Störungen verderben liessen. Eine funkelnde schwarze Limousine nach der anderen fuhr vor ihrem Haus vor, und den Wagen entstiegen Würdenträger aus Ägypten, Frankreich, Rumänien, der Tschechoslowakei und dem deutschen Aussenministerium (darunter auch Herbert Mumm). Die Karossen der Botschafter mussten sich ihren Weg durch wütende Nazihorden bahnen, die plötzlich über die elegant gekleidete Frau eines belgischen Barons herfielen, weil sie sie fälschlicherweise für eine Jüdin hielten. Zunächst konnten sich die Gäste in «Frau Bellas» ausladendem Musikzimmer sicher fühlen – aber nicht für lange. Ein Mob von Braunhemden scharte sich vor ihrer Haustür zusammen. Bella Fromm wurde mitgeteilt, sie hätten gesehen, wie Gewehre und Munition ins Haus getragen wurden. In diesem jüdischen Haus hielten sich Spione versteckt, und die Nazis würden die Räumlichkeiten «ausräuchern». Eine von Entsetzten gepackte Bella Fromm rief die Polizei an, aber die Polizisten beunruhigten sie nur noch mehr, als sie verlangten, das Haus nach Beweisen für «politische Agitatoren» zu durchsuchen, und sich weigerten, gegen den Auflauf von SA-Männern vor dem Haus einzuschreiten.

Da machte Fromm von ihren Beziehungen Gebrauch. Ein Telefonat mit Mums Vorgesetzten im Protokollamt wurde zum Staatssekretär im Aussenministerium Dr. Bernhard von Bülow (einem Anti-Nazi) durchgestellt, der seinerseits den Vizekanzler

Papen alarmierte und sich erbot, zu Hitlers Kanzlei rüberzulaufen und auch ihn davon in Kenntnis zu setzen. Der Protokollchef fuhr rasch auch zu Hindenburgs Palais und informierte den betagten Präsidenten, der über diese Ungeheuerlichkeit «fluchte und wetteuerte».

Sogleich fuhren vier schwarze Limousinen mit Männern aus Hitlers Leibgarde in SA-Uniformen vor und jagten die Menge davon. Fünfzehn berittene Polizisten, von Papen geschickt, erschienen sodann in einer überflüssigen Demonstration von Stärke auf dem inzwischen menschenleeren Hohenzollernkorso. Bella Fromm, der in diesem ganzen Durcheinander ihr Sinn für Etikette nicht abhandenkam, schlüpfte sodann in ein Abendkleid, steckte sich ihr Eisernes Kreuz und andere Auszeichnungen an und fuhr «mit etwas wankenden Knien» zu einem Empfang für den scheidenden amerikanischen Botschafter Frederick Sackett im Hotel *Adlon*. Papen erwartete sie schon. Im Schreibzimmer küsste er ihr salbungsvoll die Hand und entschuldigte sich für die «Unannehmlichkeiten», die sie an diesem Tag gehabt habe. Dann fragte er sie, ob sie wohl ihren Einfluss geltend machen könne, um die Diplomaten, deren Ständer von den Limousinen gerissen worden waren, davon abzuhalten, diesen Vorfall zu einer internationale Affäre aufzubauschen.⁵¹

Dieser Spiessrutenlauf lehrte Bella Fromm eine zwiespältige Lektion: Entweder war nun kein Jude mehr sicher vor dem Nazi-Mob oder sie konnte immer noch davon ausgehen, dass ihre hochgestellten Freunde sie schützten. Die folgenden Ereignisse sollten sie davon überzeugen, dass sie eine Art von Unberührbare unter Deutschlands Juden bleiben werde. Aufgrund dieser Schlussfolgerung konnte sie der sich verschlechternden Lage im Dritten Reich mutig ins Auge sehen, ohne sich um ihre eigene Sicherheit zu sorgen.

Ende März, zu einem Zeitpunkt, als die antijüdischen Ausschreitungen weitergingen und von einem Boykott jüdischer Ge-

schäfte gesprochen wurde, unterbreitete man Bella Fromm einen «überaus heiklen Vorschlag». Felix Tripeloury, Sekretär im Reichspresseamt, trat bei einem Empfang in der peruanischen Gesandtschaft an sie heran und eröffnete ihr, dass das Aussenministerium befürchte, weitere antijüdische Massnahmen könnten ausländische Regierungen befremden. (Presseberichte über körperliche Misshandlungen von Juden brachten die deutsche Regierung bereits jetzt in eine peinliche Lage.) Sie wurde gebeten, in Begleitung zweier jüdischer Kriegshelden zu Hermann Göring, dem frisch ernannten preussischen Innenminister, zu gehen, um ihm einen von Konstantin von Neurath entworfenen Plan zu unterbreiten, der eine Vertreibung von «unerwünschten» Juden (jenen aus Osteuropa) vorsehe, während den «ehrbaren» deutschen Juden erlaubt werde zu bleiben.⁵² Obwohl sie diesen Vorschlag innerlich als eine «Farce» verwarf, erklärte sich Fromm bereit, die Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde zu informieren und zu schauen, wie sie darauf reagierten. Nachdem sie die Party verlassen hatte, begab sie sich direkt zur Synagoge in der Oranienburger Strasse, um Leo Baeck aufzusuchen, musste jedoch erfahren, dass er zur Zeit nicht in der Stadt sei. Dann ging sie die dunkle Strasse zurück und fühlte sich niedergeschlagen, nicht weil sie Baeck nicht angetroffen hatte, sondern weil sie daran dachte, dass sich die Juden unter dem Druck der Nazis jetzt gegenseitig bekämpften, damit die einen ihre eigene Haut auf Kosten der armen, unglücklichen Ostjuden retten konnten. «Wir werden niemals an ein Ziel kommen,» schrieb sie in jener Nacht in ihr Tagebuch. «Die Juden werden nie im selben Boot sitzen.»⁵³

Sie musste zugeben, dass diese Feststellung nicht auf sie zutraf. Sie war *sui generis*. Fromm hatte in der Nazi-Metropole eine einzigartige Rolle zu spielen, und zwar als eine Art «Verbindungskabel» zwischen einflussreichen Gruppen, die den Zugang, den sie ihnen verschaffen konnte, für unverzichtbar hielten. Die Nazis

brauchten Fromm oder dachten es zumindest. Sie würden daher ihre Anwesenheit an den festlichen Tafeln, die sie besuchte, tolerieren, obwohl sie Jüdin war. Fromm vermittelte dieser Sonderstatus ein Gefühl von Immunität: Sie konnte sich sehr gut in die Notlage einfühlen, der sich andere Juden gegenüber sahen, aber es war nicht *ihre* Notlage – jedenfalls noch nicht.

Anstatt aus dem Land gejagt zu werden, liess sich Bella Fromm von Adolf Hitler die Hand küssen. Dieser bizarre Vorfall ereignete sich im Prinz-Friedrich-Leopold-Palais. Franz von Papen gab einen Empfang unter funkelnden Kristallüstern, als völlig unerwartet der Führer auftauchte. Hitler steuerte quer durch den Raum, um Frau von Papen zu begrüssen, die gerade neben der allgegenwärtigen Bella Fromm stand. Fromm versuchte, das Feld zu räumen, aber die attraktive Journalistin konnte Hitlers zupackender Hand nicht entkommen. «Warum möchten Sie mir denn aus dem Weg gehen, *gnädige Frau!*» fragte der Herr über Deutschland. «Darf ich Ihnen einen guten Abend wünschen?» Da er nicht merkte, dass er eine Jüdin vor sich hatte, drückte Hitler sodann ihre Finger an seine Lippen und heftete seinen legendären Hypnoseblick auf sie. Er fragte, ob sie sich hier wohlfühle. Danach wollte er wissen, wo sie ihre Auszeichnungen erworben habe, sehr zum Amusement ihrer in der Nähe stehenden Diplomatenfreunde. Leicht angewidert über sich selbst, verbrachte Fromm den Rest des Abends damit, diesen «gewöhnlich aussehenden kleinen Mann» mit ihren Blicken zu verfolgen, sein linkisches Auftreten und seine unterwürfige Art im Umgang mit deutschen Adelskreisen zu vermerken. Später sass sie an einem Tisch mit Propagandaminister Joseph Goebbels – dem Mann, der gerade einen massiven landesweiten Boykott jüdischer Geschäfte plante, der in zwei Tagen beginnen sollte. Mit hysterischer Stimme ereiferte er sich über die Juden. Schliesslich versuchte ihn

der rumänische Botschafter zu dämpfen, indem er darauf hinwies, dass einige Juden – wie die Dame, die mit ihm am Tisch sitze – politisch konservativ seien. Der zwergenhafte Goebbels ereiferte sich daraufhin noch hysterischer: «Es gibt nichts Schlimmeres als konservative Juden», kreischte er. Als alles vorüber war, ging Fromm nach Hause und schrieb für ihre Zeitung, die BZ, über den Abend folgende Zeilen:

«Sehr zur Überraschung der Gäste erschien gegen zehn Uhr Adolf Hitler. Es war dies sein erstes gesellschaftliches Auftreten bei einem grossen Empfang, seitdem er sein Amt als Reichskanzler angetreten hat. Er wurde von den Gastgebern herzlich willkommen geheissen. Sie benutzten die Gelegenheit, ihm die Diplomaten, denen er bisher noch nicht begegnet war, besonders auch die Damen der internationalen Gesellschaft, vorzustellen.»⁵⁴

Das war für die Öffentlichkeit bestimmt. Danach vertraute sie ihre Ängste ihrem Tagebuch an: die «Hetze gegen Juden geht unaufhörlich weiter. Es ist für jüdische Opfer zur üblichen Gewohnheit geworden, vor Tagesanbruch aus ihren Betten gezerrt und weggebracht zu werden.»⁵⁵ Am nächsten Tag kritzelte Bella Fromm die Warnung hin, die sie von einem wohlmeinenden Baron erhalten hatte. Die Juden würden bald aus ihren Restaurants und Läden geworfen werden, aus der Presse und dem kulturellen Leben. Man würde sie zurück ins Ghetto treiben. Und: es sei Zeit, aus Deutschland wegzugehen.⁵⁶ Sicher, wo sie war, und ohne Angst zu haben, zog Bella Fromm es vor, diesen freundlichen Rat in den Wind zu schlagen, wie sie noch viele andere Ratschläge in den Wind schlagen sollte.

In München, der Wiege der Nazirevolution, blieben Richard Willstätter viele der beängstigenden Einzelheiten der Pläne, die die Nazis mit den Juden vorhatten, erspart – die nächtlichen Razien, die blutigen Prügeleien, die nackten Drohungen. Da seine

Tochter nunmehr verheiratet war und anderswo lebte und seine letzte administrative Bindung an die Universität durch Hitlers Machtergreifung durchtrennt war, bekam Willstätter von dem, was draussen vorging, nur wenig mit.⁵⁷ Was er erfuhr, entnahm er verwässerten, aus zweiter Hand stammenden Berichten von Professorenkollegen, die ab und zu hereinschneiten, aber ihn nicht aufregen wollten. Jeder begriff, dass Deutschland eine grundlegende Veränderung durchgemacht hatte. Die Universitäten hatten keine andere Wahl, als mit dem Strom zu schwimmen. Was konnten sie sonst auch tun? In seinem Kokon war Willstätter keineswegs so unzufrieden, zumindest nicht in beruflicher Hinsicht. Die Lösung äusserer Bande und Verpflichtungen hatte ihm die Freiheit gegeben, sich noch ausschliesslich auf seine Forschungsarbeit zu konzentrieren. Allerdings liefen die Gelder, die er von der *Rockefeller Foundation* erhalten hatte, nun allmählich aus. Am 26. März – dem Tag, bevor Goebbels die «Massenaktion» gegen deutsche Juden ankündigte, als Vergeltung für «Greuelgeschichten», die angeblich von mitfühlenden Juden in England und in den Vereinigten Staaten in Umlauf gesetzt wurden – beantragte Willstätter daher eine Erneuerung seines Stipendiums, um eine, wie sich zeigen sollte, bahnbrechende Studie über die Biochemie von Enzymen zu fördern.⁵⁸ Die Tatsache, dass Juden derart unter Beschuss gerieten, hielt ihn nicht davon ab, seine Schreibe zu beenden. Erstens glaubte er nicht, dass das deutsche Volk oder seine Regierung jemals die Juden so behandeln würde, wie es die nazistischen Hassprediger nun forderten. Zweitens verstand er sich nicht als Jude, sondern als Wissenschaftler, als Gelehrter. Er war kein politisch Radikaler, sondern ein Patriot, der in Kriegzeiten seinem Kaiser brav gedient hatte. Er war doch bloss ein scheuer, höflicher, weisshaariger Mann mit einem Van-Dyck-Bart, zufrieden, im Verborgenen zu bleiben und sich seinem Ro-

sengarten und seiner Sammlung edler Gemälde zu widmen. Ausserdem war er einer der herausragendsten Wissenschaftler seines Volkes. Warum sollte er etwas zu befürchten haben?

Die meisten deutschen Juden quälten grössere Sorgen. Sie versuchten, dem neuen Führer ihres Landes eine positive Seite abzugewinnen. Während seiner ersten Wochen in der Reichskanzlei war Hitler damit beschäftigt gewesen, seine Macht zu konsolidieren und beschwichtigende Worte an die nichtnazistischen Konservativen und Gemässigten zu richten, jegliche Opposition auf der Linken hingegen auszuschalten. «Radikale» Gruppen wie die Kommunisten und die Sozialdemokraten lösten in den Köpfen vieler Deutscher unweigerlich Assoziationen mit gesellschaftlichem Aufruhr und wirtschaftlichem Durcheinander aus und wurden deshalb als dem Wohlergehen des Landes abträglich und seinen Wertvorstellungen fremd betrachtet. Insgesamt wünschte das deutsche Volk – einschliesslich der Juden – Frieden, Ordnung und Stabilität, und Hitlers Vorstellung von einer Volksgemeinschaft unter einer starken, einenden Naziherrschaft versprach ihnen das – und noch mehr. Die neue Ordnung, die die Deutschen in dem kurzen heftigen Durchgreifen auf der Linken und den vereinzelt Attacken gegen Juden zum Vorschein kommen sahen, sprach tief sitzende nationale Sehnsüchte nach jenem Stolz und jenem Gefühl der Leistungsfähigkeit an, die in den vielen Jahren der internationalen Demütigung und wirtschaftlichen Hoffnungslosigkeit auf der Strecke geblieben waren.

Mit diesem Nazi-Staat, der noch immer keine feste, klar-konturierte Form angenommen hatte, hofften die meisten Juden, ausgenommen jene auf der Linken, in irgendeiner Form zu einem gegenseitig akzeptablen Kompromiss zu kommen und somit auch unter einem totalitären Regime weiter in Deutschland leben zu können, wie die italienischen Juden unter Mussolini.⁵⁹ Verschiedene Gruppierungen innerhalb der lose strukturierten jüdischen

Gemeinschaft traten mit ihren eigenen Interpretationen jener «nationalen Erneuerung» hervor und versuchten, ihren Separatfrieden mit ihr zu schliessen. Viele reichen Juden hatten in dem Sieg der Nazis Grund zur Hoffnung auf einen wirtschaftlichen Aufschwung und noch grösseren persönlichen Wohlstand entdeckt. Juden aus der bürgerlichen Mittelschicht, die ihre Ruhe haben wollten und der Strassenkämpfe und der ewigen Regierungswechsel überdrüssig waren, erwarteten sich von einer starken Führung, dass sie Recht und Ordnung schaffe und der kommunistischen Bedrohung ein Ende mache. Für dieselben Sehnsüchte empfänglich, die die Nazis bei ihren nicht-jüdischen Freunden und Nachbarn geübt hatten, wollten die assimilierten, patriotisch gesinnten Juden, dass Deutschland wieder seinen rechtmässigen Platz unter den Völkern der Welt einnehme. Die Liberalen klammerten sich immer noch an die Hoffnung, dass die Nazis, wenn sie sich an der Macht halten konnten (was sie bezweifelten), schliesslich «Vernunft annehmen» und eine gesetzliche Lösung des «Judenproblems» akzeptieren würden, bei der die deutschen Juden eine nur geringfügige Einschränkung ihrer Rechte hinnehmen müssten.⁶⁰ (Was mit den Ostjuden geschehen mochte, war eine andere Sache, aber das war *deren* Problem.) Die Zionisten sahen in dem Nazitriumph das Gegenstück zu ihrem eigenen nationalistischen Ziel einen historischen Sieg erringen, vielleicht einen Vorboten der Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina. Vorerst hatten die Zionisten Grund zu glauben, dass ihre Bewegung von einer durch die Nazis verhängten «Belagerungsmentalität» profitiere, weil sie die Juden als Juden zusammenführen und wieder mit ihrer gemeinsamen Identität vertraut machen würde.

Doch keine dieser Gruppen sprach für die deutschen Juden insgesamt, kein bisschen mehr als irgendeine politische Partei während der Jahre von Weimar. *Die* «jüdische Reaktion» auf Hitlers

Machtergreifung in Deutschland gab es nicht. Die Juden als ein monolithischer Block existierten 1933 einfach nicht – ausser in den Köpfen der fanatischsten Antisemiten. Vielmehr waren sie voneinander getrennt durch ihr Herkunftsland, ihre wirtschaftlichen Stellung, die Tiefe ihrer religiösen Überzeugungen, die Einhaltung der traditionellen Bräuche, den Beruf, das äussere Erscheinungsbild, die Bindungen an andere Juden und den Wohnort – Unterschiede, die von grosser Bedeutung und in ihren Augen unversöhnbar waren.

Das Naziregime förderte diese unterschiedlichen jüdischen Reaktionen noch dadurch, dass es widersprüchliche Signale aussandte; dies deshalb, weil ihre Führer noch keine «Judenpolitik» im Kopf hatten, keine klare Vorstellung, was sie mit den Juden machen sollten. Sie verfügten nur über eine Mischung aus schriller Wahlkampfrhetorik und Hass. So war das, was von der Regierung kam, verwirrend ungereimt. An einem Tag schlugen Hitlers Sturmtruppen Juden auf dem Kurfürstendamm zusammen, am Tag darauf bat Hitler um Ruhe und ein Ende solcher «spontanen Übergriffe». Hermann Göring garantierte die «Sicherheit von Leben und Gut jüdischer Bürger»⁶¹ am selben Tag, als die SA Bella Fromm und ihre Gäste belagerte. Während Hitler erklärte, dass er gegen die Juden keine Aktionen beabsichtige, nur gegen die Marxisten – und Heinrich Himmler, der Chef der SS, versprach, jüdische Rechte zu schützen⁶² – weigerte sich Göring, die Polizei eingreifen zu lassen, um jüdische Geschäfte zu bewachen, die von Sturmtruppen überfallen wurden. Inzwischen mehrten sich die Akte antisemitischer Gewalt und Einschüchterung massiv. Stand die Regierung hinter ihnen? Konnte sie die mutwillige Brutalität ihrer eigenen Speichellecker zügeln?

Während die Juden über diese Fragen um Leben und Tod nachgrübelten, begannen die Nazis, ihre eigenen Antworten zu formu-

lieren. Obwohl Hitler erkannte, dass extreme antisemitische Massnahmen im deutschen Volk nicht populär waren und sein neues Regime im Ausland in Verruf bringen würden, konnte er dem Druck radikaler Elemente innerhalb seiner Partei, die auf die Juden losgehen wollten, nicht lange standhalten. Da er sich einerseits als Staatsmann gerieren und den Anschein erwecken wollte, im Rahmen des Gesetzes zu handeln, andererseits aber diesem lange aufgestauten Wunsch, auf den dämonisierten jüdischen Feind einzuschlagen, stattgeben musste, unternahm Hitler Schritte in Richtung auf eine systematischere und kohärentere Judenpolitik.

Trotz allen Bemühens, sich zu ducken und das Regime nicht herauszufordern, gaben deutsche Juden den Naziführern unwissentlich den Vorwand in die Hand, den diese brauchten, um mit ihren ersten antisemitischen Massnahmen loszulegen – seit Jahrhunderten die erste von einer Regierung gebilligte Verfolgung deutscher Juden.

Es geschah im März 1933. Berichte von Juden, die geschlagen und zur Auswanderung gezwungen wurden, sickerten nun aus Deutschland durch. Am 14. März schrieb der neue amerikanische Botschafter William E. Dodd an einen Freund in Washington, dass viele Juden durch die Nazibrutalitäten «von Entsetzen gepackt» seien und Angst hätten vor dem drohenden Klopfen an der Tür mitten in der Nacht.⁶³ In diesem streng vertraulichen Brief – Dodd hatte Angst, seinen Job zu verlieren, wenn der Inhalt bekannt würde – trat der Botschafter für einen amerikanischen Boykott deutscher Waren ein, um somit nicht den Irrtum deutscher Juden zu wiederholen, die blauäugig «auf die Intelligenz des deutschen Volkes vertraut» und die Nazis nicht bekämpft hatten.⁶⁴ Diese und andere Geschichten von Greueln, die Juden erlitten hatten, kamen dem Zionistenführer, Gründer und langjährigen Präsidenten des *American Jewish Congress* Stephen Wise zu Ohren. Wise war ebenfalls der Meinung, dass die Juden in Deutschland

einen fatalen Fehler begangen hatten, nicht rechtzeitig ihre Stimme gegen Hitler zu erheben. Ihm, so schwor er sich, sollte man so etwas nie vorwerfen können. Daher beschloss er, die amerikanischen Juden – und ihre Mitbürger – dazu zu bringen, sich geschlossen hinter den vorgeschlagenen Boykott gegen Deutschland zu stellen, wozu er eine geplante Kundgebung im Madison Square Garden als Forum benutzte. Andere Protestkundgebungen gegen die Naziregierung wurden für den 27. März in über dreihundert amerikanischen Städten organisiert, desgleichen in Polen und in Rumänien.

Die deutsche Regierung war tief beunruhigt von der Aussicht auf solche unfreundlichen Massnahmen. Abgesehen von dem schweren politischen Schaden, der daraus entstünde, würden die wirtschaftlichen Auswirkungen eines amerikanischen oder britischen Handelsboykotts für ein Deutschland verhängnisvoll sein, das nach der langen weltweiten Depression eben wieder auf die Füße zu kommen versuchte. Um den vorgeschlagenen Boykott zu entschärfen, versuchte das Nazi-Regime, die Flut negativer Informationen, die aus dem Land drangen, einzudämmen. Insbesondere wurde die jüdische Presse – die immer noch frei von offizieller Zensur veröffentlichen konnte – angewiesen, sich in ihrer Berichterstattung über antisemitische Vorfälle zurückzuhalten.⁶⁵ Gleichzeitig machten die Nazis die «ausländische Greuelpropaganda» als Lügen und Verdrehungen herunter und schoben die Schuld dafür direkt auf Deutschlands Juden. Wie viele von ihnen befürchtet hatten, wurden sie nun dafür bestraft, den guten Namen der Nation vor aller Welt besudelt zu haben. Ein Gestapo-Beamter sagte zu einem führenden deutschen Juden, da die Juden nichts getan hätten, die «Greuelgeschichten» im Keim zu ersticken, würde es in Deutschland wahrscheinlich zu einem Pogrom kommen, sollten diese Berichte zu einem gegen Deutschland gerichteten

teten Boykott führen. Und die Regierung würde nichts unternehmen, um es zu verhindern.

In der Zwischenzeit wurden bereits andere Schritte gegen die Juden erwogen. Viele innerhalb der Nazihierarchie wollten die Juden bestrafen, indem sie im Gegenzug zu einem Boykott ihrer Geschäfte aufriefen. In Kabinettsitzungen drängte der Judenfresser und Zeitungsherausgeber Julius Streicher gemeinsam mit Goebbels Hitler dazu, einen ausgedehnten Boykott zu genehmigen, mit dem Ziel, die Juden aus dem Wirtschaftsleben zu vertreiben, aber Schacht, Papen, Neurath und andere Nicht-Nazis warnen vor einem solchen Plan mit dem Argument, dass Deutschland wirtschaftlich darunter zu leiden haben werde, sowohl in der Heimat wie im Ausland.⁶⁶ Am Ende setzte sich die Position der Nicht-Nazis durch. Der Boykott würde begrenzt sein, symbolisch, aber er würde die Juden dennoch leiden lassen.

Als der für die anti-deutschen Kundgebungen angesetzte Tag näherrückte, schlossen sich auch jüdische Gruppen in Deutschland den Nazis an, indem sie diese «Lügenkampagne» beklagten. (Die jüdische Veteranenvereinigung schickte einen Brief an die amerikanische Botschaft in Berlin, in dem sie die Greuelgeschichten verurteilte, just an dem Tag, als Ernst «Putzi» Hanfstaengl, Hitlers Auslandspresseschef, Bella Fromm beim Tee in der italienischen Botschaft erzählte: «Alle Gerüchte über Verfolgung und Misshandlung von Juden ... sind billige Lügen und dummes Geschwätz.»⁶⁷) Die jüdischen Organisationen taten das zum Teil, weil sie von den Nazis eingeschüchtert worden waren, zum Teil aber auch, weil sie fest daran glaubten, dass diese ausländischen Demonstrationen nur auf ihr Volk zurückfallen würden⁶⁸. Jene, die sich nicht freiwillig in diesem Sinne äusserten, wurden von Göring dazu überredet. Am 26. März richtete das beliebte, frühere Fliegeras, das zu Anfang des Monats zwei liberale Judenführer herzlich empfangen und ihnen versichert hatte, dass ihre Rechte

auch von einer von den Nazis geführten deutschen Regierung geschützt würden, nun eine offene Drohung an die jüdische Delegation: antideutsche Propaganda und das Gerede von einem Boykott müssten aufhören, sonst sei er «nicht mehr in der Lage, für die Sicherheit der deutschen Juden zu garantieren.»⁶⁹ Es werde ein Pogrom geben. Als Max Naumann, der den *Verband nationaldeutscher Juden* vertrat, sich über antisemitische Gewalt im Dritten Reich beklagte, wischte Göring dies beiseite. «Wo gehobelt wird,» sagte er, «fallen Späne.» Der preussische Innenminister «schlug» daraufhin «vor», dass verschiedene jüdische Gruppen eine Erklärung abgeben sollten, in der sie sich gegen die für den nächsten Tag in Madison Square Garden geplante Kundgebung aussprächen. Wie sich herausstellen sollte, war dies das letzte Mal, dass ein hochrangiger Nazi-Funktionär mit einer Gruppe deutscher Juden zusammentraf. Die Führer des *Centralvereins* und der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* hatten den Wink verstanden und kabelten ein Telegramm an Stephen Wise und andere jüdische Persönlichkeiten in Amerika, in dem sie die feste Überzeugung äusserten, dass der Protest vom Montag abgesagt werden sollte. Einige Gruppen amerikanischer Juden erklärten sich daraufhin bereit, von den Kundgebungen abzusehen, aber Wise blieb standhaft. Ausserdem reisten drei jüdische Wortführer über den Ärmelkanal nach London, um angesichts dieser kaum verhüllten Drohungen gegen antideutsche Massnahmen zu plädieren. Von den Anwesenden schüttelten alle englischen Juden bis auf einen ungläubig den Kopf: Offenbar hatten ihre deutschen Glaubensbrüder den Verstand verloren.⁷⁰ In einer in Berlin veröffentlichten Stellungnahme verwarf die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* alle anti-deutschen Aktionen im Ausland: andere Nationen hätten kein Recht, die jüdische Sache zu ihrer Interessenspolitik zu machen.

Stephen Wise liess sich davon nicht beeindrucken. Als er vor

dem *American Jewish Congress* sprach, der in der Carnegie Hall zusammengetreten war, erwähnte er die Telegramme von den Oberhäuptern der deutschen Juden durchaus, aber er zitierte auch andere Briefe, die aus Deutschland herausgeschmuggelt worden waren und in denen es hiess, dass Juden Hakenkreuze ins Fleisch geritzt würden und andere haarsträubende Greuel geschähen. «Glauben Sie keine Dementis,» habe ihn ein nun in Frankreich lebender deutscher Jude gewarnt. «Auch die von jüdischer Seite nicht.»⁷¹

Zurück in Deutschland, die Gestapo direkt vor der Nase, fürchteten sich die Juden vor antisemitischer Randalen und weiteren Gewaltakten. «Unverantwortliche und aberwitzige Übertreibungen» ihrer Misere fachten den Hass nur noch an, glaubten sie.⁷² Nichtsdestoweniger gingen die Massenproteste in New York und anderen Städten wie geplant vonstatten. Die antijüdischen Eiferer in der Nazi-Partei schäumten vor Wut. Goebbels bediente sich des Rundfunks und kündigte eine «Massenaktion» an, die tatsächlich schon seit einiger Zeit geplant war. Vor ihrem Radio sitzend kritzelte Bella Fromm seine furchterregenden Worte ohne eigenen Kommentar nieder: Man werde Rache nehmen. Die Juden in Amerika und England versuchten, «uns zu beleidigen». Aber die Regierung wisse, wie sie mit den Juden in Deutschland zu verfahren habe.⁷³

Hierauf wiederholte Robert Weltschs *Jüdische Rundschau*, was die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* bereits erklärt hatte: antideutsche Propaganda schade den deutschen Juden nur. Seine Zeitung werde weiter gegen die Verbreitung von «Horrorgeschichten» über die Lage in Deutschland kämpfen.⁷⁴ Damit wiederholte er nur seine frühere Erklärung, dass «es keine Pogrome in Deutschland gegeben hat.»⁷⁵ Eine brandneue jüdische Organisation, die die verschiedenen regionalen Verbände vereinte, schloss sich der Berliner Gemeinde an, indem sie ein ähnliches

Versprechen ablegte und Hitler und Hindenburg an das «Blutopfer» erinnerte, das die Juden dem Vaterland während des Ersten Weltkriegs dargebracht hatten. (Einer der Vorsitzenden dieser neuen nationalen Vereinigung – *Reichsvertretung der Landesverbände* – war Leo Baeck.) Wegen der «Vergehen» einiger weniger dürfe doch nicht die ganze jüdische Gemeinschaft wirtschaftlich ruiniert werden, erklärten diese Gruppen.⁷⁶ (Das freimütige *Jewish Daily Bulletin* mit Sitz in New York brandmarkte diese Erklärung als «mitleiderregenden Appell».)

Mittlerweile war es bereits zu spät. Die Naziführung hatte sich entschlossen. Die Juden Deutschlands sollten «bestraft» werden. Es würde einen eintägigen Boykott aller jüdischen Geschäfte geben, der am Samstag, den 1. April 1933 stattfinden und um 10 Uhr morgens beginnen sollte. Falls das «internationale Judentum» seine antideutsche Propaganda nicht einstellte, würde der Boykott am darauffolgenden Mittwoch fortgesetzt. Diese Aktion, so verlautete im offiziellen Communiqué, sollte mit strenger deutscher Disziplin durchgeführt werden. Nichtsdestoweniger würde sie den Juden eine Lektion erteilen.

5

«Nun sind wir alle Juden»

Etwas Schreckliches bahnte sich an. Angesichts der Drohungen und Dementis, die es von der Regierung hagelte, der Sturmabteilungen, die durch die Strassen streiften, und der Plakate, die hastig an Berliner Kioske geklebt wurden, war schwer zu sagen, *was* Deutschlands Juden bevorstand, aber ein Bluff war das Ganze nicht. Irgendetwas Schlimmes stand bevor. Die Juden spürten es und nahmen es als unvermeidlich hin, so wie sie es nicht als unvermeidlich angesehen hatten, dass Hitler jemals über Deutschland herrschen würde oder zehn Millionen ihrer deutschen Mitbürger zu den wehenden Hakenkreuzfahnen und den schrillen Parolen einer Partei strömen würden, die Judenhass predigte und ihnen einen Platz in ihrer «Volksgemeinschaft» absprach. Inzwischen hatten die deutschen Juden genug Unwahrscheinliches – genug Unbegreifliches – erlebt, um auf diesen nächsten schweren Schlag gegen ihre Selbstachtung und Sicherheit gefasst zu sein.

Was würde geschehen? Was würde dieser von oben verfügte Boykott – der erste organisierte Übergriff auf Juden im Dritten Reich – bringen? Wer würde sich daran beteiligen? Würde ihn die Regierung unter Kontrolle halten können? Würde er zu weiteren Gewaltakten führen? Schon die ominösen Vorzeichen lösten in der jüdischen Gemeinschaft panisches Entsetzen aus. Berichte

von Juden, die aus öffentlichen Ämtern entlassen worden waren – aus Schulen und Gerichtshöfen, aus Opernhäusern und Regierungsämtern – nährten diese Ängste.¹ Sie erreichten einen neuen Höhepunkt, als ein Sprecher in einer Morgensendung des Rundfunks am 29. März erklärte, dass alle Juden aus ihren Arbeitsverhältnissen entlassen würden.² Diese Ankündigung wurde bald darauf wieder zurückgenommen, aber die Ängste blieben, und das hatte seinen Grund. Als das Manifest der Nazipartei für den 1. April veröffentlicht wurde, enthielt es die Forderung, die Zahl der Juden in den Bereichen Justiz, Medizin und öffentlicher Dienst auf den Anteil der Juden an der deutschen Gesamtbevölkerung zurückzuführen. Derselbe *numerus clausus* sollte für jüdische Studenten an den Universitäten gelten.

Wegen dieser neuen Restriktionen und des wachsenden Unbehagens bezüglich der Zukunft beschlossen noch mehr Juden, Deutschland zu verlassen. Unter dem Andrang Aus-, wanderungswilliger, die in Nachbarländern wie Holland und der Schweiz Zuflucht suchten, sah sich der von Max Warburg geleitete *Hilfsverein der deutschen Juden* genötigt, in geräumigere Büros in der Zentrale der Berliner Gemeinde an der Oranienburger Strasse umzuziehen.³ Dann, am Vorabend des Boykotts, füllte Hermann Görings näselnde Stimme die deutschen Wohnzimmer und verkündete die Neuigkeit. «Ich bin damit beauftragt worden, ... zu zerstören ...», schnappte Bella Fromm auf. An jenem Tag beschäftigten sie zufälligerweise andere Sorgen. Vorher hatte sie einen «wütenden Anruf» aus dem Auswärtigen Amt erhalten: Warum die gnädige Frau in ihrer Kolumne heute Morgen nicht den ersten öffentlichen Auftritt des Kanzlers erwähnt habe? Es stellte sich heraus, dass irgendein politisch naiver oder hohlköpfiger Ullstein-Redakteur der BZ den Absatz einfach weggelassen hatte. Nachdem dieses Missverständnis ausgeräumt worden war, wandte sich Fromm der drän-

genderen Gefahr zu. «Wollen Sie nicht für einige Zeit in mein Haus ziehen?» beschwor sie der freundliche Gesandte aus Venezuela. «Es ist möglich, dass in den nächsten Tagen schlimme Dinge passieren.» Fromm sagte «danke», aber «nein, danke». Der Journalismus war ihr Beruf, und es kündigte sich eine grosse Story an.⁴ Mit Karabinern bewaffnete SA-Männer postierten sich vor jüdischen Läden am eleganten Kurfürstendamm. Die Fenster waren bereits mit Teer beschmiert.⁵ Die Polizei der Stadt wurde angewiesen, im Hintergrund zu bleiben, sich herauszuhalten und die Protestierenden gewähren zu lassen.

Auch Robert Weltsch war ein Zeitungsmann, und obwohl er vielleicht als Jude am 1. April besser hätte zu Hause hinter zugezogenen Vorhängen bleiben sollen wie andere Juden, gewann seine berufliche Neugier bei ihm doch die Oberhand. Er rief seinen zionistischen Mitkämpfer Kurt Blumenfeld an und überredete ihn, mit ihm in einem Taxi durch die Stadt zu fahren und sich das Gesicht dieses neuen Deutschland aus nächster Nähe anzusehen. Mit vor Angst geweiteten Augen fuhren Weltsch und Blumenfeld ostwärts, vom Kurfürstendamm zum Zentrum Berlins, die Leipzigerstrasse hinunter, bogen in den Hausvogteiplatz ein und steuerten dann den Spittelmarkt an, wo die meisten jüdischen Geschäfte lagen. Hilflos starrten die beiden Männer aus den Taxifenstern, schockiert von diesem öffentlichen Spektakel jüdischer Miss-handlung. Aber dieser Tag des Boykotts war auch merkwürdig grotesk, ja, trug sogar humoristische Züge. Die «feisten, braunen» SA-Männer, die wie Roboter ihre Pinsel in Eimer mit weisser Farbe tauchten und langnasige Karikaturen von Juden auf die Fassaden der Läden malten, sahen aus wie Trolle in *Peer Gynt*. Dem Literaten in Weltsch nötigten einige Nazi-Kritzeleien, die von einem gewissen Dichtersinn zeugten, sarkastische Bewunderung ab: «Jede Mark in Judenhand / Fehlt dem deutschen Vaterland.»

Als überaus tröstlich empfand er die Gleichgültigkeit, wenn

nicht sogar Verachtung, die viele Berliner gegenüber dieser amtlich autorisierten Drangsalisierung der Juden Deutschlands an den Tag legten. Einkaufende Passanten sausten an SA-Wachposten vorbei und betraten seelenruhig und ohne auf irgendetwas zu achten Geschäftsräume, die von der groben Losung «Juden 'raus» entstellt waren. Die jüdischen Ladenbesitzer bewiesen ruhigen Mut und liessen sich von den Spötteleien und Schmähungen nicht um Haltung und Würde bringen. In Weltschs Augen stellte dies einen paradoxen Augenblick des Triumphs dar: Die «minderwertigen» Juden offenbarten ihre innere Überlegenheit über ihre Folterknechte. Für ihn war der Boykott weniger dazu angetan, die Juden in den Schmutz zu ziehen, als sie moralisch zu erhöhen, indem er ihre edleren Charaktereigenschaften unter Druck zutage treten liess.⁶

Kaum hatte ihn das Taxi vor seinem Haus abgesetzt, rannte Weltsch auch schon die Treppen hoch zu seinem Schreibtisch und machte sich an die Arbeit. Die Worte, die aus ihm herausströmten, sollten den Leitartikel in der nächsten Ausgabe der *Jüdischen Rundschau* bilden. Sie gehören zu den berühmtesten Meinungsäusserungen von Juden unter den Nazis – eine veröffentlichte Meinung, die von einem Regime noch immer stillschweigend geduldet wurde, das seine Aufmerksamkeit noch nicht voll auf das «Judenproblem» und auf die Frage gerichtet hatte, wie mit Juden in einem ansonsten «arischen» Staat umzugehen sei. Vorerst – und noch für einige Jahre – machte also die jüdische Presse mit Einwilligung der Nazis und deren Logik gemäss weiter. Anders als *deutsche* Publikationen, konnten jüdische Zeitungen, Bücher und Magazine nicht auf Parteilinie gebracht – gleichgeschaltet – werden, weil die NSDAP die Juden aufgrund ihrer «Rasse» für unfähig hielt, solchen (höheren) Massstäben zu entsprechen. Stattdessen war es eine natürliche, wenn auch etwas irritierende Folge der «Rassentrennung» und Ausgliederung, dass die Juden innerhalb

ihrer eigenen kulturellen Sphäre tun und lassen konnten, was sie wollten – eine andere Art von Ghetto. Diesem merkwürdigen, aber in sich folgerichtigen Denken hatten es die Juden zu verdanken, dass sie einander durch diese Art von Kanal erreichen konnten, als ihnen andere Kommunikationswege abgeschnitten waren. Robert Weltsch ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen.

Trotz der dringenden Bitten ihrer Sekretärin, zu Hause zu bleiben, wagte sich Bella Fromm am 1. April auf die Strassen von Berlin hinaus. In den Büros des Ullstein Verlags waren alle gereizt, gingen aber ansonsten ihrer Arbeit nach wie sonst, bis das Pflaster draussen von den schweren Tritten der SA-Stiefel widerhallte. Wie Fromm bemerkte, befand sich unter dem Pöbel auch der Portier des Hauses, dem sie erst vor ein paar Tagen einen Mantel geschenkt hatte. Auch er brüllte nun so laut er konnte: «Zur Hölle mit den Juden!». Die Nazihorde setzte ihren Weg fort, ohne den Versuch zu machen, ins Verlagshaus einzudringen, und nach einer Weile liess sich Fromm ihr Auto bringen. Es wurde gebracht – von eben jenem Portier, der nun wieder seine würdevolle graue Livree anhatte, «sein Gesicht ein Vollmond gutmütiger Unschuld». Zweimal, notierte sie später in ihrem Tagebuch, hatte er innerhalb von zwei Stunden die Farbe gewechselt – ein Sinnbild der wankelmütigen deutschen Bevölkerung.⁷

In den Tagen vor dem Boykott hatte sich Leo Baeck dem Druck der Nazis nicht entziehen können und somit seine Stimme gegen jene Juden erhoben, die im Ausland mutmasslich «Greuelmärchen» verbreiteten. Vor dem 1. April hatte Julius Streicher, Deutschlands schlimmster Judenfresser, ein ad hoc gegründetes «zentrales Aktionskomitee zum Boykott gegen die Juden»⁸ geleitet, das die Unterstützung der meisten deutschen Judenorganisationen gesucht – und erhalten – hatte für seine Bemühungen, die «Lügen» und «Verdrehungen» zu verurteilen, die von der auslän-

dischen Presse aufgegriffen und wiederholt worden waren. Baeck hatte sich bereitgefunden, sich diesem Protest anzuschliessen, vielleicht nicht ganz ungerne. Aufrichtig wünschte er, sein Land nicht wegen antisemitischer Ausschreitungen in Verruf gebracht zu sehen, die nie stattgefunden hatten. (Und viele der veröffentlichten Geschichten waren tatsächlich übertrieben.) Und er wollte auch keine Konfrontation mit den neuen Herren von Deutschland herausfordern, indem er sich weigerte, mit Streicher zusammenzuarbeiten. Die Vernunft schien ein gemässigteres Vorgehen zu diktieren. Öffentlich würde Baeck nur die Wahrheit bestätigen – und die Wahrheit war, dass jüdische Leichen *nicht* aus den Gräbern der Friedhöfe gezerrt und jüdische Mädchen *nicht* in Berliner Hinterhöfen vergewaltigt wurden. Seine wirklichen Gefühle und Überzeugungen – etwa seine Befürwortung eines antideutschen Boykotts – würde er nur im privaten Kreise preisgeben. So setzte Baeck seinen Namen neben den anderer jüdischer Führer, wie etwa Max Naumann vom *Verband nationaldeutscher Juden*, den Operndirigenten Kurt Singer und Ludwig Freund, einen hochrangigen Funktionär des *Reichshundes jüdischer Frontsoldaten*, und missbilligte die ausländische «Greuelpropaganda».⁹ Gerade noch vor dem 1. April hatte er von der öffentlichen Erklärung der *Reichsvertretung der Landesverbände*, in der jeglicher ausländische Boykott deutscher Waren verurteilt und unverbrüchliche Treue zum Vaterland bekundet wurde, eine Kopie anfertigen und zu Adolf Hitler in die Reichskanzlei bringen lassen. Zu diesem Zeitpunkt hoffte Baeck immer noch, den Führer umstimmen oder zumindest von weiteren antijüdischen Schritten abhalten zu können.

In seinem «inneren Exil» in München war Richard Willstätter von dem Boykott jüdischer Geschäfte nicht persönlich betroffen. Nur wenige Juden lebten in der Stadt – nur etwa neuntausend bei einer Bevölkerung von über einer Dreiviertel Million –, und noch

weniger waren an diesem speziellen Samstag die Zielscheiben von Hitlers Männern. Etwa sechshundert Läden wurden boykottiert, aber friedlich. Die Bevölkerung von München, die Bequemlichkeit schätzte, schaute teilnahmslos zu.¹⁰ In seinem Haus an der Isar hätte der berühmte Chemiker wohl kaum etwas Ungewöhnliches bemerkt, selbst wenn er sich die Mühe gemacht hätte, aus dem Fenster zu schauen. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich noch immer auf seine Forschung über die Enzyme – eine Arbeit, für die er gerade bei der *Rockefeller Foundation* um ein Stipendium nachgesucht hatte. Als Wissenschaftler und «nicht praktizierender» Jude fühlte er sich noch immer sicher, fernab von diesem ganzen Umbruch. Am Tag des Boykotts schrieb ihm sein alter Freund Fritz Haber, der schon zu Studienzeiten zum Christentum übergetreten war und sich über die Zukunft jüdischer Wissenschaftler unter den Nazis nun keine Hoffnungen mehr machte, einen Brief, in dem er ihn warnte: Sie beide könnten nicht mehr damit rechnen, vor Drangsalierung oder dem Verlust ihrer renommierten Ämter bewahrt zu bleiben. Der eintägige Boykott, so wie er ihn von dem Berliner Vorort Dahlem aus beobachtete, enthülle die unverkennbaren Grundzüge der künftigen Nazi-Politik gegenüber den Juden. «Rasse» sei das, was sie nun definiere, meinte Haber, und kein Abschwören von religiösen Überzeugungen oder Gebräuchen werde eine politische Bewegung zufriedenstellen, die darauf aus sei, dieses «fremde» Element aus dem deutschen Volk auszumerzen. Willstätter könne dem Zorn der Nazis nicht mehr lange entgehen, meinte Haber. Aber die beiden Nobelpreisträger befanden sich in einem Dilemma: Traten sie von einem ihrer noch verbliebenen öffentlichen Ämter zurück (Willstätter war noch immer Sekretär der *Bayerischen Akademie der Wissenschaften*). so könnte man sie durchaus wegen Förderung antideutscher Propaganda angreifen – der vorgebliche Grund für den Boykott.¹¹ Also würden Haber und Willstätter vorläufig dem Beispiel führender

jüdischer Persönlichkeiten wie Baeck und Weltsch folgen und nichts tun, was man ihnen möglicherweise als unpatriotisch auslegen könnte. (Mehrere Wochen später unternahmen die beiden Wissenschaftler Schritte, sich von einer immer offener feindseligen Berufswelt zu lösen: Willstätter erklärte seinen Austritt aus der *Deutschen Chemischen Gesellschaft*, und Haber, der Vizepräsident dieser Organisation, folgte aus Sympathie für den Freund dessen Beispiel.¹²) Dieses «nichts tun» hiess indessen nicht, dass man sich mit dem Gedanken trug, Deutschland zu verlassen. Stattdessen verschanzte sich Willstätter. Er gelobte, so lange in der bayerischen Hauptstadt zu bleiben, wie er es «mit Würde» tun könne.¹³

In Hamburg – einer vormals «roten» Stadt, in der Deutschlands «braune» Machthaber wenig Gastfreundschaft genossen – konnte sich ein etwas entnervter Max Warburg damit trösten, dass sein Bankhaus von der SA nicht angegriffen worden war. Tatsächlich hatte der Boykott ohne Zwischenfälle stattgefunden. Nazis hatten sich vor jüdische Läden postiert und einige gezwungen, ihre Türen für diesen Tag zu schliessen, aber abgesehen von uniformierten, mit Bajonetten und Revolvern bewaffneten Männern und Scharen neugieriger Zuschauer, die nur mal schnell einen kurzen Blick riskierten, «hätte man kaum bemerkt, dass ein ernsthafter Boykott im Gange war», wie es der amerikanische Konsul ausdrückte.¹⁴ Das in jüdischem Besitz befindliche Warenhaus Karstadt war sogar den ganzen Tag geöffnet geblieben, nachdem es sämtliche jüdischen Angestellten am Vortag entlassen hatte. Warburg und mehrere andere Juden hatten sich zudem bereit erklärt, vom Aufsichtsrat des Warenhauses zurückzutreten.¹⁵ Dass er nicht auf die Bitten von Familienmitgliedern, er solle emigrieren, gehört und den Rat seines Bruders Felix in New York, das Bankhaus zu liquidieren, nicht befolgt hatte, schien sich nun im Nachhinein vollauf als richtig zu bestätigen. Die Nazis hatten mit Sicherheit nicht die Absicht, M.M. Warburg & Co. zu vernichten.

Die Bedeutung der Firma für jede deutsche Regierung, selbst eine fanatisch antisemitische, konnte nicht unterschätzt werden, vor allem wenn diese entschlossen war, eine gewaltige Aufrüstung zu finanzieren. (Hatte nicht Warburg neben Hitler gestanden, als dieser Hjalmar Schacht die Ernennungsurkunde zum Reichsbankpräsidenten überreichte?) Vorerst blieb seine «Festung» sicher. Pessimistische Auffassungen wie die seines engen Ratgebers und Freundes Carl Melchior, ignorierte Warburg geflissentlich.

Seine unerschütterliche Zuversicht sollte in den nächsten Wochen mehrere Dämpfer erhalten, als man ihm kurz nacheinander seine Führungspositionen in Körperschaften der Finanz- und Geschäftswelt entzog. Ein untergeordneter Beamter, den Warburg nicht einmal kannte, teilte ihm barsch mit, dass er aus dem Aufsichtsrat des Hamburger Wirtschaftsdienstes entlassen werde, den Warburg aus eigener Kraft aufgebaut hatte.¹⁶ Auch die Handelskammer der Stadt, die diesem gebürtigen Hamburger in besseren Jahren ihr goldenes Ehrenzeichen verliehen hatte, nötigte ihn zum Rücktritt. Das tat auch der Beirat der Reichsbank – sein «Beschützer» Schacht brachte ihm diese traurige Nachricht so schonend wie möglich bei.¹⁷ Freilich wurden ihm alle diese unerfreulichen Überraschungen «in tadelloser Form» mitgeteilt, im deutlichen Gegensatz zu der gehässigen Diktion, die auch weiterhin auf den Seiten von Nazi-Zeitungen wie dem *Völkischen Beobachter* zutage trat. Um diese Beschränkungen seines öffentlichen Engagements wieder wettzumachen, stürzte sich Warburg mit Feuereifer auf jüdische Belange, befasste sich mit den wachsenden Nöten von Auswanderungswilligen und Verschleppten, die sich in ihrer Verzweiflung an den Hilfsverein wandten. Dieser assimilierte Jude, der einst geglaubt hatte, Unsichtbarkeit böte den besten Schutz gegen deutsche Antisemiten, identifizierte sich nun immer offener mit der Sache seines Volkes. Auch Warburg war jetzt ein Jude.

Hans-Joachim Schoeps liess sich von der Tatsache, dass man auf Berliner Schaufenster den Davidsstern schmierte, nicht entmutigen. Nach dem anfänglichen Schock, den der Boykott bei ihm auslöste, stellte er erfreut fest, dass das Leben schnell wieder zur Normalität zurückkehrte.¹⁸ Sollten die Nazis entschlossen sein, die Juden nach dem Ende des Boykotts aus dem gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben Deutschlands auszuschliessen, so war er ebenso entschlossen, auch diesen länger anhaltenden Sturm zu überstehen. Die Zeit der Bedrängnis sei vielleicht nicht so bald vorbei, sagte er zu seinen Kameraden vom *Deutschen Vortrupp* in der Woche des Boykotts, aber sie müssten «zu unserem Land stehen» und dürften nicht aufgeben. Sein und ihr Deutschtum stehe nun auf dem Prüfstand, und sie würden die Probe bestehen: «Kameraden, Deutschland kann uns niemand aus dem Herzen reissen», sagte er.¹⁹ Schoeps glaubte nach wie vor, dass konservativ eingestellte Juden mit inniger Vaterlandsliebe für die Nazis akzeptabel seien, an der bevorstehenden «nationalen Wiedergeburt» teilhaben könnten und nicht so behandelt würden wie ausländische Juden, die auf deutschem Boden lebten, oder solche, die sich mit der radikalen Linken identifizierten. Die Frage, wie dieser *modus vivendi* zu erreichen sei, war die eigentliche Herausforderung, der sich er und seine Anhänger stellten. «Wir liquidieren heute», schrieb er, «die Epoche 1812-1933. An diesem geschichtlichen Wendepunkt beginnt überhaupt erst der Kampf um die rechte Eingliederung der jüdischen Deutschen in das neue Deutschland, das heute zu sich selbst findet. Deutschland, Deutschland über alles. Und im Unglück nun erst recht! Heil Euch! Jochen Schoeps.»²⁰ Ein Weg, die Nazis zu beschwichtigen und einen totalen Ausschluss von Juden aus dem deutschen Leben zu verhindern, bestand darin, dass man die von ihnen beklagten Missstände als solche anerkannte. Schoeps sah eine gewisse Berechtigung in den Klagen der Nationalisten, es gebe zu viele Ju-

den im Rechtswesen, in der Medizin und im akademischen Bereich. Er war für eine Beschränkung des jüdischen Anteils in diesen und anderen Berufszweigen, selbst wenn er sich dadurch beruflich selbst das Wasser abgrub. Statt die Juden zu vertreiben (wie es die Nazis nun zu tun drohten), brauchte ihnen das neue Deutschland einfach eine Enklave zu schaffen – eine Art jüdischen «Nationalpark», wie er es ausdrückte.²¹ Der vierundzwanzigjährige Schoeps, der nur für eine Handvoll deutscher Juden sprach, entwarf die Grundzüge eines Plans, welcher der jüdischen Bevölkerung den rechtlichen Status einer Minderheit im Reich garantierte, und besass dann die Tollkühnheit, diesen Plan Hitler zu unterbreiten.²² In diesem direkten Gesuch an Hitler schloss sich ihm dann der jüdische Veteranenverband (der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten*) an.²³

Spekulationen, dass die Nazis ihr Gelübde wahr machen würden, die Juden aus den freien Berufen und dem öffentlichen Dienst zu drängen, veranlassten die Reichsbundführer, bei ihrem alten Waffenbruder Hindenburg um eine besondere Behandlung zu ersuchen, indem sie ihn an ihre Kriegsoffer erinnerten.²⁴ Dieser Appell verfehlte seine Wirkung nicht. Der Reichspräsident beschwor Hitler, die jüdischen Veteranen des Ersten Weltkriegs von dem Berufsverbot auszunehmen, und der Kanzler, der immer noch auf die Unterstützung durch Hindenburgs konservative Verbündete angewiesen war, willigte ein. Als Reichsinnenminister Wilhelm Frick am 7. April das neue Gesetz zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» verkündete, in dem das «Ausscheiden» aller nichtarischen Angestellten im öffentlichen Dienst (einschliesslich der Schullehrer, Universitätsprofessoren, Richter und Staatsanwälte sowie der Berufsbeamten) verfügt wurde, waren jüdische Kriegsveteranen ebenso davon ausgenommen wie alle, die ihre Stelle bereits vor 1914 angetreten oder den Vater oder einen Sohn an der Front verloren hatten. Die volle Wucht des Gesetzes

traf die jüngeren Juden oder jene, die aus Osteuropa oder der Sowjetunion ins Land gekommen waren. Für den Augenblick schien diese Taktik konservativer Judenkreise erfolgreich zu sein. Indem sie sich gegen andere, weniger erwünschte Juden wandten, hatten sie in Hitlers «neuer Ordnung» vorübergehend Fuss fassen können. (Es überrascht daher nicht, dass der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* nach 1933 Beliebtheit erlangte und seine Mitgliederzahl von dreissigtausend auf nahezu fünfundfünfzigtausend anstieg.²⁵) Für dieses Ziel die weniger «deutschen» Mitglieder ihrer Rasse zu opfern, war ein Preis, der sich zu zahlen lohnte.

Viele Juden waren bestürzt über die schlimmen Hasstiraden, in deren Zeichen der Boykott vom 1. April stand – die Flüche, die ihnen entgegengeschleudert, die Losungen, die auf ihre Fenster geschmiert wurden, die schamlosen Übergriffe der SA auf Leib und Leben, Hab und Gut. Mit feierlichem Ernst hob die *Centralverein Zeitung* die «tiefe, zornige Scham» hervor, die die Gemeinde empfinde.²⁶ Bella Fromm bekam eine Kostprobe dieser feindselig antisemitischen Stimmung mit, als sie an jenem Abend zu einem Berliner Bahnhof fuhr, um ihre minderjährige Tochter Gonny abzuholen, die von einem Skiurlaub zurückkehrte. Neben jedem Zug, der ankam, machte sich eine SA-Truppe breit und stiess in «animalischer Lautstärke» ihren schändlichen Schlachtruf aus: «Zur Hölle mit den Juden! Juda verrecke! Juden raus!»²⁷

Diese Töne und Bilder hinterliessen in den Erinnerungen der Juden unheilbare Narben, aber einen noch tieferen Eindruck machte auf sie die dazu im Gegensatz stehende Haltung der deutschen Öffentlichkeit. Die Deutschen allgemein waren offensichtlich keine antisemitischen Eiferer. In den grossen Städten hatten Passanten entweder teilnahmslos zugeschaut oder hinter dem Rücken der SA-Trupps jüdische Geschäfte betreten.²⁸ Einige gaben sich sogar besondere Mühe, um Juden, die man aufgrund von De-

nunziation ausgesondert hatte, ihr Wohlwollen zu zeigen.²⁹ Die meisten Deutschen, die am 1. April Zeuge antijüdischer Übergriffe wurden, fanden das Schauspiel absurd, leicht komisch. Es war, als sähe man einer Bande betrunkenener, heruntergekommener Burschenschaftler zu, die sich in der Öffentlichkeit lächerlich machten. Gegenüber den Juden empfanden viele Zuschauer nur Gleichgültigkeit: Ihr Mitleid mit ihnen hielt sich in Grenzen, aber sie hatten auch kein Interesse daran, dass deren missliche Lage sich noch verschlechtere. Vor allem wollten sie, dass die Normalität wieder einkehre.

Es war eine Reaktion, die die Machthaber nachdenklich stimmte. Von Anfang an besorgt, wie der Boykott aufgenommen werden würde, hatte die Nazi-Führung mit Unruhe beobachtet, wie die Aktienkurse an der Berliner Börse nach der Ankündigung ihres eintägigen antijüdischen Protestes in den Keller fielen. Die langfristigen wirtschaftlichen Folgen einer Vertreibung der Juden aus dem Geschäftsleben waren Hitler von Schacht und anderen Nicht-Nazis im Kabinett dargelegt worden: Deutschlands Erholung von der Depression war gefährdet. Was die politische Dimension betraf, so hatten die Aktionen der deutschen Regierung im Ausland peinlich lautstarken Protest hervorgerufen: ein Schlag gegen die zerbrechliche Hülle von Legitimität, mit der sich das Naziregime umgab. Die offizielle Reaktion in den Vereinigten Staaten war diplomatisch gedämpft, aber viele Privatbürger, insbesondere Juden, zeigten sich tief empört. Im Reich selbst wurden Hitlers Bedenken, das harte Durchgreifen gegen die Juden finde in der Bevölkerung keinen Rückhalt, durch die lauwarmer Reaktion des Mannes auf der Strasse bestätigt.³⁰ Da sie kapierte, dass der Boykott zu viel Schaden anrichte, liess die Regierung von ihrer früheren Drohung ab, ihn in ein paar Tagen fortzusetzen. Der Boykott wurde nach nur vierzehn Stunden abgeblasen, wobei der Propagandaminister Joseph Goebbels wenig überzeugend ver-

suchte, gute Miene zu diesem Rückzug zu machen, indem er behauptete, er sei auf eine Einschränkung antideutscher Propaganda im Ausland zurückzuführen – was offenkundig nicht der Wahrheit entsprach.³¹

Die schlichte, unausweichliche Wahrheit war, dass diese erste, im grossen Massstab aufgezogene Aktion gegen Deutschlands Juden kläglich gescheitert war. Es war ein Rückschlag für die Nazi-radikalen, die auf den Boykott gedrungen hatten, und eine Absage an ein Parteiprogramm, das sich in erster Linie auf den Antisemitismus stützte. Diese Aktion gegen die jüdische Gemeinschaft war schmerzlich für viele einzelne Juden, die unter dem neuen Beamten-gesetz den Verlust ihrer Arbeitsplätze gewärtigen mussten; gleichwohl stellte sich auf den Boykott hin keine allgemeine Verzweiflung, Demütigung und Defätismus, sondern paradoxerweise eine positivere Haltung ein – ein Gefühl von Stolz und von Hoffnung auf die Zukunft. Als sie sich nach diesem ersten Schlag, der sie hatte niederwerfen sollen, wieder erhoben, nahmen viele Juden einen psychologischen Sieg für sich in Anspruch.

Am Nachmittag des 1. April sass Robert Weltsch an seinem Schreibtisch, innerlich aufgerichtet von dem, was er gerade auf den Strassen und Bürgersteigen Berlins miterlebt hatte. In der beschwörenden Überschrift, die er dem Artikel, den er nun schrieb, voranstellte, kam zum Ausdruck, was er empfand: Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck! Der Artikel begann mit einer Bemerkung von historischer Bedeutung, einer Distanzierung von dem, was seine Leser derzeit aufwühlte, um wesentlichere Dinge zu erörtern: «Der 1. April 1933 wird ein wichtiger Tag in der Geschichte des deutschen Judentums, ja in der Geschichte des ganzen jüdischen Volkes bleiben. Die Ereignisse dieses Tages haben nicht nur eine politische und wirtschaftliche, sondern auch eine moralische und seelische Seite.»³²

Alle Juden mussten nun über diese Aspekte nachdenken, weil der Boykott sie klar und deutlich als eine gesonderte Gruppe defi-

niert habe, der sie nicht entrinnen könnten. Sie dürften sich nicht mehr länger der Illusion hingeben, in den Augen der Deutschen etwas anderes zu sein als Juden – die nationalsozialistische Revolution habe eine «neue Zeit» eingeleitet, die dem deutschen Judentum eine grundlegend veränderte Situation eröffne. Wenn man sie angreife, sollten sich die Juden nicht, wie sie es in der Vergangenheit getan hatten, als Deutsche tarnen, sondern stattdessen ihr Judentum bejahen – womit Weltsch das zionistische Credo meinte, das Theodor Herzl in seinem folgenreichen *Judenstaat* dargelegt hatte, wo die «Judenfrage» offen angesprochen wurde. Gemäss Herzl waren die Unterschiede zwischen den Juden und anderen europäischen Völkern die eigentliche Ursache des Antisemitismus. Der Umstand, dass die deutschen Juden diese gravierenden Unterschiede nicht gelten lassen wollten – ja im Grunde ihr Verrat am Judentum –, habe, so glaubte Weltsch, die «Erniedrigung» mit heraufbeschworen, die sie durch die Nazis erlitten, da diese eine solche «Charakterlosigkeit» verachteten. Somit seien die Juden zum Teil selbst an dem schuld, was ihnen nun zugestossen war: sie wurden gehasst, weil sie etwas zu sein vorgaben, was sie nicht waren. Diese Täuschung verschlüge nicht mehr; die Nazis hätten ihnen die Maske vom Gesicht gerissen. Für sie zähle nur die rassische Dimension des Judentums: Alle Juden würden im übertragenen Sinn mit demselben gelben Fleck gezeichnet und in seinem Zeichen dasselbe Schicksal erleiden.³³

Dieser Fleck, der an den tatsächlichen erinnerte, den Juden im Mittelalter hatten tragen müssen, sollte seinen Träger mit Scham erfüllen und ächten, doch die Juden würden durch ihn, wie Hester Prynne durch den scharlachroten Buchstaben, zu einer tieferen Einsicht in das gelangen, was alle Menschen miteinander verbinde. Er würde ihnen ein erlösendes Gefühl des Stolzes verleihen, das jenem entsprach, das die Nazis dem deutschen Volk vermittelt hatten. In der Tat, so argumentierte Weltsch, würde ein

lautes Bekenntnis zu jüdischer Identität mit der nationalen Erneuerung der Deutschen wetteifern und auf diese Weise den Juden jenen Respekt und jene Anerkennung einbringen, die sie durch ihr Trachten nach Assimilation verloren hatten. Eigentlich schuldeten die Juden den Nazis Dank dafür, dass sie ihnen diese Illusion zerstört hatten: Hitler habe ihnen die Augen für ihr wahres Sein geöffnet. Weltsch zufolge war also der Nazismus kein Fluch für die Juden, sondern ihre Rettung: «Wir gedenken aller (sic) derer, die seit fünftausend Jahren Juden genannt, als Juden stigmatisiert wurden. Man erinnert uns, dass wir Juden sind. Wir sagen ‚Ja‘ und tragen es mit Stolz.»³⁴

Es war schon eine sehr sonderbare Deutung des Unglücks, wenn man in ihm nicht die drohende Katastrophe, sondern eine Gelegenheit zu jüdischer Selbsterfahrung und Wiedergeburt erblickte, aber aus dem Artikel der *Rundschau* ging unmissverständlich und prägnant Weltschs Überzeugung hervor, dass die deutschen Juden einen fundamentalen Fehler begingen, als sie unter Bedingungen, die andere stellten, um Anerkennung gebuhlt hatten.

Weil ihr Herausgeber sich Gedanken machte, wie der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda wohl einen Artikel aufnehmen würde, der jüdischem Stolz das Wort redete, wurde die *Jüdische Rundschau* vom 4. April an Strassenkiosken vertrieben, statt, wie gewöhnlich, den Abonnenten zugeschickt zu werden.³⁵ Keine jüdische Zeitung war je auf diese Weise verkauft worden oder den Lesern so offen zugänglich gewesen. Für Weltsch war es ein riskantes Spiel. Bisher hatte Goebbels noch keine Schritte unternommen, die jüdische Presse einzuschüchtern oder ihre Druckereien zu schliessen, aber diese Ausgabe konnte ihn zweifellos dazu provozieren. Tatsächlich löste diese Nummer der zionistischen Zeitung eine kleine Explosion aus – nicht im Propagandaministerium, sondern unter Deutschlands Juden. Die wenigen tau-

send Exemplare waren im Nu ausverkauft. Weltsch selbst brachte Zeitungen zu Verkäufern beim Bahnhof Zoo, und als sämtliche Exemplare weg waren, konnte er seine widerstrebende Herausgeberin Betty Frankenstein überreden, eine Extranummer mit einer Auflage von fünftausend herauszubringen, in der der «gelbe Fleck»-Artikel noch einmal gedruckt wurde. Auch diese war schnell vergriffen. Tausende von Juden – Zionisten ebenso wie Befürworter der Assimilation – schrieben Briefe an den Herausgeber, in denen sie den Artikel lobten und sich hinter ihn stellten. Die Zahl derer, die die *Jüdische Rundschau* abonnieren wollten, stieg sprunghaft an.³⁶ Den Kurfürstendamm hinauf und hinunter waren die Kioske plötzlich mit Titelseiten bepflanzt, damit alle sie lesen konnten. Die Zeitung hatte – wie ein nachdenklicher Weltsch noch im selben Monat Martin Buber erläuterte – unter den Juden ein «nie dagewesenes Echo» gefunden.³⁷ Mit Hilfe dieses einen Artikels hatte sich die *Jüdische Rundschau* von einer marginalen Pressestimme, die nur von den glühendsten Zionisten zur Kenntnis genommen worden war, zum Sprachrohr für alle deutschen Juden gemausert.

Wenn im Gegensatz dazu ein assimilierter Jude wie der Gelehrte Ismar Elbogen auf stoischer Duldung bestand und die Leser der *Centralverein Zeitung* anwies, hart zu arbeiten und einander gegenseitig zu helfen,³⁸ so klangen seine Worte hohl und anachronistisch angesichts der niederschmetternden Nachricht, dass die Juden aus dem öffentlichen Dienst entlassen werden sollten.

Auch Leo Baecks Einwilligung, in einem neuen jüdischen Gremium, dem *Zentralausschuss für Hilfe und Aufbau*, den Vorsitz zu übernehmen, um der materiellen Notlage jener Juden zu begegnen, denen von heute auf morgen die Gehälter gesperrt wurden, schien kaum als eine angemessene Reaktion auf diesen ausserordentlichen Notstand. Die Krise, die die deutschen Juden durch-

machten, war sowohl geistig wie materieller Natur, und nur die Zionisten hatten eine Antwort auf ihre Herausforderung.

So taten sich in der jüdischen Gemeinde abermals Gräben auf. Darauf bedacht, diese Entzweiung im Keim zu ersticken, verkündete Baeck jüdische Einheit unter dem Banner der Reichsvertretung, der er vorstand, aber Tag für Tag bestimmten schrille Wortgefechte zwischen verstockten Liberalen, die die Zionisten angriffen, und Zionisten, die darauf nicht minder lautstark antworteten, den Ton unter seinen Glaubensbrüdern. Als zum Beispiel ein um Assimilation bemühter Artikelschreiber auf die Nazi-Politik mit einem Zitat aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahren* zu antworten suchte – «Und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?» –, schoss Robert Weltsch zurück, solche Plattitüden blanker Selbstherabwürdigung könnten niemals das «einzige Heil» des Judentums sein. Das Heil liege im Bekenntnis zum Judentum. Weltsch verfocht derartige Auffassungen, während er fast im gleichen Atemzug beteuerte, sich nicht in «innerjüdische Polemiken» einmischen zu wollen.³⁹ In diesem Krieg der Worte zögerte er nicht, sich deutschnationale Phrasen für seine eigenen Ziele zu eignen zu machen. Auch «nationaldenkende» Juden, sagte er, würden sich zum Wert des «Volkstums und des Blutes für den Einzelnen und für ein Volk als Ganzes bekennen.»⁴⁰

In seiner Anpreisung des Zionismus als einer jüdischen Variante des Nazismus nutzte Weltsch die wechselnde politische Stimmungslage in den ersten Monaten des Jahres 1933, als das Hitlerregime seine Ideologie zu institutionalisieren begann. Sein Appell an eine ethnisch begründete jüdische Identität und Schicksalsgemeinschaft kam dem in Deutschland vorherrschenden nationalistischen Ethos entgegen und spiegelte es wider. Die Juden fühlten sich zu der auf Einheit und Bejahung zielenden Botschaft in Weltschs Leitartikeln hingezogen, als die Zukunftsaussichten

für das deutsche Judentum täglich ungewisser wurden und der alte Glaube an Recht und Ordnung schwand.

Der kurzlebige Boykott vom April markierte kein Ende dieser neuen Welle antisemitischer Aktionen. Die tätlichen Angriffe gegen Juden gingen weiter,⁴¹ wie auch die Vertreibung der Juden aus ihren Arbeitsverhältnissen. Das Berliner Büro des *American Jewish Joint Distribution Committee* wurde durchsucht.⁴² Die Gestapo störte eine Sitzung des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* in Berlin.⁴³ In der Zwischenzeit verloren jüdische Rechtsanwälte Klienten, da sich viele Nichtjuden dazu überreden liessen, deren Dienste nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Juden wurden aus dem Literatur-, Musik- und Theaterleben ausgeschlossen. Auf ähnliche Weise wurden die deutschen Universitäten von Juden «gesäubert» – wie es Fritz Haber seinem Freund Richard Willstätter vorausgesagt hatte –, und Koryphäen der deutschen Wissenschaft wie James Franck traten aus Protest von ihren Ämtern zurück. (Haber nahm im Mai lieber seinen Abschied, als die Schändlichkeit begehen zu müssen, einige seiner jüdischen Kollegen zu entlassen.) Jüdische Ärzte, mit Ausnahme jener, die schon vor 1914 praktiziert hatten, verloren viele ihrer Patienten. Laut *Jewish Daily Bulletin* schnellte die Zahl arbeitsloser Juden, die sich in die Schlange der Bedürftigen einreiheten, binnen einer einzigen Woche im April von dreissigtausend auf achtzigtausend hoch.⁴⁴ Einem englischen Besucher zufolge lebten die deutschen Juden «in einem einzigen Alptraum von Angst», wie Menschen, die am Fuss eines Vulkans festsitzen und hilflos auf seinen Ausbruch warten.⁴⁵

Mit ihrem Boykott und der Entlassung jüdischer Beamter (geschätzte fünftausend von einer Gesamtzahl von sechstausend⁴⁶) hatte die Regierung einen massiven Angriff auf die Juden der Nation gestartet. Verwirrt und fassungslos warteten die Juden nun ab, was als nächstes geschehen würde. Das Gesetz vom 7. April

«zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» und die Einführung eines numerus clausus für Juden waren beängstigende Entwicklungen, verheerend für die direkt davon Betroffenen und ihre Familien, nicht aber für die jüdische Gemeinschaft als Ganzes. Tatsächlich teilten viele Juden durchaus Hans-Joachim Schoeps' Meinung, dass sie in diesen Berufen wirklich deutlich überrepräsentiert seien. Sie konnten mit diesen neuen Gesetzen leben, solange die Restriktionen eine rechtliche Klärung und Festlegung ihres Status in Nazideutschland signalisierten statt weiterer Prügel und Beschimpfungen. Nach dem nicht so ganz erfolgreich verlaufenden Boykott konnten sie nun hoffen, dass Hitler seine Radikalen zügeln und einen gemässigten Kurs steuern werde. Aber dies war keineswegs sicher. Was die jüdische Bevölkerung in den ersten Apriltagen erlebt hatte, konnte ebenso gut der Vorgesmack auf noch schlimmere, staatlicherseits gebilligte Repressionen gewesen sein. Wer wusste das schon?

Angesichts der unklaren Richtung der Nazipolitik wurden viele Juden von Angstpsychosen erfasst. Andere nahmen ihre Zuflucht zu altbewährten Verteidigungsstrategien. «Wir verteidigen unsere Rechte, so gut wir können», vertraute ein erschütterter Max Warburg Chaim Weizmann an. «Es ist wieder eine schwierige Zeit, aber in den letzten zwanzig Jahren habe ich mich an Arger gewöhnt und werde erneut kämpfen.»⁴⁷ Von anderen gemässigten Führern wurde ins Feld geführt, man solle sich auf die Hinterbeine stellen, um dem Unglück zu begegnen, wie es die Juden in der Vergangenheit immer wieder getan hatten. In der Öffentlichkeit rief Baeck nach, einer grösseren Anstrengung der Gemeinschaft, damit den weniger vom Glück Begünstigten geholfen und den Juden in Deutschland eine langfristige Zukunftsperspektive geschaffen werde. Bessere Ausbildung und mehr soziale Fürsorge könnten ihnen durch diese unsichere Zeit helfen, sagte er.⁴⁸ Im tiefsten Inneren war Baeck weitaus pessimistischer.

Irgendwann im April gab dieser Rabbiner, dessen Leben die historische Symbiose von Deutschen und Juden so überzeugend verkörperte, erbittert zu: «Das Ende des deutschen Judentums ist gekommen.»⁴⁹ Dies war eine ganz unmissverständliche Äußerung aus dem Munde eines frommen Gelehrten, der immer Weitblick bewiesen und aus den zurückliegenden und bevorstehenden Erfahrungen stets Trost für jüdisches Leiden zu schöpfen vermocht hatte. Für diese Botschaft einer Kontinuität in der Geschichte, des Fortbestands von Glauben und Wahrheit war Baeck stets eingetreten. Sie hatte er während des Ersten Weltkrieges den frierenden und erschöpften jüdischen Soldaten an der Ostfront mit auf den Weg gegeben und damit in ihren Herzen die Heimat wachgerufen, die sie zurückgelassen hatten und die sie bald wiedersehen würden. Wer wusste besser als er von der jahrhundertelangen Ablehnung, Feindseligkeit, Ächtung und Gewalt, die Juden auf deutschem Boden erduldet und gegen die sie sich dennoch behauptet hatten? Wer vermochte besser als er über die Wechselfälle des Dritten Reichs hinauszusehen und sich ein Deutschland nach dessen Ende vorzustellen, in dem es den Juden besser ergehe? Wer konnte seinem Volk mehr Grund zur Hoffnung bieten als er? Und doch musste sich Baeck eingestehen, dass diese Bedrohung des deutschen Judentums in seiner eintausendjährigen Geschichte ohne Beispiel war. Deutschland machte eine radikale Veränderung durch, und wenn es sich weiter in diese Richtung entwickeln sollte, würde in ihm kein Platz mehr für Juden sein. Dieser schlichten Wahrheit konnte sich Baeck nicht verschliessen. Aber es war eine Wahrheit, die ein Mann von seinem Ansehen in der jüdischen Gemeinde nicht offen aussprechen konnte. Während er also insgeheim diese trübe Prognose teilte, durfte sich Baeck von ihr nicht abhalten lassen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um jenen Juden zu helfen, die mit ihm in Deutschland blieben, da

sie nicht willens oder nicht in der Lage waren zu gehen. Vor allem ihnen gegenüber hatte er eine Verantwortung, und sie erwarteten von ihm nun Orientierung und Rückhalt, nicht Worte über Verhängnis und Hoffnungslosigkeit. Solange er dazu fähig war, würde Baeck versuchen, diese Verpflichtung zu erfüllen, um ihnen das Leben so erträglich wie möglich zu machen.

Um die so arg in Bedrängnis geratene Gemeinschaft zu stärken, hatten sich Baeck und andere, die entschlossen waren, für deren Überleben zu kämpfen, zuerst bemüht, in einen Dialog mit der Regierung zu treten, wobei sie um Unterredungen mit Hitler ersuchten und ihre patriotische Gesinnung hervorkehrten. In diesem Versuch ging Baeck sogar so weit, in einer Stellungnahme vom Mai zu erklären, dass die deutschen Juden sich den Nazis in der Ablehnung des Kommunismus anschlossen, und zu beteuern, die Erneuerung Deutschlands entspreche auch der Sehnsucht und den Idealen der deutschen Juden.⁵⁰ Aber abgesehen davon, dass Hindenburg für die jüdischen Kriegsveteranen ein gutes Wort einlegte, schlug diese Besänftigungsstrategie fehl. Der deutsche Führer stellte sich einfach taub gegenüber den Loyalitätsbekundungen und einschmeichelnden Briefen, die ihm von Oberhäuptern der jüdischen Gemeinschaft zungen, und lehnte es ab, sich mit ihnen zusammenzusetzen oder das volle Ausmass seiner Judenpolitik offenzulegen.

Nachdem dieser Annäherungsversuch gescheitert war, konzentrierten sich viele jener jüdischen Führungspersonlichkeiten auf die innere Stärkung des deutschen Judentums.⁵¹ Eine Gemeinschaft mit mehr Zusammenhalt, Autarkie und Spannkraft, die *alle* Juden miteinschlösse, schien die beste Alternative zu bieten, um jenen in Not geratenen Individuen zu helfen, sie moralisch aufzurichten und ein Bollwerk gegen zukünftige Feindseligkeiten von Seiten der Nazis zu errichten. Festere, ineinander verflochtene Bindungen zwischen den Juden liessen sich am besten durch eine

einzig, alle miteinschliessende Organisation fördern, bei der die jüdische Bevölkerung Orientierung finden und die im Namen aller mit der Regierung sprechen konnte. Da es den Juden an wirklicher Macht in Deutschland gebrach, war Einigkeit die stärkste Waffe in ihrem begrenzten Arsenal. Der grossen Mehrheit der Juden, für die ein Verlassen Deutschlands keine realistische oder attraktive Option darstellte, konnte sie zu einem kollektiven «inneren Widerstand»⁵² verhelfen.

Mittlerweile waren Baeck und andere Gemeindeoberhäupter zu dem Schluss gelangt, dass Auswanderung nur eine kleine Minderheit der deutschen Judenschaft retten könne. Die jüdische Gemeinde vergreiste zunehmend, und relativ wenige ihrer Mitglieder hatten die beruflichen Fähigkeiten oder den Wunsch, ihre Heimat zu verlassen und sich im Ausland ein neues Leben aufzubauen. Zudem waren die für eine Umsiedlung von einer halben Million Juden erforderlichen logistischen und finanziellen Mittel schwindelerregend hoch, selbst wenn sich Gastgeberländer fänden, die sie mit offenen Armen aufnehmen würden. (Und Kandidaten, die sich danach drängten, Massen von Flüchtlingen aufzunehmen, traten nicht eben hervor.) Aus diesen Gründen kamen für die Emigration hauptsächlich jüngere, ungebundene, erst am Anfang ihres Berufsweges stehende Juden oder die politisch Verfolgten in Frage. Für die übrigen musste eine einigermaßen erträgliche Regelung innerhalb der feindlichen Grenzen des Dritten Reiches erreicht werden. (Kurz nach Hitlers Machtantritt waren an die sechzigtausend Juden gegangen. Von diesen kehrten etwa zehntausend bis Ende 1933 nach Deutschland zurück, entweder weil sie Heimweh hatten oder überzeugt waren, dass die Tage des Naziführers gezählt seien.) Es gab keine andere Wahl.⁵³

Eine engere Zusammenführung der Juden bedeutete unweigerlich auch eine Stärkung jüdischer Identität und Eigenart, gegen die sich der *Centralverein* und andere Verbände assimilierter Ju-

den lange Zeit gewehrt und für die sich die Zionisten stets ebenso vehement ausgesprochen hatten. Nun also erwies sich die Unterdrückung durch die Nazis überzeugender als diese jüdischen Argumente. Juden, die sich, wie Haber und Willstätter, selten als Juden verstanden hatten, wurden jetzt dazu gebracht und gegen ihren Willen in die Solidarität mit der Gemeinde getrieben. Wenn sie sich auch noch nicht dazu durchringen konnten, Weltschs berühmten «gelben Fleck» mit Stolz zu tragen, so liessen sie sich aus einem Gefühl von Ohnmacht und Verwundbarkeit dazu veranlassen.

Insbesondere Leo Baeck erschien jüdische Einheit als unverzichtbar, damit sich die Gemeinschaft nicht durch interne Flügelkämpfe selbst zerfleische. Im Gefolge des Boykotts gewannen die Zionisten täglich an Stärke, beanspruchten in den verschiedenen Gemeinden, vor allem in Berlin, mehr Macht und drängten die entsetzten Liberalen in die Defensive. Diese wiederbelebten Gegensätze mussten entschärft und ein für allemal begraben werden. Der enorme öffentliche Widerhall, den Robert Weltschs Appell an jüdischen Stolz gefunden hatte, zeigte Baeck und anderen überdies, dass die Juden nun eher das Bedürfnis und die Notwendigkeit empfanden, sich als Mitglieder einer Gemeinschaft im Belagerungszustand zusammengehörig zu fühlen, statt weiter für sich und möglichst unsichtbar dahinzuleben. Einheit basierte auf einem mächtigen psychologischen Grundbedürfnis.

Aus all diesen Gründen begannen liberale Judenführer wie Baeck im Sommer 1933, ernsthaft die Gründung einer Zentralorganisation zu diskutieren. Diese Körperschaft würde zu erreichen versuchen, was früheren Bemühungen nicht gelungen war, nämlich das Parteiengezänk unter den Juden zu beenden und ihnen allen einen rechtmässigen, gleichwertigen Platz in derselben ethnischen Gemeinschaft, wenn auch abgesondert von den anderen Deutschen, zuweisen. Dieser Wunsch, sich zu ihrer Verteidigung

zu organisieren, gründete auf mehreren Einsichten, die sich allmählich durchsetzten. Erstens wurde es offensichtlich, dass Hitler und seine Kumpane nicht im Geringsten daran interessiert waren, einen Dialog mit irgendwelchen jüdischen Gruppen zu führen, um eine Kompromisslösung in der «Judenfrage» zusammenzubasteln. Die kriecherischen Briefe, die im Mai von Körperschaften wie Baecks *Reichsvertretung der Landesverbände* und dem rechtsgerichteten *Verein nationaldeutscher Juden* kamen, waren ebenso schroff abgewiesen worden wie frühere dieser Art.⁵⁴ (Wie Hitler im Juni bemerkte: «Ich kann kein Interesse daran finden, Juden zu sehen.»⁵⁵) Der Naziführer wollte die Juden als Objekte seiner Politik behandeln, nicht als Gegner, die ein Mindestmass an Respekt oder Anerkennung verdienten. Wenn die Juden in nichtjüdischen Kreisen keinen Fürsprecher fanden, würden sie zu ihrer Unterstützung auf die internationale Solidarität angewiesen sein.

Zweitens: Obwohl Baeck und die meisten Judenvertreter ihre Zukunftsaussichten in Deutschland für alles andere als rosig hielten, konnten sie sich doch keine andere Zukunft vorstellen und glaubten sich, so gut sie konnten, damit abfinden zu müssen. Mit Ausnahme der Jungen und Ungebundenen waren die meisten deutschen Juden einfach zu fest verwurzelt, zu abhängig von ihrer deutschen Heimat, ihrer Sprache und Kultur, um in grossen Massen zu emigrieren, selbst wenn sie über die Mittel und die notwendigen Papiere zur Auswanderung verfügten – was nur bei wenigen der Fall war. Selbst ein Angehöriger der älteren Judengeneration, sah Baeck (der sich nun seinem sechzigsten Geburtstag näherte) die missliche Lage mit den Augen seiner Altersgenossen und beschloss, seine Energien auf die Unterstützung jener Juden zu konzentrieren, die, wie er, nicht geneigt waren, Deutschland den Rücken zu kehren. Als Rabbiner erkannte Baeck, was die Krise, die seine Glaubensbrüder zu bestehen hatten, ihm als geistigem und moralischem Führer mehr denn je zuvor in der Vergangenheit ab-

verlangte. Durch die innere Stärke, die ihm sein Glaube verlieh, war er bereit und willens, seine Lenden zu gürteln, um diese zusätzlichen Lasten auf sich zu nehmen.

Durch das, was er und andere eher optimistisch gesinnte Juden als eine Mässigung der Nazipolitik angesichts des erfolglos verlaufenen Boykotts und der allgemeinen Unbeliebtheit antisemitischer Gewaltmassnahmen zu bemerken glaubten, wurde Baeck ermutigt, eine herausragendere Rolle in der jüdischen Gemeinschaft zu spielen. Die *Jüdische Rundschau* etwa brachte im Mai – ironischerweise unmittelbar nachdem die Bücher «undeutscher» Autoren in Berlin und anderen Städten auf Scheiterhaufen geworfen worden waren – einen Leitartikel heraus, in welchem aus Reden mehrerer Minister der Reichsregierung zitiert wurde, die auf ein Ende der «revolutionären Phase» der Naziherrschaft hindeuteten.⁵⁶ Die Juden würden, so glaubte und hoffte Robert Weltsch, weiter in Deutschland leben dürfen, in einem rechtlich klar definierten, aber auch geschützten und weitgehend autonomen Bereich – einer jüdischen Oase in einer Nazi-Wüste, nicht unähnlich Schoeps' «Wildpark».

Während Leo Baeck die drückenden materiellen und geistigen Nöte beschäftigten, rechtfertigte Richard Willstätter, eine weniger bewusst jüdische Persönlichkeit, sein Bleiben in Deutschland mit rein patriotischen Gründen: Er sei nicht bereit, sein Land aufzugeben, bloss weil dessen Machthaber nun seiner Rasse offen feindlich gesinnt waren. In seiner Münchener Villa bekam Willstätter nichts mit von jenen verbalen oder tätlichen Übergriffen, die andere Juden zu erdulden hatten, und selbst die Verbrennung von Werken weltberühmter Autoren konnte seinen Entschluss nicht erschüttern, den Nazis passiven Widerstand entgegenzusetzen, indem er einfach blieb, wo er war, und darauf wartete, dass ihrer prahlerisch verkündeten «Revolution» der Dampf ausgehe. An-

statt sich zur Ausreise zu rüsten, drückte Willstätter seine Verachtung für die Nazis dadurch aus, dass er ein weiteres öffentliches Amt niederlegte und als Vorstand der mathematischen und naturwissenschaftlichen Abteilung der *Bayerischen Akademie der Wissenschaften* zurücktrat.⁵⁷

Das vorzeitige Ausscheiden seines alten Freundes Fritz Haber bedrückte Willstätter, machte ihn jedoch in seinem Entschluss nicht wankend. Voll Bitterkeit berichtete ihm Haber aus Berlin von der gefühllosen Behandlung, die er nach zwei Jahrzehnten hervorragender wissenschaftlicher Leistungen im Dienst seines Landes erfahren hatte. («Im Kreis der LG. Farben gab es keinen, der über mein Rücktrittsgesuch mit mir gesprochen oder mich besucht hätte.»⁵⁸) Dies ging Willstätter sehr nahe, aber er glaubte immer noch nicht, dass ihm die Kräfte, die die Karriere Habers und anderer jüdischer Wissenschaftler und Gelehrter ruinierten, etwas anhaben würden. In gewissem Sinn hatte er ja bereits einen grossen Teil seiner Karriere geopfert, als er 1924 von seinem Lehrstuhl zurückgetreten war. Dieser Schritt hatte ihm viel von dem öffentlichen Unwillen erspart, den jüdische Akademiker nun erleiden mussten. Sein Rücktritt hatte ihm auch ein Gefühl von Unantastbarkeit verliehen. Chaim Weizmann gegenüber äusserte er seine optimistische Auffassung, dass nach den anfänglichen Ausschreitungen und der antisemitischen Hysterie jetzt die Massnahmen der Nazis gegen die Juden abflauen würden und er diesen abflauenden Sturm durchstehen und seine Rosen am Isarufer beschneiden werde.⁵⁹ (Wie ein enttäuschter Kurt Blumenfeld herausplatzte: «Dieser Mann wird das Judenproblem nie begreifen.»⁶⁰)

Im Herbst 1933 verliess Willstätter dann endlich sein schneckenhausartiges Exil, um ins Ausland zu reisen – nicht etwa, um auszuwandern, sondern um eine renommierte internationale Auszeichnung entgegenzunehmen, die Willard Gibbs Medal, von der *American Chemical Society* vergeben für herausragende Leistun-

gen. Erst zum vierten Mal wurde diese Medaille einem Nichtamerikaner verliehen. Mit dem Dampfschiff in New York angekommen, stattete Willstätter Verwandten in Westchester County einen kurzen Besuch ab, ehe er einen Zug nach Chicago nahm, wo die Verleihungszeremonie stattfand. Es war ein ungemein erhebender Augenblick des Triumphes für diesen weltberühmten Wissenschaftler, der in seinem eigenen Land verschmäht und beschimpft wurde. Etwa vierzig seiner früheren Studenten waren in dieser Stadt des Mittleren Westens zusammengekommen, um ihn zu begrüßen und zu ehren, und am Abend des 13. September strömten über tausend Menschen in den Hörsaal, um ihn reden zu hören. Er hielt eine Ansprache, in der er den Blick nach innen wandte, seine Laufbahn Revue passieren liess und Mentoren wie Adolf von Baeyer Anerkennung zollte. Willstätter sprach von der Liebe zur wissenschaftlichen Forschung, die ihm sein ganzes Leben lang Kraft gegeben habe, in guten wie in schlechten Zeiten:

«Die Geheimnisse der Natur zu ergründen ist unbeschreiblich schön; es ist ein beneidenswertes Privileg des Wissenschaftlers, Hindernisse zu überwinden, wenn alle bekannten Kunstgriffe für unzulänglich erachtet werden, sie zu überlisten und weit genug einzudringen, um den Schleier der Natur Millimeter für Millimeter von ihren verborgenen Schätzen zu lüften. Dieses Glückgefühl im Kampf um Erkenntnis verliert auch im Alter nichts von seiner Stärke. Wenn ich heute über die Fermente in Blutzellen forsche, so durchlebe ich eine ganz ähnliche Spannung und die gleiche Faszination wie als Anfänger vor vierzig Jahren.»⁶¹

Wie er sich so im Lob seiner Kollegen sonnte, in einer Stadt, die damals «ein Jahrhundert des Fortschritts» in Technologie und Wissenschaft feierte, konnte sich der bayerische Chemiker mit den gewählten Umgangsformen einer tiefen Betroffenheit nicht

erwehren, die der immer grösser werdende Gegensatz zwischen eindrucksvollem wissenschaftlichen Fortschritt und der Schwachheit der menschlichen Natur bei ihm bewirkte, eine Natur, die dazu verurteilt zu sein schien, Generation um Generation dieselben schrecklichen Fehler in sisyphosianischer Sinnlosigkeit zu wiederholen. «Oftmals fragen wir uns selbst mit ernstestem Zweifel», schloss Willstätter in seinem geschraubten, mit starkem Akzent behafteten Englisch, «wird die Menschheit wirklich klüger, besser und edler? Ist die Macht der Religion gewachsen, um Hass und Hader zwischen Rassen und Nationen unmöglich zu machen?»⁶²

Die Antwort – Willstätter wusste es – lautete: Nein – der grausame Alptraum Nazideutschland hatte sich jenseits des Atlantiks festgesetzt und schleuderte die Heimat seiner Vorfahren an den Rand der Barbarei zurück. Das war die Wirklichkeit, der er ins Auge sah, die Wirklichkeit, in die er sich dennoch in ein paar Tagen zurückbegeben wollte. Hatte die Philosophie dem im Gefängnis sitzenden römischen Denker Boethius vor eineinhalbtausend Jahren Trost gespendet, so würde diese Funktion nun für Willstätter die Wissenschaft übernehmen, deren unaufhaltsame und unabhängige Entwicklung ihn dafür entschädigte, dass er sein Leben dem Dienst am «Allgemeinwohl der Menschheit» verschrieben hatte. Im Vertrauen darauf konnte er die Erniedrigungen erdulden, die einem Juden unter Hitler bevorstanden, so wie ein grosser Sportler den Spott und die Sticheleien einer wütenden, von kleintlichen, niederen Leidenschaften geblendeten Menge hinnimmt. Willstätter «spielte» nicht, um den Massen zu gefallen. Sie würden ihn nicht daran hindern, nach Deutschland zurückzukehren, wo er hingehörte.

Auch Bella Fromm lag der Gedanke, Deutschland zu verlassen, schwer auf dem Gemüt. Andauernd traten Leute an sie heran und flüsterten ihr Warnungen zu: *Es sei Zeit zu gehen*. Frederick T.

Birchall, Korrespondent der *New York Times*, beschwor sie, einen «längeren Urlaub» zu nehmen: eine Menge Unannehmlichkeiten ständen ihr im Dritten Reich noch bevor.⁶³ Dort, wo sie sass, mitten im gesellschaftlichen Leben von Berlin, zog sie die Unannehmlichkeiten geradezu an. Am selben Tag, an dem sie mit Birchall diese Unterhaltung geführt hatte, erkannte Adolf Hitler sie bei einer Feier der «Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt» wieder und setzte sich auf einen freien Stuhl neben sie. «Wir sind uns schon begegnet, gnädige Frau, nicht wahr?» eröffnete er das Gespräch. Ertappt, hob Fromm steif den Arm und entbot dem Führer des deutschen Volkes den mittlerweile obligatorischen Hitlergruss. Kurz darauf musste sie in bitterem Schweigen aufstehen, als das schändliche Horst-Wessel-Lied durch den Ballraum dröhnte.⁶⁴

Die Signale, die sie empfing, waren gemischt. Unmittelbar nachdem ihr Freunde versprochen hatten, sie zu beschützen, wurden Massnahmen der Regierung laut, die ihren Lebensunterhalt, wenn nicht sogar ihr Leben selbst zu gefährden drohten. Eines Tages wurde sie in Goebbels' Amt bestellt, um sich anzuhören, wie der Propagandaminister völlig ungereimt und murrend ihre Gesellschaftskolumnen lobte. Zwei Tage später kündigte ihr Arbeitgeber Ullstein an, dass alle jüdischen Angestellten entlassen würden. (Wozu es dann doch nicht kam.) In ihrem Tagebuch liess Fromm ihren düsteren Gedanken freien Lauf: «Es vergeht kein Tag, an dem nicht irgendein unzuverlässigen Kollege durch die Gestapo verhaftet wird», notierte sie im Mai. «Schon das schrille Läuten der Türklingeln versetzt uns in Schrecken.»⁶⁵ Alles in allem genommen kam Fromm zu dem Schluss, dass sie gute Überlebenschancen habe, solange sie ihre privilegierte Stellung als Liebling des diplomatischen Korps behalten konnte. Die Nazis würden es nicht wagen, auf sie loszugehen und dadurch die Meinung des Auslands gegen sich aufzubringen. Ausserdem konnte

sie ihre Kontakte zugunsten bedürftiger Juden nutzen – jene, die wegen ihrer linken Ansichten in Konzentrationslager getrieben oder ihrer Rasse wegen aus dem Land gejagt wurden. Mitte des Sommers 1933 konnte Bella Fromm die Namen mehrerer hundert Juden und anderer verfolgter Deutscher auflisten, die durch ihre Mithilfe aus ernststen Notlagen gerettet und sicher über die Grenze gebracht worden waren.⁶⁶ Politisch den Konservativen nahestehend, die Hitler verdrängt hatte, hoffte Fromm immer noch, diese würden sich gegen Hitlers Herrschaft erheben. Womöglich würde ihr geschätzter Freund General Kurt von Schleicher, der nun ausserhalb Potsdams zurückgezogen lebte, sich an die Spitze des Veteranenverbands *Der Stahlhelm* stellen und einen Putsch gegen das Naziregime befehligen.⁶⁷ Hitler war in ihren Augen noch immer verwundbar, sass noch immer nicht fest im Sattel. Noch konnte sich alles zum Besseren wenden.

Auch Max Warburg war hoffnungsvoll – zumindest auf längere Sicht. Als er all die jüdenfeindlichen Aktionen, die Deutschlands neue Herren innerhalb von nur wenigen Monaten entweder geduldet oder in Szene gesetzt hatten, genauer unter die Lupe nahm, konnte er kein Anzeichen auf ein baldiges Ende dieser Massnahmen erkennen. Der Druck, der auf die Juden ausgeübt wurde, damit sie ihre Arbeitsstellen quitierten, ihre Häuser verkauften und das Land verliessen, würde höchstens noch zunehmen. Mehr und mehr Juden würden emigrieren, und die Regierung würde sie dazu ermuntern. Jüdische Organisationen wie der Hilfsverein konnten versuchen, diesen Exodus so gut es ging zu fördern, indem sie den Auswanderungswilligen Fortbildungskurse anboten und mit der Regierung ein Abkommen aushandelten, damit die Juden einen Teil ihres Vermögens ins Ausland transferieren durften.⁶⁸ Dennoch würde die Auswanderung langsam und vorsichtig vonstatten gehen müssen, um die Ängste des Auslands vor einer anschwel-

lenden Flut unerwünschter jüdischer Flüchtlinge zu beschwichtigen. Bedächtig und hinter den Kulissen, wie es seine Art war, arbeitete Warburg daran, diese allmähliche Emigration zu fördern. In seiner nüchternen Einschätzung der Lage stimmte er mit Leo Baeck und anderen Führern der assimilierten deutschen Judenschaft darin überein, dass die Emigration für die grosse Mehrheit der Juden kein Gegenmittel gegen Enteignung und Demütigung sein könne. Diese Juden würden dableiben und ein Rückzugsgefecht kämpfen müssen, um die eingeschränkten Rechte, die ihnen noch geblieben waren, zu retten und jene zurückzugewinnen, die sie bereits verloren hatten. «Wir müssen uns für einen Kampf stählen, der viele Jahre dauern wird», sagte er zu Chaim Weizmann.⁶⁹ Warburg wollte nicht wahrhaben, dass die Juden in diesem Kampf unterliegen würden. Es gab immer noch Grund zu Optimismus. Es war noch nicht an der Zeit, in Panik zu verfallen.

In den folgenden Monaten wurde Warburgs Glaube, dass die Juden sich behaupten könnten, schwer erschüttert. Nazifunktionäre erwiesen sich als unzuverlässig, als er versuchte, mit ihnen über eine «Liquidationsbank» zu verhandeln, die den Transfer von jüdischem Vermögen nach Übersee, nach Palästina oder in andere Länder erleichtern würde.⁷⁰ Und es gab, laut Bericht des amerikanischen Diplomaten George Messersmith, gewisse Spekulationen, dass die deutsche Regierung die Privatbanken des Landes, einschliesslich M. M. Warburg & Co. übernehmen werde.⁷¹ Ferner stieg, entgegen seiner Erwartungen und der vieler gleichgesinnter Juden, der Pegel antisemitischer Schikane, anstatt zu fallen. Die Ausschreitungen schienen sich zu mehren, obwohl die Regierung durch eine Einschränkung der Gewaltakte gegen Juden die Meinung des Auslands beschwichtigen wollte. (Das Regime sei sich klar darüber, erläuterte Messersmith, dass die Misshandlung der Juden in vielen Ländern zu einem effektiven Boykott deutscher Waren geführt hatte, und diese Handelssanktionen

durchaus «verheerende Folgen» für die deutsche Wirtschaft haben könnten.⁷²) So stürmte beispielsweise am Abend des 15. Juni eine Schar von etwa vierzig SA-Männern, die ganz auf eigene Faust handelten, eine Versammlung junger Berliner Juden, schlug die Teilnehmer mit Gummiknüppeln zusammen, trat sie mit Füßen und hielt sie bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages in Haft, als die Polizei sie dann fand und befreite.⁷³

Ende Juni schickte Warburg seinen jungen Freund Wilfrid Israel, den Besitzer eines Warenhauses, das seinen Familiennamen trug, nach London, um die britischen Juden über eine «neue Welle von Terrorismus» ins Bild zu setzen, die «unablässig weitergehe und wahrscheinlich an Umfang und Brutalität noch zunehmen werde.» Juden würden aus ihren Häusern geholt und schwer misshandelt. Warburg war besorgt, dass die Nazis nun mit allen jüdischen Organisationen ein Ende machen und ihre Vermögen einziehen könnten, und war somit darauf bedacht, ihre Bankguthaben so schnell wie möglich zur sicheren Verwahrung ins Ausland zu transferieren⁷⁴.

Die Tragödie der deutschen Juden traf auch Menschen, die Warburg nahestanden. Am 9. Juni, während Warburg in Amsterdam war, begingen sein achtzigjähriger Onkel und dessen Ehefrau aus Verzweiflung über das, was ihnen noch bevorstehen mochte, Selbstmord.⁷⁵ Doch Warburg war entschlossen, sich durch solche tragischen Ereignisse nicht den Mut oder die Energie rauben zu lassen. Als sich seine Freunde an der Börse weigerten, ihm die Hand zu schütteln, verurteilte er ihr Verhalten nicht. Als er gebeten wurde, vom Verwaltungsrat der Hamburg-Amerika-Linie zurückzutreten, kam er der Bitte bereitwillig und ohne Groll nach, ja führte sogar die Abschiedsrede zu Ende, die der Vorsitzende Max von Schinkel, überwältigt von seinen Gefühlen, mittendrin hatte abbrechen müssen. Warburg erinnerte an das, was er für die

Schiffahrtslinie geleistet hatte, bediente sich dabei aber der dritten Person Singular.⁷⁶ Wie Bella Fromm hatte auch Warburg immer noch Freunde in hohen Positionen, und dies zu wissen war ein gewisser Trost für ihn, als sich die Lage um ihn herum verschlechterte. Vorerst konnte er es sich leisten, seinen Standpunkt zu behaupten, weniger glücklichen Juden bei der Ausreise zu helfen und ansonsten der Gemeinde zu dienen, an die er sich nun enger anschloss. Wie so viele seiner Glaubensgenossen in Deutschland hatte sich Warburg verändert, seit er als «Jude» abgestempelt worden war. Wenn er schon nicht mehr «Max Warburg, der Hamburger Bankier», sondern vielmehr «Warburg, der Judenkapitalist» war, dann würde er sich auf dieser Basis zur Wehr setzen, als stolzer, ungebeugter Jude. Er würde beharrlich weiterkämpfen und die dringenden Bitten seiner Familie, er solle Deutschland verlassen, solange Auswanderung überhaupt noch möglich sei, in den Wind schlagen.

Der Angriff der Nazis auf die jüdische Gemeinschaft bescherte den Juden sowohl auf der Linken wie auf der Rechten neben der Mühsal und Qual auch neue Möglichkeiten. Die nazistische Definition der Juden als einer gesonderten und gegenüber der «arischen» Volksgemeinschaft minderwertigen Gruppierung kam nicht ganz ungelegen. Tatsächlich stärkte sie die Macht jener Kreise, die vorher in der jüdischen Gemeinde nur ein Randdasein geführt hatten, und verlieh ihnen mehr Glaubwürdigkeit und Selbstvertrauen. Einem zutiefst konservativen deutschen Patrioten wie Hans-Joachim Schoeps stellte sich das gegenwärtige Unglück als ein Art Prüfstein der jüdischen Vaterlandstreue dar. Aus dieser Feuerprobe würden jene Juden, deren Deutschtum lauter und von jüdischem Nationalismus (wie dem der Zionisten) ungeprüft war, gestärkt hervorgehen und der Aufnahme in das revolutionäre Dritte Reich für würdig befunden werden. Indem sie sich ideologisch den Grundsätzen deutscher Erneuerung anschlossen,

selbst in der Form, wie sie unter Hitler praktiziert wurden, hofften diese Juden, dass die gegen sie gerichtete Gewalt und der Hass abflauen würden. «Die Zwischenzeit aber muss man damit verbringen», erklärte Schoeps, «dass man die rechte Einstellung zum Zeitgeschehen findet, d.h., dass man sich nicht in Ressentiments hineinjasen lässt, [...] sondern dass man diese Zeit nimmt und erträgt als Prüfung und als Bewährung.»⁷⁷ Das Vehikel für seine jüdische Version von Gleichschaltung würde der *Deutsche Vortrupp* sein, den er Anfang dieses Jahres gegründet hatte, in der Hoffnung, dass andere junge Juden, die nach einem neuen Leitstern suchten, ihm in Scharen zuströmten. Um im Nazistaat Fuss zu fassen – was allemal besser war, als aus ihm vertrieben zu werden –, wollte Schoeps durchaus für die jüdische Gemeinschaft einen Minderheitenstatus zweiter Klasse in Kauf nehmen.

Mit diesem so offenen Umwerben der Nazis und dem Eingehen auf fast alle ihre Forderungen (ausgenommen die, dass die Juden Deutschland verliessen), spielte Schoeps ein gefährliches Spiel, schien er sich doch einem Feind anzudienen, der die Juden verachtete, während er zu jenen Juden Distanz wahrte, die anderer Meinung als er und ihm nicht deutsch genug waren. Es dürfte daher kein grosser Schock für ihn gewesen sein, als ihm eine zionistische Zeitung, das *Jüdische Volksblatt*, vorwarf, er betreibe «Hakenkreuz-Assimilation». Dennoch beteuerte Schoeps empört seinem Mitherausgeber Max Brod: «Wir sind keine Nazis».⁷⁸ Zutreffender mochte man ihn beschreiben als einen deutschen Konservativen in einem totalitären Staat, dessen Vaterlandsliebe bisher unerwidert geblieben war.⁷⁹ Schoeps war verzweifelt bemüht, seinen beiden alles überragenden Leidenschaften Folge zu leisten – seiner Leidenschaft nach einem «ewigen Deutschland» und der nach einem «ewigen Judentum», wie er es Martin Buber gegenüber hyperbolisch ausdrückte.⁸⁰ Dass diese beiden bereits von Regierungsseite für nicht nur unversöhnlich, sondern für geradezu

gegensätzlich und einander feindlich erklärt worden waren, wollte oder konnte Schoeps nicht einsehen.

Indem er das Judentum als ein Analogon zum Nationalsozialismus postulierte und auf kulturelle und geistige Wurzeln des Judentums abhob, die lange vernachlässigt worden seien, klang Schoeps eigenartigerweise wie die Zionisten.⁸¹ Schoeps überschüttete den Zionismus mit Zorn, weil er Deutschland «verrate» und einer historisch verzerrten Vorstellung von Judentum das Wort rede, die auf politischen Machenschaften statt auf bleibenden moralischen und religiösen Werten beruhe.

Allerdings teilte er die Verachtung der Zionisten für den diskreditierten jüdischen Liberalismus, der den Anspruch erhoben hatte, dass Juden sich im Grunde nicht von ihren deutschen christlichen Freunden und Nachbarn unterschieden und das Judentum als ein peinliches Überbleibsel einer vergangenen Epoche abgelegt hatten. Wie die Zionisten glaubte auch er, dass Deutschlands Juden nur dann sich selbst treu bleiben konnten, wenn sie sich offen zu ihrem Judesein bekannten.

Während er also seinen *Deutschen Vortrupp* als Vehikel zu einer Annäherung an das Naziregime darbot, verfocht Schoeps weiterhin seine affirmative Haltung zum Judentum, ohne darin einen Widerspruch zu erblicken. Wie er dem protestantischen Theologen Karl Barth mitteilte, arbeitete Schoeps noch immer an einer «systematischen Theologie des Judentums», einem Nebenprodukt seiner bereits früher veröffentlichten Analyse des zeitgenössischen jüdischen Glaubens, *Jüdischer Glaube in dieser Zeit*. Er wollte eine spezifisch jüdische Einstellung zum Leben definieren, die auf einem Glaubenssystem beruhte, anstatt von politischen Zielsetzungen oder kulturellen Verhaltensmustern geleitet zu sein. Das war es, was die deutschen Juden, abgekommen von ihrem li-

beralen Credo, seiner festen Überzeugung nach nun bitter benötigten.

Beruflich wurde Schoeps ein Opfer der «gesetzlichen» Massnahmen der Nazis gegen die Juden im Frühjahr 1933. Der über jüdische Lehrer verhängte *numerus clausus* vereitelte seinen Plan, die Hochschullaufbahn einzuschlagen.⁸² Ende des Frühjahr hoffte er jedoch immer noch, dass seine Dissertation gedruckt würde und er sich auf diesem Weg einen Namen machen – wenn auch damit nicht seinen Lebensunterhalt verdienen – könne.⁸³ (Schoeps, damals Mitte Zwanzig, konnte immer noch auf die finanzielle Unterstützung seiner recht gutsituierten Eltern zählen.) Auftrieb und neuen Lebensmut gab Schoeps zudem die in der jüdischen Gemeinschaft vorhandene Bestrebung, weitere jüdische Schulen zu eröffnen und damit ein stärkeres Bewusstsein des Judentums zu fördern. Konkreter Anlass dazu war ein Nazi-Dekret, das die Anzahl jüdischer Kinder in öffentlichen Schulen auf 1,5% der Gesamtklassenstärke begrenzte. Martin Buber setzte sich an die Spitze dieser Bewegung und liess mehrere *Lehrhäuser* errichten, um jungen Juden ein moralisches Zentrum zu geben in einer seiner Voraussicht nach langen Zeit der Bedrängnis und Unterjochung durch Hitler.⁸⁴

Obwohl Buber und Schoeps unterschiedlicher Meinung waren, was die Bedeutung des Zionismus und einer jüdischen Heimstätte in Palästina betraf, so wollten doch beide das geistige Herz des Judentums wiederbeleben. (Auch bezüglich der Frage, was das Wesen des jüdischen Volkes ausmache, stimmte Buber in mancher Hinsicht mit Schoeps überein, da er zugab, dass die Gemeinsamkeit der Juden in der Rasse und der Idee von einem Volk gründe. Das heisst: die Juden bildeten eine eigene «Blutsgemeinschaft», ähnlich der arischen.⁸⁵) Als seine Aussichten, an einer deutschen Schule unterzukommen, immer düsterer wurden, erneuerte Schoeps seine frühere Bekanntschaft mit Buber durch ei-

nen Brief, in dem er anfragte, ob eine Möglichkeit bestehe, als Repräsentant der «deutschbewussten Judenschaft» Dozent für Geschichte, Religionsgeschichte oder Philosophie zu werden.⁸⁷

Während er diese Alternativen verfolgte, hielt Schoeps an einem unerschütterlichen Optimismus über seine Zukunft – und die der meisten Juden – im Dritten Reich fest. Da er nicht einzusehen vermochte, welche zentrale Rolle der Antisemitismus in Hitlers Weltanschauung spielte, machte sich der politisch naive Schoeps weiterhin Hoffnungen, dass die deutschen Juden von den Nazis so behandelt würden wie ihre unter Mussolinis faschistischem Regime lebenden italienischen Glaubensbrüder.⁸⁸ In diesem Glauben wurde er durch ein Antwortschreiben bestärkt, das er auf seinen gefälligen Brief an den SA-Führer (und, wie er selbst, Homosexuellen) Ernst Röhm erhielt. Röhm teilte Schoeps mit, dass des Führers Poltern über die Juden nur «demagogischer Unsinn» sei.⁸⁹ Während der noch verbleibenden Monate des Jahres 1933 streckte Schoeps ähnliche Fühler zu anderen hochrangigen Funktionären und Beamten aus und bat, dass man seiner kleinen Schar «deutschbewusster» Juden – dem *Deutschen Vortrupp* – einen Platz in diesem neuen deutschen Reich gewähre. Im Grossen und Ganzen wurden die Briefe gar nicht beantwortet. Für die Regierung Adolf Hitlers war Schoeps nur ein Jude unter anderen. Wenn er ihr Interesse überhaupt erregte, so nur, damit die Gestapo ein wachsames Auge auf ihn habe, um dafür zu sorgen, dass seine Botschaft – einige Juden seien willens und begierig, in Deutschlands neuem Staat aufzugehen – nicht ankam.

Während Richard Willstätter, Max Warburg, Bella Fromm und Hans-Joachim Schoeps ihre Überlebenschancen in Hitlerdeutschland abwogen, und jeder von ihnen glaubte, er oder sie könne durch sein oder ihr Bleiben Wichtiges bewirken, schrieb Robert Weltsch einen Artikel nach dem anderen und schwärmte darin von einer «jüdischen Renaissance».

Täglich wurde seine Leserschaft grösser und grösser. Es war eine berausende Zeit für Weltsch, wo nun Juden aller Überzeugungen sich jeden Dienstag und jeden Freitag den Seiten der *Jüdischen Rundschau* zuwandten, um die neuesten Informationen und Orientierung zu erhalten, dürsteten sie doch – wie er es gegenüber Martin Buber ausdrückte – nach einer Botschaft, die sie seelisch aufrichte.⁹⁰ Gefangen im Strudel zionistischer Propaganda wie ein Redner auf einer Seifenkiste, der endlich eine aufmerksame Menge um sich scharen konnte, war es für Weltsch leicht, die Tragödie, der die Juden ins Auge sahen, mit dem ideologischen Sieg der Zionisten zu verwechseln, der deren Nebenprodukt war. Gewiss, die Juden machten schlimme Zeiten durch; ihres Zugehörigkeitsgefühls zu Deutschland beraubt, irrten sie hilflos und verzweifelt umher wie Wanderer, die sich in einem finsternen Wald verirrt haben. Aber in Weltschs Augen stellte das Gute, das aus dieser harschen Ablehnung resultierte, die Angst in den Schatten. Am 16. Mai 1933 fasste er diese Gedanken in einem Artikel mit dem Titel «Ja-Sagen zum Judentum» zusammen:

«Das Gemeinschaftsgefühl der Juden ist in dieser Zeit stärker geworden. Jüdische Menschen, die vor Kurzem noch achtlos und womöglich unerkannt aneinander vorbeigingen, sind einander nähergekommen. Man empfindet den Juden als Schicksalsgenossen, als Bruder. Jüdische Menschen können wieder miteinander sprechen. Etwas von der Wand, die im Alltagsleben Mensch von Menschen trennt und den Zugang zur Seele versperrt, ist abgebröckelt. Ein solcher Moment ist ein fruchtbarer, ein heiliger Moment, der Herzen erheben, Gemeinschaft stiften kann. Die Gemeinschaft uralten Erbes von Blut und Geschichte, von Schicksal und Sendung kommt wieder als wesentlich in unser Bewusstsein. Sie zu bejahen, mit ganzem Herzen und wachen Sinnen, das allein ist die würdige Antwort des Juden auf diese Stunde.»⁹¹

Diese Erkenntnis, dass sie alle Juden waren, erwies sich als ein

berauschendes Elixir, das emotionale Äquivalent zu dem, was Millionen «arischer» Deutscher unter den im Winde flatternden Hakenkreuzfahnen empfanden, wenn sie das hypnotisierende «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» hörten, das stets beim Einzug Adolf Hitlers ertönte. Diese machtvollen Gefühle, von denen Weltsch so beredt Zeugnis ablegte, waren Ausdruck des Zeitgeistes. Ihnen war schwer zu widerstehen, ob von Juden oder Nichtjuden. Dass sie auch den Blick verstellten, ebenso illusorisch waren für die deutschen Juden wie der bürgerliche Assimilationsmythos, den sie ersetzten, war kaum zu erkennen. Eine Generation vorher hatte der Kaiser sein ganzes Volk zu Deutschen erklärt, und die Juden waren mit Freuden losmarschiert, um in den Schützengräben für die Nation zu sterben, die sich ihnen gegenüber so erkenntlich zeigte. Nun zu *Juden* gebrandmarkt von einer Bewegung, die sie verabscheute, zog es die deutschen Juden zueinander, abermals entschlossen, sich durch Solidarität zu behaupten. Und abermals sollten sie sich irren.

«... die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks erdulnd» (Hamlet, III, 1)

Der Zwiespalt, ob man Deutschland verlassen sollte oder nicht, wurde mit der Zeit nur noch grösser. Bei vielen Juden, die blieben, wuch die Angst vor dem, was ihnen zustossen *könnte* – mitten in der Nacht verhaftet zu werden, seinen Arbeitsplatz zu verlieren – gedämpften Hoffnungen über das, was sie tun konnten, um diese Zerreißprobe durchzustehen. Statt nur egoistisch an sich selbst zu denken, begannen sich nun Juden um andere Juden zu kümmern. Das Bewusstsein, einer Gemeinschaft anzugehören, die unter Beschuss stand, gab ihnen seelischen Auftrieb, aber es war auch eine Falle. Einmal geschmiedet, liessen sich die Ketten der Solidarität nicht so ohne Weiteres sprengen. Einem Juden, der fest in die Gemeinschaft eingebunden war, fiel es schwerer zu sagen: «Ich lasse dies hier alles hinter mir und gehe meinen eigenen Weg.» Vorläufig schien eine gestärkte, sich kulturell behauptende jüdische Gemeinde ein sicherer Hafen zu sein, ein Ort der Zuflucht vor dem Hass, der sich allenthalben breitmachte.

In den Monaten nach dem Boykott vom April 1933 und den plötzlichen Ausbrüchen von Gewalt, die ihn begleiteten, warteten die meisten Juden immer noch auf den nächsten Schlag. Es war in diesem Sommer viel die Rede von einer bevorstehenden «zweiten Revolution», in der Hitlers noch verbliebene konservative Gegner ausgemerzt würden, wie die Gestapo und die SA Deutschland vor ein paar Monaten von Kommunisten und Sozialdemokraten befreit hätten. Sollte diese Säuberung erfolgen, dann würden die Nazis wenig Hemmungen mehr haben, noch unbarmherziger und systematischer auf die Juden loszugehen; patriotische oder nationalistische Gelöbnisse von Juden würden dann auch nichts mehr an der Sache ändern.

Aber wundersamerweise kam nichts nach. Hitler hielt sich zurück und seine Strassenrowdies an der kurzen Leine. Ordnung war es, was der deutsche Führer jetzt brauchte, um seine Herrschaft zu «legitimieren» und seine Macht zu konsolidieren. «Die Revolution ist kein permanenter Zustand, sie darf sich nicht zu einem Dauerzustand ausbilden», wies er seine Reichsstatthalter im Juli zurecht. «Man muss den freigewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution hinüberleiten.»¹ Ausserdem machte Hitler ein Angebot, das die Juden als eine Art Ölzweig deuteten, was man ihnen wohl auch nicht verübeln kann: «Man darf daher nicht einen Wirtschaftler absetzen, wenn er ein guter Wirtschaftler, aber noch kein Nationalsozialist ist; zumal dann nicht, wenn der Nationalsozialist, den man an seine Stelle setzt, von der Wirtschaft nichts versteht. In der Wirtschaft darf nur das Können ausschlaggebend sein.»²

Und in der Tat war das Ungemach, das jüdischen Akademikern, Freiberuflern und Staatsbeamten durch das sogenannte Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums zugefügt wurde, nicht so verheerend, wie die jüdische Gemeinschaft befürchtet haben

mochte. Etwa 25.000 Familien waren unmittelbar davon betroffen, und die ungefähr 200.000 Juden, die auf die eine oder andere Art Handel trieben, konnten ihren Lebensunterhalt wie bisher verdienen.³ Selbst innerhalb der freien Berufe erfuhren die Juden Hilfe durch das Zugeständnis, das die Nazis Paul von Hindenburg machten und das jene ausnahm, die ihre Berufslaufbahn vor 1918 begonnen oder in der kaiserlichen Armee gekämpft hatten oder deren Väter oder Söhne im Kampf gefallen waren. Hitler und seine Kohorten waren entsetzt, als sich herausstellte, dass dadurch 53% der jüdischen Richter und Staatsanwälte und 70% der jüdischen Anwälte nicht von der sogenannten Arierklausel eines am 10. April erlassenen Gesetzes zur Neuordnung des Juristenberufs erfasst wurden.

Als wieder Routine einkehrte, kamen die Juden zu dem Schluss, dass das Leben unter der Naziherrschaft letzten Endes vielleicht doch nicht so schrecklich werden würde.⁵ Vielleicht würde sich Hitler ja damit begnügen, sie ab und zu einzuschüchtern, aber ansonsten in Ruhe lassen. Vielleicht waren seine eigentlichen Feinde die linken Juden und die entschieden undeutschen Ostjuden. Vielleicht sah Hitler endlich ein, dass er die Juden in Wirklichkeit *brauchte*, wie ihm Hjalmar Schacht und andere Gemässigte andauernd klarzumachen suchten.

Vielleicht war das Schlimmste überstanden. Vielleicht würden die Nazis nicht lange an der Macht bleiben. Derartige Spekulationen hemmten die Schritte vieler Juden, die an Auswanderung dachten. Sein Land zu verlassen – in manchen Fällen die Heimat des Vaters, Grossvaters und Urgrossvaters – wurde als ein endgültiger, verzweifelter Akt angesehen. Und vorerst hatten nur wenige Mitglieder der deutschen Judengemeinde den Punkt der Verzweiflung erreicht. Ungewissheit über die Zukunft erzeugte Beharrungsvermögen. (Dieses Beharrungsvermögen wurde durch die «Fluchtsteuer» noch gestärkt, die 25% des Vermögens Aus-

wanderungswilliger entsprach und zwei Jahre bevor die Nazis an die Macht kamen, auferlegt worden war.)

Wollten Juden gehen, so standen ihnen die Türen im Ausland relativ offen. Weltweit verringerte sich der wirtschaftliche Druck im Gefolge der Depression und mit ihm die Notwendigkeit, Einwanderer, die Arbeit suchten, vom Lande fernzuhalten. Vielen Leuten, von denen man früher angenommen hatte, sie würden in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich der Öffentlichkeit zur Last fallen, und denen daher «vorübergehend» die Einreise verwehrt worden war, stand es nun beispielsweise frei, Visa zu beantragen, die sie auch in vielen Fällen erhielten. Die Nutzniesser dieser sich verändernden Lage waren hauptsächlich jene mit Verwandten in den Vereinigten Staaten, die bereit waren, sie zu unterstützen, oder jene mit festen Aussichten auf eine Anstellung – immer noch eine kleine Minderheit.⁶

Nachdem er von amerikanischen Judenverbänden darum gebeten worden war, hatte Präsident Franklin D. Roosevelt das US-State Department angewiesen, die Einreise von verfolgten deutschen Juden in die Vereinigten Staaten zu erleichtern, und im August erging an alle US-Konsulate eine Direktive, in der darauf gedrungen wurde, jüdischen Antragstellern gegenüber «äusserste Rücksichtnahme» walten zu lassen.⁷ Es war jedoch nicht klar, ob diese Anweisungen überall befolgt wurden. Einzelne Konsulatsangehörige übten immer noch ihr Recht aus, die LPC-Klausel nach eigenem Gutdünken auszulegen, und viele verfuhrten dabei so streng wie bisher. Einige Leute in Deutschland meinten, das Berliner Konsulat sei übereifrig in seinem Bemühen, die Zahl der ausgestellten Visa möglichst niedrig zu halten – unter 10% der jährlichen Quote.⁸ Es ist schwer zu beurteilen, wie viele ungastliche amerikanische Konsulatsbeamten Juden von einem Antrag abhielten und wie viele Juden auf einen solchen verzichteten, weil sie nicht in die Vereinigten Staaten auswandern wollten.

Klar ist, dass viele Juden durch den ganzen Schreibkram und andere Voraussetzungen (vermeintliche und tatsächliche) von einer Einreise in die Vereinigten Staaten abgehalten wurden. Klar ist auch, dass Amerika für die grosse Mehrheit deutscher Juden 1933 schlicht und einfach zu weit weg, zu fremdartig war; der Sprung, den sie hätten machen müssen, war zu gross. Zudem galten die Vereinigten Staaten wegen ihrer weiterhin hohen Arbeitslosenrate keineswegs allen Emigranten als «Land der unbegrenzten Möglichkeiten». Jedenfalls hatte die Zunahme von antisemitischen Massnahmen während dieses Jahres keinen bedeutenden Anstieg der Einwanderung deutscher Juden in die Vereinigten Staaten zur Folge. Alles in allem überquerten nur 535 Juden mit gültigen US-Einreisevisa den Atlantik⁹, obwohl 1933 die für Deutschland festgesetzte Quote bei knapp 26.000 lag.

In ihrem Zaudern, das Land zu verlassen, wurden die deutschen Juden noch bestärkt, als zahlreiche jüdische Emigranten, die über die europäischen Nachbarländer Frankreich, Polen, Tschechoslowakei und Holland verstreut waren, den Wunsch äusserten, nach Hause zurückzukehren, jetzt, wo die Nazi-«Revolution» abgeebbt zu sein schien. Fast zehntausend deutsche Juden, die Anfang 1933 ins Ausland geflohen waren, besannen sich vor Ablauf des Jahres anders, packten wieder ihre Koffer und bestiegen Züge, die sie ins Dritte Reich zurückbrachten.¹⁰

Richard Willstätter gehörte zu jenen, die aus freien Stücken zurückkamen – zweimal, genau gesagt. Natürlich war er kein Emigrant im eigentlichen Sinn, nur ein Wissenschaftler, der ins Ausland reiste, um gewisse berufliche Verpflichtungen zu erfüllen. Mit dem Herzen war er freilich in der Heimat geblieben. Die Vereinigten Staaten beeindruckten Willstätter durch ihre wissenschaftlichen und technologischen Energien und die offene Art ihrer Bevölkerung, aber sie waren kein Land für ihn, selbst wenn er

erwogen hätte, sich ausserhalb Deutschlands niederzulassen, was er nicht tat. Sieben Monate nach seiner Rückkehr aus New York nahm er Chaim Weizmanns Einladung an, zu den Eröffnungsfeierlichkeiten des *Daniel Sieff Institute for Agricultural Chemistry* nach Palästina zu reisen. Weizmann sollte dieses von seinem Schwager und zionistischen Kampfgefährten Israel Sieff gestiftete Forschungszentrum leiten, das später als *Weizmann-Institut* weltberühmt wurde.¹¹ Er war ein besonderer Bewunderer Willstätters und hatte die Photographie des Chemikers in seinem Büro in Rehovot neben eine von Fritz Haber aufgehängt.¹² Einige Jahre zuvor hatte Weizmann mit Willstätter zusammen an einem Projekt über vegetarische Nahrungsmittel gearbeitet¹³, und es lag ihm nun viel daran, dass sein hochgeschätzter Kollege diesen bedeutenden Anlass durch seine Anwesenheit ehre. Daneben mag der britische Zionistenführer wohl auch gehofft haben, dass Willstätter den Aufbau Palästinas aktiver unterstützen werde, wenn er erst einmal die Arbeit jüdischer Siedler vor Ort in Augenschein nehme.

Falls dem so war, sollte er enttäuscht werden. Im April 1934 bestieg Willstätter ein Dampfschiff, das ihn in die Heimat seiner Vorväter brachte, hielt am *Sieff Institute* vor etwa fünfhundert Würdenträgern eine Rede und besichtigte danach eine Fabrik, in der Salze gewonnen wurden. Auch nahm Weizmann ihn an Pessach zur Seder-Feier mit ins Haus seiner Mutter in Haifa. Eine ausgelassene Menge von an die zweitausend Menschen umringte das Haus, sang hebräische Lieder und tanzte die *Horra*. Die beiden europäischen Professoren wurden in die Mitte der Tanzenden gezogen, und sie klatschten in die Hände und versuchten, so gut sie konnten, mitzutanzten. Willstätter war von dieser Erfahrung gerührt, wie es bei einem Menschen, der zehn Jahre lang in Einsamkeit gelebt hatte, durchaus der Fall sein mochte, aber die Verheissung eines jüdischen Staates konnte ihn nicht verlocken. Was ihn in Palästina am meisten bewegte, waren die «fortlebenden und

sprechenden Steine der Bibel», die dort überall aus dem Boden des Landes ragten¹⁴; dieses historische Vermächtnis des Judentums bedeutete ihm etwas, aber nicht jene visionäre Zukunft in der Wüste. Auch Palästina würde nicht seine Wahlheimat werden. Als man ihn drängte, Direktor des neuen Instituts zu werden, lehnte Willstätter mit der Begründung ab: «Ich weiss, dass Deutschland verrückt geworden ist, aber wenn eine Mutter krank wird, ist das für ihr Kind kein Grund, sie zu verlassen. Meine Heimat ist Deutschland, und meine Universität ist München, trotz allem, was geschah. Ich muss zurück.»¹⁵

Zufälligerweise schiffte sich auch Robert Weltsch in diesem Frühjahr nach dem Land ein, das, wie er hoffte, die nationale Heimstätte der Juden werden würde. Fast ein Jahr nach seinem inzwischen berühmten «gelben Fleck»-Leitartikel, wollte der zionistische Zeitungsredakteur mit eigenen Augen sehen, welche konkreten Fortschritte hin zur Erfüllung seines langgehegten Traums dort gemacht wurden. In seiner Jugend, als Mitglied von *Bar Kochba*, hatte Weltsch etwas naive, idealisierte Vorstellungen über Palästina gehegt und sich bei diesem Wort einen Siedler vorgestellt, der mit schlohweissem Bart und Pfeife vor einem Sonnenaufgang steht.¹⁶ 1923 wurde er zum ersten Mal mit der rauheren Wirklichkeit konfrontiert, als er mit einem *Bar ÄbcÄ/^-*-Kameraden vier Wochen in Tel Aviv verbrachte. Damals war alles noch primitiv und unfertig. Palästina war wirklich Neuland; es war, als besuchte man einen Freund, dessen Haus gerade gebaut wurde und erst im Rohbau fertig war. Anstatt im Paradies fand Weltsch sich, belagert von Fliegen und Moskitos, in der «Sandwüste» wieder, die Israels künftige Hauptstadt werden sollte.¹⁷

Diesmal – es war seine vierte Palästina-reise – hoffte Weltsch, ein echtes neues Zuhause für die Juden vorzufinden, das, hervorgegangen aus der harten Arbeit engagierter Siedler, die jüdischen Ideale hochhalten würde. Dennoch ging er, wie Willstätter, nur zu

Besuch nach Palästina, keineswegs in der Absicht, dort Zuflucht vor Nazideutschland zu suchen. Nach über einem Jahr unter Hitler glaubte Weltsch immer noch, dass die Juden innerhalb dieser «neuen Ordnung» eine Nische finden könnten.¹⁸ Mit dieser Überzeugung stand er nicht allein. Die Angst vor von Nazis angestachelten Gewaltausbrüchen ging in manchen Kreisen zurück, und prodeutsche Judengruppen hielten weiterhin an ihrem öffentlich geäußerten Optimismus fest, ihre Rechte im Dritten Reich verteidigen zu * können. Die deutsche Regierung schien ihr Augenmerk mehr auf die Probleme der Arbeitslosigkeit und Wiederbelebung der Wirtschaft zu richten als darauf, die Juden zu attackieren. Dennoch erwies sich für jene deutschen Juden, die tatsächlich auswandern wollten, Palästina nun als attraktiver: ungefähr ein Drittel aller jüdischen Flüchtlinge strebte jetzt dorthin.¹⁹ Weltsch konnte es gar nicht erwarten, über die Auswirkungen dieses jüngsten Exodus für seine Leser eine Art von journalistischem Frontbulletin zu verfassen.

Es war das Pessachfest, und Weltsch ging mit all dem glühenden Idealismus, der ihn seit seiner Jugend nie wirklich verlassen hatte, auf die Feier ein, die er in Jerusalem erlebte. Kühn betitelte er seinen ersten Bericht für die *Jüdische Rundschau* «Der Weg ins Freie». Darin erörterte er die Entwicklung Palästinas als «das Wesen des Judentums». In der kommenden Epoche werde Palästina eine «zentrale Rolle im jüdischen Leben» spielen, prophezeite er zutreffend.²⁰ Bei seiner Reise durch das Land konnte sich Weltsch des Staunens nicht erwehren, was jüdische Einwanderer aus Deutschland in so kurzer Zeit alles geleistet hatten. Überall wurden Felder bepflanzt, Ernten eingefahren, Gebäude errichtet, Städte gebaut.²¹ (Wir wissen nicht, ob Weltsch sich nach Rehovot wagte, um Richard Willstätter bei der Eröffnung des *Sieff Instituts* sprechen zu hören.) Vor seinen eigenen Augen wurden in Palästina jüdische Ideale in eine vitale, dynamische, blühende Gemeinschaft

umgesetzt. Für einen überzeugten Zionisten war es ein faszinierender Anblick. Weltsch mag sich gefragt haben, ob es in diesem aufblühenden Land eine Aufgabe für ihn gebe – einem Land voll Sonnenschein und Hoffnung im Vergleich zu dem höllischen Deutschland, aus dem er gekommen war. Mitte der 20er Jahre hatte er mit dem Gedanken gespielt, in Palästina eine Auflage der *Jüdischen Rundschau* herauszubringen, war aber zu dem Schluss gelangt, dass seine Loyalität in erster Linie Deutschland und dessen Juden gehöre.²² Obwohl dieses Gelobte Land nun grössere Reize bot, kam er 1934 zum gleichen Schluss. Sein Platz war in Berlin, an seinem Schreibtisch, wo er für die orientierungslose und bedrängte jüdische Leserschaft seiner Zeitung Worte der Ermunterung und des Stolzes fand. Weltsch würde den Weg nach Palästina weisen, aber ihn nicht selbst gehen, wie Vergil in Dantes *Divina Commedia*. Die guten Nachrichten würde er mit nach Hause bringen, damit andere daraus Nutzen zogen. Darin erschöpfte sich seine eigene Rolle.

Während seiner Nahostreise 1929 bekehrte sich Max Warburg zur Sache Palästinas. Zu Tränen gerührt durch das, was er damals sah, blieb er gegenüber dem Zionismus dennoch skeptisch. Er gewann die Überzeugung, dass die Juden nach Palästina gehörten, wenn auch – sowohl aus praktischen wie auch philosophischen Gründen – nicht *alle* Juden. Warburg war ideologisch gespalten, was seine Verpflichtungen als Jude anging. Der Aufbau Palästinas und die Linderung der Notlage seiner Glaubensgenoss(inn)en in der Diaspora lagen ihm gleich stark am Herzen. Darin bestand das Dilemma, Jude und zugleich in Nordeuropa tief verwurzelt zu sein. Warburg sah sich durchaus nicht in einem Rollenkonflikt, beide Aufgaben hielten sich in seinen Augen die Waage. Daher zog er gegen Zionisten wie Kurt Blumenfeld vom Leder, weil sie die Assimilierten attackierten und behaupteten, dass nur in Palästina die Lösung der jetzt drängenden «Judenfrage» liege.²³

Palästina, so dachte Warburg, könne einfach nicht alle deutschen Juden aufnehmen. Es sei jedoch für jene Juden, die nicht auswandern konnten – oder wollten – wichtig, dass sie ihre geistige Solidarität mit der Errichtung einer Heimstätte in Palästina bekräftigten. Indem er in den althehrwürdigen jüdischen Werten innere Kraft und Orientierung suchte, nahm der Hamburger Bankier, der einst als Deutschlands assimiliertester Jude galt, eine Position ein, die sich von der eines Robert Weltsch oder dessen Mentor Martin Buber keineswegs unterschied. Wie er so versuchte, jenseits der gegenwärtigen Krise tieferen Sinn und Rückhalt zu finden, klang Warburg fast wie der Mann, der sich als der moralische Anker der deutschen Judenschaft erwies, der Rabbiner Leo Baeck. In einem fünfseitigen Brief an Buber, geschrieben im Oktober 1933, schlug Warburg einen Ton an, der Wort für Wort aus einer von Baecks Reden hätte stammen können: «Wie stärke ich in mir das Judentum so, dass ich in die Welt treten kann, um für die Besserung der Menschheit zu kämpfen ... für die Verwirklichung der göttlichen Lehre im Alltagsleben ... um auf das Kommen des Messias vorzubereiten?»

Palästina, fuhr er fort, könne nur ein Zufluchtsort für diejenigen sein, die aus ihrer europäischen Heimat vertrieben würden. Es müsse ein mit «neuem Feuer» für die alten jüdischen Lehren beseeltes Land sein, ein Mekka jüdischer Wiedergeburt.²⁴ Nachdem er diese Auffassungen zum Ausdruck gebracht hatte, verteidigte Warburg dann jene Juden – einschliesslich seiner selbst –, die sich nicht dafür entschieden, diese Flammen im Heiligen Land zu entzünden. «Es sollte nicht traurig stimmen, Jude in Deutschland zu sein», schrieb er und antwortete damit indirekt den Zionisten, die ausserhalb Palästinas lebende Juden als bemitleidenswerte Unglückliche hinstellten. Die Juden hätten während der Aufklärung eine «unauslöschliche Leistung» erbracht, aber ihre Emanzipation sei nicht in «Fleisch und Blut» übergegangen.

Nun stehe ihnen eine grosse Aufgabe bevor – ein neuer Kampf um Freiheit und Würde, ein Kampf, der diesmal nicht auf der Verleugnung des Judentums beruhe, sondern auf dem offenen Bekenntnis zu ihm.²⁵ Durch das Judentum würden die Juden unter Hitler wieder zu sich finden, so wie es jene, die in Palästina lebten, erhebe.

Das Judentum sei ausserdem ein Dach, unter dem sich nun alle in Deutschland bleibenden Juden zusammenfinden müssten, denn sie könnten nur überleben, wenn sie zusammenhielten. Auf der praktischen Ebene war Warburg fest entschlossen, die Juden durch die Schaffung einer zentralen Organisation zusammenzuschweissen – die *Reichsvertretung der deutschen Juden*. Da er Mitte des Sommers 1933 zu der Überzeugung gelangt war, dass ein fruchtbarer Dialog mit der deutschen Regierung in nächster Zukunft nicht zustande kommen werde,²⁶ setzte Warburg sein ganzes Organisationstalent und all seinen persönlichen Einfluss daran, das gegenseitige Sich-in-den-Rücken-Fallen der verschiedenen jüdischen Gruppen zu beenden und sie zu ihrem gemeinsamen Besten zusammenzubringen. Dies war in Warburgs Augen die einzige Chance, die die Juden hatten, wenn sie den langen Kampf gewinnen wollten, bei dem es um die Wiedererlangung ihrer Rechte und die Bewahrung ihrer wirtschaftlichen Basis ging. (Warburg sah sich in seiner Überzeugung von der Notwendigkeit innerjüdischen Zusammenhalts bestätigt, als er im August an der Spitze einer Delegation deutscher Juden nach London fuhr, um von britischen Glaubensgenossen finanzielle Hilfe zu erbitten, und eine Abfuhr erhielt.²⁷ Deutschlands Juden, das erkannte er nun ganz deutlich, würden aufeinander angewiesen sein.)

Statt des «kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten» kam nun vielen Juden die Losung «Einigkeit» von den Lippen, als immer mehr von ihnen sich damit abfanden, dass die liberale Ara gesetzlich geschützter Rechte ein für allemal vorbei war.²⁶ (Im

privaten Kreis äusserte Hitler inzwischen, er wolle die Juden «ausgelöscht» sehen.²⁹⁾ Völlig veränderte Umstände riefen nach einer kollektiven Antwort neuer Art, selbst wenn der Wunsch, enger zusammenzurücken, nach der alten Ghettomentalität schmeckte. Um zu dieser Einheit zu gelangen und sich der neuen Ordnung «anzupassen», waren die Juden durchaus bereit, dieselbe autoritäre Führung ins Auge zu fassen, die ihre «arischen» Landsleute in Hitler begrüsst hatten. In der Ausgabe der *Centralverein Zeitung* vom 15. August schlug der gemässigte Werner Senator genau dieses «Führerprinzip» vor, «das die jüdische Gemeinde innerhalb des neuen Staates in Ordnung bringt, um unsere Existenz mit Stolz zu sichern.»³⁰⁾

Weit verbreitet war die Auffassung, dass die gegenwärtigen Judenführer, die ihre Zeit mit Streitereien über Nichtigkeiten vertaten, einer solchen Aufgabe nicht gewachsen seien und dass erst andere, wirklich überzeugende Persönlichkeiten hervortreten und sie erfüllen müssten. Warburgs Name gehörte zu jenen, die in dieser Suche nach einem überragenden Wortführer häufig auftauchten. Im August 1933 schrieben drei prominente Kölner Juden an Warburg und baten ihn, in der Führung der deutschen Juden für die fehlende «Stärke» zu sorgen: Er war eine Persönlichkeit, die in allen Lagern geehrt wurde, und sowohl für die Zionisten als auch für die assimilierten Juden annehmbar.³¹⁾

Aber Warburg war an einer solchen Führungsrolle nicht interessiert. Er war eben doch letztlich Bankier – ein Meister der diskreten Verhandlung und der sanften Überredungskunst – keiner, der sich wohl fühlte, wenn er es mit den entflammenden Leidenschaften grosser öffentlicher Versammlungen zu tun hatte. (Ausserdem befürchtete Warburg, dass ihm die Nazis wegen seiner engen Verbindungen zu politischen Persönlichkeiten aus der Weimarer Republik am Zeug flicken könnten.³²⁾ Bei einem Treffen

von zwanzig führenden jüdischen Persönlichkeiten, das am 20. August in einer Essener Synagoge stattfand, lehnte Warburg die Leitung der vorgeschlagenen *Reichsvertretung der deutschen Juden* entschieden ab und empfahl einen Mann, der aufgrund seiner moralischen Autorität weithin geachtet war: Leo Baeck. Drei Vorsitzende der jüdischen Gemeinde von Essen – Georg Hirschland, Ernst Herzfeld und Hugo Hahn – waren ein paar Tage vorher zum selben Schluss gekommen, da sie Baeck für den einzigen von der liberal geführten Berliner Gemeinde genügend unabhängigen Führer hielten, von dem nicht anzunehmen war, dass sie ihn zum Werkzeug machte, um die übrige deutsche Judenschaft zu dominieren. Zudem bewunderten sie Baecks weltoffene Einstellung (seine Unterstützung für Palästina ebenso wie sein Gewicht unter den liberalen Juden) und seine versöhnliche Art, die einige Bedenken überwog, er sei durch andere Verantwortungen zu sehr belastet und besäße nicht die für einen starken Führer «notwendige Resolutheit».³³

So gelang es Hirschland, Herzfeld und Warburg (der für den *Hilfsverein der deutschen Juden* sprach) während des vierstündigen Treffens am 20. August, bei dem Vertreter aller grossen jüdischen Organisationen – mit Ausnahme der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* – anwesend waren, Hermann Stahl, das Oberhaupt der Berliner Gemeinde, zu überreden, Baecks Führerschaft anzuerkennen. Baeck hatte zuvor schon seine Bereitschaft erklärt, diese enorme Herausforderung anzunehmen und, falls erforderlich, auf seine anderen Pflichten zu verzichten. Er stimmte auch der Gesamtstrategie der *Reichsvertretung* zu, die schulische Ausbildung und die Emigration jüdischer Jugendlicher zu fördern, die in Deutschland mit Sicherheit keine Zukunft haben würden.³⁴

In Gedanken hatte Baeck seine Glaubensgenossen klar in zwei Gruppen eingeteilt. Da gab es die über Dreissigjährigen, die, wie er, hier fest verwurzelt und beruflich etabliert waren und die fami-

liäre und andere Bindungen an Deutschland hatten. Sie würden im Grossen und Ganzen hierbleiben, egal, mit welchen Demütigungen oder Ungeheuerlichkeiten die Nazis sie überschütteten, weil hier ihre Heimat war. In einem fremden, fernen Land ganz von vorne anzufangen, kam für die Juden seiner Generation einfach nicht in Frage.³⁵ Sie würden ihre Tage auf deutschem Boden beschliessen, die letzten Überbleibsel einer einstmals pulsierenden tausendjährigen jüdischen Präsenz. Dann gab es da die jüngeren Juden – vielleicht ein Drittel der gesamten Gemeinschaft.³⁶ Sie stellten eine stetig abnehmende Gruppe innerhalb einer alternden Gemeinde dar, waren noch flexibel, ungebunden und unerschrocken. Palästina lockte sie wie ein Leuchtturm Seefahrer in einem Sturm. An Bord des deutschen «Schiffes» hatten sie praktisch keine Hoffnung, Arbeit zu finden oder sich ein Leben aufzubauen. Ja, die Politik der Nazis kostete sie sogar Arbeitsplätze zugunsten älterer Juden mit Familien. Für diese jüngeren Juden und für das Überleben der Gemeinde bedeutete die Emigration und die Schaffung einer nationalen Heimstätte einen mächtigen Ansporn. Das Problem würde sein, wie man sie aus dem Land bekam – ohne im Ausland antisemitische Reaktionen zu provozieren.³⁷

Weil er die Gemeinde in Altersgruppen zerfallen sah, stellte sich Baeck die Antwort auf die Nazi-Bedrohung zweigleisig vor. Die älteren Juden würden sich moralisch wappnen, indem sie enger zusammenrückten und die Antisemiten in Schach hielten, während den jüngeren die Flucht ins Ausland gelänge. Als daher der in Jerusalem lebende Zionistenführer Arthur Ruppin Mitte August nach Berlin kam und seinen Plan, 250.000 Juden in Palästina neu anzusiedeln, kurz vorstellte, fand er damit bei Baeck, Stahl und anderen deutschen Judenführern (darunter auch Robert Weltsch) zumindest vom Grundsatz her Unterstützung.³⁸

Zu dieser Entscheidung über das Schicksal der Gemeinde ge-

langte man angesichts der Tatsache, dass die Nazis im Laufe des Sommers die Zügel der Macht anzogen und mit einer Zunahme antisemitischer Zwischenfälle und politischer Ausgrenzungsmassnahmen zu rechnen war. Konservative Gruppen wie der *Stahlhelm* liessen sich von den Nazis vereinnahmen, und die Hoffnung, Hitler Einhalt gebieten zu können, schwand dahin. (Wie Bella Fromm in ihrem Tagebuch notierte: «Die Auflösung greift um sich. Alle Lager und Klassen wechseln zu Braun.»³⁹) Nachdem der Führer erklärt hatte, dass die «revolutionäre» Phase der Nazibewegung vorbei und in eine Ära der «Ordnung» übergegangen sei, legte sich die Angst vor gewalttätigen Ausschreitungen etwas, aber diese Erleichterung wurde sofort wieder gedämpft, als Hitler bekräftigte, Nation und Volk seien voneinander untrennbar. In Hitlers «totalem Staat» würden die Juden nach und nach, aber nichtsdestoweniger entschlossen ausgemerzt werden.⁴⁰

Auf die Vertreibung der Juden aus den Eliteberufen folgten nun andere, ähnliche Massnahmen. Indem sie eine Arierklauseleinführte, schloss die Deutsche Arbeitsfront die Juden aus, und die meisten Fabrikarbeiter jüdischer Herkunft wurden entlassen. Die deutsche Filmindustrie verfuhr ebenso. Der Besitz jüdischer Emigranten konnte nun von der Regierung gesetzlich beschlagnahmt werden. Die nach 1918 vollzogene Einbürgerung von Juden wurde rückgängig gemacht. Es kursierten Gerüchte, dass ein weiterer Wirtschaftsboykott bevorstehe.⁴¹ Juden war nunmehr auch der Zutritt zu öffentlichen Parkanlagen verwehrt, und der amerikanische Diplomat George Messersmith meldete nach Washington, dass ein neues Gesetz erwogen werde, das den Juden die deutsche Staatsbürgerschaft aberkennen würde.⁴²

Die Unterstützung, die Baeck und andere assimilierte Juden der Auswanderung nach Palästina angedeihen liessen, erwuchs aus ihrer nüchternen Einschätzung der Zukunftsaussichten in Deutschland. Aber sie gründete sich auch auf deutliche Hinweise

von Seiten der Nazi­partei und der deutschen Regierung, aus denen hervorging, dass sie diesen Exodus guthießen. Im Juli 1933 brachte der *Völkische Beobachter* zum Beispiel einen Artikel heraus, der das politische Ziel der Zionisten, die Emigrant­enflut nach Palästina noch zu vermehren, ausdrücklich billigte.⁴³ (Etwa zur gleichen Zeit verriet Leo Baeck einem Besucher, dass das Naziregime einen jüdischen Exodus «begrüssen» würde.⁴⁴) Auf diesen Artikel hin ging etwa einen Monat später eine Anweisung des Wirtschaftsministeriums heraus, in der den Juden erlaubt wurde, mehr Geld mit nach Palästina zu nehmen als das erforderliche Minimum von 1'000 Pfund.⁴⁵ Da sie sich darauf festgelegt hatten, den Juden einen Platz im Dritten Reich zu verweigern, waren die Nazis offenbar zu gewissen Zugeständnissen bereit, um die Juden aus dem Land zu bekommen, und dazu, falls erforderlich, auch Druck auszuüben.⁴⁶ Eine konsequente, in sich stimmige Politik der Nazis gegen die Juden hatte es bis zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben. Sie hatten die Juden verleumdet, eingesperrt, aus ihren Arbeitsverhältnissen getrieben und ihre Geschäfte boykottiert, aber keine dieser Massnahmen ging auf einen klaren Plan zurück, wie mit der lästigen Anomalie einer «rassisch fremden» und als feindlich betrachteten Minderheit umzugehen sei, die in einem Staat lebte, der seine Identität – und seinen Anspruch auf Untertanenpflicht – auf Prinzipien der Rasse und des Volkstums stützte. Dass radikale Kräfte in der NSDAP die Juden als «Gewürm» bezeichneten und Deutschland von ihnen befreien wollten, war eine Sache, aber wie dieses Ziel zu erreichen sei, stand auf einem ganz anderen Blatt. Und die Parteiführer waren nach wie vor uneins darüber, ob es unter wirtschaftlichem Aspekt klug sei, die Juden aus dem Land zu treiben. Zudem fürchteten sie noch immer die negativen diplomatischen Folgen eines solch drastischen Vorgehens. Die «Judenfrage» har­te noch immer einer Lösung.

Merkwürdig erscheint es da, dass die Juden die ersten waren, die eine solche Lösung vorschlugen. Am 21. Juni 1933 gab die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* eine Erklärung heraus, in der sie ihre Position gegenüber dem neuen Regime umriss: Auch die Zionisten machten sich diese Erneuerung des *Volkslebens* oder rassistisch bewussten Lebens zu eigen. Was für die Deutschen richtig war, musste auch für die Juden gelten dürfen. Obwohl die deutschen Zionisten dafür eintraten, dass es den Juden freistehen sollte, sich in «fruchtbaren Aktivitäten fürs Vaterland» zu engagieren und loyale (und geduldete) Staatsbürger zu bleiben, stellten sie als langfristige Lösung in Aussicht, die deutsch-jüdischen Bindungen durch einen Massenexodus von Juden nach Palästina zu «normalisieren». ⁴⁷ Während einer Übergangsphase bis zu diesem Exodus würde den Juden gesetzlicher Schutz und das Recht, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, gewährt. (Es ist interessant, dass in einem Aufsatz mit dem Titel «Die Sonderstellung der Juden», der ein paar Tage später erschien, Robert Weltshs *Jüdische Rundschau* nicht darauf bestand, dass Juden ihre Heimat verliessen; stattdessen strebte er eine Regelung des Status von Juden an, die «mit dem Charakter des neuen Staates in Einklang» stehen und den Juden «eine irrevocable Existenzmöglichkeit» darin geben würde. ⁴⁸)

Pläne zur Auswanderung von Juden gefielen den Nazis, da aus ihnen ja schliesslich ein «*judenfreies*» Deutschland hervorgehen werde. Aber das «schliesslich» war immer noch ein bedeutender Haken an der ganzen Sache: Die logistischen Schwierigkeiten (und Einwanderungsbeschränkungen), die überwunden werden mussten, wenn man mehrere hunderttausend Juden ins Ausland umsiedeln wollte (gar nicht zu reden davon, dass man sie erst dazu überreden musste), waren ungeheuer, und keine Regierungsbehörde machte Anstalten, einen durchführbaren und bezahlbaren Plan vorzulegen, wie sie zu beheben wären. So konnte das Nazire-

gime fürs Erste nichts Besseres tun, als die Emigration dadurch zu fördern, dass es seinen Juden das Leben in Deutschland noch schwerer und die Ausreisebedingungen noch verlockender machte.

In der Zwischenzeit konzentrierten sich die Energien der jüdischen Führung auf ein unmittelbareres Anliegen – «die Bewahrung und Stärkung» jüdischen Lebens in Deutschland, wie es der *Zentralausschuss der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau* unter der Leitung von Leo Baeck in einem Hilfsgesuch an den *Central British Fund for German Jews* im Juli 1933 formulierte.⁴⁹ Viele, wenn nicht alle jüdischen Führer (einschliesslich Leo Baeck und Max Warburg), sprachen sich dafür aus, dass die Auswanderung in geordneten Bahnen vonstatten gehe, um eine Wiederholung der «chaotischen» Flucht ins Ausland zu vermeiden, die unmittelbar nach Hitlers Machtergreifung erfolgt war. Jene Juden, die sich zu einer Kurzschlussreaktion hatten hinreissen lassen und den erstbesten Zug zur Grenze genommen hatten, mussten bald erkennen, dass sie für ein Leben auf fremdem Boden überhaupt nicht vorbereitet gewesen waren. Der Übergang war nicht glatt verlaufen. Dies trug mit dazu bei, dass so viele Emigranten im Laufe des Jahres 1933 nach Deutschland zurückkehrten. Wenn die künftige Auswanderung nach Palästina und anderswohin erfolgreich verlaufen sollte, würden die Juden zuerst neue Kenntnisse erwerben, neue Berufe und neue Sprachen erlernen müssen. Die Führer der Juden mussten potentielle Gastgeberländer beruhigen, dass ihre Küsten nicht von einer Welle jüdischer Flüchtlinge überflutet werden würden. (Neben anderen hegte auch Baeck die Befürchtung, dass in einem solchen Massenexodus Juden von der «übelsten Sorte» zu stark vertreten sein würden.⁵⁰)

Es war für Baeck ganz natürlich, sich mit ganzer Kraft für seine heimgesuchte Gemeinde zu engagieren und deren Bedrängnis zu lindern. Mochte er auch insgeheim zu dem Urteil gekommen sein, dass die Juden in Deutschland dem Untergang geweiht waren, so

glaubte er doch auf einer anderen, philosophischen Ebene noch immer an geschichtliche Kontinuität, an die zyklische Wiederkehr von Verfolgung und Erneuerung, wie die Juden sie seit Jahrhunderten immer wieder durchgemacht hatten, und er empfand es als seine Pflicht, sich diesen tröstlichen Gedanken stets ins Gedächtnis zu rufen. Als jüdischer Gelehrter und Rabbiner konnte Baeck nicht so ohne Weiteres die Lehre verwerfen, dass die Menschen durch ihre ungebrochenen Bindungen an frühere Generationen und ihre Verantwortung gegenüber den nachfolgenden geformt seien. Dieser Glaube war es, für den er öffentlich eintrat. In einer im April 1934 in einer Münchener Synagoge gehaltenen Rede über den «Sinn der Geschichte» machte er dieses Credo deutlich: Die Juden könnten diese endlose Geschlechterkette, die sie an die Vergangenheit binde, ebenso wenig durchbrechen, wie sie ihren Bund mit Gott lösen könnten.⁵¹

Baeck fühlte sich dadurch ganz persönlich angesprochen. Er sah sich als einen geistigen Führer, der es mit einer ungewöhnlichen historischen Krise zu tun hat. Das Schicksal der deutschen Juden wurde ihm anvertraut, und er musste dafür Sorge tragen, diesem anvertrauten Gut gut zu dienen, indem er mit Fingerspitzengefühl das Gleichgewicht zwischen notwendiger Veränderung und Tradition herstellte, genauso wie er sein Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland mit seiner wachsenden Bindung an eine jüdische Heimstätte in Palästina in Einklang brachte. In einem gewissen Sinn war Baeck der Gefangene der vermittelnden Vaterrolle, die er bisher in der jüdischen Gemeinschaft gespielt hatte. Inmitten eines von ideologischen Auseinandersetzungen und persönlichen Rivalitäten zerrissenen jüdischen Volks stand Baeck abseits als ein Mann von Geist, moralischer Stärke, persönlicher Würde, Mitgefühl und Demut, der bereit war, das Wohl anderer seinem eigenen voranzustellen, sich alle Standpunkte anzuhören und eine gemeinsame Basis zwischen ihnen zu finden. Mit seinem

sorgfältig gestutzten Bart, seiner eindrucksvollen, ein Meter achtzig grossen Gestalt, seinem tadellosen, strengen Anzug und der Haltung eines Propheten aus dem Alten Testament verkörperte Baeck einen gedämpften Stolz, der dem Bedürfnis seiner jüdischen Glaubensgenossen nach Selbstachtung entsprach, das aus den Demütigungen erwuchs, die sie in Hitlerdeutschland täglich erlitten. Im Grunde seines Herzens war er auch zuversichtlich, was die menschliche Natur anging, und deshalb überzeugt, dass die Juden langfristig überleben würden. Er verstand das Judentum als eine «Religion des ethischen Optimismus»⁵² und glaubte, dass jene deutschen Juden, die ihre geistigen Wurzeln einst verschämt verborgen gehalten hatten, in ihnen nun eine Quelle immer neuer Kraft fänden. Genau diese Juden hatten in Baeck ein Musterbeispiel sowohl dieses Glaubens als auch ihrer eigenen tragischen Zwickmühle – durch Wesen, Geschichte und patriotische Gefühle an Deutschland gebunden und dennoch aufgrund der ihnen aufgezungen Bedingungen genötigt, eine andere, neue Identität anzunehmen und sich anderswo in der Welt ein neues Zuhause zu suchen. In dieser Rolle sprach Baeck am direktesten jene Juden an, die im Kaiserreich geboren waren. In Uniform hatten diese älteren Juden vor einer Generation ihrem Kaiser gedient, hatten die Möglichkeiten der Weimarer Republik genutzt, um beruflich voranzukommen, und waren ins Grossbürgertum aufgestiegen und dort zu Wohlstand gelangt, wobei sie sich ihres Judentums nur am Rande bewusst gewesen – und von ihm kaum behindert worden waren. Sie hatten Familien gegründet und sie heranwachsen sehen, und nun mussten sie zusehen, wie ihre sichere, fast idyllisch anmutende Welt und ihr Glaube an sie innerhalb weniger unglaublicher Monate sich in Nichts auflöste, so als sei alles die ganze Zeit über nur eine verlockende Fata Morgana gewesen. Bar jeglicher hoffnungsvoller Zukunftsvision sehnten sie sich nunmehr nach den ru-

higen, tröstenden Worten Leo Baecks. Mochte kommen, was wollte, er würde seiner Herde zur Seite stehen, und sie würden bei ihm bleiben.

Als faktisches Oberhaupt der deutschen Juden war Baeck nicht frei von Fehlern. Eben weil er die Gabe besass, in innerjüdischen Konflikten als Vermittler aufzutreten, wirkte er oft schüchtern und scheute sich, den anderen seine eigene Meinung aufzudrängen oder die Richtung vorzugeben. Seine persönliche Bescheidenheit konnte zuweilen als mangelndes Selbstvertrauen missverstanden werden. Sein Auftreten in der Öffentlichkeit war steif und distanziert, seine Stimme, wenn er Reden hielt, unnatürlich und fistelig. Ferner war Baeck ein Mann der Wissenschaft und ein frommer Mensch, kein Politiker. Er hatte wenig Erfahrung mit den Kopfzerbrechen bereitenden Problemen, die tagtäglich anfallen, wenn man eine grosse Organisation leitet, und es fehlte ihm an dem starken persönlichen Charisma, das einem Führer helfen konnte, die gegenwärtige Entzweiung zu überwinden und die Einheit herzustellen, die Deutschlands Juden schon seit so langer Zeit abging. Gewiss entsprach Baeck nicht dem Bild eines «Führers» à la Hitler – und laut Robert Weltsch brauchten die Juden ein derartiges Oberhaupt, wenn sie ihr sinnloses Gezänk jemals beenden wollten⁵³ –, doch er war derjenige unter den Juden, der einer gewissen Führergestalt noch am nächsten kam.

Der Berliner Rabbiner betrachtete das Judentum als eine Religion der Tat: Gottes Lehre werde erfüllt durch das, was der einzelne Mensch schafft, wie er handelt. Es war eine Verpflichtung, vor der er sich jetzt nicht drückte. In gewissem Sinne verlegte er all das, was er bisher mit seinem Leben gemacht hatte, nur auf eine grössere Bühne und dehnte seinen Wirkungskreis aus. Am 17. September 1933 – in derselben Woche, in der amerikanische Chemiker in Chicago Richard Willstätter feierten – wurde die *Reichsvertretung der deutschen Juden* ins Leben gerufen, und Leo

Baeck machte sich zuversichtlich daran, seine Hauptziele zu verwirklichen. Das erste galt der Zusammenführung der Juden. Zwei grosse jüdische Gruppen hatten bereits zum Ausdruck gebracht, dass sie über diese neue zentrale Organisation und deren Führung gar nicht glücklich seien. Das waren einerseits die Zionisten, die der *Reichsvertretung* unterstellten, der jüdischen Gemeinschaft erneut ein ungläubwürdig gewordenes Assimilationsdenken aufdrängen zu wollen, und es waren andererseits die Oberhäupter der Berliner Gemeinde, die sich in der neuen Körperschaft nicht stark genug vertreten sahen.⁵⁴ (Orthodoxe Juden – eine winzige Minderheit in Deutschland – und der rechtsgerichtete *Verband nationaldeutscher Juden* weigerten sich ebenfalls, der Organisation beizutreten.) Die Haltung der Zionisten war paradox, weil die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* schon seit Langem danach trachtete, die deutschen Juden in einer Organisation zu vereinigen, um so ihre gemeinsame Identität zu bekräftigen und eine gemeinsame Verteidigung gegen antisemitische Attacken aufzubauen. Jetzt, wo das Interesse an jüdischer Identität und Zionismus vehement stieg (um alle, die 1933 *Rosch Haschanah* begehen wollten, unterzubringen, mussten in Berlin dreiunddreissig Theater und Säle gemietet werden⁵⁵), wollten die deutschen Zionisten ihren Anspruch durchsetzen, die dominierende Kraft im jüdischen Leben Deutschlands zu sein, und hatten keine Lust, zu Mitläufern einer zerrütteten Bewegung zu werden. Baeck versuchte, den Zionisten entgegenzukommen, indem er einige Punkte aus ihrem Forderungskatalog übernahm. So unterstützte die *Reichsvertretung* beispielsweise die Gründung weiterer jüdischer Schulen, um junge Juden mit ihrem Erbe innig vertraut zu machen, und die Schaffung von Berufsbildungsprogrammen, um sie für ein neues Leben in Palästina auszubilden.⁵⁶ Wie von Martin Buber gedacht, sollten die Schulen auch eine geistige Zuflucht sein, die den Juden Kraft geben würde, sich gegen ihre feindliche Umwelt zu behaupten.

ten.⁵⁷ Doch nicht genug der Zugeständnisse: Baeck überliess den Zionisten obendrein noch zwei Sitze im Beirat der Reichsvertretung und kündigte an, dass er bereit sei, «ideologische Differenzen zu respektieren», solange alle für die gemeinsame Sache kämpften.⁵⁸ Die Zionisten nahmen diesen Ölzweig an und kamen an Bord. Trotz persönlicher Antipathie zwischen Baeck und Hermann Stahl, dem Oberhaupt der Berliner Gemeinde, zog deren Führung widerwillig nach, wobei Baeck versprach, ihnen mehr Macht, aber nicht die Gesamtkontrolle einzuräumen.

In ihrer ersten Proklamation schlug die Reichsvertretung einen nüchternen Ton an. Auffälligerweise war darin nichts von der übertrieben optimistischen Rhetorik der Assimilationsverfechter zu hören, die so gern von einer «Rückkehr zur Normalität», zum Status quo ante sprachen: « In einer Zeit, die so hart, schwierig und kritisch ist wie noch keine in der jüdischen Geschichte, aber auch bedeutungsvoll, wie es nur wenige Zeiten waren, sind wir durch einen gemeinsamen Beschluss der Nationalen Vertretung der jüdischen Gemeinden, der grösseren jüdischen Organisationen und der grossen jüdischen Gemeinden Deutschlands mit der Leitung und Vertretung der deutschen Juden betraut worden ... Wir müssen uns ein klares Bild von dem [neuen Regime in Deutschland] machen und dürfen uns keiner Täuschung hingeben. Nur dann werden wir in der Lage sein, jede ehrbare Möglichkeit zu erkennen und um jedes Recht, um jeden Platz, um jede Chance zu kämpfen, hier weiterzuleben ... Es gibt nur einen Bereich, in dem wir unsere Ideen in die Tat umsetzen, unsere eigenen Ziele verfolgen dürfen, aber es ist ein entscheidender Bereich: der Bereich unseres jüdischen Lebens und unserer jüdischen Zukunft. Hier liegen die Aufgaben, die uns am deutlichsten vorgezeichnet sind.»⁵⁹

«Mit aller Leidenschaft fürs Judentum» wurden die Juden gebeten, sich gemeinsam hinter die neue Organisation zu stellen und

mitzuhelfen, damit sie ihre Ziele erreiche. Angesichts des breiten Spektrums jüdischer Meinungen, das die Reichsvertretung umfasste, waren diese Ziele notwendigerweise eklektisch – sie reichten von der Förderung des Palästina-Aufbaus über das Anliegen, den Wert der Juden «als arbeitnehmende und arbeitgebende schaffende Gemeinschaft» für die deutsche Wirtschaft unter Beweis zu stellen, bis hin zu dem rührenden Versprechen, die Nichtjuden zu achten, «mit denen wir uns in der Liebe und Treue zu Deutschland begegnen».⁶⁰

Durch die *Reichsvertretung* war Leo Baecks Schicksal endgültig mit Deutschland verknüpft: Seine Übernahme der Führung der jüdischen Gemeinschaft bedeutete, dass er nie das Land verlassen würde, bis er, wie er später schwor, als letzter Jude auf deutschem Boden zurückblieb. Sein Leben und das der Gemeinde waren nun miteinander verschmolzen. Aufrecht stand er da wie der Kapitän auf der Kommandobrücke eines langsam sinkenden Schiffes, unbeirrt und unbeugsam, taub gegen die anbrandenden Wogen.

Auch Max Warburg bezog Stellung auf dieser Kommandobrücke. Auch er bemühte sich eingehend, die *Reichsvertretung* zusammenzubringen. Hinter den Kulissen half er, den Widerstand einiger Gemeindeleiter sowie Stahls Abneigung gegenüber Baeck zu überwinden. Er überredete Baeck zur Präsidentschaft, gab bei der Wahl des Beirats der *Reichsvertretung* die Richtung vor und fand sich damit ab (was auch der nicht anwesende Richard Willstätter tat), dass diese Körperschaft ihre Mängel hatte. Aus all dem Verhandeln, Planen und Organisieren schien Warburg neue Kraft zu schöpfen und wieder etwas von seinem alten Optimismus zurückzugewinnen, der unter den persönlichen Rückschlägen, die er in den letzten paar Monaten erlitten hatte, schwer lädiert worden war.⁶¹ Wie Baeck, Weltsch und die meisten führenden Juden erkannte Warburg, dass eine starke, in einer Person konzentrierte,

wenn nicht gar diktatorische Führung für das Überleben der Gemeinde unabdingbar sei. Infolge seiner gleichzeitigen Arbeit beim *Hilfsverein* glaubte er an den Fortbestand des deutschen Judentums, egal, was in diesem Land geschehe. Die Bemühungen des *Hilfsvereins*, Einwanderungspapiere für Juden zu bekommen, gingen jedoch nur langsam weiter. Bei diesem Tempo, das Warburg in seiner Besonnenheit einem Exodus «in aufeinanderfolgenden Wellen» vorzog, würde es in den nächsten Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten, immer noch ein ziemlich grosses Kontingent von Juden in Deutschland geben.

Indem er für die jüdische Gemeinde arbeitete, rettete Warburg etwas Positives aus dem, was ihm widerfahren war, und machte aus der Not eine Tugend. Aus Aufsichtsräten getrieben, von der nichtjüdischen Hochfinanz geächtet, in der Nazipresse verunglimpft, mit Gewalt bedroht und dem Spott der Öffentlichkeit preisgegeben,⁶² weigerte sich der sechsendsechzigjährige Bankier weiterhin standhaft, den inständigen Bitten seiner Verwandten Gehör zu schenken und aus Deutschland wegzugehen. Dies hätte er als einen Akt der Feigheit empfunden.⁶³ Wie Baeck, Weltsch und viele andere bezog Warburg Kraft aus dem Glauben, den er für sich neu entdeckt hatte. Eine wahre jüdische Renaissance – eine zweite Emanzipation – die das jüdische Volk schützen und retten würde, könne nur aus einer Wiedergeburt religiösen Glaubens kommen, sagte er zu Martin Buber. Bei der Aufgabe, die vor ihnen lag, ergehe es den Juden nicht viel anders als dem deutschen Volk, glaubte Warburg: «Wie die Deutschen gegen falsche Schuldzuweisungen kämpfen mussten, so müssen sich die deutschen Juden gegen den Vorwurf zur Wehr setzen, an Ereignissen schuld zu sein, für die sie nicht verantwortlich sind.»⁶⁴ Religion werde die Grundlage jüdischer Einheit bilden, schrieb Warburg in einem Brief an Georg Hirschland.⁶⁵ Die Juden müssten zu den

Lehren der alten Propheten zurückfinden und sie auf ihre gegenwärtige Situation anwenden.⁶⁶

Da er sich für eine Wiederbelebung der Gemeinschaftsbande zwischen jenen Juden einsetzte, die unter den Nazis ausharren wollten, und zugleich jenen den Weg ebnete, deren Zukunft in Übersee lag, kam Warburg der «doppelten Aufgabe» nach, die, wie er es sah, den Juden von ihrem historischen Schicksal auferlegt war. Aber weil er für beide Ziele gleichermassen eintrat, zog er sich von den gegnerischen Lagern in der jüdischen Gemeinde schweren Tadel zu. Weder die Zionisten noch der ultradeutsche *Verband nationaldeutscher Juden* konnten eine solche Zwiespältigkeit hinnehmen. Als jemand, der – wie Leo Baeck – einen breiten jüdischen Konsens herstellen wollte, musste Warburg einen Weg finden, diese grossen Meinungsunterschiede zu respektieren, ohne die Gemeinschaft von ihnen auseinanderreißen zu lassen. Diese entmutigende Aufgabe lastete schwerer auf seinem Gemüt als alles, was die Nazis noch für ihn in petto haben mochten. Vor letzterer Gefahr fühlte sich Warburg immer noch durch seine Verbindung zu einigen der mächtigsten Persönlichkeiten in Nazi-Deutschland geschützt.

Wie viele andere Juden empfand Warburg ein Gefühl von Freiheit, wenn er an Aktivitäten teilnahm, die von der Gemeinschaft ausgingen. Als sie die Juden aus rassischen Gründen von der Volksgemeinschaft ausschlossen, hatten ihnen die Nazis logischerweise ein Mass an Autonomie und Unabhängigkeit überlassen, das in einem modernen totalitären Staat normalerweise nicht gewährt wird. Innerhalb der Zäune ihres «jüdischen Wildparks» waren Deutschlands verfeimte Juden relativ frei, ihren Geschäften nachzugehen. Damit sie ihr eigenes kulturelles Leben bewahren und aufrecht erhalten konnten, wurde ihnen im Juni 1933 erlaubt, den unabhängigen *Kulturbund deutscher Juden* zu gründen als ein Pendant zu der ideologisch einwandfreien *Kulturkammer* der Na-

zis. Ein Betätigungsfeld für jüdische Künstler, die auf deutschen Bühnen nicht mehr auftreten und in deutschen Orchestern nicht mehr spielen durften, leistete der *Kulturbund* einem Bewusstsein jüdischer Werte und Themen Vorschub, das in dem Nazistaat merkwürdig ungereimt anmutete.⁶⁷

Die jüdische Presse war ein anderes merkwürdiges Kapitel. Zwar hatte die Regierung auf jüdische Zeitungsverleger, wie zum Beispiel Robert Weltsch, Druck ausgeübt, damit sie sich mit Berichten über «Greuel», die angeblich den Juden zugefügt wurden, zurückhielten⁶⁸, und folglich wussten diese Zeitungsleute – wie auch ausländische Korrespondenten – nun, wo die Grenzen erlaubter Berichterstattung und Herausgebermeinung verliefen, jenseits deren sie auf eigene Gefahr handeln würden.⁶⁹ Aber abgesehen von diesen losen Leitlinien, die sie zu beachten hatten, konnten jüdische Zeitungen drucken, was sie wollten, im völligen Gegensatz zu der nazifizierten «arischen» Presse, die sich der Parteilinie sklavisch unterwerfen musste.⁷⁰ Kein Thema wurde von behördlicher Seite zum Tabu erklärt, und ein Redakteur wie Weltsch brauchte nur seinem Instinkt zu folgen, um zu entscheiden, welche Geschichten er herausbringen konnte, ohne den Zorn von Joseph Goebbels' Propagandaministerium auf sich zu ziehen.⁷¹ Was er drucken konnte, stimmte weitaus mehr mit den Tatsachen überein, als das, was in der deutschen Presse erschien. Das war zum Teil der Grund, weshalb die Auflagenzahl der *Jüdischen Rundschau* während der ersten Jahre des Dritten Reichs sprunghaft anstieg, mit Tausenden von Lesern, Juden im gleichen Masse wie Nichtjuden, die aus Hunger nach authentischen Nachrichten die Zeitung abonnierten.⁷² Im September verkaufte die Zeitung pro Ausgabe vierzigtausend Exemplare – das Zehnfache in den fünf Monaten seit dem berühmten Leitartikel über den «gelben Fleck».⁷³

Mehr am Herzen lag Weltsch die Nachricht, die seine Zeitung über die jüdische Erneuerung verbreiten konnte, in einer Zeit der Angst und verratener (assimilatorischer) Werte – eine Botschaft, die seine Leser gierig aufgriffen; die *Jüdische Rundschau* versorgte sie mit ihrem täglichen geistigen Brot. Nur indem sie diesen «neuen Geist» grundsätzlicher Einheit bejahten, konnten Deutschlands Juden die kleinlichen, «egoistischen» Dispute überwinden, die sie gegeneinander aufhetzten.⁷⁴ Neben seinen zionistischen Kampfgenossen nahm auch Weltsch viele Parallelen zwischen ihrer eigenen völkischen Philosophie und der Ideologie der Nazis wahr. Für beide Bewegungen definierte sich eine Nation über die Begriffe Rasse, Geschichte, Volkstum und kultureller Zusammenhalt.⁷⁵ Viele Zionisten, einschliesslich Weltsch, wollten in der Machtergreifung der Nazis in Deutschland nicht das bevorstehende Ende des deutschen Judentums (weil es rassistisch unvereinbar war) sehen, sondern deuteten sie eher als eine Einladung zu einem *modus vivendi* zwischen den beiden Völkern, basierend auf einer strikten Trennung, gegenseitigem Respekt und gemeinsamen Werten. Innerhalb ihrer eigenen Sphäre würden die Juden ihre besondere Identität durch wiederbelebte religiöse und kulturelle Traditionen vertiefen, indem sie ihre eigenen Schulen entwickelten, ihre eigenen Formen künstlerischen Ausdrucks pflegten und ihre eigenen gemeinsamen Organisationen schufen.

Weltsch ging es vor allem darum, die jüdische Erziehung zu fördern, besonders auf dem Grundschulniveau, damit den Kindern bereits in jungen Jahren Stolz und jüdisches Bewusstsein beigebracht würden.⁷⁶ Diese Haltung brachte ihn, der zeit seines Lebens Zionist gewesen war, paradoxerweise in die Lage, *nicht* für den Massenexodus jüdischer Jugendlicher nach Palästina einzutreten – einen Exodus, auf den Führungspersönlichkeiten des assimilierten Judentums wie Baeck und Warburg drängten. Tatsächlich lag

Weltsch mehr daran, hungrige jüdische Seelen mit jüdischen Werten zu nähren, als sie vor materieller Not und physischer Demütigung zu bewahren. Nazideutschland war ein Laboratorium, in dem sich dieser Prozess der Wiedergeburt rasch vollzog, und Weltsch war sein Hauptpublizist.

Vom ideologischen Gesichtspunkt her war der Rassenstaat der Nazis für Weltsch eine Rechtfertigung, die ihm lange verweigert worden war, hatte er doch die Assimilation als Lüge entlarvt – die Juden hatten sich für die Illusion, in der Diaspora akzeptiert zu werden, verkauft und dafür einen zersetzenden Minderwertigkeitskomplex eingehandelt. Endlich konnte Weltsch mit einer gewissen ruhigen Genugtuung erklären, dass der Liberalismus gescheitert sei. Endlich hörten die Juden auf das, was er schon die ganze Zeit gesagt hatte: Der einzige Weg, das «Judenproblem» zu lösen, bestand darin, dass sie sich stolz zu ihrem Judentum bekannten. Nur durch eine Bejahung dieser gemeinsamen Identität konnten sie die kleinlichen, «egoistischen» Interessen überwinden, die die Juden untereinander entzweiten.

In seiner von Triumphgefühl und Freude geprägten Hochstimmung vermochte Weltsch den drohenden Unterton in den Nazireden nur schwer herauszuhören, die refrainartig wiederholte Absicht, die Juden «loszuwerden». Anders als Kurt Blumenfeld und mehr auf Palästina hin orientierte Zionisten vermochte er nicht einzusehen, dass die zionistische Blütezeit unter den Nazis nur ein flüchtiger Nebeneffekt sein konnte, der in Kürze erstickt sein würde. In seinem idealistischen Denken war dieses jüdische Wiederaufleben *die* alles bestimmende Wirklichkeit nach 1933. Es hielt ihn davon ab, den Hass der Nazis gegen die Juden objektiv zu prüfen und zu begreifen, dass diese beiden sich in ein und demselben Land vollziehenden «Revolutionen» letztlich nichts miteinander zu tun hatten.

Stattdessen verfocht Weltsch weiterhin eine jüdische Koexi-

stanz innerhalb des Dritten Reichs. Er wollte sich von der Verfolgung dieses Ziels nicht durch nationalsozialistische Diffamierung und Zurückweisung abbringen lassen. In einem Aufsatz («Um die neue Emanzipation»), veröffentlicht im Juni 1933, erinnerte er daran, dass die *Jüdische Rundschau* die erste jüdische Zeitung gewesen war (das heisst, vor den Organen der jüdischen Rechten wie auch der assimilatatorischen *Centralverein Zeitung*), die erklärt hatte, «dass die Verbundenheit der deutschen Juden mit Deutschtum und deutschem Volk auch durch solche Ereignisse nicht zu lösen ist.»⁷⁷ Um jüdische Rechte unter Hitler zu schützen, strebte Weltsch einen Sonderstatus an, der ihnen «vollen Respekt als Menschen wie als Juden»⁷⁸ und «ihre legitime Lebenssphäre in Deutschland»⁷⁹ garantierte, ohne sie zu gejagten Parias zu machen. Dafür war er bereit, viele frühere «liberale» Rechte aufzugeben und die Richtigkeit der nationalsozialistischen Rassentheorie zu konzedieren.⁸⁰ Die Juden *sollten*, so vertraute er sich Martin Buber an, auf ihre Führungspositionen im deutschen Kulturleben und auf ihre sichtbare Präsenz im öffentlichen Dienst und im Hochschulbereich freiwillig verzichten. Sie sollten sexuelle Beziehungen mit «Ariern» unterlassen, um die beiden Rassen rein zu halten.⁸¹ Sie sollten sich auf einen Platz an der Peripherie des deutschen Lebens zurückziehen, ausserhalb der Volksgemeinschaft, dennoch aber (unlogischerweise) weiter im Staate bleiben können.

Da er diese Zufluchtsstätte ausgestalten wollte, ohne dabei deutsche Antisemiten gegen sich aufzubringen, suchte er seine Leser zu beeinflussen, in der Volksabstimmung im November über Hitlers Absicht, Deutschland aus dem Völkerbund zurückzuziehen und sein unausgesprochenes Ziel einer Wiederbewaffnung Deutschlands, um die ihm in Versailles entzogene militärische Macht wiederzuerlangen, mit Ja zu stimmen. Als «Staatsbürger», erklärte die *Jüdische Rundschau* eine Woche vor der Abstimmung, hätten die Juden keine andere Wahl, als ihre Regierung zu

unterstützen, wie «die deutschen Juden hinter jeder Regierung, die Deutschland repräsentiert, zu stehen haben».⁸² Mit dieser Haltung gab Weltsch die öffentlich geäußerten Auffassungen vieler anderer jüdischer Führer wider. Leo Baecks Dachorganisation, die *Reichsvertretung*) brachte einen ähnlich lautenden Aufruf zu der bevorstehenden Volksabstimmung heraus.⁸³ (Zum Teil war dies wohl das Ergebnis eines Treffens zwischen Sprechern der deutschen Juden und Regierungsbeamten, die angeblich antisemitischen Ausschreitungen nach der Abstimmung vorbeugen wollten.⁸⁴) Die jüdische Gemeinde fühlte sich ganz offensichtlich genötigt, ihren Patriotismus mit Begeisterung zur Schau zu tragen, selbst wenn sie es nicht freiwillig tat. Am Ende bekam Hitler die nahezu einhellige Unterstützung, die er für seinen ersten Schritt in Richtung Wiederbewaffnung und Krieg brauchte. Die Juden befanden sich unter den 95%, die mit «Ja» stimmten, was übrigens auch für die Insassen des Konzentrationslagers Dachau zutraf.⁸⁵

Fürs erste hatte Weltsch freie Hand, seine Leitartikelkampagne für eine jüdische Enklave innerhalb des Reichs zu führen. Abgesehen von einer Razzia in ihren Redaktionsstuben Mitte Juni, die mit einer Beschlagnahme zweier Ausgaben endete, war die *Jüdische Rundschau* (und die übrige jüdische Presse) von den sonstigen Eingriffen in jüdische Rechte wenig betroffen. Im Gegenteil, das Geschäft florierte.

Für sich persönlich gelang es Weltsch, die Anweisung vom Januar 1934 zu umgehen, die die Presseberichterstattung nur mehr Journalisten mit «Arier»-Nachweis gestattete. Er machte geltend, dass er, der ja als Jude für eine jüdische Publikation schreibe, von diesen Richtlinien ausgenommen werden müsse.⁸⁶ Nach einem fast einjährigen ergebnislosen Briefwechsel mit dem nazifizierten Reichsverband der deutschen Presse schaltete sich Goebbels ein und garantierte Weltsch das Recht, seinen Beruf auszuüben, wenn

auch unter Einschränkungen. (Obwohl er immer noch freien Zugang zum Propagandaministerium genoss, konnte Weltsch keine Pressekonferenzen mehr besuchen oder mit ausländischen Reportern zusammenkommen.⁸⁷⁾ Der Umstand, dass er dadurch in der Lage war, auch weiterhin seinen Lebensunterhalt zu verdienen, fiel bei Weltschs Entscheidung, in Berlin zu bleiben, ebenso – wenn nicht sogar noch mehr- ins Gewicht wie seine Überzeugung, dass dies der Ort sei, wo er im Grunde hingehörte. (Eine Verbindung, die er im Herbst 1934 einging, bestärkte ihn darin noch zusätzlich. Nachdem er drei Jahre lang Witwer war und seine beiden kleinen Kinder allein erzogen hatte, heiratete er wieder und zog mit seiner jungen Frau Suse in eine Wohnung mit Garten an der Charlottenbrunner Strasse im Nobelviertel Grünewald.)

Am anderen Ende der Stadt war Bella Fromm fast ebenso erfolgreich, dem sich senkenden Nazibeil auszuweichen. Noch immer kam ihr das hohe Ansehen ihrer Diplomatenfreunde zugute, die ihr die Treue hielten und deren Wort bei den Naziführern Gewicht hatte. Den Nazis erschien sie nützlich, weil sie sich von ihr gelegentliche Einblicke darüber versprachen, wie die ausländischen Diplomaten zum Dritten Reich standen.⁸⁸ Aber weder ihre «Nützlichkeit» noch ihre Freundschaften vermochten Fromm in Sicherheit zu wiegen. Bereits im März 1933 erhielt sie Hinweise, dass «sie [die Nazis] mich früher oder später aus der Presse werfen werden.»⁸⁹ Als Nazifunktionäre die *Vossische Zeitung* infiltrierten, um sie auf Parteilinie zu bringen, und dabei jüdische Journalisten und Redakteure hinausekelten, blieb sie verschont. Fromm produzierte weiterhin ihre erfrischenden Kolumnen über die Berliner Gesellschaft, die förmlichen Bankette und fröhlichen Cocktailparties, zu denen sie immer noch Einladungen erhielt, und schrieb über Berühmtheiten wie Magda Goebbels, obwohl es für niemanden an der Macht ein Geheimnis war, dass diese auf intimer Kenntnis beruhenden Berichte über das gesellschaftliche

Leben der Nazis von einer Jüdin verfasst wurden. (Als Goebbels sie einmal in sein Amt bestellte, so nicht um sie zu beschimpfen oder einzuschüchtern, sondern nur, um sie daran zu erinnern, dass sie bei ihrer Berichterstattung über eine bevorstehende Modenschau das deutsche Element entsprechend herauszustellen habe.⁹¹⁾

In grober Missachtung all der Barrieren, die Deutschlands neue Herrscher zwischen Juden und «Ariern» aufgerichtet hatten, mischte sich die beliebte und lebhaftige Bella Fromm weiterhin unter die Kreise, die in jenen Tagen als Berlins Elite galten, sass neben Präsident Paul von Hindenburg während eines Palmsonntagsgottesdienstes,⁹² traf Hermann Görings Geliebte (und zukünftige Ehefrau) bei einem Botschaftsdinner,⁹³ plauderte mit ihrer alten Freundin, der Nazi-Filmemacherin Leni Riefenstahl, an der Rennbahn⁹⁴ und besuchte einen vorweihnachtlichen Empfang für das NS-Winterhilfswerk auf Drängen eines Freundes aus der Partei, der betonte: «Auch wir kümmern uns um die Juden.»⁹⁵

Die Nazipolitik, die die Mitgliedschaft im *Reichsverband der deutschen Presse* (und folglich das Recht, als Journalist zu arbeiten) auf «Arier» beschränkte, ging jedoch auch an Bella Fromm nicht spurlos vorüber. Als ihr am 1. Januar 1934 das Ende ihrer journalistischen Karriere drohte, wurde «Frau Bella» von keinen Geringeren als dem Verteidigungsminister General Werner von Blomberg, dem Aussenminister Konstantin von Neurath und dem päpstlichen Nuntius Kardinal Eugenio Pacelli beruhigt, dass es nicht dazu kommen werde.⁹⁶ (Frau von Neurath meinte, Fromm könne sich das Leben erleichtern, wenn sie sich taufen liesse.⁹⁷) Aus Angst vor dem, was ihr unter dieser neuen Pressepolitik bevorstand, beging Fromms enge Freundin, die Journalistin Vera «Poulette» von Huhn, mit einer Überdosis Schlaftabletten Selbstmord. Von diesem Verlust sehr getroffen und besorgt, auch sie könnte eines Tages auf ähnliche Weise enden – «Wen werden

diese Bestien als nächsten umbringen?» kritzelte sie in ihr Tagebuch⁹⁸ – bewahrte Fromm dennoch kühlen Kopf. «Ich will nicht weglaufen, aber ich bin überzeugt, eines Tages bleibt uns keine andere Wahl mehr – die Notwendigkeit auszuwandern rückt immer näher.»⁹⁹ Stattdessen schwor sie sich, um ihren Job zu kämpfen, «zähen Widerstand» zu leisten, da sie glaubte, dass es ihre «Mission» in Deutschland sei, «durchzuhalten» den Juden zu liebe, die sich an sie wandten, damit sie ihnen helfe, an Visa zu kommen und aus dem Dritten Reich zu fliehen.¹⁰⁰ Ende des Jahres, während die meisten Berliner sich auf ihr Weihnachtsfest einstimmten – das erste unter Adolf Hitler –, brachte Bella Fromm zahllose Stunden damit zu, auf eine Unterredung mit Beamten vom *Reichsverband* zu warten und Gesuche aufzusetzen, dass man sie von der «Arier»-Klausel ausnehme.¹⁰¹

Aber Fromm hatte nicht so viel Glück wie Robert Weltsch, der mit Recht geltend machen konnte, ausschliesslich für die «jüdische Presse» zu schreiben, und daher ein Sonderfall war. Am 3. Januar 1934 teilte ihr der Chefredakteur der *Vossischen Zeitung* kurzangebunden mit, dass der Zeitung untersagt worden sei, weitere Artikel unter ihrer Verfasserangabe herauszubringen.¹⁰² Auch eine neue Flut von Briefen und alle guten Worte, die Franz von Papen, Werner von Blomberg und andere für sie einlegten, vermochten diese Entscheidung nicht rückgängig zu machen.

Goebbels schaltete sich persönlich ein und sagte, dass der Reichsverband seine Meinung nicht ändern werde.¹⁰³ Als sie begriff, dass ihr nun Arbeitslosigkeit bevorstand, zog Fromm kurz in Erwägung, Deutschland zu verlassen, aber das Bewusstsein, anderen Juden gegenüber eine Pflicht zu haben, hielt sie zurück. «Schliesslich», bekannte sie in ihrem Tagebuch, «habe ich eben die Pflicht, so lange zu bleiben, wie ich kann, um jenen Armen zu helfen, die ohne Beziehungen dastehen.»¹⁰⁴

Im Frühjahr 1934 stellte die *Vossische Zeitung* (ihr früherer Arbeitgeber) ihr Erscheinen ein, und Fromm gelang es, als Korrespondentin bei einer Illustrierten Arbeit zu finden, wo sie unter dem aristokratischen Pseudonym «Hubert von Eltville» veröffentlichte. Goebbels wusste anscheinend, wer sich hinter diesem Pseudonym verbarg, unternahm aber nichts, weil ihm ihre Geschichten gefielen. Später dann sollte Fromm sich selbst und ihre Tochter mit Artikeln über die Runden bringen, die sie für die englische und österreichische Presse schrieb. Selbst Nazizeitungen traten mit dem Angebot an Fromm heran, für Artikel über Berlins diplomatisches Korps anständig zu bezahlen, aber sie lehnte ab.¹⁰⁵ Diese Art von Arbeit hatte sie nicht nötig.

Als ungebundene Frau mit vielen mächtigen Verehrern, meinte «Frau Bella», selbst für sich sorgen zu können, auch unter diesen schwierigen Umständen. Die siebzehnjährige «Gonny» (Grete Ellen) war ein anderes Problem. Eine ausgezeichnete Skiläuferin und eine Schwimmerin, die sich Hoffnungen auf eine Teilnahme bei den Olympischen Spielen machen konnte (die Nazis würden sie nicht an den Start gehen lassen, weil sie kein Parteimitglied war, glaubte ihre Mutter), war Gonny auch Photographin und wurde unter den schützenden Fittichen ihrer Mutter herumgeführt, um bei eleganten gesellschaftlichen Zusammenkünften Photos zu schiessen. Aber die dauernde Anspannung, unter der die Juden in Hitlers Hauptstadt leben mussten, setzte ihr zu sehr zu. Im Frühjahr teilte sie ihrer Mutter unter Tränen mit, dass sie nicht mehr könne: sie müsse weg.¹⁰⁶ George Messersmith, der amerikanische Generalkonsul, stimmte zu. Nach einer Abschiedsfeier in der französischen Botschaft bestieg Gonny ein Linienschiff in die Vereinigten Staaten. Sie liess eine niedergeschlagene Bella Fromm zurück, die ihren trübsinnigen Gedanken nachhing: «Das Leben hat keinen Sinn mehr für mich, bis ich mein Kind

wieder bei mir habe.»¹⁰⁷ Dennoch fand Fromm einen gewissen Trost darin, anderen Notleidenden helfen zu können, die Gonny bald ins Ausland folgen würden.

Fromm hoffte weiterhin, dass konservative Kreise ausserhalb der Naziartei irgendwie ermutigt werden könnten, Hitler abzusetzen. Wie ein pflichtgetreuer Parteianhänger ging sie zu deren gesellschaftlichen Ereignissen, nur um von den inbrünstigen «Heil Hitler»-Grüssen deprimiert zu werden.¹⁰⁸ Wenn überhaupt, so widerstanden nur wenige ihrer Freunde im Adel oder im Militär noch den verführerischen Versprechungen des Führers oder kümmerten sich um das Elend seiner Feinde. (Einigen, die das taten, stand in ein paar Monaten ein blutiges Schicksal bevor.) Natürlich, «Frau Bella» war anders. Sie würden immer zu ihr halten, komme, was wolle. «Niemand wird unserer Bella etwas tun», hatte der französische Botschafter einmal zu ihr gesagt,¹⁰⁹ und wie ein oft wiederholtes Nachtgebet, hatte der Refrain dieser Worte etwas Tröstliches an sich, das ihr über den Tag half und sie in dem Glauben wiegte, dass es so sei. Sie würde sicher sein, wenn sie bliebe. Selbst als Fromm ihr Familiengrab in Kitzingen besuchte und feststellen musste, dass es geplündert und von Hakenkreuzen entstellt worden war und man vor dem jüdischen Friedhof einen Wegweiser angebracht hatte, auf dem die höhnischen Worte geschrieben standen: «Nach Palästina»¹¹⁰, zog sie nicht ernsthaft in Erwägung, sich anders zu besinnen.

Obwohl verwundbarer, meinte auch Hans-Joachim Schoeps, vor dem bevorstehenden Schlag geschützt zu sein. Sein Schutzschild war eher politischer denn gesellschaftlicher Natur, und er hielt ihn für stabil genug, um alle Schläge abzuwehren, die die Nazis auf «die Juden» noch niedergehen lassen mochten. Wie Fromm heftete er seine Hoffnungen auf den rechtsgerichteten deutschen Nationalismus – nicht als ein (antinazistisches) Gegen-

mittel zu Hitler, sondern als eine Bewegung, die seinen eigenen politischen und philosophischen Vorstellungen nahe genug kam, um ihn und seinen *Deutschen Vortrupp* als Verwandte im Geiste in die Arme zu schliessen, ungeachtet der unleugbaren Tatsache, dass er und seine Mannen Juden waren. Während 1933 hatte Schoeps mit dem *Stahlhelm* Fühlung aufgenommen, dessen soldatischer preussischer Konservatismus ihm sehr behagte, und im April, als er glaubte, er könne ein «Verhandlungspartner» der Nazis werden, hatte er seinen Plan entworfen, der den Juden einen rechtlichen Minderheitenstatus im Reich garantieren sollte.¹¹¹ Die Aufmerksamkeit, die ihm dieser Plan einbrachte, nährte Schoeps' Träume, eine nationalistische jüdische Avantgarde zu führen, geformt nach denselben bündisch-kameradschaftlichen Mustern wie der deutsche Nationalismus, bereit für den Tag, da der Antisemitismus der Nazis soweit abgeflaut sein werde, dass die Juden in die «Volksgemeinschaft» aufgenommen würden.¹¹²

In der Zwischenzeit wollte Schoeps danach trachten, sich und seine Anhänger von den anderen Juden zu unterscheiden, sowohl von denen, die nach «Assimilation um jeden Preis» riefen, als auch von den Zionisten, die von «Flucht» und einer neuen Heimstätte in Palästina sprachen. Verglichen mit diesen Juden war seine Bindung an Deutschland unverbrüchlich. «Unser heutiges, äusseres Los ändert daran keinen Deut», schrieb er stoisch in einem Artikel vom August 1933, «dass wir nicht eher Deutschland verlassen und nach Erez Israel ziehen werden, als bis am Tage der Ankunft des Messias die Posaune erschallt.»¹¹⁴ Schoeps behauptete, dass seine kleine Schar junger Juden die «Wahrheit» der jüdischen Situation unter den Nazis in einer Weise erkenne, wie keine andere Gruppe sie erfasse. Nur sein *Deutscher Vortrupp* sei «bereit für Deutschland», als gehorsame Soldaten, begierig, ins Gefecht zu ziehen, nur sie seien bereit, ihre «Deutschheit durch Leiden und Entbehrung zu beweisen». Nur sie würden unter allen

Umständen und um jeden Preis Deutschland die Treue halten. Um diese Botschaft in Umlauf zu setzen und breitere Unterstützung bei der jüdischen Jugend zu gewinnen, gab Schoeps ein Rundschreiben heraus, *Der Vortrupp*, der unentwegt die Ansicht wiederholte, dass nur Juden, die sich unter seinem Banner zusammenscharten, hoffen könnten, zu einer Übereinkunft mit Deutschlands antisemitischen Herrschern zu gelangen.

Mit dieser Auffassung bewegte sich Schoeps auf einem schmalen Grat. Indem er die Nazis so unverhohlen kopierte (Schoeps legte sich sogar den Titel «Führer» zu¹¹⁶), forderte er den Vorwurf heraus, quasi ein Nazi zu sein. Tatsächlich wurde Schoeps aus diesen Gründen mehr als einmal angegriffen. Im Januar 1934 geriet er in Schwierigkeiten, als er von dem in England beheimateten *Academic Assistance Council* ein Forschungsstipendium erhielt und ein Professor für jüdische Wissenschaften aus Cambridge über ihn sagte: «Dieser Mann ist ein Nazi!»¹¹⁷ Schoeps war verblüfft über die Anschuldigung und erwiderte dem Professor empört: «Wenn die deutschen Juden von dem gegenwärtigen Regime verkannt und ungerecht behandelt werden, ist das gewiss sehr schmerzlich, aber es ist etwas, das wir selbst mit unserer Regierung in Ordnung bringen müssen, und niemand kann sich da einmischen; wir wollen aus unserer Loyalität zu Volk und Vaterland nicht entlassen sein, selbst wenn man uns Unrecht antut.»¹¹⁸

Auf der anderen Seite lief Schoeps Gefahr, die Nazis gegen sich aufzubringen, weil er ihnen die Hand hinstreckte, ihrer auf Rasantrennung beruhenden Judenpolitik zum Trotz. In der Tat erhielt er nicht nur von Nazifunktionären eine Abfuhr (im Oktober lehnte Innenminister Frick ein Treffen mit ihm ab¹¹⁹), sondern zog durch Artikel wie etwa «Das neue Gesicht der Politik»¹²⁰ das wachsame Auge der Gestapo auf sich. Nach eigenen Aussagen wurde Schoeps bei verschiedenen Anlässen von der Geheimpoli-

zei verhört, die ihn für einen gefährlichen Feind hielt, weil er versuchte, die Juden als willige Verbündete der arischen Deutschen hinzustellen.¹²¹

Diese besondere Aufmerksamkeit, die ihm da zuteil wurde, machte ihn indessen nicht übermässig bange. Schoeps mag den Status, den ihm die Gestapo verlieh, durchaus genossen haben. Und er dachte gewiss nicht an Auswanderung. Immer noch wollte er beweisen, dass zumindest einige Juden einen Platz in Nazi-deutschland verdienten und dass er die Person sei, die ihn gestalten könne. Während er dieses Programm verfolgte, bemühte er sich weiter bei Martin Buber um ein Lehramt in einem der von diesem vorgeschlagenen Lehrhäuser zur Erziehung jüdischer Jugendlicher.¹²² Von einer Anstellung an deutschen Schulen ausgeschlossen, brauchte er dringend Arbeit. Um über die Runden zu kommen, war Schoeps gezwungen, wieder in der ihm immer offenen stehenden elterlichen Wohnung in der Berliner Hasenheide Zuflucht zu suchen.¹²³ Aber selbst diese «Niederlage» konnte ihn nicht entmutigen. Schon mit vierundzwanzig verfügte er über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein, und nicht minder ausgeprägt waren seine Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten und sein Wunsch, diese unter die Leute zu bringen.

Wie für Leo Baeck, Robert Weltsch, Max Warburg, Bella Fromm und Richard Willstätter stellte sich für Hans-Joachim Schoeps seine Mission im Dritten Reich klar und unmissverständlich dar, und wie sie hatte er sich gestählt, sie auszuführen. Die ersten Angriffe der Nazis auf jüdische Rechte und jüdischen Wohlstand hatten keinen von ihnen in die überstürzte Flucht getrieben, sondern zu konstruktivem Handeln veranlasst. Mutig zeigten sie sich nun der Lage gewachsen, setzten ihre Talente und Energien wieder dafür ein, das zu verteidigen, was ihnen an Betätigungsfeldern noch offenstand, und passten sich einer rauen und sie herabwürdigenden Umwelt so an, wie es ihrer Philosophie

und ihren Hoffnungen entsprach. Richard Willstätters Antwort war im Wesentlichen privater und introvertierter Natur – mit noch grösserer Selbstdisziplin sich auf die wissenschaftlichen Fragen zu stürzen, die ihn sein Lebtage lang fasziniert hatten, und die ihm die Gewissheit boten, dass es in einer Zeit des Rückfalls der Politik in die Barbarei noch Fortschritt gebe. Er entschied sich für die «innere Emigration». Aber für alle anderen hatten die Rollen, die sie wählten, eine die Gemeinschaft miteinbeziehende Dimension: Sie entschieden sich dafür, die deutschen Juden durch die grösste Katastrophe in ihrer Geschichte zu führen, den Bedürftigen beizustehen, jüdische Kinder auf ein neues Leben vorzubereiten und die Juden in einer mit neuem Leben erfüllten Gemeinde zusammenzuziehen, damit sie eines Tages die Schwelle überschreiten konnten, die jenseits von Hitler lag. Noch begriff niemand, dass es eine solche Schwelle womöglich nicht mehr geben werde, dass die deutschen Juden in einem Zimmer eingesperrt waren, das keine Türen, sondern nur Gitter hatte. Diese sechs Personen hatten die ersten gegen sie gerichteten Schläge einigermassen unbeschadet weggesteckt und sich behauptet. Wenn überhaupt, so hatte diese Anfangserfahrung mit den Nazis sie in ihrem Entschluss, durchzuhalten und weiterzumachen, noch gestärkt. Sie fanden darin einen Sinn. Wie Leo Baeck in einem Aufsatz mit dem Titel «Tage und Leben» grübelte, ist die menschliche Existenz mehr als eine Reihenfolge von Tagen mit all ihren Misslichkeiten; es scheine, so schrieb er, eine tiefere Bedeutung hindurch, und alle Drangsal trete in den Hintergrund. Die Erkenntnis, Jude zu sein, habe einen unerschütterlichen Kern von Selbstbewusstsein geschaffen und verleihe dem deutschen Judentum mehr innere Stärke, als es jemals besessen hatte.¹²⁴ Sollten die Nazis darauf aus gewesen sein, den Willen der Juden zu brechen, indem sie Unheil auf ihr Haupt häuften, so hatten sie bisher nur den gegenteiligen Effekt erzielt.

7

Die «neuen Juden» auf dem Prüfstand

Das erste Jahr der Herrschaft

Adolf Hitlers endete für Deutschlands heimgesuchte Juden mit einer traurigen Kunde. Am 29. Januar 1934 starb in Basel Fritz Haber an Herzschwäche und gebrochenem Willen. Es war ein auf tragische Weise symbolischer Tod – nicht nur der eines berühmten jüdischen Wissenschaftlers, sein Tod markierte das Ende der deutsch-jüdischen Symbiose, die Haber verkörpert und die ihn zugrunde gerichtet hatte. «Wie sehr ich Deutscher war, empfinde ich erst jetzt im vollen Masse», schrieb er nachdenklich an seinen Freund Richard Willstätter, kurz nachdem er sich im Frühjahr 1933 entschlossen hatte, von seinem Posten in Berlin zurückzutreten.¹ «In meinem ganzen Leben bin ich nie so sehr Jude gewesen wie jetzt», vertraute er ein paar Monate später Albert Einstein voller Stolz an.² Als Jude, der seine Vaterlandsliebe durch seinen Übertritt zum Christentum bekräftigt hatte, war Haber ein innerlich zerrissener Mensch, der mit dieser Zerrissenheit nicht weiterleben oder ein neues Leben anfangen konnte. Kurz vor Habers Tod besuchte Willstätter ihn in der Schweiz und fand seinen alten Kollegen «des Leidens müde»³ – eine Wendung, die sich auf beide gleichermaßen anwenden liess. Mehr an inneres Exil und «Passivität»⁴ gewöhnt und psychisch robuster, trauerte Willstätter zwar

um Haber, folgte ihm aber nicht in den Abgrund der Verzweiflung. Er wurde mit diesem schmerzlichen Tod fertig, wie er auch die anderen Todesfälle in der Vergangenheit verwunden hatte, die noch schmerzlicher gewesen, ihm noch mehr zu Herzen gegangen waren.

Für die Juden war es eine Jahreszeit der Sterbefälle. Am Tag nach Neujahr verlor Max Warburg seinen engen Partner und Ratgeber in Finanzangelegenheiten Carl Melchior – einen Mann von grosser Selbstbeherrschung und Disziplin, der während des Boykotts im April 1933 wieder Geschmack an seinem Judesein gefunden und sich danach für das Wohl der Gemeinde wortwörtlich zu Tode gearbeitet hatte. Sein Hinscheiden hinterliess eine tiefe Lücke im Bankhaus und erschütterte Warburgs Zuversicht. Melchior und er hatten gemeinsam so manchen Rückschlag durchgestanden. Nun würde Warburg ganz allein einer ungewissen Zukunft ins Auge sehen müssen. Am 1. Januar war ein noch grösserer Baum in dem gelichteten deutsch-jüdischen Wald zusammengebrochen: Der Schriftsteller Jakob Wassermann, dessen ganzes Leben von dem vergeblichen Bemühen geprägt gewesen war, die Anerkennung seiner deutschen Mitbürger zu erringen. (Er hatte einmal geschrieben: «Es ist vergeblich, ihnen Treue zu halten, sei es als Mitkämpfer, sei es als Mitbürger. Sie sagen: er ist der Proteus, er kann eben alles [...] Es ist vergeblich, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: er ist ein Jude.»⁵) Das in Wassermanns Romanen allenthalben spürbare Streben nach Frieden zwischen Christen und Juden hatte den antisemitischen Hass nicht überwinden können. Sein Tod schien wie der Habers und Melchior der Ara der Assimilation das Totenglöcklein zu läuten.

Doch es gab ein Leben nach dem Tode, dem Tode zum Trotz. Von einer an die 525.000 Mitglieder zählenden Gemeinschaft hatte weniger als ein Zehntel das Land für immer verlassen. Die meisten zögerten, in die Fussstapfen der Auswanderer zu treten,

glaubten sie doch, durch die Feuertaufe der Nazis gegangen zu sein. Was sie, genau gesagt, überlebt hatten, war Folgendes: 319 neue Gesetze und Regelungen, die die Lebensmöglichkeiten der Juden einschränkten und genau bestimmten, was sie tun durften: angefangen damit, wo sie baden, mit wem sie schlafen durften, bis hin zu der Frage, wo sie arbeiten durften. Sie waren mitten in der Nacht verhaftet, abgeführt und bewusstlos geschlagen worden; man hatte sie «Judenschweine» genannt, auf ihre Schaufenster Hakenkreuze geschmiert und ihnen das Haar abgeschnitten.⁶ Einige waren erschossen, andere aus ihren Häusern gezerrt oder von ihren Arbeitsplätzen vertrieben worden. (Bis zum Jahr 1934 waren an die 75.000 jüdische Geschäfte liquidiert worden.⁷) Viele hatten sich aus lauter Verzweiflung das Leben genommen.

Aber auf der Habenseite der Bilanz gingen viele Juden ihrem täglichen Leben nach wie vorher. Die Antisemiten hatten sich bestimmte Gruppen von Juden ausgesucht, an denen sie sich schadloß hielten – jüdische Kommunisten, jüdische Sozialdemokraten, Ostjuden –, aber die Gemeinde als Ganze nur sporadisch, fast ziellos angegriffen. Der fehlgeschlagene April-Boycott hatte gezeigt, dass die meisten Deutschen breit angelegte jüdenfeindliche Massnahmen nicht guthiessen; aus persönlicher Loyalität, wenn nicht sogar echter Sympathie hielten sie ihrem Juwelier an der Ecke oder ihrem Kinderarzt die Treue. Hjalmar Schachts Argumentation, dass eine massenhafte Vertreibung von Juden aus dem Wirtschaftsleben sowohl im Ausland schlechte Stimmung machen als auch eine Volkswirtschaft schädigen würde, die gerade dabei war, sich nach der weltweiten Depression wieder zu erholen, hatte in den inneren Kreisen der Nazis, ja, sogar beim Führer selbst Gewicht. Im Allgemeinen vom Regime in Ruhe gelassen, profitierten grosse jüdische Unternehmen von dem konjunkturellen Aufschwung, der von der Stabilisierung und wirtschaftlichen Expan-

sion Deutschlands unter Hitler herrührte.⁸ (So erhielten beispielsweise jüdische Firmen bis 1935 immer noch Verträge, um mit der Naziregierung Geschäfte zu machen.⁹) Zu einem Gutteil war diese Hochkonjunktur auf die Rüstungsausgaben Deutschlands zurückzuführen: Auch Juden ernteten Profite vom Aufbau der Luftwaffe, der Wehrmacht und der deutschen Kriegsmarine.

Mit einem Wort, die Juden hatten zwar ihr Gefühl von Sicherheit als gleichgestellte (wenn auch nicht geliebte) deutsche Bürger, viele unter ihnen aber nicht ihr Auskommen eingebüsst. Um das Vakuum auszufüllen, das durch das Ende des assimilatorischen Liberalismus eingetreten war, hatten die Juden Trost im Umgang miteinander, in ihrem Judesein gefunden. Dieser Bund gab ihnen Kraft und einen gewissen Stolz. Zwölf Monate, nachdem Adolf Hitler in die deutsche Reichskanzlei eingezogen war, hatten sich die Juden neue psychologische Waffen geschmiedet, um einen schamlosen, unversöhnlichen Feind abzuwehren. Sie waren nicht am Boden zerstört, keineswegs. Als sie sich vom Schock der ersten gegen sie gerichteten Schläge erholt hatten, hofften sie, ihre Unterdrücker durch möglichst unterwürfiges und lebenswürdiges Benehmen zu beschwichtigen. Es mochten wohl noch weitere Schläge fallen, aber sie würden seltener fallen und mit geringerer Wucht, glaubten sie, wenn die Juden selbst nichts taten, um sie zu provozieren. Stille Duldung schien eine bessere Strategie zu sein als Gegenangriffe. So hatten die drangsalierten deutschen Juden jahrhundertlang argumentiert, und das mit einigem Erfolg. Die Geschichte sprach dafür, dass man nun denselben Weg einschlage.

Voll aufgestauter Wut, aber ohne genau durchdachte Pläne hatten die Nazis keine klare Vorstellung, wie sie mit dieser «rassischen» Minderheit verfahren sollten, die sie so abgrundtief verachteten. Sie tobten und wetterten gegen die Juden und richteten dann ihre Aufmerksamkeit unvermittelt anderswohin – auf die

Konsolidierung ihrer Macht und den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. Auf «spontane» Massnahmen gegen einzelne Juden folgte besänftigendes Gerede, dass man das Gesetz und die Bürgerrechte nicht antasten wolle. Die Regelungen, die den jüdischen Einfluss und Kontakt mit «Ariern» einschränkten, liessen darauf schliessen, dass sich die Nazis womöglich damit begnügen würden, den Juden auf Dauer einen Status zweiter Klasse zuzuweisen. Die üblen Geifereien eines Joseph Goebbels oder Julius Streicher und anderer wichen vernünftigen Argumenten von Leuten wie Schacht, der sagte, dass man die Juden in Ruhe lassen solle. In deren Köpfen rief diese widersprüchliche Politik noch mehr Verwirrung hervor – und Beharrungsvermögen.

Während der nächsten beiden Jahre sollte die Ungewissheit für Deutschlands Juden allmählich zu einem Dauerzustand werden. Es war eine Ungewissheit, die die Nazis bewusst aufrechterhielten. Wie ein jüdischer Besucher aus Paris bemerkte: «Es wird immer deutlicher, dass die deutsche Regierung alle deutschen Juden in einem Zustand dauernder Ungewissheit halten will, damit sie über ihr Schicksal weiterhin im Unklaren bleiben.»¹⁰ Die Juden passten sich der Lage an, so gut sie konnten, da der unberechenbar schwankende Rhythmus von Verfolgung und Missachtung «normal» wurde, nicht ihre Hoffnungen aufzehrte, sondern die Erwartung erzeugte, dass ihr Leben auf unbestimmte Zeit in dieser Weise weitergehen würde. In diesen beiden Jahren sollten sie noch mehr Angriffe und Demütigungen erleiden, und der Alptraum, durch den sie tappten, sollte noch dunkler werden. Diese Angriffe liessen für die Zukunft noch Schlimmeres befürchten und ein Deutschland, das sich blindlings in den Wahnsinn stürzte. Für die Juden sollte die Angst, vor diesem Sturz abzuspringen, neben der bangen Ungewissheit fortbestehen, was ihnen passieren würde, wenn sie nicht sprangen. Der Gedanke, dass vielleicht einige das Glück haben könnten, den Nazi-Alptraum zu überleben,

mischte sich mit der Überzeugung, dass das Schicksal sie alle hilflos aneinandergekettet hatte.

Anfangs war viel die Rede davon gewesen, dass man eine «anständige» Lösung für das «Judenproblem» finden werde.¹¹ Eine solche Lösung bedeutete, mit weniger auszukommen, indem man mit den Nationalsozialisten ein Abkommen traf: Dafür, dass sich die Juden aus den Bereichen des deutschen Lebens zurückzogen, in denen ihre Präsenz als anstößig galt, würden sie vor weiterer Erniedrigung und Gewalt verschont bleiben. Es war eine Politik der Beschwichtigung und des Rückzugs gegenüber einem unbarmherzigen Feind – eine Strategie, die sich bald schon auch ausländische Regierungen zu eigen machen sollten. Sie nahm viele Formen an, gab sich viele Namen. Sie wurde von verschiedenen Gruppen der deutschen Juden übernommen, von denen jede überzeugt war, sie habe die beste Chance, mit den Nazis handelseinig zu werden, und von denen jede für sich die Rolle des Retters reklamierte. Einer nach der anderen sollte ein Strich durch die Rechnung gemacht werden.

Die jüdischen Organisationen am rechten Rand des Meinungsspektrums, die sich am lautstärksten vernehmen liessen, waren jene, die dem Nationalsozialismus aufgrund verwandter Auffassungen von männlicher Kameradschaft, gemeinsamer Fronterfahrung im Ersten Weltkrieg, einer Verachtung für Demokratie und einem patriotischen Hunger nach Aufopferung nahestanden – all das zählte nach ihrem Dafürhalten mehr als rassischer Unterschied. Nach Einschätzung des Führers des *Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten*, Leo Löwenstein, sollte das Judenproblem auf einer «soldatischen Grundlage» geregelt werden. In diesem gewaltigen nationalen Feldzug zur Erneuerung Deutschlands würden loyale Juden ebenso freudig als Freiwillige für das Wohl des Vaterlandes kämpfen wie in vergangenen Kriegen, selbst wenn sie diesmal nur die Nachhut bilden durften.¹² Während sie aus

diesen Gründen für eine Aufnahme ins Reich eintraten, waren der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* und der noch feurigere *Verband nationaldeutscher Juden* willens und bereit, jene Juden preiszugeben, die sich nicht auf eine Schützengrabenbruderschaft berufen konnten – nämlich die Ostjuden. Wenn die Nazis darauf bestanden, konnten die Ostjuden ruhig ausgewiesen werden, solange den aufrichtig «patriotischen» Juden ein Platz im Reich gewährt wurde. Um den Unterschied zwischen ihnen selbst und Juden von zweifelhafterer Untertanentreue deutlich hervorzukehren, nahmen der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* und der *Verband nationaldeutscher Juden* auch die Zionisten unter Beschuss (die zufällig für ihren Plan einer jüdischen Auswanderung von den Nazis Unterstützung bekamen) und behaupteten, dass sie sich, anders als diese Möchtegern-Emigranten, niemals von ihrer «deutschen Heimat» lossagen würden.¹³ Der *Reichsverband* distanzierte sich ausserdem von der *Reichsvertretung der deutschen Juden*, die für sich beanspruchte, als einzige Körperschaft im Namen aller deutschen Juden zu sprechen.¹⁴

Jüdische Veteranenverbände lenkten die Aufmerksamkeit auf ihre an den Fronten fürs Vaterland¹⁵ erbrachten Opfer, indem sie ihre Mitglieder anwiesen, am Heldengedenktag, den 25. Februar, «die Jahreszeitlampe» ins Fenster zu stellen, und ihre Gefallenen auf andere Weise zu ehren. (Auch die *Reichsvertretung* empfahl diesen Brauch.¹⁶) Damit hofften sie, die von Seiten der Nazis vorgebrachten Behauptungen widerlegen zu können, dass die Juden sich vor ihrer Pflicht in Kriegszeiten gedrückt hätten.¹⁷ In Briefen an den alten Feldmarschall Paul von Hindenburg ersuchten sie um das Recht, in der deutschen Armee dienen zu dürfen, selbst wenn es in Hitlers Drittem Reich war.¹⁸ Durch Sportveranstaltungen und andere Gruppenaktivitäten versuchten sie, jüdischen Jugendlichen denselben Kameradschaftsgeist einzupflanzen, den sie

selbst hochhielten und der die jungen Leute schützen würde.¹⁹ Gegenüber nationalsozialistischer Hetze und Willkür bewahrten sie stoisches Schweigen.

Hans-Joachim Schoeps und sein *Deutscher Vortrupp* versuchten auf dieselbe Weise vorzugehen. Über die Neujahrsferien 1934 kam diese winzige Schar junger konservativer Juden im hessischen Wintersportort Gersfeld zusammen, um Ski zu laufen und zu verkünden, dass sie für die Aufnahme ins deutsche Vaterland «unter allen Umständen»²⁰ eintrete, wie sie die Aktionen sowohl der assimilierten Juden als auch der Zionisten entschieden ablehne, die nichts weniger als ein «Verbrechen am Judentum» begingen.²¹ Der *Deutsche Vortrupp*, schrieb Schoeps ein paar Monate später, werde eine «Führungsstaffel» werden, die allen deutschen Juden den Weg in die neue deutsche Ordnung durch «bewusste Anerkennung und Bejahung» ebne.²² Umfassender legte Schoeps seine Position in einem *Wir deutschen Juden* betitelten Pamphlet dar, von dem er im Frühjahr 1934 an die sechstausend Exemplare drucken und verbreiten liess. In diesem Pamphlet pries er die Nazirevolution als etwas «völlig Neues», als eine Radikalur für eine kranke Gesellschaft, die kurz vor dem Zusammenbruch stehe.²³ Wollten doch die Juden dieses neue Deutschland trotz seines Antisemitismus nur akzeptieren, dann würde schon «die grosse Stunde ihrer Wiedereingliederung»²⁴ schlagen! In diesem Aufsatz und in anderen Schriften entwarf Schoeps einen neuen Weg (oder den «dritten Weg») für jene Juden, die sich weder dem Zionismus noch dem diskreditierten liberalen Credo anzuschliessen vermochten.

Um sein Evangelium unter die Leute zu bringen, sprach Schoeps bei Versammlungen jüdischer Kriegsveteranen, die in ihm – trotz seiner offensichtlichen Jugend und fehlenden Kriegserfahrung – einen Sprecher entdeckten, der durchaus in ihrem Sinne argumentierte. Sie spendeten ihm Beifall, als er zwischen der Heimsuchung von Deutschlands Juden und Hiob eine

Parallele zog. («Wir erleiden ein Martyrium für die Wahrheit», erklärte er vor Veteranen in Hamburg.²⁵) Sie nahmen es hin, als er zwischen der Kriegsgeneration und der deutschen Jugendbewegung einen engen Zusammenhang herstellte. 1935 sollte Schoeps diese Verbindung zwischen den Generationen noch weiter ausbauen, als er für den *Reichsverband jüdischer Frontsoldaten* eine Sammlung von Briefen herausgab, die jüdische Soldaten geschrieben hatten, ehe sie fielen.

Das Problem für Schoeps und andere ultrapatriotische Juden war, dass sie genau das darstellten, was die Nazis nicht wollten – Juden, deren Liebe zu Deutschland so weit ging, dass ihnen der Gedanke, es zu verlassen, unerträglich schien. (Selbst die Juden, die wirklich entschlossen waren, dem Reich den Rücken zu kehren, konnten ihre tiefsitzende deutsche Identität nicht so ohne Weiteres ablegen. Im Oktober 1934 berichtete der Beamte am amerikanischen Konsulat in Berlin, W. Ware Adams, dass es schwierig sei, eine genaue Statistik über Juden, die um US-Visa nachsuchten, zu erstellen, weil die jüdischen Antragsteller «dauf bestehen, ihre Volkszugehörigkeit mit deutsch anzugeben, selbst nachdem man ihnen den Unterschied zwischen Rasse und Religion genauestens erklärt hat, oft sogar noch dann, wenn sie rassische Diskriminierung als Grund für ihr Auswanderungsbegehren nennen.»²⁶)

Gerade weil sie ihre leidenschaftliche Treue zu Deutschland bekannten, wurden diese nationalistischen Juden von den Nazis feindselig und voller Verachtung zurückgewiesen. Als die jüdischen Kriegsveteranen ihrer Toten gedachten, brüllte die Nazi-presse, dass das alles Lüge sei – die Juden seien gegen ihren Willen eingezogen worden, und jene, die während des Dienstes gestorben waren, seien weitgehend Opfer von Krankheiten gewesen.²⁷ Auf die zahlreichen Petitionen des *Reichsverbands jüdischer Frontsoldaten*, seinen Mitgliedern einen «Sonderstatus» im

Nazistaat zu gewähren,²⁸ reagierte das Regime überhaupt nicht. Als national eingestellte Juden ihre Häuser und Geschäfte mit Hakenkreuzfahnen schmückten, um ihre Gefolgschaft zum Hitlerregime zur Schau zu tragen, gab die Regierung einen Erlass heraus, in dem derlei Handlungen verboten wurden.²⁹

Aber die Nazis mussten vorsichtig sein, wenn sie die Avancen jüdischer Patrioten zurückwiesen. Blinde Hingabe ans Vaterland war eine Eigenschaft, die Hitler in seinem Volk zu eigenen Zwecken nähren und keineswegs verächtlich machen wollte. Die Bande, die die Weltkriegsveteranen verschiedener Konfessionen zusammenhielten, waren stark gefühlsbelastet, und solange die deutsche Armee und mächtige Gruppen wie der *Stahlhelm* ihre Unabhängigkeit von der Nazipartei wahrten, musste Hitler auf ihre Empfindlichkeiten Rücksicht nehmen und ihnen nachgeben. (Der *Stahlhelm* wurde im Mai 1934 von SA-Führer Ernst Röhm aufgelöst, als es mit Hindenburgs Gesundheit bergab ging und ihm somit die Hände gebunden waren.) Jene Rücksichtnahme war in der Person Pauls von Hindenburg verkörpert. Der hünenhafte alte Krieger, der Held der deutschen Siege von Tannenberg und an den Masurischen Seen, rief eine glorreiche Kaiserzeit wach. Er war eine Vaterfigur für eine Nation, die nun von einem mitreisenden politischen Führer aus einer anderen Generation und Klasse (ein «böhmischer Gefreiter») umworben und für sich eingenommen wurde, die aber dennoch die altmodischen Werte, für die der alte Feldmarschall stand – Ehre, Vaterlandsliebe und Rechtschaffenheit –, nicht einfach so abtun wollte. Hindenburgs Festhalten an diesen Werten hatte jüdischen Veteranen im April 1933 ihre Arbeitsplätze gerettet, nachdem der *Reichsverband jüdischer Frontsoldaten* mit der Bitte an ihn herangetreten war, dafür zu sorgen, dass sie von der vor Kurzem in Kraft getretenen «Arier»-Klausel ausgenommen würden. Ehemalige Soldaten und

andere Juden sahen in Hindenburg noch immer ihren Beschützer, die vielleicht einzige Person in ganz Deutschland, die zwischen ihnen und den Mächten der Finsternis und Zerstörung stand.

Dann, am 2. August 1934, Deutschlands Heldengedenktage – und zugleich der zwölfte Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs –, starb der einundachtzigjährige Hindenburg. (Die Juden durften an diesem Tag nicht zu Ehren ihrer Kriegstoten beflaggen – ein bitterer Beweis ihres minderen Status.³⁰) Noch am gleichen Tag übernahm Hitler das Amt des Feldmarschalls und trug forthin den offiziellen Titel Führer und Reichskanzler. Ihres Beschützers beraubt, hatten die jüdischen Kriegsveteranen allen Grund zu fürchten, dass ihnen nun der Sonderstatus, den sie bis jetzt genossen, genommen werde.

Und sie sollten recht behalten. Sofort wurden überall im Land die Namen jüdischer Soldaten aus den Kriegerdenkmalen gemischt. Dies war Teil der Nazikampagne, die deutsche Geschichte umzuschreiben und jegliche positive Rolle, die die Juden in ihr gespielt hatten, auszuradieren.³¹ Von nun an verschlechterte sich die Lage der konservativen Juden nur noch. Patriotische Judenführer wie Hans-Joachim Schoeps äusserten weiterhin Ansichten, die, wie sie meinten, vielleicht den Zorn der Nazis dämpfen und diesen Aktionen Einhalt gebieten könnten, aber sie merkten selbst, dass ihre Zeit ablief. Der *Deutsche Vortrupp* hielt immer noch in regelmässigen Abständen «Führungssitzungen» ab, um neue Mitglieder zu gewinnen und seine Botschaft an die jüdische Jugend zu präzisieren. Bei einer Zusammenkunft an Weihnachten 1934 im Thüringer Wald erfuhr Schoeps, dass eine Gruppe begeisterter Zionisten um einen Baum im Dorf herumtanzte. Aufgebracht rannte er zum Haus des örtlichen Nazi-Sturmabteilungsleiters, einem Schuster, und weckte ihn um drei Uhr in der Früh, indem er laut an dessen Tür klopfte. Bei diesem verschlafenen, völlig verblüfften Nazifunktionär entschuldigte sich Schoeps dann wort-

reich für das Verhalten der Zionisten, drückte ihm ein paar Flugblätter über den *Deutschen Vortrupp* in die Hand und verschwand wieder in der Winternacht.³²

Immer eine winzige Gruppe (1934, zu seiner besten Zeit, standen gerade mal 1'300 Namen in seiner Adressenkartei³³), hatte sich Schoeps' *Deutscher Vortrupp* am äussersten rechten Rand der jüdischen Gemeinschaft mit dem hehren Gedanken getragen, eine neue, prodeutsche Jugendbewegung zu schaffen. Aber immer wieder scheiterten Bemühungen, seine schmale Basis zu verbreitern. Ein kurzzeitiges Bündnis mit anderen konservativen Gruppen war an Persönlichkeitskonflikten und philosophischen Differenzen gescheitert: Schoeps war nicht bereit, sich einer Übereinkunft mit den Nazis zuliebe von seinem Judentum zu distanzieren. (Nachdrücklich betonte er, Deutschland nur dienen zu können, wenn er an seiner jüdischen Identität festhalte.³⁴) Und mit ihrer Kriegserklärung an die bürgerliche ältere Generation hatte die kleine Organisation auch junge deutsche Juden nicht anlocken können. Mit seinem streng konservativen, autoritären Kurs hatte Schoeps seine Schar nahezu der gesamten deutschen Judentum (mit Ausnahme der Kriegsveteranen) entfremdet. Die selbstproklamierte «Führungsstaffel» hatte die jüdische Jugend nicht begeistern und erwecken können. Bei einer Zusammenkunft des *Deutschen Vortrupps* im Spessartkurort Bad Orb Ende Dezember 1934 gestand Schoeps diese Niederlage freimütig ein. Die Gruppe habe keinerlei positives Echo gefunden, sagte er: «Wir sind in unserem Angriff auf das deutsche Judentum auf ganzer Linie derart gescheitert, dass unsere Frage heute lauten muss: Wollen wir überhaupt in die jüdische Gemeinschaft aufgenommen werden?» Schoeps rang dieser Niederlage noch eine Art von Pyrrhus-Sieg ab, indem er höhnisch behauptete, dass der Versuch des *Deutschen Vortrupps*, das deutsche Judentum zu erneuern, auf ein «ungeeignetes Objekt» gerichtet gewesen sei und dass die seinen «re-

volutionären» Regungen gemässe Handlungsweise es sei, sich von jedem politischen Engagement in die Isolation zurückzuziehen und wie einst die Wandervögel einer früheren Epoche in die Wälder zu fliehen.³⁵

Damit schlug er im Grunde vor, der *Deutsche Vortrupp* solle seine Aktivitäten einstellen, bis einmal ein günstigerer Tag dafür anbreche. Politisch naiv und narzisstisch, hatte Schoeps die Zugkraft seiner flüchtigen Mischung aus nationalistischer Begeisterung und intellektualisiertem jüdischen Glauben falsch eingeschätzt. Die Widersprüche zwischen einer Identität als Deutscher und Jude waren in den vergangenen zwei Jahren nur noch grösser und nicht, wie bei Hegel, in einer Synthese aufgehoben worden. Gleichzeitig bekamen Schoeps und seine Anhänger Druck von Seiten der staatlichen Geheimpolizei zu spüren. Schoeps wurde weiterhin von der Gestapo verhört, in einer Atmosphäre halb eingebildeter Gefahr und Selbstbeweihräucherung. (Einige Jahre später sollte Schoeps diese Begegnungen «aufregender als ein Roman» nennen.³⁶) Die Nazis versuchten, den rechtsgerichteten jüdischen Organisationen den Garaus zu machen und deren Mitglieder aus dem Land zu drängen. Als treuer Preusse wollte Schoeps, so lange er konnte, diesem Druck widerstehen.

Seine letzte Hoffnung, eine gütliche Einigung mit den Nazis zu erreichen, stützte sich aufs deutsche Militär. Wenn Juden in dessen Reihen zugelassen wurden, dann konnten sie noch immer den Anspruch erheben, dem Vaterland zu dienen, wie sie es während des Ersten Weltkriegs getan hatten. Im März 1935 kündigte Hitler diese Möglichkeit an, indem er (ungeachtet des Versailler Vertrags) die allgemeine Wehrpflicht wieder einführte, um Deutschland gegen das, was er dessen «kriegslustige» europäische Nachbarn nannte, zu verteidigen. Innerhalb von zwei Wochen hatte der *Deutsche Vortrupp* auf diesen Ruf zu den Waffen geantwortet. Von Berlin gab Schoeps die folgende Stellungnahme heraus:

«In diesem historischen Augenblick, in dem das Deutsche Reich seine Wehrhoheit wiederherstellt, fühlen wir jungen deutschen Juden uns genötigt, unserer Genugtuung über diesen Schritt Ausdruck zu verleihen. Ebenso wie unsere Väter 1914-1918 ihre selbstverständliche Pflicht für das Vaterland erfüllt haben, erklären auch wir uns heute zum Wehrdienst bereit, in Treue zu unserer Losung: ‚Bereit für Deutschland«». ³⁷

Das Angebot wurde rundweg abgelehnt. Nachdem er von Armeemoffizieren, die er kannte, die Versicherung erhalten hatte, dass dies nicht geschehen werde, erfuhr ein völlig verblüffter Schoeps im September, dass die Regierung Juden vom Wehrdienst ausschliessen werde. Diese Entscheidung unterstrich noch einmal, dass Schoeps und der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* mit ihrem Versuch, an ein nazifiziertes Deutschland heranzukommen, gescheitert waren. ³⁸ Unaufhaltsam trieb die konservative jüdische Rechte ihrem Ende zu. Um den Schmerz der Niederlage zu lindern, forderte der Reichsbundvorsitzende Leo Löwenstein seine Anhänger auf, die «innere Emigration» zu wählen, nachdem das Verbot vom September verkündet war. ³⁹ Schoeps sprach von einer «Wendung nach innen» ⁴⁰ – eine beziehungsreiche romantische Metapher, die an die glückliche Zeit gemahnt, als Scharen frohgemuter Jugendlicher pfeifend in die Wälder zogen, um mit der Natur eins zu werden und ihr seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Das Problem war nun, dass die Metapher sich überlebt hatte: für Deutschlands Juden würde es keine Zufluchtsstätten mehr geben, weder im Inneren noch ausserhalb. Schoeps merkte nicht, dass er nur noch Geisterbeschwörung betrieb.

Selbsttäuschung war keineswegs nur das Merkmal der äussersten Rechten. Die grosse Mehrheit im Wesentlichen unpolitischer, assimilierter deutscher Juden der Mittelschicht klammerte sich an eine Chimäre eigener Art. Dies war der Glaube, dass die Nazis

durch gesetzliche Rücksichten in den Schranken gehalten würden. Es war der Glaube, dass sich jetzt nur Schikanen wiederholten, wie sie den Juden in der Vergangenheit widerfahren waren, und dass sie diese Feindseligkeit wie damals durchstehen würden. Es war der Glaube, dass die Juden die antisemitischen Attacken überleben würden, indem sie sich zusammenschlossen und in den Schoss der Gemeinde zurückkehrten. Es war der Glaube, dass innere Entschlossenheit und gelassene Zuversicht die äussere Not besiegen könnten. Es war der Glaube, dass die Qualen der Gegenwart *sub specie aeternitatis* zu betrachten seien, aufgehoben und gerechtfertigt im Buch der Menschheitsgeschichte.

Diesen Glauben verkündigte Leo Baeck in der jüdischen Öffentlichkeit, gerade als er sich im Stillen damit abgefunden hatte, dass ein Leben in Hitlers Deutschland für Juden langfristig aussichtslos sei. In seiner Eröffnungsrede vor einer Sitzung des Beirats der *Reichsvertretung* in der Berliner *B'nai B'rith-Loge* am Sonntag, den 4. Februar 1934, verglich Baeck die gegenwärtige schwere Prüfung der jüdischen Gemeinde mit der Feindseligkeit und Ächtung, der sie sich nach dem Ersten Weltkrieg gegenübergesehen hatte. In Geduld abzuwarten und sich den Herausforderungen jedes einzelnen Tages zu stellen sei damals wie heute die Losung, verbunden mit der Gewissheit, sagte Baeck zu seinen Zuhörern, «dass das, was wir tun, für zukünftige Generationen geschieht». Das Urteil der Geschichte verleihe den Handlungen der einzelnen Juden heute grösseres Gewicht (und grösseren Wert).⁴¹

Baecks Auffassung, wie seine jüdischen Glaubensbrüder auf die nationalsozialistische Provokation und Verächtlichmachung reagieren sollten, war auch von seinem wissenschaftlichen, theologischen Standpunkt geprägt. Statt die Hoffnung aufzugeben oder trotzig zu werden, so meinte er, sollten die deutschen Juden in



Bella Fromm, im Jahre 1943 während einer Rundfunk-Tournee in den Vereinigten Staaten. Aufgrund ihrer zahlreichen Kontakte zu hochgestellten Persönlichkeiten in der deutschen Regierung und in diplomatischen Kreisen meinte Fromm, die wachsenden antisemitischen Feindseligkeiten könnten ihr nichts anhaben. Dennoch musste sie 1938 ins Exil in die USA gehen.

(Bildquelle: Bella Fromm Collection, Boston University)



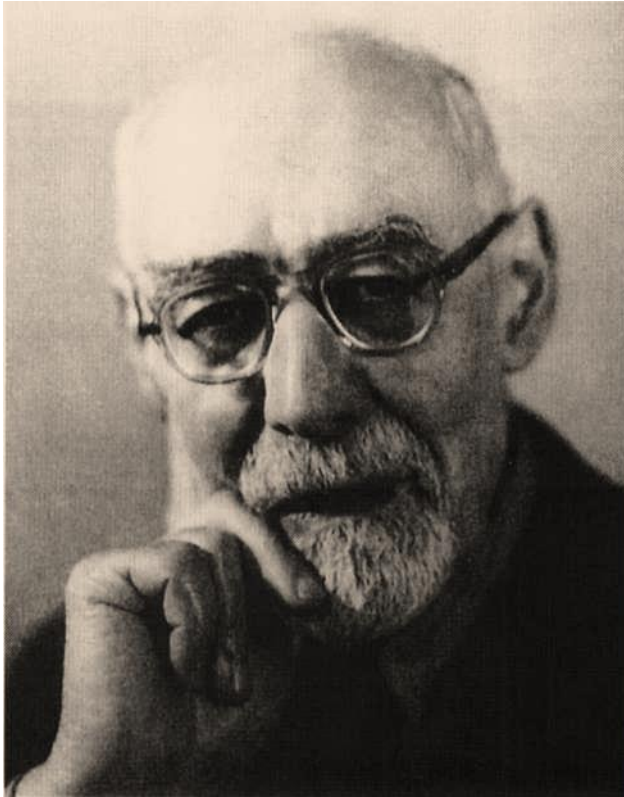
Hans-Joachim Schoeps mit 25 Jahren im Jahre 1934. Weil er viele Wertvorstellungen und politische Ziele, die rechtsgerichtete deutschnationale Gruppen in den 30er Jahren vertraten, vollen Herzens teilte, wurden Schoeps und sein kleiner *Deutscher Vortrupp* beschuldigt, für die Nazis zu sein. Um im Dritten Reich bleiben zu dürfen, schlug er ein anpasserisches *modus vivendi* vor, das vom Hitler-Regime rundweg abgelehnt wurde.

(Bildquelle: Julius H. Schoeps, Hg., *Im Streit um Kafka und das Judentum, Briefwechsel: Max Brod – Hans-Joachim Schoeps, Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenäum, 1985*)



Richard Willstätter um 1930. Obwohl der Nobelpreisträger in Chemie so empört über die antisemitischen Machenschaften war, dass er 1924 von seinem angesehenen Münchener Lehrstuhl zurücktrat, weigerte er sich standhaft, Deutschland zu verlassen, bis es fast zu spät war. Willstätter behauptete, Juden sollten nicht einfach ihre Heimat aufgeben, bloss weil diese sie schlecht behandelte.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Leo Baeck 1933. Als Oberhaupt von bedeutender moralischer Autorität, sah Baeck seine Aufgabe darin, den älteren Juden beizustehen, die wie er selbst zu fest in der deutschen Kultur verwurzelt waren, um ein Leben im Exil in Erwägung zu ziehen. Durch sein eigenes stoisches Durchhalten bestärkte er sie in ihrem Zögern, das Land zu verlassen.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Robert Weltsch in Berlin in den 30er Jahren. Weil die zionistische Position gegenüber den assimilierten liberalen Juden durch die Machtübernahme der Nazis gestärkt wurde, verbreitete sich Weltsch in seiner journalistischen Arbeit vor allem begeistert über diese paradoxe «jüdische Erneuerung». Infolgedessen unterschätzte er die ernste Bedrohung, die das Regime für alle Juden, gleich welcher Ideologie, darstellte.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Max Warburg in den 30er Jahren. Weil die Nazi-Regierung anfangs auf sein Familienunternehmen angewiesen war, um das wirtschaftliche Wiedererstarke Deutschlands zu unterstützen, meinte Warburg, er könne seinen Glaubensgenossen am besten helfen, wenn er Vereinbarungen erarbeitete, die es den Emigranten erlaubten, einen Teil ihres Vermögens mit ins Ausland zu nehmen.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Warburg Archivs, Hamburg)



Mitglieder der zionistischen Studentengruppe *Bar Kochba*, Berlin 1912. Inspiriert durch Martin Buber, sprach dieser Zweig der zionistischen Bewegung viele Intellektuelle und Schriftsteller an, darunter auch den gebürtigen Tschechen Robert Weltsch, weil auch die *Bar Kochba* sich für die Schaffung einer auf den Idealen des Judentums basierenden jüdischen Heimstätte stark machte. (Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des German Information Center, New York)



Deutsch-jüdische Soldaten bei der *Yom Kippur* Feier an der Westfront 1915. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges strömten Deutschlands Juden zu den Fahnen, um ihre Treue zum Kaiser zu beweisen. 11.000 von ihnen fielen, dennoch wurde ihr Opfer durch rechtsgerichtete Nationalisten herabgewürdigt, die behaupteten, die Juden hätten sich vor dem Militärdienst gedrückt.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Eine Dortmunder Grossfamilie bei der Pessach-Feier in der Vornazizeit. Als es den deutschen Juden in der Weimarer Republik immer besser ging, schwächte sich ihre Bindung ans Judentum ab. Aber für die Nazis war dies belanglos: sie definierten die Juden nach «rassischen», nicht nach religiösen Kriterien.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Junge deutsche Juden beim Mittagessen in einem von der jüdischen Veteranenorganisation *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* unterhaltenen Jugendlager um 1930. Der RjF wollte der Nachkriegsgeneration denselben Patriotismus und Kameradschaftsgeist einflößen, den jüdische Soldaten an der Front erlebt hatten. Von daher unterstützte diese Gruppierung in den 30er Jahren nachhaltig die nationalistische Erweckungsbewegung in Deutschland.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Lehrkörper und Studenten am *Institut für die Wissenschaft des Judentums* in Berlin um 1933. (Leo Baeck, der hier fast dreissig Jahre lang lehrte, ganz rechts im Bild.) Das Institut, das zukünftigen Rabbinern wie auch nichtjüdischen und jüdischen Frauen eine Ausbildung auf Universitätsniveau bot, leistete einen bedeutenden Beitrag zur Blüte des assimilierten jüdischen Bürgertums in Deutschland. Von den Nazis als Teil des eigenständigen jüdischen Erziehungssystems geduldet, blieb das Institut bis zum 30. Juni 1942 geöffnet.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Junge Nazis bewachen den Eingang eines jüdischen Warenhauses in Berlin während des Boykotts vom 1. April. Dieser eintägige «Protest», der der jüdischen Gemeinschaft eine «Lektion» erteilen sollte, fand nur eine lauwarmer Reaktion in der Öffentlichkeit und verstärkte die Solidarität unter Deutschlands bedrängten Juden. (Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des German Information Center, New York)



Ein Benefizkonzert für die Jüdische Winterhilfe Ende 1937. Während viele Juden infolge antijüdischer Gesetze und Repressalien ihre Arbeitsplätze verloren, nahm sich die Gemeinde weiter ihrer notleidenden Mitglieder durch solche Spendenaktionen an. Eine der wichtigsten Wohlfahrtsorganisationen war Max Warburgs *Hilfsverein der deutschen Juden*.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Berliner vor einem vom Nazimob geplünderten jüdischen Bekleidungsgeschäft im November 1938. Dieses durchorganisierte Pogrom überzeugte viele der noch verbliebenen Juden, dass es Zeit war zu emigrieren. Doch hatten sich inzwischen bereits viele Tore in Übersee geschlossen.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung der AP /World Wide Press)



Die während der «Kristallnacht» in Brand gesteckte Synagoge in der bayerischen Stadt Bamberg. Die Zerstörung vieler Gotteshäuser schockierte die Weltöffentlichkeit.

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts, New York)



Das Innere einer ausgebrannten Synagoge einige Tage nach der «Kristallnacht».

(Bildquelle: Mit freundlicher Genehmigung des German Information Center, New York)

sich gehen und aus geistigen Werten Kraft und Gelassenheit gewinnen. In einem Aufsatz, der fast auf den Tag genau ein Jahr nach Hitlers Machtergreifung erschien, forderte Baeck «Zurückhaltung» – «bei sich und in sich zu bleiben» – als einen Weg, das eigene Schicksal anzunehmen.⁴² Dieser beschwichtigende Rat stand in deutlichem Gegensatz zu dem, was der Berliner Rabbiner im privaten Kreis äusserte. So verschickte beispielsweise Wilfrid Israel, der junge Berliner Warenhausbesitzer und Verbindungsmann zu jüdischen Gruppen im Ausland, im März 1934 einen Bericht über die «allgemeine Lage» in Deutschland, der viel pessimistischere Ansichten verriet. Israel, der von sich behauptete, «in engstem Kontakt zu Dr. Baeck»⁴³ zu stehen, vermittelte in seinem Schreiben eine «viel gedrücktere» Stimmung als in den vergangenen Monaten und bezeichnete die Zukunftsaussichten, die jüdische Führungspersonlichkeiten äusserten, als «regelrecht hoffnungslos», trotz der optimistischen Verlautbarungen prodeutscher jüdischer Gruppen.⁴⁴ Baecks Namen erwähnte er zwar nicht, aber die Beschreibung passte auf ihn.

Da er begriff, dass Emigration «keine wirkliche Lösung»⁴⁵ war, konzentrierte sich Baeck darauf, der Gemeinde Trost zu spenden und jenen Juden zu helfen, die im Reich bleiben würden. Er nannte die jüdische Gemeinde ein «schützendes Haus», in dem sich kein Jude einsam fühlen könne und das jedem Einzelnen in dieser Zeit der Krise Kraft und Rückhalt geben werde. Die Arbeit der Gemeinschaft – Erziehung, Umschulung und Wohlfahrtspflege – bringe die Juden zusammen, «enger, denn je», sagte Baeck. Diese «praktische Arbeit» unterstützte die *Reichsvertretung* voll Begeisterung, um somit verzagte Juden von ihrer Untätigkeit und Angst wie auch von ihren ideologischen Meinungsverschiedenheiten abzulenken.⁴⁶ (Auf dem Treffen der *Reichsvertretung* vom 11. Februar 1934 brachten Max Warburg, Martin Buber und mehrere andere eine Resolution ein, deren Akzent auf dem

Thema Gemeinschaftsarbeit lag; letzten Endes ging es ihnen darum, den Juden einen gewissen Lebensraum innerhalb Deutschlands zu sichern. Zu denen, die ihren einmütigen Beifall zum Ausdruck brachten, gehörten auch so ungleiche Beiratsmitglieder wie Robert Weltsch und Richard Willstätter.⁴⁷⁾ Das Schicksal in der jüdischen Gemeinde anzunehmen war ein Thema, zu dem Baeck immer und immer wieder zurückkehrte; so auch, als er das jüdische Neujahr im September 1934 verkündigte und aus diesem Anlass erklärte, was nun Not tue, sei «der Wille zu gemeinsamem Ziel und der Wille zum Opfer»,⁴⁸ oder, wie im April 1935, als er die Gemeinde als «Festung unserer Zukunft» – das «Dach über unseren Köpfen» pries.⁴⁹

Im Herbst 1934 nutzte er den ersten Jahrestag der Gründung der *Reichsvertretung*, um im Rückblick die anfängliche Reaktion der Juden auf Hitler zu kommentieren. «Wir haben auch diese Probe bestanden», erklärte er in seiner Eröffnungsrede. «Wir sind loyale Bürger des Staates gewesen und geblieben», indem man sich bescheiden zurückgehalten habe, sich aber von den Nazis nicht um die Menschenwürde habe bringen lassen.⁵⁰ «In der Verbindung von Boden und Geist liegt der Reichtum des deutschen Judentums», fuhr er fort. «Ein Besitztum, das man nicht aufgibt», habe man nie verloren. «Wo ein Wille ist, da ist ein Weg», sagte Leo Baeck.⁵¹

Aber dazu bedurfte es auch einer deutschen Regierung, die die Grundsätze von Recht und Ordnung achtete, welche die Juden in ihrer Eigenschaft als Reichsbürger noch immer schützten. Bei seinem Eintreten für eine ruhige, innere Solidarität ging Baeck von der Voraussetzung aus, dass diese Prinzipien unverletzlich seien. In seinen Annäherungsversuchen an Regierungsbeamte hob er hervor, dass die von seinem Volk erlittenen Übergriffe gesetzwidrig seien, als ob solche Hinweise sie zur Vernunft hätten bringen können. Als er im Januar im Namen der *Reichsvertretung* an ver-

schiedene Minister des Kabinetts schrieb, machte Baeck geltend, dass Gewalt und Chaos dem neuen Reich nicht minder schadeten als seinen Juden. Beide Seiten zögen Nutzen daraus, wenn man zu irgendeiner vernünftigen Übereinkunft käme, die der jüdischen Gemeinschaft weiteren «psychologischen Druck» und wirtschaftliches Elend erspare. Für eine solche Übereinkunft war Baeck bereit, den Nazis in einigen Kernpunkten nachzugeben – zum Beispiel anzuerkennen, dass die grosse Zahl von Juden im Hochschulbereich und in deutschen Städten «unzuträglich»⁵² sei. Mit diesem Vorgehen ähnelte er einem Dompteur, der einem angeketeten, aber gleichwohl bedrohlichen Tiger besänftigende Worte zuraunt – seine innere Stimme sagte ihm, dass keine wirkliche Gefahr bestehe, solange der Tiger in Wut gerate. Und selbst dann würde ihn die Kette zurückhalten. Es gab ein festes Hindernis, das die Bestie von ihrer Beute abhielt.

Baecks Vertrauen in deutsches Recht wurde während des Jahres 1934 auf eine harte Probe gestellt. Zuerst kam der Tod Hindenburgs. Dieser Verlust war für einen liberalen Judenführer nicht weniger verheerend als für die konservativeren jüdischen Veteranen. Hindenburg war ein entscheidendes Verbindungsglied in der Kette rechtlichen Schutzes gewesen. Als sich Baeck in einem unter der Schirmherrschaft des *Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten* stehenden Gottesdienst am Sonntag, den 5. August, in der Synagoge an der Regentenstrasse von seinem Sitz erhob, um eine Trauerrede auf Hindenburg zu halten, verhehlte er seinen Schmerz nicht. Über der Politik stehend, sei der überragende Feldmarschall Deutschlands Juden gegenüber ein Muster an Festigkeit und Rechtschaffenheit gewesen, sagte Baeck. Die Juden hätten ihn als einen Fels der Sicherheit, als einen Garanten ihrer Zugehörigkeit betrachtet, als einen zweiten Abraham. Baeck schloss seine bewegenden Äusserungen mit den folgenden Worten: «Tiefer,

schmerzlicher Gram hat uns deutschen Juden, wie alle Menschen im deutschen Vaterland, erfasst. Viele Jahre werden im deutschen Volk vergehen, in denen sich viele nach Hindenburg sehnen werden – sehnsuchtsvoll seiner gedenken werden. Das, was er war, wird als eine immerwährende Gewissheit bleiben, als eine unerschütterliche Mahnung: ‚Schaut auf den Felsen dort!‘»⁵³

Am Ende des Gedenkgottesdienstes stimmten Baeck und die anderen Juden, die sich in der vollbesetzten Synagoge versammelt hatten, das rührselige alte Soldatenlied an: «Ich hatt' einen Kameraden.»⁵⁴ (Bella Fromm, die «den Soldaten in dem alten Herrn verehrt» hatte, wohnte Hindenburgs Begräbnis in Tannenberg mit ebenso schwerem Herzen bei.⁵⁵)

So schrecklich dieser Verlust auch war, er wurde überschattet von dem Schock, den der Glaube der Juden an Recht und Ordnung im Juni 1934 erlitten hatte. Im Frühsommer, als es mit Hindenburgs Gesundheit rapide bergab ging, war Vizekanzler Papen von seinen konservativen, nicht der NSDAP angehörenden Verbündeten überredet worden, einen letzten Versuch zu unternehmen, die Naziregierung zu zügeln.⁵⁶ Das tat er in einer unverblühten Rede an der Marburger Universität, in der er die Gewalttätigkeit und Radikalität des Regimes anprangerte. Zornentbrannt und entschlossen, nun endlich seine noch verbliebenen Gegner auf der Rechten zu zerschmettern, heckten Hitler und seine Gefolgsleute einen Vergeltungsschlag aus – einen, bei dem ausserdem gleich noch die rüpelhafte paramilitärische SA und ihr Chef, Ernst Röhm, eliminiert würden. Als einstiger Waffenbruder stellte Röhm nun die letzte echte Herausforderung für Hitlers Macht dar.

Dank ihres Netzes von Informanten innerhalb und ausserhalb der Nazipartei bekam Bella Fromm mit, was da geplant wurde. Um ihren lieben Freund General Kurt von Schleicher – gegen den das Komplott primär gerichtet war – rechtzeitig zu warnen, gab sie Ende Juni 1934 eine kleine Dinner-Party.

Aber wie schon im Januar 1933 ging der General über die Warnungen, die Fromm ihm zuflüsterte, mit einem Lachen hinweg.⁵⁷ (Zufälligerweise traf Röhm's Adjutant Bella Fromm am selben Tag auf einer Tee-Party des diplomatischen Korps und überreichte ihr eine Photographie seines Chefs.⁵⁸) Am Morgen des 30. Juni wurde Fromm von Herbert Mumm, ihrem Geliebten und langjährigen Vertrauensmann bei der Partei, zu einem dringlichen Treffen bestellt. Er, der im Aussenministerium arbeitete, hatte erschreckende Neuigkeiten: Um 9 Uhr morgens waren SS-Männer in Zivil vor der Tür von General Schleichers Villa am Wannsee erschienen, hatten geläutet und den zweiundfünfzigjährigen pensionierten Armeegeneral, als er die Tür öffnete, erschossen. Elisabeth, seine junge Frau, die er erst vor achtzehn Monaten geheiratet hatte, wurde ebenso kaltblütig niedergestreckt. Mumm machte sich nun Sorgen um Bella Fromm. «Es ist bekannt, dass er dich vor Kurzem besucht hat», sagte er zu ihr. «Du musst vorsichtig sein, Bella! Eine Massenschlächterei ist im Gange.»⁵⁹

Fromm war entsetzt. Nachdem sie ohne Gewalt und Blutvergiessen die Macht übernommen hatten, beglichen die Nazis nun auf brutale Weise ihre alten Rechnungen mit «Staatsfeinden», indem sie mehrere hundert SA-Führer und andere Gegner auf der Rechten, einschliesslich einiger Militärs, regelrecht hinrichteten. Niemand wusste, wann das Gemetzel enden würde. Als eine enge Freundin Schleichers, deren sich auch Papen annahm (der unter Hausarrest gestellt worden war), hatte sie allen Grund, um ihre eigene Sicherheit zu fürchten. Instinktiv fuhr Fromm zum Haus eines Freundes, um sich zu verstecken, aber aus Angst, durch ein solch auffälliges Verhalten nur die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, schlüpfte sie dann in ein Abendkleid und steckte ihre Auszeichnungen an, um an einer Gala zu Ehren des Fürsten und der Fürstin Kaya von Japan teilzunehmen. Während nun zwei ihrer besten Freunde, die sie in Berlin gehabt hatte, draussen vor der

Stadt in ihrem Blut lagen, tat sie ihr Bestes, um die Tortur erzwungener Heiterkeit und höflicher Konversation während des Empfangs zu überstehen.

Nach der «Nacht der langen Messer» zog sich Bella Fromm für ein paar Tage aufs Land zurück und fuhr dann nach Berlin zurück. Bald sass sie wieder an ihrem Schreibtisch und schrieb Artikel für ihre Illustrierten. «Ich weiss, was mir bevorsteht», hatte sie schon vor ein paar Monaten ihrem Tagebuch anvertraut, wobei sie da hauptsächlich um ihre Journalistenkarriere besorgt gewesen war. Nachdem sie miterlebt hatte, wie im Januar SA- und SS-Rabauken einen Aristokratenball stürmten, hatte sie eine Zeitlang einen Revolver bei sich getragen, ihn dann aber in einen Kanal geworfen. Das Gefühl, verletzlich zu sein, wurde nun stärker; aber auch ihr Pflichtgefühl gegenüber den Juden, die immer noch in Deutschland waren, schutzlos und auf ihre Hilfe angewiesen. Ihretwegen würde sie bleiben. Obwohl es für sie nun keinen Zweifel mehr gab, wozu die Nazis fähig waren, wollte sie nicht aufgeben. Solange die Gestapo sie nicht abholte, würde sie das Land nicht verlassen.

Den Röhm-Putsch übergingen die Juden überall mit Schweigen. Das schien ihnen die angemessenste Reaktion, solange die Nazis andere Feinde vernichteten. Die jüdische Presse wagte nicht, auch nur ein einziges Wort über das Massaker an der SA zu drucken. Nach den Kolumnen zu urteilen, die die jüdischen Zeitungen veröffentlichten, war es, als sei dieser Vorfall nie durchgesickert. Auf geradezu typische Weise ermahnte die *Bayerische-israelitische Gemeindezeitung* in ihrer Ausgabe vom 1. Juli 1934 die Juden, mehr Zurückhaltung, Takt und Würde zu zeigen und sich in öffentlichen Lokalen und bei Veranstaltungen untadelig zu benehmen, um keinen Anstoss zu erregen.⁶¹ Solch gutgemeinter Rat half dem ermordeten General Schleicher auch nicht mehr. Robert Weltsch' *Jüdische Rundschau* widmete ihre Titel-

seite dem Gedenken an einen anderen Tod – den Theodor Herzls vor dreissig Jahren –, um für die Schaffung einer Heimstätte in Palästina einzutreten.⁶²

In der Öffentlichkeit trugen die jüdischen Führer der Mitte Gleichgültigkeit zur Schau und wandten ihre Aufmerksamkeit anderen Dingen zu. Leo Baeck richtete seine ersten Bemerkungen nach der «Nacht der langen Messer» lieber an den *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten*, der den Zionisten erneut vorgeworfen hatte, nicht «patriotisch» genug zu sein.⁶³ Keine Gruppe könne das Monopol auf Vaterlandsliebe für sich beanspruchen, schalt der Rabbiner. (Hinter den Kulissen trafen sich Baeck und sein Stellvertreter in der *Reichsvertretung*, Otto Hirsch, mit dem Zionisten Arthur Ruppin, um die Möglichkeit jüdischer Auswanderung nach Palästina, in die Vereinigten Staaten, nach Argentinien und Brasilien zu erörtern.⁶⁴) Etwa zur gleichen Zeit konferierte Max Warburg in Amsterdam mit dem Rabbiner von Baltimore, Moris Lazaron, und beeindruckte den amerikanischen Besucher durch seine «ausserordentliche Verbindung von Stärke und Menschlichkeit» trotz allem, was eben geschehen war. Warburg meinte, er rechne damit, dass die Lage in Deutschland während der nächsten Wochen «ruhig» bleibe.⁶⁵ In Köln und anderen deutschen Städten kamen Mitte Juli 1934 dreitausend deutsche Juden zusammen, um ihre Gefallenen zu ehren, wenn auch ihre Gedanken mit einem Gemetzel jüngeren Datums beschäftigt waren.⁶⁶ Die *Jüdische Rundschau* veröffentlichte einen kurzen Artikel von Baeck, der mit feierlichen Worten an den Beginn des Ersten Weltkriegs vor zwanzig Jahren und an die Opfer erinnerte, die die Juden in ihm für Deutschland gebracht hatten.⁶⁷ Nur in der Einleitung fand sich ein ganz kleiner Hinweis auf die jüngste Vergangenheit.

Unter vier Augen nahmen die jüdischen Führer kein Blatt vor den Mund. Bis zum Massaker an der SA hatte sich Hans-Joachim Schoeps noch die Hoffnung bewahrt, mit den Nazis zu einer

«Übereinkunft» zu gelangen. Auch hatte er davon geträumt, ein Bündnis mit grösseren, einflussreicheren konservativen Gruppen wie dem *Stahlhelm* herzustellen. Nun war der *Stahlhelm* aufgelöst, und das Regime hatte mit einem plötzlichen Aufblitzen des Dolchs gezeigt, dass ihm nicht zu trauen war und es sich nicht vom Gesetz leiten liess. Ebenso wie die gemässigten Juden musste Schoeps zugeben, dass die Chancen, ein Konkordat zwischen Nazis und Juden zustande zu bringen, im Grunde genommen gleich Null waren. Persönlich hatte Schoeps jetzt noch mehr Grund, die Herren Deutschlands zu fürchten. In dem Bestreben, die blutige Säuberungsaktion vom 30. Juni zu rechtfertigen, hatte die Nazi-Hierarchie bei der «moralischen Verkommenheit» und den «perversen Neigungen» der SA eingehakt, die in den schamlosen homosexuellen Praktiken vieler ihrer Mitglieder einschliesslich Röhm's offen zutage getreten seien. Somit konnte sich Hitler einer beunruhigten deutschen Öffentlichkeit als Sittenwächter präsentieren, obwohl er und seine Genossen solch «abnormes» Verhalten jahrelang schmunzelnd geduldet hatten. Tatsächlich war Homosexualität in paramilitärischen Gruppen wie der SA und der deutschen Jugendbewegung von Anfang an fest verankert gewesen. Oft war Männerliebe geradezu das Movens, das junge Männer in diesen Gruppen zusammenführte.⁶⁸ Aber dennoch hatte man in der deutschen Gesellschaft mit Homosexuellen keine Nachsicht. Schon lange bevor Hitler an die Macht kam, wurde Homosexualität als unmoralisch und als Straftat behandelt, und sie war dadurch zu einer Art offenem Geheimnis in diesen Renegatengruppen geworden sowie ein weiterer Ausweis ihrer Abweichung von der Welt des Bürgertums.

Schoeps bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Obwohl er sich zuweilen brüstete, «Freundinnen» zu haben⁶⁹ (und im schwedischen Exil während des Zweiten Weltkriegs sogar heiraten sollte), zog er die Gesellschaft und Zuneigung junger Männer vor.

Die periodischen Klausurtagungen des *Deutschen Vortrupps* verschafften ihm den perfekten Rahmen, um innige Freundschaften und Liebesbeziehungen zu kultivieren. Natürlich musste er das heimlich tun, um einen Skandal zu vermeiden. (1935 erfuhren die anderen Mitglieder seiner Gruppe, dass Schoeps eine Affäre mit einem ihrer Kameraden gehabt habe; die Nachricht schlug in dem engverbundenen Zirkel wie eine Bombe ein.⁷⁰) Nach der «Nacht der langen Messer» galt Homosexualität als ein noch schwerwiegenderes Laster (schlechterdings als Greuel gemäss den puritanischen Normen der Volksgemeinschaft), das härtere Strafe verdiente. Homosexuelle bildeten eine weitere Kategorie von Gefangenen in den überall aus dem Boden schiessenden Konzentrationslagern Nazideutschlands. Somit hatte Hans-Joachim Schoeps noch einen weiteren triftigen Grund, die Wachsamkeit, die die Gestapo ihm und seiner kleinen Schar deutscher Schwarmgeister zuteilwerden liess, zu fürchten – für ihn Anlass genug, noch einmal zu überdenken, ob es klug sei, sich politisch so in den Vordergrund zu spielen, aber nicht genug, um zu dem Schluss zu gelangen, dass er besser daran täte, in einem anderen Land zu leben.

Die Gewalttätigkeit und das Abgleiten in die Gesetzlosigkeit, die durch die Säuberungsaktion gegen die SA deutlich und durch Hindenburgs Tod beschleunigt wurden, nahmen Deutschlands Juden – die offensichtlichen Opfer – psychisch arg mit. Im August reiste der normalerweise optimistische Max Warburg von Hamburg nach Berlin, um sich mit dem neuen amerikanischen Botschafter William E. Dodd zu treffen. «Die Folgen seines sorgenvollen Lebens» während des vergangenen Jahres standen Warburg ins Gesicht geschrieben. Er bekannte gegenüber Dodd, dass sein – Warburgs – Leben in Gefahr sei, wenn die Nazis jemals von seinen politischen Ansichten erführen.⁷¹ Seine unermüdliche Tätigkeit für die *Reichsvertretung* und die jüdische Einheit hatten

ausserdem seine Energie und Spannkraft aufgezehrt. Warburg war deprimiert, als er merkte, dass es seine jüdischen Glaubensbrüder nicht schafften, das allgemeine Wohl über ihre andauernden Flügelkämpfe zu stellen. Dennoch war er immer noch entschlossen, für das Überleben der Juden zu kämpfen – laut Aussagen seines Bruders Felix blieben *Kampf* und *müssen* seine Lieblingsworte⁷³ –, aber die Bedingungen in der jüdischen Gemeinschaft, besonders die wirtschaftlichen, verschlechterten sich weiter, all seinen Anstrengungen zum Trotz.⁷⁴

Um bei der Regierung Einfluss zu gewinnen und die internationalen Spannungen infolge der antideutschen Boykotte in den Vereinigten Staaten zu lösen, versuchte Warburg nun, die jüdische Gemeinde in Amerika davon zu überzeugen, einen Vertreter herüberzuschicken, der als eine Art Vermittler bei der Regierung tätig werden sollte. Diese indirekte Vorgehensweise schien mehr Hoffnung zu bieten, dass die materielle Not der Gemeinschaft Linderung erfahre, da die deutschen Juden selbst ja keinerlei Einfluss auf die Nazipolitik hatten. (Rudolf Hess, der Stellvertreter des Führers, erklärte am 16. August, dass hinfort kein Funktionär der Naziartei mehr etwas mit Juden zu tun haben dürfe.) Der amerikanische Generalkonsul George Messersmith schloss sich Warburgs Vorschlag an.⁷⁵ Botschafter Dodd hingegen war vorsichtiger, weil er befürchtete, Versuche ausländischer Juden, eine «sensiblere» Politik zu fördern, könnten mehr Schaden verursachen als Gutes bewirken.⁷⁶

Vor einiger Zeit noch hatte Warburg – neben Baeck, Weltsch, Schoeps und anderen – gehofft, dass vielleicht zwischen dem deutschen Reich und dessen jüdischer Bevölkerung ein Konkordat ausgearbeitet werden könnte, ähnlich dem, das im Juli 1933 mit dem Vatikan ausgehandelt worden war und in dem der katholischen Kirche das Recht garantiert wurde, «ihre Angelegenhei-

ten» in Deutschland selbst zu regeln. An Bord der *Europa* hatte Warburg während der Überfahrt nach New York im Dezember 1933 in einem Brief an Weltsch diesen Wunsch geäußert. Wenn die Juden ihre eigenen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen dürften, würde die Notwendigkeit entfallen, sie rechtlich als eine besondere Minderheit zu definieren und zu behandeln. Auf lange Sicht, so dachte Warburg, würde diese Lösung die Juden besser vor einer Ausbürgerung und Vertreibung aus Deutschland schützen als ein solcher Minderheitenstatus.⁷⁷

Aber die Vorstellung, zu einer Übereinkunft mit den Nazis zu kommen, hatte auf einmal viel an Reiz verloren: Wer konnte denn noch davon ausgehen, dass sie ihr Wort halten würden? Als Warburg im Oktober 1934 – begleitet von seinem Gestapo-»Schatten« – das nächste Mal an Bord eines Schiffes in die Vereinigten Staaten ging, tat er es primär, um dort Geldmittel aufzutreiben, damit die Emigration deutscher Juden über den Atlantik vorankomme. (Bisher hatten nur fünftausend Juden Nazideutschland verlassen, um sich in den Vereinigten Staaten ein neues Leben aufzubauen.⁷⁸) Noch allerdings hatte er positivere Gedanken nicht gänzlich aufgegeben – eine «zweite Emanzipation der Juden» sei unter der Nazihegemonie immer noch denkbar, erklärte er seinen jüdischen Freunden in Amerika, die die Grundlage für einen jüdischen Neuanfang bilden werde, wenn Hitler erst einmal von der Bühne abgetreten sein würde.⁷⁹ Er schien keinerlei Zweifel zu hegen, dass die Juden die Nazis überdauern würden.

Bei Warburg und vielen seiner Zeitgenossen erzeugten solche widersprüchlichen Ansichten eine Art Patt: dem Abscheu und der Angst, die antisemitische und antidemokratische politische Verfahren oder Massnahmen hervorriefen, hielten stoische Duldung, jüdische Solidarität und Stolz die Waage. Was nach der Naziära kommen würde, war keineswegs klar, aber für den Augenblick

hatte die Vorstellung, dass es irgendetwas danach geben werde – ein Leben nach Hitler – etwas, gelinde gesagt, Beruhigendes.

Es war leicht, beruhigt zu sein, selbst bei dem augenblicklichen Stand der Dinge in Deutschland. Oberflächlich betrachtet, blieb vieles im täglichen Leben so, wie es gewesen war, bevor Hitler an die Macht kam. Nazi-Attacken gegen die Juden waren wie Gewitter im Sommer, die plötzlich aufziehen, schnell vorübergehen und eine unheimliche Stille zurücklassen. Ein normaler Berlinbesucher im Sommer 1934 mochte wohl viel zu loben finden. Der britische Zionistenführer Selig Brodetsky war überrascht von der höflichen Behandlung, die er in Berliner Geschäften erfuhr, und wunderte sich, wie viele jüdische Läden noch immer in Betrieb waren. Bei einem Treffen mit Leo Baeck gab dieser zu, dass es den Juden, die in deutschen Grossstädten lebten, gar nicht so schlecht gehe. Nur in den Dörfern und kleinen Städten, wo sie mehr auffielen, lebten die Juden «am Rand eines Vulkans».⁸⁰ Baecks Enkelin Marianne ging immer noch glücklich in eine staatliche deutsche Schule. Aber Baeck machte Brodetsky unmissverständlich deutlich, dass junge Juden im Dritten Reich keine Zukunft hätten. Junge Leute würden nach Palästina gehen müssen.

Im August 1934 berichtete der neu ernannte amerikanische Generalkonsul in Berlin, Raymond Geist, nach Washington, dass die Bedingungen für Juden in deutschen Städten, einschliesslich die der jüdischen Händler, im Allgemeinen «zufriedenstellend» seien. Zwar wären Schikanen und Boykottmassnahmen gegen jüdische Läden in kleineren Städten an der Tagesordnung, aber diese Massnahmen stiessen bei den Nichtjuden immer mehr auf Ablehnung. Viele Deutsche glaubten, «die Zeiten würden besser» für sie, wenn die Juden ungehindert ihren Geschäften nachgehen dürften. Juden in den freien Berufen bräuchten «ganz dringend» neue Jobs oder müssten emigrieren, aber die Zahl der Juden, die

von den Entlassungen durch die Nazis direkt betroffen seien, be-laufe sich auf nur etwa siebzehntausend, schätzte Geist. Er spürte durchaus die Ängste vor kommenden «politischen oder wirt-schaftlichen Katastrophen», für die dann die Juden verantwortlich gemacht würden und für die sie teuer bezahlen müssten. Aber vor-erst, so glaubte Geist, «will die deutsche Regierung .. einen Waf-fenstillstand bezüglich der Judenfrage einhalten, weil sie zur Zeit andere Probleme drücken.»⁸¹

In dieser Zeit, wo man allenthalben unterschiedliche Signale wahrnahm, wurde der Zwiespalt, in dem sich die Juden befanden, nur noch grösser. Heftige Krisen hatte man durchgestanden, aber es war unklar, welche Lehren man daraus ziehen sollte. Bella Fromm hatte das Recht verloren, als Journalistin für eine deutsche Zeitung arbeiten zu dürfen, hatte ihre Tochter an Amerika verlo-ren, ihre beste Freundin durch Selbstmord und andere Freunde durch die Kugeln von Mördern, aber andererseits hatte sie mit der Hilfe von Botschafter Dodd eine neue Anstellung gefunden und schrieb nun für englische und andere ausländische Publikatio-nen.⁸² (Im Mai 1934 fuhr sie in die Vereinigten Staaten – nicht, um zu bleiben, sondern nur, um kurzzeitig wieder mit ihrer Toch-ter zusammen zu sein.)

Robert Weltsch hatte sich einem ähnlichen Karrierehindernis gegenübersesehen, es aber mit dem Argument umgangen, dass ein Jude die Freiheit haben sollte, zum Besten seines eigenen Volkes zu schreiben.⁸³ So wurde ihm erlaubt, weitere Aufsätze zu veröf-fentlichen, in denen er Deutschlands Juden zum Durchhalten er-mahnte. («Wir heutigen Juden sind in der glücklichen Lage, dass diese Zukunft des jüdischen Volkes vor unseren Augen wächst.»⁸⁴) Sogar den Propagandaminister Goebbels nahm Welt-sch erfolgreich auf die Hörner. Im Juli gab der zionistische Redak-teur einen Artikel heraus, in dem er die bescheidene, aber tapfere Behauptung aufstellte: «Der Jude ist auch ein Mensch»⁸⁵, womit

er auf eine Rede reagierte, in der Goebbels die Juden als Untermenschen und «Ungeziefer» abgestempelt hatte. Weltschs scharfe Entgegnung veranlasste Goebbels dazu, die *Jüdische Rundschau* schliessen zu lassen und eine zweite Rede zu halten, welche die von der Zeitung vertretene Position lächerlich zu machen versuchte.⁸⁶ Aber das Verbot wurde einen Monat später aufgehoben, und Weltsch fand eine gewisse Genugtuung darin, nicht das Feld geräumt zu haben.

Als Max Warburg nach Deutschland zurückkam, musste er feststellen, dass noch entmutigendere Entwicklungen im Gange waren – die Drohung der Nazis, Juden aus der Armee auszuschliessen und sie zu Bürgern zweiter Klasse zu degradieren. Der Rabbiner von Baltimore, Morris Lazon, berichtete im Mai 1935, dass Warburg «niedergeschlagener und erschöpfter» sei, als er ihn je erlebt habe.⁸⁷ Aber sowie die Situation noch schlimmer wurde, verwandelte sich der Hamburger Finanzmagnat in «einen in die Enge getriebenen Löwen», entschlossen, mit den Nazis um jedes Stückbreit Boden zu kämpfen und sich einer Vertreibung aus Deutschland zu widersetzen. Die Juden, sagte er zu Lazon, hätten nichts zu verlieren, wenn sie für ihre Bürgerrechte einträten, selbst wenn es ein hoffnungsloses Unternehmen sei. «Nun ist es Zeit zu handeln», sagte Warburg, und Lazon nannte ihn «grossartig».

Im Frühjahr 1935 sah man in Münchener Aussenbezirken Hitlerjungen Schilder annageln, auf denen stand: «Juden nicht erwünscht», und es gab antisemitische Demonstrationen in der Innenstadt. Diese Vorfälle störten Willstätter nicht sonderlich. Er blieb ein «Aussenseiter», beschäftigt mit den Kniffligkeiten der Enzymfunktion – «zu schwierig für mich, wenn nicht sogar für unsere Zeit»⁸⁸ – und so absorbiert von seiner Arbeit, dass ihm wenig Zeit oder Energie blieb, die täglichen Schlagzeilen zu überfliegen oder über das etwaige Schicksal von Deutschlands Juden

Spekulationen anzustellen. (Mehr Kopfzerbrechen bereitete Willstätter, wie er aus Münchener Schlachthäusern frische Tierleber bekam.⁸⁹) Die missliche Lage der Juden war immer noch nicht sein eigene, konnte er sich doch «durch seinen Ruf und die Treue seiner Münchener Hörschaft»⁹⁰ geschützt fühlen.

Hans-Joachim Schoeps mag erleichtert sein, als er von der «Nacht der langen Messer» erfuhr, aber seine Angst hielt ihn nicht davon ab, einen vollen Terminkalender von Reden vor jüdischen Kriegsveteranen über das Thema «Christliches Dogma und jüdischer Glaube» einzuhalten,⁹¹ über die «tragische Position» Franz Kafkas⁹² zu schreiben oder eine internationale Wissenschaftlerkonferenz in Rom zu besuchen. (Als er unterwegs italienische Truppentransporte nach Äthiopien passierte, erhaschte Schoeps einen kurzen Blick auf Deutschlands militärische Zukunft.⁹³)

Leo Baeck konnte auf eine zerstrittene, aber am Ende doch fruchtbare Zeit zurückblicken, in der die *Reichsvertretung* unter seiner Führung an der jüdischen Einheit gearbeitet hatte. Die Sozialfürsorge für bedürftige Juden war nun in ihren Händen vereint.⁹⁴ Mit dem Segen der *Reichsvertretung* und über die Büros von Max Warburgs *Hilfsverein der deutschen Juden* und der *Jewish Agency* arbeiteten jetzt Zionisten und assimilierte Juden gemeinsam daran, den Exodus nach Palästina zu beschleunigen.⁹⁵ (Dennoch kam die Zahl jüdischer Emigranten aus Deutschland nicht über die Achttausend-Marke im Jahr.) Baecks Aufruf zu mehr «praktischer Arbeit» in der Gemeinde, wodurch ideologische Konflikte umgangen werden konnten, war im Grossen und Ganzen befolgt worden, obzwar verschiedene jüdische Gruppen weiterhin um eine besondere Beziehung zur Naziregierung rangelten. Am ersten Jahrestag der Gründung der *Reichsvertretung* hatte sich Baeck einem Versuch Berliner Gemeindeoberhäupter widersetzt, die Kontrolle der Organisation zu übernehmen und sie stärker auf ihren liberalen Kurs zu bringen.⁹⁶ Infolgedessen gewann

er die Zuversicht, dass seine Führung – und sein Programm, um das deutsche Judentum durch diese Krise zu steuern – in der Gemeinschaft breiten Rückhalt hatte.

Als er seine Rolle als Wortführer aller deutschen Juden festigte, änderte Baeck auch seine Botschaft. Sie war ein Ausdruck der Zeit. Er sprach nicht mehr als liberaler Jude, stolz auf den langen Prozess der Akkulturation in Deutschland. Seine Worte, die den in der jüdischen Gemeinde vorherrschenden Ton wiedergaben, hatten auch einen dezidiert zionistischen Akzent. Als der Oberrabbiner von Berlin sich erhob, um an einem Abend im Mai 1935 im Berliner Lehrhaus vor einem aufmerksamen Publikum über «Die Existenz des Juden» zu sprechen, beschrieb er sein Volk als eine Rasse, deren geschichtliche Existenz in der Diaspora stets gefährdet gewesen sei, wurden die Juden doch als ein «besonderes Volk» angesehen, das unter misstrauischen Nachbarn lebte.⁹⁷ Die missliche Lage der Juden heute unterscheide sich im Grunde nicht von dem, was ihnen schon früher begegnet sei. Nur der Glaube an Gott und die Solidarität mit jenen früheren Generationen könne die Juden von heute in eine sicherere Zukunft führen.

Da die Richtung der Nazipolitik noch immer ein Geheimnis war, lebten die deutschen Juden bang von einem Tag auf den anderen, retteten, was sie konnten, schützten, was sie konnten. Nach zwei Jahren der Ablehnung und Diffamierung durch die Nationalsozialisten galt ihnen Loyalität zum Vaterland immer noch als eine unverzichtbare Tugend, die sie in Deutschland verankerte. Als die Saarländer im Januar Gelegenheit erhielten, für einen Wiederanschluss ans Reich zu stimmen, fühlte sich die jüdische Gemeinde in Deutschland deshalb verpflichtet, die Ja-Stimme zu unterstützen, selbst wenn das bedeutete, dass noch etwa weitere fünftausend Juden, die bisher in Freiheit und Frieden gelebt hatten, ihr Haupt unter das Nazijoch würden beugen müssen.⁹⁸ In der

Tat wurde die jüdische Stimmabgabe für eine Rückkehr ins Reich als wichtig erachtet, da die dortigen Anhänger der Sozialdemokraten und des Zentrums eine weitere Autonomie des Saarlandes bevorzugten. Deutsche Judenführer reisten an die Saar, um auf ihre Glaubensgenossen vor Ort Einfluss zu nehmen.» Als das gewünschte Ergebnis erreicht war (über 90% der Wähler an der Saar unterstützten die Aufnahme in Deutschland), hiessen diese Führer ihre heimkehrenden Nachbarn wie seit Langem verschollene Brüder willkommen. Leo Baeck sprach praktisch für die gesamte jüdische Gemeinschaft, als er den Saarjuden «ein Wort herzlicher Verbundenheit [entbot]» und gelobte: «Dem Gebot und der Hoffnung unseres deutschen Judentums treu, werden wir Zusammenhalten.»¹⁰⁰ Für einen neutralen Beobachter klang diese Äusserung, wie wenn ein Passagier auf einem sinkenden Schiff eine Person in die Arme schliesst, die eben vom trockenen Land gezerrt worden war.

Unter all diesen Bekenntnissen zu Patriotismus, Einigkeit und gemeinsamem Stolz verbarg sich eine Hoffnung und ein wachsender Konsens: Mochten sie die Juden auch noch so verachten, die Nazis konnten Deutschlands Wirtschaft nicht ohne sie wieder aufbauen. So sehr sie auch aus dem öffentlichen Leben verbannt werden mochten, aus Anwaltskanzleien und Arztpraxen, aus Schwimmbädern und von Badestränden, aus Schulen, Restaurants, Theatern, dem öffentlichen Dienst und der Armee, die Juden würden eine wichtige Nische im Handel und in der Industrie zurückbehalten. Es wäre Selbstmord für die Nazis, sich anders zu verhalten, das heisst das, was Hjalmar Schacht und andere Gemässigte sagten, nicht zu beachten. Trotz allem, was sie seit Januar 1933 erlitten hatten, konnten die Juden Deutschlands nicht umhin, sich durch die Äusserungen des Reichskommissars für Berlin, Julius Lippert, Anfang 1935 ermutigt zu fühlen: In der Hoffnung, einen antideutschen Wirtschaftsboykott im Keim er-

sticken zu können, erklärte Lippert am 26. Februar in einer Ansprache vor der US-Handelskammer, dass antijüdische Massnahmen seitens der deutschen Regierung auf die freien Berufe und den Kulturbereich beschränkt sein würden. Die Juden könnten ihre wirtschaftlichen Aktivitäten wie zuvor fortsetzen. An dieser Politik, sagte Lippert, werde man solange festhalten, solange die Juden dem Staat treu dienten.¹⁰¹

Die Juden waren nicht sicher, wie ernst sie diese Zusage nehmen konnten. Sie war nur von einem Nazibeamten gekommen, nicht von Hitler persönlich (der über Juden wenig zu sagen hatte). Und selbst den Führer konnte man nicht bei seinem Wort nehmen. Die Juden hatten sich mittlerweile daran gewöhnt, die Sprache von Nazireden zu durchforsten, um ein Körnchen Wahrheit darin zu finden. Pessimisten konnten aus einigen Bemerkungen ableiten, dass die Juden erledigt seien. Optimisten gaben Erklärungen wie die Lipperts neuen Auftrieb. Jüdische Zeitungen wogen auf ihren Titelseiten die Vorzüge jedes dieser Standpunkte gegen einander ab.¹⁰² Die einzelnen Juden zogen ihre eigenen Schlüsse. Als William E. Dodd, der amerikanische Botschafter, ein paar Tage nach Lipperts Rede mit Max Warburg dinierte, fand er den Bankier zuversichtlicher als im Sommer zuvor.¹⁰³ Warburg gehörte noch immer zu den Optimisten.¹⁰⁴ Er war schliesslich der Chef eines Bankhauses, das weiterhin beträchtliche Geschäfte im gänzlich nazifizierten deutschen Staat tätigte.¹⁰⁵

Und viele andere teilten Warburgs Auffassung. Der Erfolg einer grossen Zahl von Juden, die bis Mitte 1935 ihre Arbeitsplätze oder ihre Geschäfte behalten konnten, stärkte die weitverbreitete Überzeugung, dass das Judentum in Deutschland überleben werde. Vorerst war diese relative wirtschaftliche Sicherheit Grund genug, die Stellung zu halten. Es lag in der Tat zum grossen Teil an dieser verschwommenen Wahrnehmung (wie auch an den stärkeren Restriktionen bezüglich der Geldsummen, die Emigran-

ten ausführen durften¹⁰⁶), dass die Zahl der Juden, die das Reich verliessen, während der Jahre 1933 bis 1935 nicht merklich anstieg. Der Exodus schwoll nicht an, trotz der Lockerung der einst strikt durchgeführten Politik zur Abwehr derer, «die zu einer öffentlichen Belastung zu werden drohen», die Juden und andere potentielle Auswanderer abgehalten hatte, sich Visa in die Vereinigten Staaten zu verschaffen.¹⁰⁷ Es schien, dass die Juden ihre Bindung an Deutschland und ihre Zukunft in ihm nur, wenn sich ihre wirtschaftlichen Umstände drastisch verschlechterten, ernsthaft in Frage stellen würden.

Was sie sich nicht vollständig klarmachten, war, dass die Nazis allmählich eine neue Judenpolitik formulierten – eine, die die Juden «legal» immer mehr an den Rand und in eine immer schwächere Position drängen, ihren Status untergraben und ihre Existenz gefährden würde. Früher als sie darauf gefasst waren, sollte eine weitere jüdische Illusion zerstört werden.

8

Bürger zweiter Klasse

Zum Sommer 1935

konnte man es einem Juden, der im Dritten Reich lebte, noch verzeihen, wenn er zögerte auszuwandern. Die langfristigen Aussichten aber waren weiterhin trübe. Nachdem sie voll Entsetzen mit ansehen mussten, wie 1933 eine antisemitische Regierung eingesetzt und von ihren deutschen Mitbürgern begeistert angenommen wurde, nachdem sie aus einigen Berufen vertrieben worden waren, glaubten die Juden zu Recht, einen massvolleren Kurs in der Nazipolitik zu erkennen. Seit über einem Jahr hatte es keine landesweiten antijüdischen Boykotte mehr gegeben. Weitaus weniger Juden waren auf den Strassen geschlagen oder ins Gefängnis geworfen worden. Die Zahl der 1934 erlassenen antisemitischen Verfügungen und Gesetze ging deutlich zurück. Drängendere Angelegenheiten als die Verfolgung der jüdischen Minderheit hielten die Nazis in Atem. Radikale Elemente in der NSDAP, die sich die Juden tüchtig vorknöpfen wollten, hatten erneut gegen kühlere Köpfe verloren, die einen unbegrenzten Waffenstillstand bevorzugten, bis sich die Wirtschaft erholt haben würde. Als er am 2. August 1934 – dem Tag, an dem General Paul von Hindenburg starb – Hjalmar Schacht zum Wirtschaftsminister ernannte, hatte sich Adolf Hitler stillschweigend bereit erklärt, jüdische Geschäfte und Unternehmen zu tolerieren. Daher entbehrte es nicht

einer gewissen Logik, wenn ein in Arbeit und Brot stehender Jude oder ein jüdischer Ladenbesitzer zu dem Schluss gelangte, dass das Leben, zwar unter drastisch verschlechterten, aber erträglichen Bedingungen, noch eine Zeitlang so weitergehen werde.

Freilich, der Strom von Juden, die ins Ausland gingen, riss nicht ab, wurde er doch sowohl von der deutschen Regierung als auch der zionistischen Bewegung gefördert, welche letztere Palästina bevölkern wollte. (Die Gesamtzahl jüdischer Emigranten belief sich ein Jahr nach 1933 auf 24.000.¹⁾ Dieser Exodus bekam Auftrieb durch das Transferabkommen, das im August 1933 vom Wirtschaftsministerium, der *Jewish Agency* und der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* erzielt worden war. Gemäss diesem Abkommen durften Juden einen Teil ihrer Bankguthaben in Form von Devisen nach Palästina transferieren. Zuerst wurde jüdisches Kapital auf gesperrten Konten der Reichsbank deponiert, sodann als Kredit benutzt, um deutsche Waren zur Ausfuhr nach Palästina zu kaufen. Schliesslich bekamen die Auswanderer ihre Guthaben in Landeswährung aus dem Erlös dieser Transaktionen wieder zurück. Der Transfer jüdischer Guthaben wurde von einer Treuhandgesellschaft getätigt, die sich aus einem Bankenkonsortium zusammensetzte, zu dem auch das Bankhaus M. M. Warburg & Co. gehörte. (Etwa ein Drittel der deutschen Juden, die nach Palästina auswanderten, umging die von England auferlegte Quote, indem sie dank des Haavara-Abkommens Guthaben in Höhe von tausend Pfund – 4'000 Dollar – oder mehr mitbrachten. Als «Kapitalisten» klassifiziert, wurde diese Gruppe von Juden von den britischen Behörden nicht ungerne gesehen.) Der Transferplan war bei der deutschen Regierung beliebt, weil er der Auswanderung Vorschub leistete und gleichzeitig den deutschen Aussenhandel voranbrachte – der ausländische Boykott deutscher Waren wurde somit umgangen. Umstrittener war das Transferabkommen unter

den Juden; in den Augen vieler untergrub es den internationalen Boykott und stellte ein ruchloses Bündnis mit dem Naziregime her. (Max Warburg jedoch machte geltend, dass diese Vereinbarung nicht weniger als einem Drittel der deutschen Juden zur Flucht aus dem Reich verhelfen könne.²)

Allmählich fand der Aufruf der Zionisten, die Juden sollten ihr Schicksal erfüllen, indem sie Erez Israel besiedelten, Beachtung. Allein im Jahre 1934 entschloss sich ein Drittel der ungefähr 23.000 jüdischen Emigranten aus Deutschland, nach Palästina zu gehen und aus dem Haavara-Vertrag Vorteil zu ziehen.³ Im Mai 1935 wurde dieser Trend von der britischen Regierung etwas gebremst, weil sie sich über die möglichen Folgen einer Flut europäischer Juden, die an den Küsten Palästinas landeten, besorgt zeigte; sie beschränkte die Zahl der Juden, die in den nächsten fünf Jahren in Palästina Aufnahme finden sollten, auf 75.000.⁴ Da viele wohlhabende Juden der Mittelschicht ihr Hab und Gut sowie ihren Lebensstil nur ungern aufgaben, reduzierte sich die Auswanderungsrate noch weiter – stärker, als den Nazis lieb war.

Auch psychologische und gefühlsmässige Bindungen aneinander hielten viele Juden davon ab, das Land zu verlassen. Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft vollzog sich ein Paradigmenwechsel. Ein Volk, das einst stolz war, «deutscher als die Deutschen zu sein», sah sich nun mit seinem Judentum konfrontiert und dazu gezwungen, aus dieser Not eine Tugend zu machen. Jude zu sein, im übertragenen Sinn den «gelben Fleck» zu tragen, erzeugte ein Gefühl des Stolzes, das dem früheren Stolz auf Deutschlands Grösse oder ihre eigenen Erfolge in nichts nachstand. Die Zionisten, die einem gleichgültigen Publikum jahrzehntelang die Vorzüge und hohen Werte des Judentums gepredigt hatten, schwammen nun auf dieser Welle ethnischen und religiösen Wiedererwachens.⁵ Politisch wollten die Zionisten nun mehr von der Macht, die ihnen früher von der liberalen Mehrheit verweigert worden

war. Sie nahmen es sehr übel, dass man sie früher immer mit einem Hauch von Argwohn umgeben hatte, weil man ihnen unterstellte, Diener zweier Herren sein zu wollen: des Zionismus und Deutschlands. Nun hatte sich das Blatt gewendet. Der Triumph der Nazis machte es möglich, dass auch die Zionisten triumphieren konnten. Beide Bewegungen sahen die Juden und das «Judenproblem» ähnlich. Beide waren mit dem Zeitgeist gewachsen – mit dem Aufstieg rassistisch geprägter politischer Richtungen. Beide konnten nun legitimerweise Anspruch auf die Herzen und Seelen ihrer Völker erheben – wenn auch mit radikal unterschiedlichen Zielen im Kopf.

Im Mai 1935 meldete die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* unverblümt ihren Führungsanspruch an, als sie öffentlich «das Recht» forderte, «das gesamte jüdische Leben in Deutschland entscheidend zu beeinflussen»⁶ – eine Erklärung, die in Robert Weltschs *Jüdischer Rundschau* veröffentlicht wurde.⁷ Die Zionisten versuchten, aus der veränderten Haltung der Nazis gegenüber der jüdischen Gemeinschaft Kapital zu schlagen. Nachdem es zuerst die weniger «deutschen» Ostjuden attackiert hatte (durch ein 1933 verhängtes Berufsverbot, während man die im Lande geborenen und «patriotischeren» Juden noch weitgehend verschonte), gab sich das Hitlerregime nun gegenüber den konservativen und gemässigten Gruppen härter und entschlossener. Ein Verbot, auf die Gräber jüdischer Kriegsgefallener Kränze zu legen, war eben ausgesprochen worden, und das Gesetz über den Ausschluss von Juden aus der deutschen Armee stand kurz vor seinem Inkrafttreten. Und etwa zur gleichen Zeit kündigte die SS an, sie beabsichtige, «assimilatorische Tendenzen» in allen Bereichen des *Jüdischen Kulturbundes* TAX unterdrücken. Die Regierung interessierte sich jetzt ausserdem immer mehr für das, was die Zionisten zu sagen hatten. (Um diese Zeit bekam der Zionist Martin Rosenbluth von einem Beamten des Aussenministeriums gesagt, dass die Nazis in der zionistischen Bewegung eine sehr

enge «ideologische» Verwandtschaft zu ihrer eigenen sähen.⁸⁾ Adolf Eichmann, der bebrillte Nazifunktionär und ehemalige Handelsvertreter, der später behauptete, er sei zum Zionismus «konvertiert», nachdem er Herzls *Judenstaat* gelesen habe,⁹ war 1934 in die für jüdische Angelegenheiten verantwortliche Abteilung 11-112 des Reichsicherheitshauptamtes eingetreten.¹⁰ Auf Kosten assimilierter Gruppen, die er verachtete, begann er, zionistische Aktivitäten und Politik zu unterstützen. Zu den Zielen, die Eichmann mit den Zionisten teilte, gehörte zuvörderst die Auswanderung.

Während verschiedene Abteilungen der deutschen Regierung insgeheim den Zionisten zuneigten, zog es andere Juden weitaus weniger in diese Richtung. In einem Leitartikel mit dem Titel «Für Arbeit – gegen Resolutionen» nahm die *Centralverein Zeitung* die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* hart ins Gebet, weil diese die Meinungsführerschaft in der jüdischen Gemeinschaft beanspruchte. Im Grunde, so heisst es in der Zeitung der Assimilierten, seien alle diese «neuen Juden» vom Odium des Eigennutzes umgeben.¹¹ Innerhalb der *Reichsvertretung der deutschen Juden* löste die zionistische Forderung nach mehr Macht eine grössere Krise aus und stellte abermals die von ihr geschaffene zerbrechliche Einheit auf die Probe.¹² Leo Baeck und seine Kollegen im Beirat hatten bereits alle Hände voll damit zu tun, das Bemühen des *Reichshundes jüdischer Frontsoldaten* um einen geschützten Sonderstatus unter den Nazis abzuwehren und eine noch deutschnationalere Gruppe, die *Erneuerungsbewegung der jüdischen Deutschen*, zu bekämpfen. Nun mussten sie auch noch einer wiedererstarkten zionistischen Herausforderung Paroli bieten, die nicht nur ihre auf breitem Konsens beruhende Strategie der Mitte, sondern auch die Richtung ihrer Politik in Frage stellte. Mit Hilfe der Leitartikel von Robert Weltsch traten die Zionisten

zum Beispiel dafür ein, dass Deutschlands Juden als eine gesonderte rechtliche Einheit behandelt würden, wohingegen die Führung der *Reichsvertretung* mit einem solchen Spaltungsvorschlag nichts zu tun haben wollte.¹³ Und in den Gemeinden, vor allem im liberalen Berlin, forderten zionistische Wortführer mehr Mitspracherecht in der Verwaltung.¹⁴ (Dieses neue selbstbewusste Auftreten erwuchs aus einer grösseren numerischen Stärke: Von blossen 7'500 im Jahr 1931/32 war die Mitgliedschaft der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* auf 43.000 im Jahr 1933/34 und auf 57.000 im Jahre 1935 angestiegen.¹⁵)

Während die Nazis andere jüdische Gruppen angriffen oder verstiessen, verfolgten die Zionisten ihr eigenes Programm mit aller Energie, wie aus den Titelzeilen der *Jüdischen Rundschau* deutlich hervorging: «Keine Resignation!» und «Nur durch eigenes Werk».¹⁶ Aber ihre Freude sollte von kurzer Dauer sein. Ein grösserer Anschlag wurde bereits gegen das deutsche Judentum geplant, und diesmal konnten sich die Zionisten keinen Gewinn davon versprechen.

Seit dem Mord an Ernst Röhm und der Eliminierung der gewaltbereiteren SA hatten Elemente der Naziartei an Einfluss gewonnen, die geneigt waren, sich mit den Juden auf einer bestimmten Rechtsgrundlage zu befassen. Diese Kräfte, angeführt von Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich in der SS sowie Innenminister Wilhelm Frick und Wirtschaftsminister Hjalmar Schacht im Kabinett, strebten eine Politik an, die den bis auf Weiteres immer noch zahlreichen Juden auf deutschem Boden Beschränkungen auferlegen und sie unter Kontrolle halten sollte. Ihr Bestreben, einen gesetzlichen Rahmen zu schaffen, nahm während des Frühjahrs und Sommers 1935 an Dringlichkeit zu, als die Juden weiteren Gewaltakten ausgesetzt waren. In München brachen mehrere SA-Leute in jüdische Geschäfte ein und schlugen alles kurz und klein.¹⁷ Eine Versammlung des Kulturbundes in der bayerischen

Hauptstadt wurde von einer SS-Horde aufgelöst, die die anwesenden Juden zwang, unter höhnischen Parolen wie «Werft die Juden aus Deutschland» und «Juda verrecke»¹⁸ das Gebäude zu verlassen. In Berlin gab es am 15. Juli antijüdische Krawalle und Angriffe auf jüdisches Eigentum.¹⁹ Ein paar Wochen später marschierte eine Gruppe von Nazis den Kurfürstendamm hinunter und scheuchte jüdische Gäste aus den Cafés. Hierauf wurden aus den deutschen Provinzen Gerüchte laut von einem Plan, Juden durch eine «Welle von Terror» oder Aushungern aus dem Land zu treiben.²¹ Weitere antisemitische Unruhen brachen in Wiesbaden aus. Diese vereinzelt auftretenden «spontanen» Aktionen wurden angeheizt von Reden, die der Judenfresser Julius Streicher (vor fünfzigtausend jubelnden SA-Männern in Berlins riesigem Sportpalast) und Propagandaminister Joseph Goebbels hielten und in denen sie warnten, die Nazis würden bald der ganzen Welt zeigen, was sie mit den Juden vorhätten.²²

Zunächst gab Hitler selbst keinen klaren Hinweis, welchen Kurs er einschlagen würde. Bei einem Treffen der Parteioberen am 20. August 1935 hörte sich Hitler Schachts Argumente für ein Ende der antijüdischen Gewaltakte an, damit der deutsche Handel geschützt und vermieden werde, «die wirtschaftliche Basis der Wiederbewaffnung aufs Spiel» zu setzen.²³ Er lauschte auch einem von Goebbels' Vertretern, der darauf drängte, jüdische Geschäfte sofort zu beschlagnahmen.²⁴ Schachts Argumentation setzte sich durch. Der Führer entschied sich für ein Herangehen an das Judenproblem, das im Ausland keine Beunruhigung auslösen und keinen Anstoss erregen würde, zumal da Deutschland zum Gastgeber der Olympischen Spiele im nächsten Sommer gewählt worden war. Deshalb ermächtigte Hitler die Abfassung eines Gesetzespakets, das seine fanatisch antisemitischen Kohorten beschwichtigen und zugleich die Meinung im Ausland besänftigen sollte. Aber er machte auch klar, dass die Partei, falls die Ju-

den auf diesem gesetzlichen Wege nicht zufriedenstellend unter Kontrolle gebracht würden, ihre eigene «Endlösung» des Judenproblems entwickeln werde.²⁵

Während des Reichsparteitages, der, wie alljährlich, Anfang September in Nürnberg stattfand, wurde das neue Gesetzeswerk innerhalb von vierundzwanzig Stunden hastig formuliert. Es bestand aus zwei grösseren Teilen. Im ersten Teil, dem Reichsbürgerschaftsrecht, wurden die Juden zu «Staatsuntertanen» degradiert, denen man die vollen politischen Bürgerrechte aberkannte. Dieses Gesetz bedeutete im Endeffekt, dass die Juden nicht mehr beim deutschen Recht oder den Gerichtshöfen Schutz suchen konnten. Das zweite der sogenannten Nürnberger Gesetze betraf die lange ungelöste Frage, wie das Verhältnis zwischen der «arischen und der jüdischen Rasse» in eine feste Form zu bringen sei. Um die «Reinheit des deutschen Blutes» zu bewahren, verbot dieses «Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» sexuelle Beziehungen oder Ehen zwischen Juden und Nichtjuden, untersagte das Hissen der deutschen Reichsfahne – das Hakenkreuz der Nazis – seitens der Juden (als rechtlich geschiedene Volksgruppe durften sie nur die blauweisse Fahne der Zionisten vor ihren Häusern und Synagogen aufziehen) und erklärte die Beschäftigung von deutschen Frauen unter 45 Jahren in jüdischen Haushalten für rechtswidrig.

Bekanntgegeben am 15. September 1935 in der ersten Rede, die Hitler, seit er zur Macht gekommen war, über die «Judenfrage» hielt, wurden die Nürnberger Gesetze als ein Weg präsentiert, um weitere Schlägereien und Demonstrationen gegen die Juden zu verhindern.²⁶ Begründet wurden sie ausserdem als eine Antwort auf die Resolution des Jüdischen Weltkongresses, der dieser auf seiner jüngsten Tagung in Luzern, in Anwesenheit von vierunddreissig deutschen Juden, darunter auch Robert Weltsch

und Leo Baeck, zugestimmt hatte. (Der Kongress brachte die internationale Solidarität der Juden mit der unterdrückten jüdischen Gemeinschaft in Deutschland zum Ausdruck und verurteilte deren Unterdrücker, wobei er bekräftigte, dass die Blutsbande zwischen den Juden stärker seien als staatliche Unterschiede. In der Debatte zu dieser Resolution griff Weltsch den führenden amerikanischen Juden Stephen Wise scharf an, weil er andauernd auf den negativen Aspekten der Situation in Deutschland herumreite, anstatt den Akzent auf die Arbeit zu legen, die Juden gerade in Palästina leisteten.²⁷ Aber in privaten Gesprächen während des Kongresses schlug Baeck eine pessimistischere Tonart an: Die Lage in Deutschland sei hoffnungslos, und Palästina biete die einzig wirkliche Lösung.²⁸) Wenn die Juden ihre weltweiten Verbindungen so marktschreierisch hinausposaunten, sagten sich die Nazis, wie konnte man ihnen dann einen Vorwurf machen, wenn sie sie rechtlich als eine gesonderte Rasse einstufen, die die deutsche Staatsbürgerschaft nicht verdiente?

Die Nürnberger Gesetze kamen für die jüdische Gemeinschaft nicht überraschend. Monatelang hatte es verräterische Anzeichen auf einen Schritt in diese Richtung gegeben. Im Juli hatte die Gestapo mehrere jüdische Männer und «arische» Frauen festgenommen und ihnen «Rassenschande» zur Last gelegt, obwohl damals noch kein Gesetz solche sexuellen Beziehungen verbot. Anfang Mai hatte der lange Zeit als ein «Gemässigter» in der Judenpolitik geltende Innenminister Frick prophezeit, dass in Zukunft die deutsche Staatsbürgerschaft nicht durch Geburt bestimmt werde, sondern per Dekret des Führers – ein echter Reichsbürger müsse den Willen und die Denkweise des Staates verkörpern.²⁹ Und wenige Tage vor Verabschiedung der Nürnberger Gesetze hatte Reichserziehungsminister Bernhard Rust in einer Rede angekündigt, dass ab Ostern nächsten Jahres alle deutschen Volksschulen rassistisch «gesäubert» (von Juden) sein würden.³⁰

(Weltschs *Jüdische Rundschau* beklagte diesen Schritt als einen schweren Schlag gegen jüdische Teilhabe am deutschen Leben, doch sah er darin auch einen Auftrieb für jüdische Schulen – die zu den «wichtigsten Bausteinen» jüdischen Lebens gehörten.³¹)

Die öffentliche Reaktion in der deutschen jüdischen Gemeinschaft war entsprechend der in ihr vertretenen unterschiedlichen weltanschaulichen Positionen eher geteilt. Selbst in der Stunde, als man sie zu Bürgern zweiter Klasse degradierte, schafften es die deutschen Juden noch immer nicht, sich ihrer gemeinsamen Notlage als Kollektiv zu stellen. Jede Gruppierung deutete die politischen Machenschaften der Nazis auf ihre Weise und glaubte, die richtige Antwort darauf zu haben. Die versöhnliche Wesensart ihres Präsidenten Leo Baeck widerspiegelnd, legte die *Reichsvertretung* fast umgehend einen Leitfaden für die «Planung des jüdischen Lebens» im Lichte der neuen Gesetze vor.³² Sie wollte der Regierung signalisieren, dass die Juden bereit seien, sich an ein Bündel von Vorschriften zu halten, die, wenn sie sie auch aus vielen Bereichen ausschlossen, doch zumindest einen Rahmen bildeten, innerhalb dessen Juden in Deutschland bleiben könnten, ohne weitere Einschüchterung, Schikane oder Gewalt befürchten zu müssen. Boykott und Diffamierung würden aufhören, so glaubte die *Reichsvertretung*, und es werde sich eine eigenständige, wenn auch in ihrem Bewegungsspielraum eingeschränkte, jüdische Gemeinschaft entwickeln.³³ Die Organisation würde auf dieses Ziel hinarbeiten, indem sie Schulen förderte, die Kindern die religiösen Wertvorstellungen und Überlieferungen des Judentums nahebrachten, indem sie der Auswanderung, besonders für die Jungen, Vorschub leistete, die rasche Besiedlung Palästinas unterstützte, indem sie den Hilfsbedürftigen in Deutschland beistand und die wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten der verbliebenen Juden sichern half.³⁴ Die Präsidiumsmitglieder der *Reichsvertretung*

schrieben Hitler einen Brief, in dem sie darum baten, dass ihre Organisation von Regierungsseite als Sprecherin der gesamten Gemeinschaft anerkannt werde, aber sie erhielten keine Antwort.

Die liberale Zeitung der jüdischen Gemeinde Berlins, das *Gemeindeblatt der jüdischen Gemeinde*, griff dasselbe zentrale Thema auf. Für den Verfasser ihres Leitartikels vom 22. September 1935 – «Erhebt euere Herzen» – markierten die Nürnberger Gesetze das Ende von 125 Jahren jüdischer Entwicklung auf deutschem Boden. Aufgabe der Juden sei es jetzt nicht, dieser vergangenen Zeit nachzutruern, sondern ihr Leben im Einklang mit diesen Gesetzen neu zu ordnen. Der Aufsatz zitierte Hitlers in einer Rede vor dem Reichstag gegebenes Versprechen, dass durch die Nürnberger Gesetze eine «erträgliche Beziehung» zwischen Juden und Nichtjuden ermöglicht werde.³⁵ Die strenge rechtliche Abgrenzung der jüdischen Gemeinschaft würde es den Juden erlauben, freier als in irgendeinem anderen Land ihren eigenen Lebensstil zu entwickeln, behauptete der Leitartikel. Ferner könnten die Juden nun hoffen, dass ihre Erwerbsgrundlage geschützt werde.³⁶

Die patriotischen Kreise unter den Juden vermochten nicht so viel Begeisterung aufzubringen. Nach ihrem Ausschluss vom Militärdienst empfanden sie nun die Nürnberger Gesetze als ihren letzten Sargnagel. Sie bedeuteten einen Rückschlag, den die Veteranen nur durch ihr tiefes Pflichtgefühl überwinden konnten. «Wir dürfen uns nicht von dem Gefühl überwältigen lassen, dass man uns im Stich gelassen hat», beschwor die Zeitung des *Reichshundes jüdischer Frontsoldaten*, *Der Schild*, ihre Leser.³⁷ Am anderen Ende des Spektrums lenkte Robert Weltschs *Jüdische Rundschau* den zionistischen Unwillen nicht etwa auf die neuen Gesetze, sondern auf jene jüdischen Gruppen, die «leere Worte» daherredeten und nur «Palliativmittel» empfahlen, um mit dem

fertigzuwerden, was nun wirklich eine radikal veränderte Lage sei.³⁸ Diese Gesetze erforderten einen «Neuanfang» in der jüdischen Gemeinschaft. Der Auswanderung nach Palästina sollte nun die oberste Priorität zukommen, weil darin die Zukunft für deutsch-jüdisches Leben lag. Die *Jüdische Rundschau* rief die Juden ausserdem dazu auf, den neuen Gesetzen zu gehorchen und unter ihrem Schutz Garantien für ihr wirtschaftliches und kulturelles Leben anzustreben.

Innerhalb weniger Tage wurde den verschiedenen jüdischen Organisationen klar, dass es sinnlos und kontraproduktiv war, gegenseitig mit Fingern aufeinander zu deuten. Wenn sie auch sonst nichts Gutes verhiessen, so machten die Nürnberger Gesetze doch zumindest alle Juden gleich. Juden, die aufgrund ihres Kriegseinsatzes oder langjähriger Bindungen an Deutschland einen Sonderstatus für sich hatten erlangen wollen, waren jetzt jenen gleichgestellt, die erst vor sechs Jahren aus Russland eingewandert waren. Mit ihrer juristischen Definition der Juden als gesonderte Rasse trugen die Nazis mehr zur Einheit der deutschen Judenschaft bei, als Leo Baeck, Max Warburg und ihre gleichgesinnten Kollegen in zwei Jahren unermüdlicher Arbeit erreicht hatten. Am 25. September 1935 unterzeichneten mehr als zwei Dutzend deutsch-jüdische Organisationen, darunter auch die *Reichsvertretung*, der *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* und der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten*, eine Erklärung, in der es hiess, sie seien bereit, für eine neue Beziehung zum deutschen Volk zusammenzuarbeiten. Sie bekräftigten das Recht der *Reichsvertretung*, für alle deutschen Juden zu sprechen, sowie die Hoffnung, ihren wirtschaftlichen Lebensraum unter diesen neuen Bedingungen behaupten zu können.³⁹ (Eine «verarmte Gemeinschaft», so die genannten Gruppen, könne weder ihre bedürftigen Mitglieder angemessen unterstützen noch die Auswanderung beschleunigen.⁴⁰)

Ohne Zweifel stellten die Nürnberger Gesetze einen Wendepunkt für die jüdische Gemeinde in Nazideutschland dar, aber die quälende Frage lautete: welche Art von Wendepunkt? War die Aussicht für die Juden nun besser oder schlechter? Wenn ihnen jetzt per Gesetz die bürgerlichen Rechte aberkannt wurden, bedeutete das, dass ihnen noch drakonischere Massnahmen bevorstanden, oder bildeten diese Gesetze die Grundlage für eine dauerhafte, «geschützte» Koexistenz, ähnlich der, die die sogenannten Schutzjuden vor der Emanzipation im 19. Jahrhundert kennengelernt hatten?⁴¹

Bella Fromm, die im Haus des uruguayischen Gesandten Hitlers Nürnberger Rede in einer Rundfunkübertragung hörte, war von dieser «Hasshymne» erschüttert. Bereits vor Hitlers Macht ergreifung hatte sie schon Hinweise erhalten, dass solche Gesetze geplant seien, aber dies vorher gewusst zu haben, machte es ihr nicht leichter, sich mit ihnen abzufinden.⁴² Erst vor Kurzem hatte sie zwei Monate in den Vereinigten Staaten verbracht, um ihre Tochter zu besuchen und hier und dort im privaten Kreise zu berichten, was in Deutschland vorging. Nach dieser ausgedehnten Ruhepause im Ausland lauschte sie den Worten des Führers mit noch grösserem Pessimismus. Sie machte sich keine Illusionen über Deutschlands «nationale Erneuerung».

Für sie persönlich allerdings änderte sich nicht viel nach den Nürnberger Gesetzen. Immer noch erhielt sie Einladungen von Berlins diplomatischem Korps und nahm sie an. Bei einem Empfang, den der neue spanische Botschafter gab, wurde sie dem in SS-Uniform auftretenden deutschen «Sonderbotschafter» Joachim von Ribbentrop vorgestellt. Als Ribbentrop ihr einen seiner übertrieben langen Handküsse gab, sagte sie etwas unbesonnen: «Oh, Herr von Ribbentrop ... diese Hand ist nichtarisch.» Der verwirrte zukünftige Aussenminister «presste seine linke Hand gegen seinen Magen, hob den rechten Arm, schlug die Hacken

zusammen und stiess ‚Heil Hitler!‘ hervor.»⁴³ Glücklicherweise hatte diese zufällige Begegnung keine bösen Folgen für Bella Fromm. Sie gehörte bei diesen gesellschaftlichen Ereignissen ebenso zum lebenden Inventar wie Ribbentrop, nur war sie viel geachteter als er. Der Nazi-Diplomat mag begriffen haben, wie unhöflich es von ihm gewesen wäre, wenn er seinen Gastgeber angewiesen hätte, «Frau Bella» das nächste Mal nicht auf die Gästeliste zu setzen. Der Nimbus von Unantastbarkeit, der sie umgab, hatte unter den Nürnberger Gesetzen nicht gelitten.

Bella Fromm hatte einen weiteren guten Grund, sich in Hitlers Deutschland immer noch sicher zu fühlen. Ihr Geliebter, Herbert Mumm von Schwarzenstein, bekleidete einen sensiblen Posten im Auswärtigen Amt, wodurch er in die Vorgänge in Regierung und Partei eingeweiht war, lange bevor sie offiziell bekannt gegeben wurden. Er konnte Fromm über das, was bevorstand, auf dem Laufenden halten. Ende Oktober 1935 beispielsweise, elf Tage nachdem eine dichte Menschenmenge in die Synagoge an der Berliner Fasanenstrasse geströmt war, um von den Plänen der jüdischen Gemeinde zu erfahren, die angesichts der Nürnberger Gesetze jüdische Kinder ohne ihre Eltern ins Ausland schicken wollte,⁴⁴ machte Bella Fromm mit «Rolf» einen kleinen Spaziergang durch den Tiergarten. Während sie sich so unterhielten, verriet er ihr von Hitlers Entscheidung, im März das Rheinland zu besetzen.⁴⁵ Mit dieser wie mit vielen anderen Vorhersagen, sollte er recht behalten. So konnte sich Fromm immer darauf verlassen, über Veränderungen in der Nazipolitik weit genug im Voraus informiert zu werden, um für sich die nötigen Schutzmassnahmen zu ergreifen.

Andere prominente Juden, die solche Insider-Informationen nicht hatten, zeigten sich beunruhigter über die Frage, was das Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze mit sich bringen werde. Hoffnungen, die in den Büros der *Reichsvertretung* gehegt worden wa-

ren, die Nazis könnten vielleicht doch einen Dialog mit den jüdischen Führern eröffnen, waren nun brutal zunichte gemacht. Zwar mochten die neuen Gesetze die Schikanen auf wirtschaftlichem Gebiet einschränken, aber die Juden blieben dennoch *personae non gratae*, dennoch Parias. Das Gesetzeswerk von Nürnberg schien den Nazifunktionären eine Grundlage für weitere diskriminierende «legale» Massnahmen zu liefern. Tatsächlich veröffentlichte die etwas zu Übertreibungen neigende *Jewish Telegraphic Agency* am 23. September 1935 einen Bericht, in dem es hiess, örtliche Naziführer fühlten sich nun ermächtigt, nach eigenem Gutdünken antisemitische Massnahmen zu verhängen.⁴⁶ Viele Juden gelangten zu dem Schluss, dass jetzt die Zeit gekommen sei, Deutschland zu verlassen. (Die Zahl der Juden, die Visa für die Vereinigten Staaten erhielten, schnellte von 347 im September auf 442 im Oktober 1935 und auf 627 im Januar 1936 empor.⁴⁷ Diese Steigerung trat ein, nachdem Präsident Franklin D. Roosevelt verfügt hatte, dass jüdischen Antragstellern aus Deutschland «die rücksichtsvollste Aufmerksamkeit und die grosszügigste und entgegenkommendste Behandlung, die nach den Gesetzen möglich ist»⁴⁸, gewährt werden solle.) Und es wurde durchgegriffen. Zielscheibe war der prominenteste Jude Deutschlands – ein Führer, den man für unantastbar gehalten hatte.

Es war *Yom Kippur*, eine Zeit der Versöhnung. Aus einer von Joseph Goebbels gehaltenen Rede, in der dieser antisemitische Gewaltakte verurteilte, hatten die Juden die Zuversicht geschöpft, einen ruhigen, friedlichen Feiertag verbringen zu können. Aber unter dieser oberflächlichen Ruhe waren die Juden durch den jüngsten Angriff auf ihre Rechte tief beunruhigt. Die Nürnberger Gesetze entrissen ihnen mit einem Schlag fast jeden Anschein von Gleichheit, für den die Juden seit über hundert Jahren gekämpft hatten. Sie bedeuteten eine grausame Niederlage.

Bisher hatte Leo Baeck sein Möglichstes getan, eine Konfrontation mit dem Naziregime zu vermeiden. Aus Pflichtgefühl gegenüber seiner Gemeinde hatte er jegliche Schritte unterlassen, die seine Verhaftung oder Entlassung hätten nach sich ziehen können.⁵⁰

Auf dem neunzehnten Zionistischen Weltkongress in Luzern waren Baeck und andere dort vertretene Rabbiner übereingekommen, dass die sich verschlechternde Lage in Deutschland, insbesondere Goebbels' hasserfüllte Äusserungen den ganzen Sommer über, nach einer unverblümmten Antwort ihrerseits verlange. Den Juden musste Mut eingeflösst werden für die rauheren Zeiten, die vor ihnen lagen. In diesem Sinne verfassten die jüdischen Religionsführer ein *Kol Nidre*, das den Abend des Versöhnungstages einleiten und in allen Synagogen verlesen werden sollte.⁵¹ Es war eine Erklärung, die kein Blatt vor den Mund nahm, die der seit Langem schwelenden Empörung der deutschen Juden gegenüber den neuen Machthabern Ausdruck verlieh:

«In dieser Stunde steht ganz Israel vor seinem Gott, dem richtenden und vergebenden. Vor ihm wollen wir allesamt unseren Weg prüfen; prüfen, was wir getan und was wir unterlassen, prüfen, wohin wir gegangen und wovon wir ferngeblieben sind. Wo immer wir gefehlt haben, wollen wir offen bekennen: Wir haben gesündigt und wir wollen mit dem festen Willen zur Umkehr zu Gott beten: Vergib uns! Wir stehen vor unserem Gott. Mit derselben Kraft, mit der wir unsere Sünden bekannt, die Sünden des Einzelnen und die der Gesamtheit, sprechen wir es mit dem Gefühl des Abscheus aus, dass wir die Lüge, die sich gegen uns wendet, die Verleumdung, die sich gegen unsere Religion und unsere Zeugnisse kehrt, tief unter unseren Füßen sehen.»⁵²

Die Verabschiedung der Nürnberger Gesetze gab dem Gebet eine besondere Schärfe. Die Rabbiner vereinbarten, es von der Kanzel zu verlesen. Das Gebet würde sie in ihrem Glauben be-

stärken und auch in ihrer Weigerung, sich demütig der Nazityrannie zu unterwerfen. Noch vor *Yom Kippur* gelangten Beamte des Innenministeriums in den Besitz einer Kopie des Gebets, und die Gestapo schlug sogleich los, um es zu unterdrücken. Den Rabbinern wurde gesagt, sie hätten Verhaftung zu gewärtigen, wenn sie an ihrem Vorhaben festhielten. Aber sie liessen sich nicht davon abbringen. In ganz Deutschland wurde das *Kol-Nidre-Gebet* in den Synagogen verlesen. Am Ende jedoch war der einzige Rabbiner, der festgenommen und ins Gefängnis gebracht wurde, Leo Baeck. Vermutlich wählte man ihn, um für die gesamte jüdische Gemeinschaft ein Exempel zu statuieren. Dennoch war der Gestapo nicht wohl dabei, es mit einer Persönlichkeit von Baecks internationalem Ansehen aufzunehmen. Der Beamte, der ihn abholte, fragte ihn mit offenkundigem Bedauern: «Warum haben Sie uns denn das nicht gezeigt?»⁵³ Verhaftet am Morgen des 10. Oktober 1935, wurde Baeck eine Weile im Gestapo-Hauptquartier an der Prinz-Albrecht-Strasse festgehalten, dann in eine Zelle im Kolumbia-Haus am Flughafen Tempelhof gebracht, wo man ihn halbwegs anständig behandelte und ihm gesüssten Reis anbot, als er die nicht koschere Gefängniskost ablehnte. Nachdem er etwa vierundzwanzig Stunden eingesperrt worden war, ohne dass man ihm ein Vergehen vorwarf, wurde Baeck schliesslich entlassen. Weitere Schritte, ihn einzuschüchtern, wagten die Nazis nicht zu unternehmen. Doch selbst dieser kurze Arrest hatte den Zorn amerikanischer Protestantenführer – in Form einer Protestnote – heraufbeschworen und dem Regime in der Londoner *Times* und anderen ausländischen Zeitungen eine ungünstige Berichterstattung eingetragen.⁵⁴ Diese von allen Seiten geäusserte Verurteilung zusammen mit den Bemühungen Julius Seligsohns, eines jüdischen Anwalts aus Berlin, der in der *Reichsvertretung* aktiv war, hatten Baecks Entlassung bewirkt. Der Umstand, dass die

Nazis Baeck nicht strenger bestrafen wollten, zeigte, wie empfindlich sie noch gegenüber der Meinung des Auslands waren. Fast drei Jahre nach seiner Machtergreifung konnte Adolf Hitler noch immer nicht ungestraft den herausragendsten Juden Deutschlands zum Schweigen bringen, nachdem der es gewagt hatte, die Regierung anzuklagen, weil sie Lügen über sein Volk verbreite.

Solcherart mattgesetzt, versuchte es das Regime auf andere Weise. Baecks Stellvertreter in der *Reichsvertretung*) Otto Hirsch, wurde nach seiner Rückkehr aus dem Ausland verhaftet und eine Woche lang in Isolationshaft genommen. Es gab Gerüchte, dass er in Gewahrsam gehalten werde, um Druck auf die *Reichsvertretung* auszuüben, damit sie sich öffentlich für die Nürnberger Gesetze ausspreche.⁵⁵ Auch in dieser Angelegenheit scheint Baeck den Nazis eins ausgewischt zu haben. Er teilte der Gestapo mit, dass die *Reichsvertretung* nur mit Hirsch Weiterarbeiten könne. Ohne Hirsch etwas zur Last zu legen, lenkte die Gestapo sodann ein und liess ihn frei.

Trotz des positiven Ausgangs dieses ersten direkten Zusammenstosses zwischen Deutschlands geachtetstem Juden und dem Naziregime war klar, dass die Nürnberger Gesetze viele grundlegende Veränderungen im Verhältnis zwischen der jüdischen Gemeinschaft und der übrigen deutschen Gesellschaft in Gang setzen würden – viele davon versprachen nichts Gutes. Allein schon die Tatsache, dass die Juden nun per Gesetz als gesonderte, minderwertige Rechtsperson definiert wurden, versetzte der jüdischen Selbstachtung und Sicherheit einen fürchterlichen Schlag. Die Juden glaubten fest an das Gesetz, an eine Gesellschaft, die von Gesetzen geregelt wurde, die ihnen gleiche Rechte bot. Nun wurde das Gesetz gegen sie gewandt. Von nun an gab es keine Instanz mehr, bei der sie auf Wiedergutmachung ihnen angetanen Unrechts dringen konnten.

Die Nürnberger Gesetze stiessen die Juden in ein kulturelles

Ghetto. Eine Woche bevor sie aus den deutschen Schulen gewiesen wurden, kündigte Hans Hinkel, der neu ernannte Kommissar für jüdische Angelegenheiten im Innenministerium, an, dass alle «Nichtarier» auch aus der Kulturkammer ausgeschlossen würden, dem Dachverband für alle als «deutschstämmig» anerkannten Künstler. Jüdische Zeitungen durften nicht mehr offen an Strassenecken verkauft werden, wo sie womöglich in den Händen arischer Leser landen könnten.⁵⁶ Juden würden ihre eigene Winterhilfe organisieren müssen.⁵⁷ Ihre Namen waren von deutschen Kriegerdenkmalen zu tilgen.⁵⁸ Sie konnten nicht mehr in Berliner Konzertsälen sitzen und der Musik von Mozart und Beethoven lauschen. Auf Druck von Hinkel musste sich die *Reichsvertretung der deutschen Juden* in *Reichsvertretung der Juden in Deutschland* umbenennen, um damit die nun schwächere Position der Juden in Deutschland deutlich zu machen.⁵⁹

Trotz all des unerschrockenen Geredes von einer «geordneteren» Existenz unter den neuen Rassengesetzen dachte nun eine grosse Zahl deutscher Juden ernsthaft ans Auswandern. Mehr denn je war das Ziel ihrer Wahl Palästina. Das war nur logisch angesichts der wachsenden Überzeugung, dass die Juden ein eigenes Volk darstellten – ein auf einmalige Weise benachteiligtes Volk, weil es, über den ganzen Globus verstreut, auf ungastlichem Boden lebte, ein Volk, das jetzt seine historische Heimat wieder aufbaute. Drei Tage nach seiner Entlassung aus einem Gestapo-Gefängnis sprach Leo Baeck vor einer Versammlung Berliner Juden, um sie zum Verlassen des Landes zu drängen, «da es dazu keine Alternative mehr gibt.»⁶⁰ Dies war die erste öffentliche Versammlung, bei der es ausschliesslich um Emigration ging – ein unmissverständliches Zeichen für eine Wende im jüdischen Denken. Man kann nur mutmassen, wie sehr Baecks Ermahnung, aus dem Reich zu fliehen, durch seine Inhaftierung beeinflusst gewesen war:

Die Gestapo mag ihm zu verstehen gegeben haben, dass es weitere Schikanen geben werde, wenn die Juden Deutschland nicht freiwillig verliessen, und der zweiundsechzigjährige Rabbiner wird wohl darauf hingewiesen worden sein, dass er die Verantwortung habe, sein Volk vor einer Katastrophe zu bewahren, indem er für diese Handlungsweise eintrete.

Diese veränderte Haltung spielte den Zionisten eigentlich in die Hände. In ihren Augen markierten die Nürnberger Gesetze die endgültige Niederlage des jüdischen Liberalismus und gaben ihrem eigenen Traum von einer nationalen Heimstätte weiteren Auftrieb. Anstatt einer unwiederbringlichen, vom Streben nach Assimilation geprägten Vergangenheit nachzutruern, begrüßten die Zionisten begeistert «eine neue jüdische Existenz der [sic!] Zukunft.»⁶¹ Neben Berichten über jüdische Sportveranstaltungen waren die Seiten der *Jüdischen Rundschau* der Propaganda über das Wüstennirwana Palästinas gewidmet, wozu noch eine bebilderte Beilage («Jugend im jüdischen Land») kam, die idealisierte Szenen von einer «neuen Heimat für unsere Kinder»⁶² zeigte. Da sie sich in ihrer Politik bestätigt fühlte, erneuerte die *Zionistische Vereinigung für Deutschland* ihren Anspruch auf eine grössere Führungsrolle und forderte, dass die Hälfte der Delegierten zur *Reichsvertretung* aus ihren Reihen stammen müsse. Diesmal war ihrer Argumentation ein durchschlagender Erfolg beschieden: Innerhalb von zwei Wochen hatten Leo Baeck und der übrige Beirat sowie auch der einst stramm assimilatrische Vorstand der Berliner Gemeinde diesen Bedingungen zugestimmt.⁶³ Eine winzige Minderheit vor Hitlers Aufstieg an die Macht, hatten die Zionisten ihre ideologische Basis nun so erweitert, dass sie über hunderttausend deutsche Juden umfasste.

In seinen Leitartikeln führte Weltsch den Lesern weiterhin vor Augen, dass allein der Zionismus das immerwährende «jüdische Problem» richtig erkläre und die einzig dauerhafte Lösung dessel-

ben biete. Nach wie vor attackierte er jene Juden, die behauptet hatten, dass es die «Judenfrage» nicht gebe, und die Dinge selbst nach den Nürnberger Gesetzen beharrlich aus «einer falschen Perspektive»⁶⁴ betrachteten – mit anderen Worten, als jüdische Deutsche, nicht als Juden. Weltschs Argumente begannen Anklang zu finden. Das liberale Gegenstück zur *Jüdischen Rundschau*, die *Centralverein Zeitung*, brachte einen regelrechten Dokumentarbericht über den Aufbau in Palästina. Da nun viele Kriegsveteranen planten, Deutschland zu verlassen, richtete jetzt auch das Organ des *Reichshundes jüdischer Frontsoldaten*, *Der Schild*, sein Augenmerk allmählich darauf, seine Leser auf die Emigration vorzubereiten.⁶⁵ Wenn rechtsgerichtete Juden noch eines weiteren Beweises für die Vergeblichkeit ihres patriotischen Kurses bedurften, so bekamen sie ihn, als die Nazis am 22. November 1935 den *Verband nationaldeutscher Juden* auflösten und dessen Führer Max Naumann am Tag darauf verhafteten. Dem Herausgeber des *Schild*, Hans Wollenberg, wurde verboten, Reden zu halten, in denen er sich für einen Verbleib der Juden im Reich aussprach. Und in einer Wahl voller Symbolkraft erkor *Keren Hajessod*, der zionistische Palästina-Grundfonds, Leo Baeck zu seinem Oberhaupt.

Es waren nicht nur die Nürnberger Gesetze, die so viele Juden zum Umdenken brachten. Dahinter steckte auch eine alarmierende neue Bedrohung. Nach zahlreichen Versicherungen seitens Regierungsbeamter, dass die neue antisemitische Gesetzgebung keine Auswirkungen auf die wirtschaftlichen Aktivitäten von Juden haben werde, hielt Innenminister Frick in dem nun wieder einverleibten Saarland eine Rede, in der er zum ersten Mal versteckt auf «Einschränkungen der wirtschaftlichen Betätigung der Juden» zu sprechen kam.⁶⁶ Später machte er während einer Ansprache vor treuen Parteianhängern in Berlin ähnliche Andeutungen. Ja, die Juden müssten sich vollständig aus dem öffentlichen

Dienst zurückziehen (die früheren Ausnahmen würden widerrufen), aber wenn erst einmal «eine klare Scheidung [der beiden Rassen] auf legalem Wege» erreicht sei, gäben sich die Nazis zufrieden. «Der Nationalsozialismus», betonte er, «ist fern davon, wie ihm oft unterstellt wird, die Juden bis aufs Blut zu quälen.»⁶⁷

Aber der Druck auf jüdische Unternehmen wuchs,⁶⁸ offensichtlich infolge eines heftigen Streits innerhalb der Nazipartei über die Frage, ob es klug sei, die Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben zu vertreiben.⁶⁹ Schachts Einfluss schwand – und damit das materielle Wohlergehen der jüdischen Gemeinschaft. Den Juden wurde nun verboten, an der Börse, in öffentlichen Krankenhäusern und in der Rechtspflege wie auch in anderen Berufszweigen zu arbeiten.⁷⁰ Da er verstand, dass die wirtschaftliche Grundlage für jüdisches Leben in Deutschland allmählich zerbröckelte, appellierte Robert Weltsch an das Auswanderungskomitee des Völkerbunds, mehr Juden die Tore zu öffnen, weil ein «grosser Teil der Juden [...] keine Aussicht [hat], in Deutschland seine wirtschaftliche Existenz zu erhalten.»⁷¹ Weltsch sah in den Auswirkungen der Nürnberger Gesetze auf das wirtschaftliche Leben der Juden den letzten Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, der Gemeinde das Rückgrat brach und das, was es noch an Widerstand gab, das Reich zu verlassen, überwand.

Der zionistische Redakteur und seine Zeitung blieben von diesem konzertierten Bemühen der Regierung, die jüdische Intransigenz zu brechen, nicht verschont. Als Weltsch das jüdische Heim als letzte Zuflucht seines Volkes in Deutschland beschrieb, wurde die *Jüdische Rundschau* sofort, wenn auch nur kurzzeitig, geschlossen.⁷² (In diesem Leitartikel hatte er erklärt: «Folgt nicht auf jede Zeit des Niedergangs eine Zeit der Blüte? Die Juden wissen diese Lektionen der Natur zu deuten Unser Weg führt trotz aller Hindernisse aufwärts. Die Vorsehung und die Geschichte sind unsere Führer.»⁷³)

Während einige Juden der Verzweiflung nahe waren, weigerten sich andere – wie Weltsch und Max Warburg – aufzugeben. Die Nürnberger Gesetze waren ganz einfach ein Ansporn, noch verbissener zu kämpfen. Warburg schien unter grösserem äusseren Druck innerlich zu wachsen. Trübe Gedanken abschüttelnd, vertiefte er sich in die Aufgabe, im Ausland sichere Zufluchtsorte für junge Juden zu finden, und prüfte die Aussichten dafür in Zypern, Ägypten und Syrien. (Dennoch redete er gleichzeitig seelenruhig auf ältere Juden ein zu bleiben, da er überzeugt war, sie würden «den Sturm überleben.»⁷⁴) In seinem Entschluss, die Arbeit für den *Hilfsverein der deutschen Juden* fortzusetzen, wurde Warburg von einem mitfühlenden (und schützenden) Hjalmar Schacht bestärkt, der dem Hamburger Bankier sagte, die Nürnberger Gesetze gälten nur für eine kleine Minderheit von Juden – Bauern, Ladenbesitzer und kleine Geschäftsleute –, nicht aber für jene in den Banken, grossen Firmen und grösseren Handelsunternehmungen.⁷⁵ (Schacht gab auch zu, dass er die Situation der Juden nicht entscheidend habe «verbessern» können.⁷⁶) Obwohl seine persönliche Ansicht durch Schachts Worte gefärbt sein mochte, setzte Warburg weiterhin alles daran, um den vielen tausend Juden, die in Deutschland keine Zukunft mehr für sich sahen, einen sicheren Transit ins Ausland zu ermöglichen. Weiterhin konzentrierte er sich auf die finanziellen Aspekte der Emigration.

Im November 1935 arbeitete Warburg einen Vorschlag aus, den Schacht überdenken und den zuständigen Regierungsbeamten vorlegen sollte. Es war der Entwurf für eine «Liquidationsbank» – eine Konstruktion, die es den Juden ermöglichen sollte, im Hinblick auf ihren Weggang aus Deutschland, ihre gesamten Vermögenswerte ins Ausland zu transferieren. Der Plan war eine Erweiterung des 1933 ausgearbeiteten Transferabkommens zur Förderung der Emigration nach Palästina. Warburg malte sich aus, dass

eine Gesamtsumme von 250 Millionen Reichsmark (oder über 100 Millionen Dollar) aus Deutschland abgezogen werden würde, hauptsächlich nach Palästina, aber auch auf Juden in Nord- und Südamerika und anderswo in Europa verteilt. Er lieferte jedoch Schacht keinen Fahrplan oder Hinweis, wie lange noch damit zu rechnen sei, dass Juden im Reich blieben.⁷⁷ Mit diesem Vorschlag, einen grossen Teil jüdischen Reichtums auf legalem Wege ausser Landes zu bringen, wollte Warburg sowohl die Nazis als auch die begüterten Juden zufriedenstellen. Die Nazis konnten ein solches Finanzabkommen als den Köder betrachten, der nötig war, um die Juden zum Verlassen des Landes zu bewegen. (Der Plan schloss auch eine Aufhebung des ausländischen Boykotts deutscher Waren ein und implizierte, dass Kapital, das in der Liquidationsbank mit Namen Alttreu der Regierung zur Verfügung stand, zur Finanzierung der deutschen Wiederaufrüstung verwendet werden konnte.⁷⁸) Juden, bei denen grosse Summen Geldes auf dem Spiel standen, bot die Liquidationsbank noch am ehesten die Chance, sich im Ausland ihren Lebensstandard zu erhalten.

Doch die deutsche Regierung stürzte sich nicht gerade auf Warburgs Idee. Nachdem die Rechte und der Status der Juden infolge der Nürnberger Gesetze derart beschnitten worden waren, hatte sich bei den Beamten die Bereitschaft verringert, mit «Nichtariern» zu verhandeln. Die Gespräche zwischen Warburg und Schacht, der nun die deutsche Wirtschaft für eine massive Aufrüstung und einen eventuellen Krieg fleissig auf Vordermann brachte, zogen sich monatelang hin, ohne grosse Fortschritte zu erzielen.⁷⁹ Auf Regierungsseite vertraten die meisten Beamten die Meinung, die Juden sollten aus dem Land gedrängt werden, ohne in den Genuss ihres Vermögens zu kommen,⁸⁰ das Regime sollte dieses Geld einfach beschlagnahmen und einer besseren Nutzung zuführen, das heisst, es in Deutschlands Kriegsmaschinerie stecken.

Auch unter seinen jüdischen Glaubensbrüdern erntete Warburg

mit seinem Plan Kritik. Stephen Wise, der die meisten Reaktionen der deutschen Juden (und insbesondere die Warburgs) auf die Machenschaften der Nazis scharf verurteilte, prangerte in den Vereinigten Staaten die Liquidationsbank als einen «feigen Plan»⁸¹ an, der «nur für die Reichen» ersonnen sei.⁸² Andere ausländische Juden teilten seine Befürchtungen und bezweifelten, ob es klug – und moralisch – sei, irgendeine Art von Vereinbarung mit Adolf Hitler zu treffen. In Deutschland beanstandeten die meisten Zionisten den «Warburg Plan» mit der Begründung, dass er die Juden ermuntere, die Klugheit ausser Acht zu lassen und in allen Weltgegenden Zuflucht zu suchen, anstatt Kurs auf Palästina zu nehmen. Chaim Weizmann verurteilte Warburgs «Arroganz», mit einem solchen Auswanderungsplan hervorzutreten.⁸³ (Selbst ein amerikanischer Beobachter wie der Diplomat George Messersmith fand, dass der Hamburger Bankier zu jenen deutschen Juden gehöre, die als «Instrumente der Regierung» handelten; dass Warburg in Ländern wie den Vereinigten Staaten Kredite für das Reich locker zu machen suche, stärke nicht gerade das Vertrauen, das man empfinde bei dem, was er gegenwärtig zur deutschen Situation von sich gebe.⁸⁴) Warburg wusste selbst nicht recht, ob die Liquidationsbank den jüdischen Exodus wirklich beschleunigen würde, und in einem Brief an den exilierten jüdischen Finanzexperten Hans Schäffer bezeichnete er seinen Plan als lediglich einen «Tropfen auf den heissen Stein.»⁸⁵

Nichtsdestoweniger machte Warburg Druck, bat Regierungsbeamte in London, die Quote der Juden, die nach Palästina einreisen durften, zu erhöhen, um ein Beispiel zu geben für andere potentielle Gastgeberländer. Da er auf den Vorwurf, er kümmere sich nur um begüterte Juden, empfindlich reagierte, sprach er sich nachdrücklich dafür aus, dass in einem Zeitraum von vier Jahren etwa 30.000 jüdische Arbeiter emigrierten, von denen die eine

Hälfte nach Palästina gehen und die andere sich über die ganze Welt verstreuen sollte. (Die missliche wirtschaftliche Lage der weniger wohlhabenden deutschen Juden verschlechterte sich zusehends; einer von fünf bezog nun Sozialhilfe.⁸⁶) Gelder aus dem Ausland würden ihre Ausreise finanzieren. Warburg hoffte, 15 Millionen Dollar zusammenbringen zu können, um nicht weniger als 250.000 Juden aus Deutschland zu schaffen.⁸⁷ Trotz der Angriffe, denen er sich und seinen Plan ausgesetzt sah, legte Warburg seine übliche Spannkraft und Zuversicht an den Tag. Nach einem Treffen mit ihm Ende Februar 1936 in London war Warburgs Cousin Siegmund überrascht, wie sehr sich der ältere Warburg seine «Ausgeglichenheit und sogar seinen Humor» bewahrt hatte, während die ökonomischen Bedingungen für Juden laufend schlechter wurden.⁸⁸ Drei Monate später berichtete Siegmund, dass die Warburg-Bank von der durch die Nazis geschaffenen Lage immer noch «erstaunlich unberührt ist... das Geschäft gutgeht»⁸⁹ – zweifellos eine Erklärung für Maxens beschwingte Laune. Unermüdlich setzte Warburg auch seine Überzeugungskraft ein, damit die amerikanischen und britischen Juden für ihre verarmten Brüder und Schwestern in Deutschland tiefer in die Tasche griffen. Ein Teil dieses Geldes würde in Form von bitter benötigten Devisen an die deutsche Regierung gehen als Ersatz für den Transfer jüdischer Guthaben ins Ausland.

Dank Warburgs Initiative waren während der ersten sechs Monate des Jahres 1936 immer noch mehrere tausend deutsche Juden in der Lage, 50.000 Mark mit nach Palästina zu nehmen. Der Glaube, dass eine Rückkehr in die Heimat ihrer Vorväter nun die beste Entscheidung für Juden sei, erfuhr einen schweren Dämpfer, als im April in Palästina antijüdische Tumulte ausbrachen. Auf den Strassen von Haifa und in ihrem Viertel in Jerusalem wurden Juden mit Faustschlägen traktiert, wobei an einem Tag fast ein Dutzend zu Tode kamen, als ihre arabischen Nachbarn ein Ende

der jüdischen Einwanderung forderten. Die arabischen Demonstranten riefen einen Generalstreik aus, um ihrer Wut über die bevorstehende Welle jüdischer Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland Luft zu machen und die britische Regierung zu einem Einwanderungsstopp zu zwingen. Diese Nachrichten machten Schlagzeilen in Deutschlands jüdischer Presse und verbreiteten Angst, dass weitere Gewalt bevorstehen und Grossbritannien unter dem Druck der Araber klein begeben könnte. Mit gedämpfter, aber fester Stimme verurteilte Leo Baeck in Berlin diesen Aufstand und erklärte, die Juden liessen sich nicht davon abhalten, einen Staat auf palästinensischem Boden zu errichten.⁹⁰ «Die Juden Deutschlands», behauptete er, «sind mit dem Palästinawerk unlöslich verbunden.»⁹¹

Aber diesmal konnten Baecks Worte nicht so recht beruhigen. Die Zahl der deutschen Juden, die sich nach Palästina aufmachten, ging während des Jahres 1936 weiter zurück, und es verstärkte sich ein Trend, der im Vorjahr eingesetzt hatte, als Ausreisewillige sicherere und attraktivere Ziele wie etwa die Vereinigten Staaten wählten. (Alles in allem emigrierten zwischen 1933 und 1936 30.000 Juden nach Palästina.) Tatsächlich stieg die Auswanderungswelle nach den Nürnberger Gesetzen und dem nachfolgenden Verlust weiterer jüdischer Arbeitsplätze nicht nennenswert an. Lediglich 25.000 verliessen 1936 das Land, nur 4'000 mehr als im Jahr zuvor;⁹² von diesen gingen annähernd 6'700 in die Vereinigten Staaten – ein Zuwachs von einem Drittel gegenüber 1935, der aber immer noch weit unter der jährlichen Visa-Quote von 25.957 blieb.⁹³

Dieses Absinken der Auswanderungsrate hatte verschiedene Gründe. Im Zuge der Vorbereitungen für die elften Olympischen Spiele, die sie ausrichten und zu denen sie die Nationen der Welt empfangen würden, reduzierten die Nazis die flagrantesten Formen antisemitischer Verfolgung, und viele Juden betrachteten diese Zeit als eine Gelegenheit, nicht etwa um abzuhauen, sondern

um Luft zu holen, obwohl es Anzeichen dafür gab, dass sich die Lebensbedingungen für sie nur verschlechtern würden, wenn erst einmal die Spiele vorüber waren. Zudem wollten sich Juden, die immer noch Geschäfte oder andere Immobilien besaßen oder sonst irgendwie gutsituiert waren, nach wie vor nur sehr ungern von ihrem Hab und Gut trennen, obzwar ihnen jetzt die Möglichkeit offen stand, ihre Guthaben ins Ausland zu transferieren.⁹⁴ Viele jüdische Kapitalisten hielten Palästina inzwischen für eine riskante Sache⁹⁵ und neigten im Allgemeinen dazu zu bleiben, wo sie waren, und die Früchte des wirtschaftlichen Aufschwungs zu ernten, für den das energische Aufrüstungsprogramm der Nazis verantwortlich war. Dieser wiedererlangte Wohlstand schien für sie den Verlust an Rechten und die Wahrscheinlichkeit noch bevorstehender Repressionen aufzuwiegen. Infolgedessen stammte die grosse Mehrzahl jüdischer Emigranten vor 1937 aus den unteren sozioökonomischen Schichten und war jung.⁹⁶ (Die meisten Flüchtlinge waren zwischen einundzwanzig und fünfunddreissig Jahre alt, eine Altersgruppe, die nur etwa ein Viertel der jüdischen Gemeinschaft ausmachte.) Zurück blieb ein fester Kern von Juden, die entweder zu alt oder nicht willens waren, das, was sie immer noch hatten, für ein unsicheres Leben in einem neuen und fremden Land aufzugeben.⁹⁷ (Nur einer von hundert Emigranten war älter als 65.⁹⁸ Dieses Auswanderungsmuster war mitverantwortlich dafür, dass der Anteil der über 60jährigen in der jüdischen Gemeinschaft von 16,3% im Jahr 1933 auf 27,49% zu Beginn des Jahres 1938 anstieg.⁹⁹) Leo Baeck, selbst Anfang der Sechzig, verkörperte diese tiefe Bindung seiner Generation ans deutsche Vaterland und trat für sie ein.

Für prominente Juden, die sich in der Gemeinschaft engagierten wie etwa Leo Baeck, Robert Weltsch und Max Warburg, war dies eine Zeit, die Ausreise anderer Juden aus Deutschland mit al-

ler Kraft voranzutreiben. Warburg zum Beispiel begleitete Otto Hirsch und mehrere andere jüdische Wortführer in der ersten Maiwoche zu einer Konferenz über Emigration nach London – derselben Woche, in der dreissigtausend deutsche Soldaten ungehindert ins Rheinland einmarschierten.¹⁰⁰ Im April hatte sein *Hilfsverein* einen Plan unterbreitet, wonach jährlich zwölftausend deutsche Juden aus allen Gesellschaftsschichten ausserhalb Palästinas eine neue Heimat finden sollten; die Kosten dafür würden sich auf eine Million Dollar belaufen. Da er von den nach seinen Worten «wildem Auswanderungsprojekten des letzten Jahres»¹⁰¹ nichts hielt, versprach Warburg einen geordneten, durchorganisierten Exodus. Dies würde das neue Ziel seiner Wohlfahrtsorganisation sein.

Robert Weltsch war der Auffassung, dass er seinen Lesern einen wichtigen Dienst leiste, wenn er sogleich von den Eventualitäten und Fallstricken berichte, mit denen sie möglicherweise im Ausland rechnen müssten. Anfang Mai buchte er eine Überfahrt auf der *Westerland* in die Vereinigten Staaten – ein Ziel, das nun, da Palästina gewalttätige Aufstände erlebte, mehr deutsche Juden in Erwägung zogen.¹⁰² Jenseits des Atlantiks war Weltsch schlichtweg beeindruckt von der «freundlichen Offenheit» der Amerikaner, die er traf.¹⁰³ Dennoch sah er die Vereinigten Staaten mit den Augen eines Zionisten. (Weltsch nutzte seinen Besuch, um von amerikanischen Judenführern wie dem Richter am Obersten Bundesgerichtshof, Louis Brandeis, und Stephen Wise Unterstützung für zionistische Aktivitäten in Palästina zu erbitten.) Die Vitalität, das dynamische Leben und die wirtschaftlichen Möglichkeiten dieses Landes erinnerten ihn stark an die jüdische Heimat; so wurde aus seiner Reise in den Westen ein erneutes Bekenntnis zu dem Gelobten Land im Osten.

Im August 1936 veröffentlichte Weltsch einen Artikel in der *Jüdischen Rundschau*, in dem er von Palästina behauptete: «Die-

ses Land und nur dieses vermag das jüdische Volk in eine neue Zukunft hinüberzuführen, indem es die Existenz des Volkes selbst sichert.»¹⁰⁴ (Der Aufsatz erschien knapp zwei Wochen, nachdem die rivalisierende *Centralverein Zeitung* berichtet hatte, dass sich weniger als ein Drittel aller 100.000 jüdischen Emigranten seit 1933 in Palästina angesiedelt hätte.¹⁰⁵) Auf unzweideutige Weise machte der Artikel in der *Jüdischen Rundschau* den deutschen Juden klar: «Unser Volk ist von Zerstörung bedroht: Die moralische, materielle und geistige Grundlage unseres Lebens in Deutschland ist erschüttert.» Aber Weltschs Aufmerksamkeit – und Besorgnis – galt weniger der Situation zu Hause als den Hindernissen, die einer Auswanderung nach Palästina im Weg standen. In Palästina lag die Zukunft der Juden, sie brauchten sich nicht mit dem zu beschäftigen, was in Deutschland geschah. Wie Leo Baeck sagte, die Juden müssten über den Tag hinausblicken und eine «neue Lebensform und einen neuen Lebensinhalt schaffen ... den Menschen der Zukunft.»¹⁰⁶

Weniger prominente Juden schlugen sich mit eher privaten Problemen herum. Hans-Joachim Schoeps war einer von ihnen. Im Zuge des Kesseltreibens der Regierung gegen konservative jüdische Gruppen, die sich der Auswanderung widersetzen, wurde der *Deutsche Vortrupp* im Dezember 1935 gezwungen, sich aufzulösen, nachdem die Gestapo die letzten beiden Ausgaben seines Rundschreibens verboten hatte.¹⁰⁷ Die Mitglieder dieser kleinen Organisation kamen ein letztes Mal in dem Spessartkurort Bad Orb zusammen, wo Schoeps ihnen anvertraute, dass er auf einer Liste der Gestapo stehe, in der jene Juden eingetragen seien, die das Land nicht verlassen dürften. Wie der Kapitän eines sinkenden Schiffes schwor er, dass er der letzte sein werde, der das Vaterland verlasse.¹⁰⁸ Da er seine Clique junger, idealistischer jüdischer Intellektueller nicht aufgeben wollte, arrangierte Schoeps im Winter 1935/36 eine Reihe heimlicher Treffen in verschiede-

nen Berliner Wohnungen, um Pläne zu diskutieren und Exemplare des nun illegalen Rundschreibens des *Deutschen Vortrups* zu verteilen.¹⁰⁹ Irgendwie gelang es einem Gestapo-Spitzel, sich in diese Sitzungen einzuschleusen und seinen Oberen einen entstellten Bericht über diesen selbsternannten «Judenführer» zu liefern, was damit endete, dass Schoeps verhaftet und des Hochverrats beschuldigt wurde. Zusammen mit seinen Kameraden vom *Deutschen Vortrupp* brachte man ihn in die Gestapo-Zentrale, wo er den ganzen Tag lang mit dem Gesicht zur Wand stehen musste.¹¹⁰ Dann wurden sie genauso unvermittelt wieder entlassen.

Was die Nazis an Schoeps und seinen Anhängern so ärgerte, war deren dickköpfiges Insistieren auf einem Heimatrecht deutscher Juden im Dritten Reich. In einem Memorandum, geschrieben als Antwort auf die Nürnberger Gesetze, entwarf Schoeps einen Plan, der den Juden einen geschützten Rechtsstatus garantieren und sie sowohl von den Pflichten als auch von den Rechten her allen anderen deutschen Reichsbürgern gleichstellen sollte. Für diesen rechtlichen Schutz, so erklärte Schoeps, würden auch die deutschen Juden das im ganzen Reich geschätzte Führerprinzip einführen, indem sie sich einem streng autoritären Selbstverwaltungsprinzip unterwarfen. Gemäss diesen Richtlinien sollte das Oberhaupt einer deutschen Judengemeinde ein «hochgradig intellektueller Führer» (eine Person wie Schoeps) sein, der den Titel «Oberrabbiner» von Deutschland tragen würde. Die verbleibende jüdische Gemeinschaft würde in drei verschiedene Gruppen eingeteilt – «Nichtarier», die sich unter religiösem Aspekt nicht als Juden betrachteten, gläubige Juden, die Mehrheit der Gemeinschaft, und Zionisten. Die letzteren sollten als «eine palästinensische Minderheit in Deutschland» behandelt und zur Auswanderung ermuntert werden. Die Kerngruppe frommer Juden würde in den Gemeinden von Rabbinern geführt werden und alle nicht in Deutschland oder Österreich geborenen Juden ebenso wie

solche, die unter der Kategorie Marxisten liefen, ausschliessen. Diese «Rumpf»-Gemeinschaft würde Freiheit vor Verfolgung geniessen (was auch für die ausgeschlossenen Juden oder «Nicht-arier» gelten sollte) sowie auch das Recht, ihre eigenen Schulen zu unterhalten und wirtschaftlichen Aktivitäten nachzugehen.¹¹¹

Genau diese Art von «leben-und-leben-lassen»-Regelung war jedoch dem Naziregime ein Greuel, das in seiner wachsenden Judenfeindschaft nunmehr entschlossen war, die Juden aus dem Reich zu stossen; und so nimmt es nicht wunder, dass die Gestapo so hart gegen Schoeps und seine Clique durchgriff. Wobei Schoeps sogar noch Glück hatte. Der Vorwurf des Hochverrats wurde fallengelassen. Ein Gestapo-«Schatten» heftete sich an seine Fersen, wenn er durch Berlin ging, und er wurde ab und zu in dem berühmten Bau an der Prinz-Albrecht-Strasse verhört, blieb aber auf freiem Fuss.

Schoeps konnte sich ungehindert anderen Dingen zuwenden. Dazu gehörte die Veröffentlichung seiner wissenschaftlichen Abhandlungen. Da ihm eine herkömmliche Hochschulkarriere verwehrt war, lag Schoeps sehr daran, ein Publikum für seine besonderen Auffassungen über Judentum und jüdische Philosophie zu finden. Ein wichtiges Vehikel hierzu war der *Vortrupp-Verlag*, den er 1934 gegründet hatte, wofür er sich von seinen Eltern Geld lieh. Anfang 1936 brachte der Verlag Schoeps' *Gestalten an der Zeitenwende* heraus, eine Sammlung dreier Aufsätze über Nietzsche, Kafka und den Historiker Burckhardt. Schoeps' anhaltendes Interesse an Kafka wurde noch dadurch verstärkt, dass er sich persönlich mit dem tschechischen Schriftsteller und dessen misslicher Lage identifizierte. Wie Kafka sehnte sich Schoeps nach den alten Göttern, musste sich aber damit abfinden, dass sie für immer verschwunden waren. Darin bestehe die grosse Tragik des Menschen des 20. Jahrhunderts, glaubte Schoeps.

Abgesehen von einem tiefen Bedürfnis, seine Ansichten über

diese Geistesgrösse zu veröffentlichen, versuchte sich Schoeps damit auch ein paar Referenzen in der akademischen Welt zu erwerben, die ihn für ausländische Universitäten attraktiver machten. Bereits im Juni 1933 war er zu dem Schluss gelangt, dass seine Chancen, in Deutschland eine Stelle in Lehre oder Forschung zu bekommen, ausgesprochen mager seien, und hatte angefangen, den Blick ins Ausland zu richten, selbst als er für eine «patriotische» Einigung der Juden mit den Nazis eintrat. Um Hilfe hatte er sich an Max Brod gewandt, seinem Mitarbeiter bei der Herausgabe von Kafkas nachgelassenen Werken. Nach Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze erneuerte Schoeps seine Bitte um Brods Unterstützung bei der Suche nach einer Lehrtätigkeit in Prag.¹¹²

Die Auflösung des *Deutschen Vortrupps* und der Vorwurf des Landesverrats verliehen Schoeps' Wunsch, Deutschland zu entkommen, grössere Dringlichkeit, obwohl er seinen ehemaligen Kameraden gelobt hatte, der letzte zu sein, der das sinkende Schiff verlasse. Im August 1936 streckte er seine Fühler weiter aus und bewarb sich beim Manchester College in Oxford um ein Forschungsstipendium, um eine Doktorarbeit über «Die religiöse Erneuerung des Judentums und der modernen Welt»¹¹³ zu schreiben – eine Arbeit, die er, so behauptete er, als Jude in Deutschland nicht ausführen könne. Wegen eines Gutachtens wandte er sich an den protestantischen Theologen Karl Barth, der Schoeps den Gefallen tat – ohne Erfolg.¹¹⁴ Brod war auch keine Hilfe, und so musste sich dieser arbeitslose siebenundzwanzigjährige jüdische Intellektuelle damit abfinden, in Berlin zu bleiben, vorerst zumindest. Bis er eine passende Anstellung ausserhalb Deutschlands fände, wollte Schoeps weiterhin schreiben, veröffentlichen und seine Auffassungen in Vorträgen dartun, soweit es die Verhältnisse erlaubten. So wurde er beispielsweise im November 1936 von der zionistischen Loge in Hannover eingeladen, über Kafkas *Schloss* zu sprechen. In der Zeit zwischen 1934 und 1946 arbeitete

Schoeps ausserdem an verschiedenen Publikationen, die einen interkonfessionellen Dialog anregten, wofür er Barth, Martin Buber und andere führende Theologen um Beiträge bat.¹¹⁵ Zudem schrieb er ein Buch mit dem Titel *Jüdisch-christliches Religionsgespräch im 19. Jahrhundert*.

Über alle diese schriftstellerischen Projekte hinaus hielt der unermüdliche Schoeps einen fleissigen Fahrplan von Reden vor Ortsgruppen der jüdischen Veteranenorganisation, dem *Reichshund jüdischer Frontsoldaten*, ein. Weltanschaulich blieb er dieser ernationalistischen Gruppe eng verbunden, obwohl er eine Generation jünger war als deren Mitglieder. Wenn er vor diesen Ortsgruppen und Landesverbänden auftrat, sprach Schoeps von ihrer gemeinsamen Vaterlandsliebe, ihren deutschen Wurzeln. Aber nach dem zu urteilen, was er viele Jahre später für sich in Anspruch nehmen sollte, nutzte er diese Gelegenheiten, um Attacken gegen das Regime zu richten. In einer seiner Reden beschrieb Schoeps den Nationalsozialismus wohl auch als «nihilistische Aggression auf alles, was in Wirklichkeit deutsch ist.» Wenn sich während solcher Reden zufälligerweise ein Gestapo-Mann in den Saal schlich, wechselte Schoeps den Terminus «Nationalsozialismus» einfach gegen den Terminus «Bolschewismus» aus.¹¹⁶

Wenn diese Behauptung stimmte, bedeutete das, dass Schoeps für einen Juden, der bereits als «Verräter» gebrandmarkt war, ein ausserordentliches Risiko einging. Im Gegensatz dazu führte Richard Willstätter in München arglos seine wissenschaftlichen Untersuchungen fort. Am 27. April 1936 berichtete er W.E. Tisdale von der *Rockefeller Foundation* in einem Brief von seiner Arbeit über die Wirkungen von Insulin und Adrenalin auf die «enzymatische Hydrolyse von Kohlenwasserstoffen» und bekannte, sich selbst herabsetzend, in einer Nebenbemerkung, er könne verstehen, wenn die *Rockefeller Foundation* das Geld lieber jüngeren

Wissenschaftlern gebe, die mehr «versprechen»¹¹⁷. Dieses Bittgesuch wurde in derselben Woche abgeschickt, als Deutschlands Juden von dem Araberaufstand in Palästina und dessen mutmasslichen Folgen für die Auswanderung ins Heilige Land erfuhren. Doch diese fernen Ereignisse störten Willstätters Welt ebenso wenig, wie es im Herbst des Vorjahres die Verkündigung der Nürnberger Gesetze getan hatte: Was kümmerte schon einen Chemiker, der sich mit den grundlegendsten Problemen der Natur herumschlug, die deutsche Staatsbürgerschaft?

Mehr Sorgen bereitete Willstätter, wie er in seinem Brief an Tisdale offenbarte, ein schleichendes Gefühl, dass er alt und auf seinem Gebiet überflüssig wurde. Als er auf seinen vierundsechzigsten Geburtstag zuing, war er noch genauso brennend an den Geheimnissen der Organischen Chemie interessiert wie einst als junger Mann um die Jahrhundertwende. In seinem «inneren Exil» in Bayern verfolgte er aufmerksam die neuesten Fortschritte seines früheren Kollegen und jüdischen Glaubensbruders, des tschechischen Chemikers Felix Haurowitz, der die Eigenschaften des Hämoglobins untersuchte.¹¹⁸ Aber der Erfolg seines einstmaligen Schülers machte ihm den Unterschied zwischen ihnen beiden nur umso schmerzlicher deutlich. Vierundzwanzig Jahre jünger als Willstätter, war Haurowitz, der damals Forschungen in Prag betrieb, immer noch ein aufgehender Stern. Bei der Durchsicht der veröffentlichten Erkenntnisse seines Freundes musste Willstätter zugeben, dass die Entdeckungen der jüngeren Wissenschaftlergeneration die seinen überholten. Auch die fortwährende internationale Anerkennung seiner Leistungen konnte seine Angst vor Niedergang und Fall nicht besänftigen.¹¹⁹

Die Angst vor dem Alter war nicht nur eine Psychose. Willstätter hatte sich nie einer besonders robusten Gesundheit erfreut, und jedes weitere Jahr schien ihn merklich zu schwächen. Es war des

Lebens müde, müde – wie sein verstorbener Freund Fritz Haber – , sich mit den erniedrigenden Bedingungen abzufinden, doch zu müde, um sich ihnen zu entziehen. Er beneidete einen Wissenschaftler wie Kasimir Fajans (achtundvierzig Jahre alt) um seine Jugend. Er hatte es geschafft, im ausländischen Exil, an der Universität von Michigan, noch einmal von vorne anzufangen, nachdem er seine Stelle in München aufgegeben hatte, als die Nürnberger Gesetze bekanntgegeben wurden.¹²⁰

Dazu, was einige wie Fajans schafften, waren viele andere nicht in der Lage oder, wie Willstätter, nicht bereit. Im April 1936 hatte Bella Fromm den amerikanischen Diplomaten George Messersmith nach Washington verabschiedet. Er nahm ihre Informationen über die nicht an die Öffentlichkeit gedrungene Verfolgung von Juden mit über den grossen Teich, aber diese Gewalt und Unterdrückung schienen noch immer fern von ihr selbst zu sein. Im Juli erbot sich Messersmith, ihr ein Visum zu besorgen, doch Bella Fromm lehnte höflich dankend ab. Sie war nicht daran interessiert. Im selben Monat hatte sie einer ihrer alten Freunde, Moritz («Pappi») von Carnap, der letzte Kammerherr von Deutschlands letztem Kaiser, beiseite genommen und ihr zugeflüstert: «Mein Kind, es ist besser für Sie, wenn Sie Deutschland verlassen. Hier wird es bald schrecklich zugehen. Bald wird niemand mehr imstande sein, Sie zu schützen. Schauen Sie sich nach einer neuen Heimat um, solange Sie noch jung genug sind, sich dort einzuleben. Nehmen Sie die Erinnerung an unser altes Deutschland als einen schönen Traum mit. Alles, was jetzt noch in Deutschland ist, wird zugrundegehen.»¹²¹

Zwei Wochen später war Carnap tot, aber Fromm rührte sich nicht von der Stelle. Sie hatte den «lärmenden Umzug» von Nazi-begeisterten vor dem Reichstag im März beobachtet, als Hitlers Truppen ungehindert ins Rheinland einmarschiert waren, und erfuhr von ihrem Geliebten «Rolf», der dieses Ereignis vorhergesagt

hatte, dass ein Krieg «unvermeidlich» sei.¹²² Doch auch die Aussicht auf einen europäischen Konflikt konnte sie in ihrem Entschluss, in Deutschland zu bleiben, nicht wankend machen. Mit Ingrim ertrug sie im August das «kolossale» Spektakel von Hitlers «Übermenschen» bei den Olympischen Spielen¹²³ und genoss dann das kurze Zusammensein mit ihrer Tochter, die aus den Vereinigten Staaten zu Besuch gekommen war. Die Nazis gewährten Gonny etwas von der Vorzugsbehandlung, die sich ihre Mutter zynisch von ihnen gefallen liess, wobei sie sehr wohl wusste, dass sie sich damit nur beim diplomatischen Korps lieb Kind zu machen versuchten.¹²⁴ Aber gefallen liess sie sich diese Vergünstigungen gleichwohl. Immer noch überwand sie sich dazu, Männern wie Hjalmar Schacht und Franz von Papen die Hand zu schütteln und dabei ihre Verachtung für deren scheinheiliges Katzbuckeln zu verbergen.¹²⁵ Diese gesellschaftlichen Kontakte gaben Bella Fromm noch immer das Gefühl, sicher zu sein. In ihrer Rolle als Verbindungsglied zu Berlins diplomatischem Korps war der letzte Vorhang noch nicht gefallen. Sie würde sie, solange es ging, weiter spielen, damit sie, abseits der Bühne, anderen Juden zur Flucht verhelfen konnte. Die Zeit verrann: Es gab Anzeichen, dass die schlimme Lage der Juden noch viel schlimmer werden würde.

9

Die Schlinge zieht sich zu

Der olympische Rummel war kaum vorüber, da wurde, wie vorausgesagt, ein neuer Propagandafeldzug gegen die Juden gestartet. Berlin, im August 1936 die Stadt der internationalen Brüderlichkeit, verwandelte sich im September in ein übles und gehässiges Pflaster, wo an allen Ecken und Enden Plakate weitere ekelhafte Lügen über die Juden verbreiteten.¹ Und diese Plakate waren lediglich das Vorspiel zu dem Trommelwirbel wüster Beschimpfungen, der aus Nürnberg dröhnte, als die Getreuen der Nazipartei wieder zusammenströmten, um Adolf Hitler über die Verschwörung des Weltjudentums² wettern und toben zu hören. Erst ein Jahr zuvor hatte ein massvollerer Führer im Zusammenhang mit den Juden gesagt: «Der einzige Weg, mit den noch offenen Problem fertigzuwerden, ist der des gesetzlichen Handelns.»³ Diese Erklärung hatte die sogenannten Nürnberger Gesetze angekündigt. Aber in den zwölf Monaten seither hatte sich vieles verändert. Die Wiederbelebung der deutschen Wirtschaft zur militärischen Aufrüstung hatte durch die Aussicht auf einen unvermeidlichen Krieg in Europa an Dringlichkeit gewonnen. In dieser auf Hochtouren laufenden, alles mobilisierenden und schonungslosen Kampagne zur Ankurbelung des wirtschaftlichen Wachstums wurden die Juden mit grösserem Arg-

wohn betrachtet: Konnten sich die Nazis *wirklich* auf sie verlassen, dass sie zu dieser nationalen Anstrengung uneingeschränkt beitragen? Zur Warnung kündigte Hitler Gesetze an, die die Schädigung der deutschen Wirtschaft zu einem todeswürdigen Verbrechen erklärten und alle Juden zu bestrafen drohten, wenn einer von ihnen irgendwelchen Schaden anrichte.⁴

Gleichzeitig tauschte der Führer seine wirtschaftlichen Berater aus. Hjalmar Schacht, die Stimme der Mässigung bezüglich der «Judenfrage» und der Vertraute Max Warburgs, verlor im September 1936 an Einfluss. An seine Stelle trat Hermann Göring als Generalbevollmächtigter mit dem Auftrag, den zweiten Vier-Jahres-Plan der Nazis zu erfüllen, wodurch er praktisch diktatorische Macht über die deutsche Wirtschaft erlangte. Das war derselbe Göring, der früher schon keine Bedenken gezeigt hatte, die Juden einzuschüchtern und sie aus dem Land zu ekeln, weshalb alles dafür sprach, dass er bald schon Schritte unternehmen würde, um die immer noch beträchtliche Rolle der Juden im Wirtschafts- und Finanzleben des Reichs zu beschneiden.⁵ Unter den, grob geschätzt, 425.000 Juden, die immer noch in Deutschland lebten, machte sich spürbar Angst breit – das Gefühl, dass die Nürnberger Gesetze keineswegs, wie es ein Korrespondent für die *Jewish Telegraphic Agency* ausdrückte, «das letzte Wort» seien, das ein von staatlicher Seite gebilligter Antisemitismus sprechen werde.⁶

Ende September 1936 versetzte die Regierung den wirtschaftlichen Aktivitäten von Juden einen harten Schlag, indem sie allen jüdischen Unternehmen und öffentlichen Organisationen befahl, sämtliche auf ihren Gehaltslisten stehenden Juden zu feuern, die ausländische Pässe besaßen.⁷ Damit wurden die Nazis die im völkischen Reich unerwünschten Ausländer los und konnten zugleich die Juden schwächen, ohne zusätzliche Rassengesetze verabschieden zu müssen. Und es waren noch weitere Gerüchte von

einem wirtschaftlichen Dreinschlagen gegen die jüdische Gemeinschaft im Umlauf. Begleitet wurden sie von einer Massnahme der Deutschen Arbeitsfront Robert Leys, die jüdische Firmen aus dem Geschäft drängen sollte.⁸

Ohne den geringsten Anlass verboten die Nazis am 25. Oktober «bis auf Weiteres» Versammlungen aller jüdischen Organisationen. Auch untersagte die Regierung jeglichen direkten Kontakt zwischen Juden und der Gestapo (wodurch es für Angehörige nahezu unmöglich wurde, Nachrichten über inhaftierte Ehemänner oder Väter zu erhalten).⁹ Zwei Tage danach wurden Betriebsvermögen und andere Guthaben der in Berlin ansässigen Gewerfabrik Suhler beschlagnahmt – die erste Enteignung einer jüdischen Firma, die unter den Nazis stattfand. Auf diese Beschlagnahmung folgte eine nicht allzu feinsinnige Warnung des Propagandaministers Joseph Goebbels, dass die Juden neue Restriktionen zu gewärtigen hätten, wenn sie «frech» würden.¹⁰ Ohne eine solche Rechtfertigung abzuwarten, kündigten deutsche Banken an, jüdische Hypotheken einfordern zu wollen, mit dem Ergebnis, dass viele Hauseigentümer noch um ihr letztes Hab und Gut kamen.¹¹ In schneller Folge fielen weitere Schläge. Am 4. Dezember wurden die Banken angewiesen, jüdischen Kunden keine Kredite mehr zu gewähren.¹² Am 9. Dezember wurde den jüdischen Wohlfahrtsorganisationen ihr lebenswichtiger Status der Steuerfreiheit entzogen, und am Tag darauf machte die Regierung eine Forderung publik, dass alle grossen jüdischen Handelsunternehmen bis zum nächsten Frühjahr «arischen» Besitzern übergeben werden müssten.¹³ Dann, im Februar 1937, erklärte Ley, dass ein Hauptziel von Görings Vier-Jahres-Plan die Eliminierung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben sei.¹⁴

Diese Repressalien gegen Juden gingen einher mit verstärktem antisemitischen Druck in anderen Bereichen und bildeten eine genau abgestimmte Kampagne der Gestapo, die das zuwege bringen

sollte, was fast vier Jahre der Schikane und Entrechtung nicht hatten bewirken können – die Massenausreise von Juden aus dem Reich. Nach der anfänglichen Auswanderung von um die 60.000 Juden im Jahr 1933 hatte sich die nicht sehr hohe, aber stetige Quote auf etwa 25.000 jährlich eingependelt. Bei diesem Tempo würde Nazideutschland endlose sechzehn Jahre brauchen, um «judenfrei» zu werden, und dies war für Parteieiferer ein schlechterdings unannehmbar langer Zeitraum. Im Januar 1937 gab die für jüdische Angelegenheiten zuständige Abteilung 11-112 des Reichssicherheitshauptamtes einen Bericht heraus, der darauf hinwies, dass Auswanderung die einzig wirkliche Lösung des «Judenproblems» biete und dass die Schritte, die bisher zu ihrer Beschleunigung unternommen worden waren, untauglich gewesen seien. Da überall auf der Welt, einschliesslich Palästinas, neue Barrieren gegen Zuwanderung errichtet worden waren, hatte bei den verbleibenden Juden eine gewisse «Müdigkeit» eingesetzt, die ihnen jeden Elan nahm, das Land zu verlassen. Gestapobeamte erlaubten sich nun, eigene Vorschläge zu machen, wie dieses Beharrungsvermögen zu überwinden sei: 1) Die Juden mussten gewaltsam aus der Wirtschaft gedrängt werden, 2) der politische Druck auf sie musste zunehmen und 3) die beruflichen Fertigkeiten der Emigranten mussten verbessert werden.¹⁵

Um Deutschland für die Juden weniger attraktiv zu machen, versuchten die Nazis, deren Solidarität und Vertrauen auf die sie schützende Funktion der Nürnberger Gesetze zu untergraben. Anfang Oktober 1936 erklärte der Chefjurist der Nazis, Hans Frank, die Nazis beabsichtigten, das deutsche Strafrecht neu zu fassen, damit es besser zu ihrer Ideologie passe – mit anderen Worten, es zu nazifizieren.¹⁶ Ebenfalls im Oktober eröffnete die Regierung, dass es allen Juden (und «Halbjuden») von 1937 an verboten sein solle, in der deutschen Armee zu dienen. Ausserdem wurde es

ihnen komischerweise untersagt, Photos von Hitler und anderen Nazi-Größen in ihren Schaufenstern auszustellen und das Hakenkreuzemblem auf Waren, die sie verkauften, anzubringen.¹⁷ Der fanatische Antisemit und Herausgeber des *Stürmers*, Julius Streicher, forderte öffentlich, dass alle Juden, die in ihren sexuellen Beziehungen der «Rassenschande» für schuldig befunden wurden, die Todesstrafe erhalten sollten. Die Überwachung jüdischer Organisationen durch die Gestapo wurde verschärft, nicht nur, um zu kontrollieren, was bei deren Versammlungen gesagt wurde, sondern um jene Juden erkenntnisdienlich zu behandeln und zu bestrafen, die weiterhin dafür eintraten, dass den Juden ein Platz im Dritten Reich gewährt werde. Auf diesen Schritt folgte das im November 1935 ausgesprochene Verbot von Reden, die eine solche Position unterstützten.¹⁸ Anfang 1937 belegte die Gestapo jüdische Organisationen ab Februar für zwei Wochen mit einem Verbot, als Vergeltung dafür, weil diese angeblich im Ausland Nachrichten über neue antisemitische Verordnungen verbreitet hatten.¹⁹ Im Januar 1937 verfügte die Regierung ihre Absicht, alle jüdischen Buchhandlungen bis Ende März aufzulösen.²⁰

Die Lebensbedingungen hatten sich für Deutschlands Juden deutlich verschlechtert. In Berlin, wo sich immer mehr Juden einfanden, um Asyl zu suchen vor der Verfolgungswelle, die die ungeschützteren ländlichen Gebiete erfasste, bezogen schätzungsweise dreissigtausend Personen, oder ein Fünftel der gesamten jüdischen Gemeinde, Sozialhilfe.²¹ Der Verlust von Arbeit und Brot verstärkte die allgemeine Verzweiflung. Die Juden ahnten, dass die Judenpolitik der Nazis nicht länger mehr von «Realisten» wie Schacht beschwichtigt, sondern von Radikalen in der Gestapo und anderen Polizei- und Sicherheitsbehörden blindlings angeheizt werden würde, die ihren Willen durchsetzen wollten, ohne Kompromisse oder Zugeständnisse zu machen. Alle diese antisemiti-

schen Massnahmen zusammengenommen, die zwischen Herbst 1936 und Anfang 1937 ergriffen worden waren, liessen nur den Schluss zu, dass sich die Situation für die Juden rasant verschlechterte. Mehr denn jemals zuvor waren überzeugt, dass es für sie in Deutschland nicht die geringste Hoffnung mehr gab: sie mussten weg. Wie die einstmals eisern auf Assimilation setzende *Centralverein Zeitung* zugab, war nun die Emigration nur noch eine Frage des «wann» und «wohin».²²

Aber gerade als den Juden dies klar wurde, begannen sich die Tore in Übersee zu schliessen. Die gewalttätigen Proteste der Araber (einschliesslich eines 175 Tage dauernden Generalstreiks) gegen jüdische Einwanderung kosteten achtundachtzig Juden das Leben und veranlassten die britische Regierung, ihre Visa-Quote zu halbieren. 1937 fiel die Zahl deutscher Juden, an die Visa nach Palästina ausgegeben wurden, von einer jährlichen Durchschnittsquote zwischen 6'800 und 8'400 auf 3'286.²³ (Illegale Einwanderung war ein Weg, diese Beschränkung zu umgehen.) Währenddessen verschärfte ein anderes Land mit einer ansehnlichen jüdischen Bevölkerung – Südafrika – die für eine Einreise erforderlichen Bedingungen; gemäss seiner neuen *Aliens Bill*, die am 1. Februar 1937 in Kraft trat, mussten alle ankommenden Fremden Einreisevisa vorweisen.²⁴ Die *Jewish Telegraphie Agency* berichtete, dass ganze 93% der deutschen Juden, die ein solches Visum beantragten, abgewiesen wurden.²⁵ Kanada und Australien errichteten ähnlich wirksame Schranken, indem sie sich ausbedungen, dass alle Einwanderungswilligen Bauern sein müssten.

Im Gefolge dieser Entwicklungen hätten die Vereinigten Staaten – das Land der unbegrenzten Möglichkeiten jenseits des Atlantiks – viele potentielle Emigranten aufnehmen können, taten es aber nicht, trotz des vermehrten Interesses, dorthin zu gehen.²⁶ Ein Grund dafür war wirtschaftlicher Natur: Vielen Juden fehlte es an den erforderlichen finanziellen Mitteln. (Diejenigen, die Visa beantragten, mussten, so wollte es die amerikanische Politik,

noch immer den Nachweis erbringen, dass sie über «angemessene Mittel für ihren Lebensunterhalt» verfügten, ehe sie einreisen durften.²⁷ Praktisch hatten alle Juden, denen während dieses Zeitraums Visa bewilligt wurden, Verwandte in den Vereinigten Staaten, die für eine entsprechende Unterstützung aufkommen konnten; aufgrund der kontingentierten Geldmenge, die Emigranten legal aus Deutschland mitnehmen konnten, war ein solcher finanzieller Rückhalt so überaus wichtig.²⁸) Diese Anforderungen bewirkten, dass die Zahl deutscher Juden, die in die Vereinigten Staaten einreisen durften, während des Jahres 1936 die Marke von 7'000 nicht überstieg und dass damit weniger als ein Drittel der Quoten-Plätze gefüllt wurde, die man für deutsche Einwanderer reserviert hatte.²⁹ (Trotz der besonderen Priorität, die deutschen Juden von Seiten der nach den Anweisungen ihres Aussenministeriums handelnden amerikanischen Konsulatsbeamten eingeräumt wurde, war die Zahl der Antragsteller so niedrig.)

Zu dieser ökonomischen Hürde kam noch der Eindruck, dass die Vereinigten Staaten keine weiteren Juden mehr aufnehmen wollten. Mehrere Beamte, die Visa erteilten, wurden antisemitischer Vorurteile beschuldigt. Im Juni 1937 behauptete zum Beispiel ein Jude namens Goldsand, der damals in Paris lebte, dass es beim amerikanischen Konsulat in Stuttgart Usus sei, seine Animosität gegenüber Juden dadurch zu erkennen zu geben, dass es 90% ihrer Visa-Anträge ablehnte. Der Amtsarzt des Konsulats soll fast alle Juden mit der falschen Begründung, sie seien gesundheitlich in einer zu schlechten Verfassung, abgewiesen haben. Auf diese Vorwürfe hin legte der amerikanische Generalkonsul Samuel Honaker Dokumente vor, die zeigten, dass während 1936 und der ersten Hälfte des Jahres 1937 nur zwischen 3 und 9% der jüdischen Antragsteller, die einen formgerechten Antrag eingereicht hatten, tatsächlich Visa verweigert worden seien. Diese

Zahlen schlossen jedoch die viel grössere und nicht belegte Zahl von Juden nicht mit ein, die aufgrund fehlender «Sicherheiten» für ein Visum nicht einmal in Erwägung gezogen wurden.³⁰

Dazu kam noch, dass die Vereinigten Staaten einfach zu weit weg waren, ein Land mit fremder Kultur und weitgehend unbekannt, um Zehntausende jüdischer Flüchtlinge anzuziehen. Und selbst wenn die Nachfrage nach US-Einreisevisa einen plötzlichen Anstieg erlebt hätte, wäre ein isolationistischer Kongress, getragen vom Volksempfinden, nicht bereit gewesen, die Zahl der Emigranten, die aus Deutschland zugelassen werden konnten, zu erhöhen.

Gerade als die Pressionen und die Beweggründe, das Land zu verlassen, grösser wurden (im Oktober 1936 bot die Naziregierung an, verarmte Juden die Hälfte ihrer Guthaben ins Ausland mitnehmen zu lassen, wenn sie innerhalb der nächsten zwei Monate auswanderten³¹), verringerten sich also die Möglichkeiten, dies zu tun. Eingeklemmt zwischen Baum und Borke bemühten sich die Häupter der jüdischen Gemeinschaft mit aller Kraft, ihr Volk davon zu überzeugen, dass noch nicht alles verloren sei. Es bestehe kein Grund zur Panik oder sich gegenseitig anzugreifen. In der Gemeinde, im Kreise derer, die gleiches Leid erfuhren und gleiche Ziele verfolgten, finde der Einzelne immer noch Trost und Sicherheit. Bei verschiedenen Anlässen hielt der Rabbiner Leo Baeck Ansprachen, in denen er auf seine übliche beruhigende und ermutigende Art zum Durchhalten in Einigkeit aufrief. Zum jüdischen Neujahrsfest verfassten er und andere Spitzenfunktionäre der *Reichsvertretung der Juden in Deutschland* am 16. September 1936 einen offenen Brief an die deutschen Juden, in dem sie an die «Kraft spendenden Bande» erinnerten, die den Einzelnen an die Gemeinschaft knüpften.³²

Aber Baeck und diese anderen Wortführer des jüdischen *mainstream* befanden sich in einem bedrückenden Dilemma.

Gerade als sie sich nun damit abgefunden hatten, dass die Rettung der Juden Deutschlands in einer Flucht aus dem deutschen Vaterland lag, begriffen sie im vollen Umfang, welche logistischen, finanziellen, diplomatischen und psychologischen Schranken diesen Weg versperrten. Zum einen waren sich noch nicht alle Juden darüber im Klaren, dass sie gehen mussten. Wohlhabende Juden hingen weiterhin an allem, was ihnen an Geschäften oder Vermögen noch geblieben war. Ältere Juden, die einen steigenden Prozentsatz der Gemeinschaft ausmachten, zeigten sich so unzugänglich wie eh und je; sie hatten sich damit abgefunden, dem Schicksal, das die Nazis für sie bereithielten, in der vertrauten, häuslichen Umgebung ihrer gemütlichen vier Wände entgegenzusehen. Das Berufsverbot für Juden mittleren Alters, das ihnen das Leben in Deutschland verleiden sollte, hatte den gegenteiligen Effekt erzielt: da sie verarmten, konnten sie die finanziellen Mittel nicht aufbringen, deren Nachweis viele Länder zur Bedingung für die Ausgabe von Einreise-Visa machten, was ihren Wunsch auszuwandern unterminierte. Selbst für Juden, die dazu willens und in der Lage waren, warf die Emigration Probleme auf. Viele attraktive Zielorte folgten nun dem Beispiel Palästinas, unterzogen ihre Visa-Politik einer kritischen Prüfung und verschärfte sie massiv, um sich den sozialen Aufruhr vom Hals zu halten, den ein Zustrom deutscher Juden womöglich auslösen würde. Die Aufnahmekapazität der Welt hatte im Hinblick auf solche Flüchtlinge eine Grenze, und im Kontext der Nachwirkungen aus der weltweiten Depression, des wiederauflebenden Nationalismus und des unverminderten Antisemitismus ging diese Kapazität zurück.

In seiner Rede vor der *Reichsvertretung* vermied es Baeck, solche Bedenken auszusprechen. Ängste zu schüren über die geringen Aussichten, aus Nazideutschland zu fliehen, schien ihm ebensowenig ratsam, wie Ängste zu schüren über das, was die Nazis womöglich jenen Juden antun würden, die in ihren Klauen blie-

ben. Als geistiger und moralischer Führer sah es Baeck weiterhin als seine Aufgabe an, die Glaubensbrüder und –Schwestern für die Zerreißprobe zu stählen, die ihnen im Dritten Reich bevorstand. Bezeichnenderweise schlug Baeck in einer Rede vor den Mitgliedern der Berliner *B'nai B'rith-Loge* am 15. Oktober 1936 diesen Kurs ein. Er sprach nicht von gegenwärtiger Mühsal, sondern von der transzendenten, «messianischen Idee» im Judentum. Eine der grossen Wohltaten ihres Glauben sei, so erinnerte er seine Zuhörer, «dass er den Menschen von der Furcht vor der Zukunft befreit hat». Für gläubige Juden sei «die Zukunft nicht mehr das, was sein wird, sondern, was sein soll». Durch gemeinsame Anstrengungen könnten die Juden diese ethische Vision in die Realität umsetzen, und das selbst in so trostlosen Zeiten wie der gegenwärtigen.³³

Eine ebenso Trost spendende Botschaft kam im Monat darauf von Baecks Lippen, als er zu einer Versammlung Berliner Juden sprach, die in den Logensaal gekommen waren, um verschiedene Redner über «Emigration, Sicherheit und Aufbau» diskutieren zu hören. Diese Versammlung fand einen guten Monat nach Beendigung des arabischen Generalstreiks statt. Zwei Wochen zuvor hatte der britische Kolonialminister William Ormsby-Gore angekündigt, die Zahl der jüdischen Arbeiter, die nach Palästina einreisen durften, deutlich drosseln zu wollen. Im Gefolge des Streiks hatte die englische Regierung eine königliche Kommission unter Vorsitz von Viscount Peel beauftragt, die bisherige Palästina-Politik zu überprüfen und eventuelle Änderungen zu empfehlen. (Diese Kommission ging aus einer begrenzteren Umfrage hervor, die in früheren Monaten desselben Jahres vorgenommen worden war.) Nachdem das Orchester des Berliner Kulturbundes gespielt hatte, sinnigerweise die Ouvertüre von Saint-Saëns' Oper *Samson et Dalila* (die Geschichte einer jüdischen Revolte gegen einen anderen Unterdrücker, die Philister), erhob sich Baeck, um

Befürchtungen zu zerstreuen, die seine Zuhörerschaft in Bezug auf das Ergebnis der Arbeit der königlichen Kommission hegen mochte. Er habe volles Vertrauen in Viscount Peels Klugheit, Mut und Fairness, sagte Baeck. Es bestehe kein Grund zur Annahme, dass die Juden das Recht verlören, ins Land ihrer Vorväter zurückzukehren, wie es ihnen vor fast zwanzig Jahren von Lord Balfour versprochen worden sei.³⁴

Kurz nach dem Neujahrstag 1937 begab sich Baeck wieder in jene höheren philosophischen Sphären, in denen er sich viel wohler fühlte. Er hielt einen Vortrag über «Sicherheit und Gewissheit» und kontrastierte das Trachten des Menschen, «dem das Religiöse fernsteht» mit dem inneren Frieden, den der Gläubige in der Gewissheit finde: «Wenn das Schicksal verdunkelnd seinen Weg geht, gerät das Gebäude der Sicherheit ins Wanken», sagte Baeck, wohingegen «Gewissheit bedeutet: gewiss sein dessen, was die Hand nicht greifen, der Verstand nicht berechnen kann. Sie wächst aus dem Sinn für das Geheime und Verborgene. Das ist das Geheimnis des Menschen. Er arbeitet am Tage für den Tag und bestimmte Sicherheiten. Aber das alles ist eingebettet in etwas, das über allem ist und in dem er alle Tage lebt, so dass er in der Stunde die Ewigkeit zu eigen hat.»³⁵

Robert Weltsch stand Leo Baeck an Idealismus in nichts nach, aber der seine drehte sich um die Verwirklichung eines lebenslangen Traums – einen jüdischen Nationalstaat in Palästina zu schaffen. Seitdem die Juden von den Nazis in eine ethnische Enklave gestossen und sich dadurch ihres Judeseins wieder neu bewusst geworden waren, hatte seine Vision eine beträchtliche Gefolgschaft gewonnen. Aufgrund der sich für sein Volk verschlechternden Lebensbedingungen und des Eifers der Nazis, den Flüchtlingsstrom ins Ausland, besonders nach Palästina, zu beschleunigen, verfolgte er seine zionistischen Zielsetzungen mit verstärk-

tem Ehrgeiz. Die Gefahren, die den Juden auf den Bürgersteigen Berlins oder Münchens drohten, bereiteten ihm weniger Kopfzerbrechen als die arabischen Unruhen und die Tatsache, dass die Einwanderungsbedingungen für Palästina verschärft wurden. Mit Überlegungen, wie diesen Problemen beizukommen sei, verbrachte er die meisten seiner langen Tage, die er in den beengten Redaktionsstuben der *Jüdischen Rundschau* in der Meinecke-strasse verbrachte.

Weltsch sah in den gewalttätigen Ausschreitungen der Araber eine traurige Bestätigung seiner seit Langem vertretenen Überzeugung, dass eine jüdische Heimstätte erst geschaffen werden könne, wenn mit den anderen Völkern in der Region irgendeine Art von Übereinkunft erzielt sein würde. (So hatte Weltsch beispielsweise 1930 in einem Brief an seinen zionistischen Mitstreiter, den Rechtsanwalt Felix Rosenblüth, die deutschen Zionisten scharf getadelt wegen eines von ihnen vorgelegten Programms, das bei den Arabern Feindseligkeit geradezu herausfordern musste.³⁶) Die Araber waren der Vorstellung, eine Horde «fremdartiger» Juden in ihrer Mitte zu dulden, auch nicht zugänglicher als ein Volk wie die Deutschen. Tatsächlich wiesen die beiden Situationen für Weltsch eine auffallende Parallele auf. Wenn die Juden in Europa wie auch im Nahen Osten als Volk überleben wollten, mussten sie sich ihre eigene, gesonderte (d.h. nicht auf Expansion bedachte) Interessensphäre schaffen und das Recht der anderen respektieren, ihre eigenen Nationalstaaten nach rassischen oder ethnischen Grundsätzen zu erhalten.

Eine «jüdische Insel in einem arabischen Meer» würde rasch von den Fluten verschlungen sein, wenn die Juden nicht zuvor auf die berechtigten Ängste der Araber eingingen und sich von dem, wie er es nannte, «antiarabischen Chauvinismus» freimachten.³⁷

Nun war Weltsch besorgt, dass die aus Deutschland emigrierenden Juden zu heftig, zu schnell ihre Ansprüche auf den kost-

baren Boden in Palästina geltend gemacht und dadurch einen Hass erregt hatten, der seinen Traum von einer zionistischen Heimkehr vielleicht zunichtemachen könnte.³⁸ Auf dem Höhepunkt des arabischen Generalstreiks hatte Weltsch in einem Brief aus New York Martin Buber seine Befürchtung bekannt, dass Juden und Araber womöglich niemals zu einer Verständigung gelangten. «Wie soll man da nicht verzweifeln?» fragte er rhetorisch.³⁹ Fast zur selben Zeit, als Leo Baeck sich so zuversichtlich über die Peel-Kommission äusserte, hielt Weltsch bei einer Berliner Konferenz über die «Probleme der Palästinapolitik» eine Ansprache, in der er weitaus pessimistischere Empfindungen zum Ausdruck brachte. Die Briten, sagte er, fürchteten Instabilität im Nahen Osten; sie sähen im arabischen Nationalismus eine mächtige Kraft, die die Region erfasst habe – eine Kraft, mit der man würde rechnen müssen. Bei einem Eingehen auf die arabischen Forderungen nach besserer Behandlung und nach Gleichstellung, argumentierte Weltsch, würden die Briten nicht notwendigerweise durch zurückliegende Vereinbarungen, namentlich die *Balfour Declaration*, gebunden sein.⁴⁰ Das ganze Fundament der zionistischen Bewegung während der letzten zwanzig Jahre sei in Gefahr.

Der einzige Weg, der den Juden blieb, um ihre nationale Heimat zu retten, bestand darin, auf eine territoriale Lösung zu drängen, die sowohl ihnen als auch den Arabern ihren eigenen unabhängigen Staat gab, der so geartet sein musste, dass keiner der beiden eine Bedrohung für das Wohlergehen des Nachbarn darstellte. Seit Mitte der 20er Jahre hatte sich die *Berit-Shalom-Gesellschaft*, der Weltsch angehörte, durch Themen wie «Versöhnung», «Kompromiss» und «Rechtsgleichheit» zwischen Juden und Arabern von der übrigen zionistischen Bewegung unterschieden; er und Gründungsmitglieder wie Arthur Ruppin waren wie Rufer in der Wüste. Während seines USA-Besuchs im Juni 1936 hatte Weltsch

wieder einmal erfahren müssen, wie unpopulär seine Haltung in dieser Frage war. Versuche, amerikanische Zionisten wie den Richter Louis Brandeis und Stephen Wise davon zu überzeugen, dass es ratsam sei, die Araber fair zu behandeln, waren gänzlich gescheitert. Enttäuscht über ihr engstirniges Denken und ihre Weigerung, seinen Standpunkt zu verstehen, reiste Weltsch damals ab.⁴¹

Ebenso wie Weltschs Position vier Jahre zuvor durch Hitlers Machtergreifung in Deutschland gestärkt worden war, so erhielt er nun durch die Revolte der Araber und die hierauf eingesetzte königliche Kommission in England zum zweiten Mal Auftrieb. Infolge der instabilen Lage in der Region sah sich die Peel-Kommission genötigt, über den Vorschlag der *Berit-Shalom* von einem zweistaatlichen Palästina ernsthaft nachzudenken. Und als Viscount Peel im Juli 1937 dem Parlament den Abschlussbericht vorlegte, empfahl dieser tatsächlich vor allem, das Land in zwei souveräne Staaten aufzuteilen, einen jüdischen und einen arabischen, mit einem kleinen Restgebiet, das weiter unter britischem Mandat stehen sollte. (Der Plan forderte ausserdem, für die nächsten fünf Jahre die Zahl jüdischer Einwanderer auf jährlich zwölftausend zu begrenzen.)

Der Bericht der Peel-Kommission löste sowohl unter Zionisten als auch Nichtzionisten eine lebhafte Debatte aus. Eine tiefe, scharfe Kluft trennte jene, die darin einen realistischen, wenn auch noch verbesserungsbedürftigen Weg erblickten, eine jüdische Heimstätte zu erlangen, von denen, die ihn als Verrat an zionistischen Idealen ablehnten. Weltsch und die *Jüdische Rundschau* stellten sich natürlich voll und ganz hinter den Vorschlag der Kommission. Als der Zionistenkongress im August in Zürich zusammentrat, spitzte sich die innerjüdische Debatte zu. Chaim Weizmann, vor Kurzem als Oberhaupt der zionistischen Weltorganisation wiedergewählt und ein entschiedener Verfechter der

britischen Politik, hielt eine Rede, in der er versuchsweise den Peel-Bericht guthiess, und seine Auffassung setzte sich durch. Als es zur Abstimmung kam, traten drei Viertel der 458 Delegierten (einschliesslich Weltsch) «im Prinzip» für die Teilung Palästinas in zwei Staaten ein, während sie sich einer förmlichen Billigung des Planes selbst enthielten.⁴² Der Kongress verwarf auch die Meinung, dass jüdische und arabische Interessen in der Region miteinander «unversöhnlich» seien, und beauftragte die zionistische Bewegung, eine friedliche Lösung des Palästina-Konflikts zu suchen.

Wieder in Berlin, setzte Weltsch seine Leitartikelkampagne für den Peel-Report fort, da er der festen Überzeugung war, er biete den Juden die beste – wenn nicht sogar die einzige – Hoffnung, einen eigenen Staat aufbauen zu können.⁴³ Weltsch liess sich nicht naiv von Viscount Peels Vorschlag mitreissen; er war sich sehr wohl darüber im Klaren, dass der darin vorgelegte Plan einen Kompromiss jüdischer Territorialansprüche darstellte. Er wusste auch, dass Palästina nicht die einzige Rettung für all die Millionen Juden sein könne, die in der gesamten Diaspora verstreut – und unterdrückt – lebten. Dieses kleine, weitgehend unfruchtbare, ja unwirtliche Land konnte bestenfalls 10% der Juden aus aller Welt aufnehmen. Nichtsdestoweniger verdiente die Errichtung einer Heimstätte in Palästina Unterstützung von Juden auf der ganzen Welt: Sie war ihre symbolische Wiedervereinigung. Weil ihre Gedanken während der nächsten beiden Jahre nur noch um dieses Ziel kreisten, merkten Weltsch und viele seiner zionistischen Genossen gar nicht, dass Europa auf einen Krieg zusteuerte und welche Bedrohung er für Millionen von Juden bedeuten würde.⁴⁴

Wenn er die Bedingungen abschätzte, unter denen jetzt Juden in Deutschland lebten, verschloss Weltsch entweder gern die Augen oder pries die «jüdische Renaissance», die im Schatten der Nazis stattgefunden hatte. In einer grösseren Rückschau auf die

ersten vier Jahre Hitler-Herrschaft, veröffentlicht in der *Jüdischen Rundschau*, verbreitete sich Weltsch ausführlich über die positiven Entwicklungen, die die Juden durchgemacht hätten: Vor dem Januar 1933 hätten die meisten die zentrale Bedeutung des Judentums in ihrem Leben nicht erkannt und in der Illusion einer auf Assimilation gegründeten Sicherheit vergnügt dahingelebt. Die Juden hätten ihre Ursprünge, ihre traditionellen Wertvorstellungen, ihre Religion aus den Augen verloren. Der von den Nazis angeheizte Antisemitismus habe bewirkt, dass sie den Blick nach innen richteten. *Jude sein, was bedeutet das?* Für Weltsch zeitigte dieses wiederbelebte Interesse am Judentum nun aufregende, konkrete Ergebnisse: die Schulungskurse und andere Formen der Vorbereitung auf die Emigration nach Palästina sowie die Unterweisung jüdischer Jugendlicher in ihren Traditionen und ihrer Kultur. Obwohl er zugeben musste, dass die letzten vier Jahre die deutschen Juden viel Kummer und Leid gekostet hatten, redete er mit grösserer Begeisterung davon, was sie als Volk gewonnen hätten.⁴⁵

Der vierte Jahrestag des Boykotts vom April 1933 verschaffte dem zionistischen Chefredakteur eine weitere Gelegenheit, das Positive herauszustreichen. Dass man sie ausgrenzte und geisselte, nur weil sie Juden waren, habe seine Glaubensgenossen zu ihrem wahren Sein erweckt – ihrem «Volksgefühl» – in einem Masse, zu dem es sonst wohl nie gekommen wäre. In einem Aufsatz in der *Jüdischen Rundschau* führte Weltsch des Weiteren aus: «Nicht zum Klagen oder Anklagen, so verstanden die meisten, war die Zeit gekommen, sondern für eine neue Konfrontation mit den für uns ewigen Fragen des Judentums und Menschentums und ihrer Bewährung.»

Wenn auch seitdem vieles von der anfänglichen Euphorie über das Judentum und der Hoffnung auf eine «echte, schöpferische» Wiedergeburt der Gemeinschaft der Ernüchterung gewichen war,

und etlichen sogenannten neuen Juden nun offensichtlich die Begeisterung ausging, so machte Weltsch Mut, dass so viele deutsche Juden jetzt glücklicherweise unter dem zionistischen Banner marschierten und zumindest im Geiste in das Gelobte Land Palästina strebten.⁴⁶

Eine Reihe von Rückschlägen im Frühjahr 1937 machte den öffentlich zur Schau getragenen Optimismus eines Weltsch, Baeck und anderer führender Juden zunichte, die nun in einmütiger Geschlossenheit der Emigration aus Deutschland die oberste Priorität beimassen. Ungeduldig über das Tempo der Ausreise, verschärften Nazifunktionäre ihre Attacken gegen jüdische Gruppen und deren Führer und mischten sich noch stärker als bisher in die inneren Angelegenheiten der jüdischen Gemeinschaft ein. Das Regime hatte anscheinend entschieden, dass es nicht mehr länger genüge, nur von aussen Druck auszuüben. Die jüdischen Organisationen mussten gezwungen werden, der Regierung bei der Säuberung des Reiches von den Juden aktiv in die Hände zu arbeiten.

Nachdem es bereits konservative und patriotische Gruppen wie den *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* und Hans-Joachim Schoeps' winzigen *Deutschen Vortrupp* ausgeschaltet hatte, nahm sich das Hitlerregime nun die weitaus einflussreichere, in breiteren Schichten verankerte *Reichsvertretung* und das Sprachrohr des liberalen, assimilierten Judentums, den *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* *NOX*. Zunächst richteten die Nazis lediglich Warnungen an die jüdischen Organisationen, weil sie die Emigration nicht energisch vorantrieben. Diese Haltung würde nicht mehr länger hingenommen.⁴⁷ Aber eine solch relativ verhaltene Strategie verschlug nicht. Anfang März fand in Berlin unter der Schirmherrschaft des *Centralvereins* eine Tagung über «Geist und Gestalt jüdischer Arbeit» statt, in der die Einigkeit der deutschen Juden hervorgehoben werden sollte.

Sie zog so viele Leute an, dass gar nicht alle in dem Saal Platz fanden. Unter den Teilnehmern befanden sich mehrere Spione der Berliner Gestapo, darunter auch der Chef ihrer «jüdischen Abteilung». Da er von der Anwesenheit dieser Leute keine Ahnung hatte, wick Ernst Herzfeld vom *Centralverein*, der zeitlebens ein Verfechter deutsch-jüdischer Symbiose war, nicht von seinem Thema ab: Der *Centralverein*, einst für die Rechte einzelner Juden engagiert, helfe nun der gesamten Gemeinschaft durch geistige, materielle und juristische Unterstützung. Jüngere Juden mochten sich auf eine andere Zukunft in fremden Ländern einstellen, die älteren aber unter seinen Zuhörern könnten versichert sein, dass der *Centralverein* ihnen in dieser Stunde grosser Not fest zur Seite stehe; die jahrhundertealte Gemeinschaft der deutschen Juden stehe nicht vor ihrer Auflösung.⁴⁸ (Eigentlich hätte Leo Baeck an diesem Abend sprechen sollen, doch seine Frau Natalie war schwer erkrankt. Sie hatte einen Schlaganfall erlitten, für den zum Teil die Attacken der Nazis gegen ihren Mann verantwortlich waren, und verschied in den Morgenstunden des nächsten Tages. Ihr Tod stürzte Leo Baeck in tiefe Trauer, war ihm doch die Gefährtin genommen, die ihm in ihrer ruhigen, unaufdringlichen Art während der letzten achtunddreissig Jahre Rückhalt und Kraft gegeben hatte.⁴⁹)

Wenige Wochen nach dieser Tagung wurden Herzfeld und an die sechzig andere Wortführer des jüdischen *mainstream* (mit Ausnahme von Baeck) «aufgefordert», sich in der Gestapozentrale zu melden, wo sie ihre Pässe abgeben und sich vom Chef der «jüdischen Abteilung» eine «wüste Strafpredigt voller Flüche» anhören mussten, ehe sie wieder gehen durften. Um diesen verbalen Einschüchterungsversuchen mehr Nachdruck zu verleihen, verfügte die Regierung für alle jüdischen Organisationen ein zweiwöchiges Verbot öffentlicher Versammlungen.⁵⁰ Auf Befehl von Heinrich Himmler holten daraufhin SS- und Gestapo-Einhei-

ten zu einem landesweiten Schlag gegen eine jüdische Organisation aus, der sie bisher kaum Beachtung geschenkt hatten – die *B'nai B'rith*. Am 19. April kurz vor 7 Uhr morgens drangen Beamte der Gestapo in die Loge an der Kleiststrasse ein, beschlagnahmten Akten und anderes Eigentum, und trieben etwa fünfhundert Personen (darunter Leo Baeck), die mit der jüdischen Bruderschaft in Verbindung standen, im Versammlungssaal zusammen. Die Männer mussten bis zum Nachmittag im Saal ausharren und durften nicht miteinander sprechen, während Gestapobeamte sie einzeln in einem anderen Raum verhörten.⁵¹ Baeck und mehrere Dutzend anderer *B'nai B'rith*-Mitglieder wurden dann zur Gestapozentrale gebracht und zwei Tage lang gefangen gehalten. Trotzweigerte sich Baeck, eine Erklärung zu unterschreiben, in der der gesamte Besitz der Gesellschaft der Regierung übereignet wurde, und versuchte darzulegen, dass *B'nai B'rith* eine religiöse, keine politische Organisation sei; es bestehe kein Grund, die Bruderschaft zu verdächtigen, dass sie zum Widerstand gegen das Naziregime aufrufe. Man beachtete ihn nicht. Die Berliner Loge wurde für immer geschlossen. Stühle, Tische, Bestecke und Ölgemälde schaffte man fort, um damit ein antisemitisches Museum in Berlin auszustaffieren.⁵² Ähnliche Massnahmen wurden gegen andere Logen überall in Deutschland ergriffen; insgesamt wurden 103 durchsucht und geschlossen mit der Begründung, sie seien «Staatsfeinde». Kinder und ältere Juden wurden gewaltsam aus *B'nai B'rith*-Sanatorien geholt, und die Bankguthaben der Organisation konfisziert. Als Grund für diese unvermittelte Unterdrückung und Auflösung einer zuvor als «unpolitisch» angesehenen Körperschaft verlautete von offizieller Seite absurderweise, dass sie Verbindungen zu deutschen Kommunisten unterhalten habe.⁵³ Der eigentliche Grund für die ganze Aktion war, dass die Nazis eine finanzkräftige, politisch einflussreiche und im kulturellen Bereich Einheit stiftende jüdische Körperschaft zerschlagen woll-

ten, um dadurch den Niedergang der Gemeinschaft zu beschleunigen. In den darauffolgenden Wochen gab die Gestapo dieses Ziel offen zu erkennen, als sie Baeck und an die fünfzig andere hochrangige jüdische Persönlichkeiten in Berliner Polizeipräsidien zerrten. Ein Beamter mit Namen Fleisch beschimpfte sie, nahm ihnen erneut ihre Pässe weg (diesmal wegen antideutscher Greuelpropaganda, die im Ausland aufgetaucht war) und warf der schweigenden Schar von Juden mit drastischen Worten vor, «zu memmenhaft» zu sein. Die Auswanderung gehe zu langsam voran, sagte Fleisch. Nur die Zionisten verfolgten diesen Kurs ernsthaft – den einzig «richtigen» Kurs für Deutschlands Juden –, sie hingegen machten nur eine «halbherzige Anstrengung».⁵⁵ Die einzige jüdische Gruppe, die in Fleischs Augen «überhaupt etwas taugte», war die von Georg Kareski angeführte Revisionistenfraktion der Zionisten.

Kareski war ein ehrgeiziger Einzelgänger im politischen Leben der Juden. Ursprünglich Bankier im ostpreussischen Posen, hatte er sich 1919 an der Gründung der zionistischen *Jüdischen Volkspartei* beteiligt und sich dann ihrer bedient, um sein eigenes konservatives, antisozialistisches Programm an den Mann zu bringen und den dominierenden Liberalen die Kontrolle über die Gemeinden zu entreissen. Kareski wich von der übrigen zionistischen Bewegung ab, die glaubte, sich aus der Innenpolitik heraushalten und ihre Energien auf Palästina konzentrieren zu müssen. Bei der Vorstandswahl der Berliner Gemeinde im November 1930 gelang der *Jüdischen Volkspartei* ein beachtlicher Durchbruch, als ihre Kandidaten über 26.000 Stimmen (gegenüber den 42.000 für die liberale Partei) einheimsten.⁵⁶ Aufgrund dieser Sachlage wurde Kareski zum Oberhaupt der Gemeinde gewählt. Zur Zeit von Hitlers Machtergreifung hatte er einen der beiden zionistischen Sitze im Beirat der Gemeinde inne.

Da er ahnte, dass sich unter dem Naziregime das politische

Blatt zu seinen Gunsten wenden würde, unternahm Kareski einen erfolglosen und tolldreisten Versuch, die Macht in der Berliner Gemeinde an sich zu reißen, indem er deren Verwaltungsbüros besetzte, aber als ihm keine andere jüdische Gruppierung zur Seite trat, musste er einen Rückzieher machen.⁵⁷ Nach diesem Fehlschlag stellte Kareski eine aussichtslose Verbindung zu Hermann Stahl her, dem Liberalen, der die Berliner Gemeinde führte, um die Autorität der neugegründeten *Reichsvertretung* und ihres Präsidenten Leo Baeck anzufechten. 1934 führten Kareskis politische Differenzen mit der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* dazu, dass er aus dieser Organisation ausgeschlossen wurde und einer staatszionistischen, oder auch revisionistischen, Gruppe beitrug, die sich vehement für Herzls ursprüngliches Ziel, die Errichtung eines jüdischen Staats, einsetzte. Diese kleine Gruppe (mit schätzungsweise tausend Mitgliedern) machte sich die damals unpopuläre Position zu eigen, für einen rechtlich geschützten Minderheitsstatus der Juden im Dritten Reich einzutreten. Spätestens 1935 allerdings hatten die Staatszionisten ihre Haltung geändert, und Kareski befürwortete die schrittweise Emigration von jährlich zwanzigtausend Juden nach Palästina, um die Gemeinde aufzulösen und auf diese Weise dem «Judenproblem» ein Ende zu machen.⁵⁸ Diesen Plan empfahl Kareski der Gestapo, die seine erfolglose Kandidatur zum Vorsitzenden des Kulturbundes unterstützte.⁵⁹ Als Kareski 1937 seine Attacken gegen die, wie er behauptete, «politisch unfähige» und jämmerlich geführte *Reichsvertretung* erneuerte⁶⁰ und sich dabei mit dem Berliner Liberalen Stahl (der Baeck nicht leiden konnte) zusammentat, beschloss die Gestapo, auf eine Machtübernahme der Staatszionisten in der Gemeinde hinzuwirken, um somit die Auswanderung zu beschleunigen.⁶¹

Nicht lange nachdem die *B'nai B'rith*-Logen geschlossen waren, traf sich besagter Nazifunktionär Flesch zweimal mit Baeck

– wobei er diesen anerkannten Führer der Juden mit «peinlicher Höflichkeit» behandelte –, um dem Rabbiner heftig zuzusetzen, damit er Kareski als Mitglied des fünfköpfigen Führungsgremiums der *Reichsvertretung* akzeptiere.⁶² Beide Male lehnte Baeck dies kategorisch ab. Einmal sagte er zur Gestapo: «Sie können mich zwingen, Kareski ins Präsidium zu berufen. Aber sie können mich nicht zwingen, weiter Präsident der Reichsvertretung zu bleiben.»⁶³

Sich Baecks Verwundbarkeit nach dem Tod seiner Frau und seiner Inhaftierung zunutze machend, versuchten Kareskis Staatszionisten im Rahmen einer Beiratssitzung der *Reichsvertretung* am 15. Juni 1937, diese Dachorganisation unter ihre Kontrolle zu bekommen. Vor den Augen von vier Gestapo-Agenten beschuldigte Kareski Leo Baeck und seinen Stellvertreter Otto Hirsch, sie besäßen in keinem Bereich der jüdischen Gemeinschaft mehr Vertrauen und führten die Organisation schlecht. Die verschiedenen Gemeinden sollten grössere Autonomie erhalten, sagte er. Bewaffnet mit Telegrammen des von London aus operierenden (und finanziell massgeblichen) *Council for German Jewry*, dessen Präsidenten Herbert Samuel und Max Warburgs Bruder Felix, die allesamt ihre Bestürzung über einen bevorstehenden Wechsel in der Führung der *Reichsvertretung* ausdrückten, und unterstützt von den Delegierten des *Centralvereins* wie auch von denen der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland*, konnte Baeck Kareskis Herausforderung abwehren. Er erklärte sich jedoch damit einverstanden, dass Kareski einer Kommission beitrug, die die Vorwürfe, die er gegen die Organisation vorgebracht hatte, untersuchen sollte.⁶⁵

Im Juli gab diese Kommission eine Empfehlung ab, dass die Berliner Gemeinde mehr Einfluss bei der Überprüfung der Operationen der *Reichsvertretung* erhalten sollte. Der Bericht verschaffte Kareski eine starke Machtbasis in der deutsch-jüdischen Politik, aber nur für ganz kurze Zeit. Der Zusammenbruch eines

von ihm geleiteten Bankhauses im Juli, der auf seine unseriösen Praktiken bei der Kreditvergabe zurückzuführen war, untergrub Kareskis Position. Im Herbst emigrierte er nach Palästina.⁶⁶

Alle diese Angriffe auf seine Führung und sein persönliches Wohlergehen schwächten Leo Baeck. (Im Juli wurde er in einen einwöchigen Urlaub geschickt, «um seine Nerven zu beruhigen».⁶⁷) Vier turbulente, aufreibende Jahre lang hatte er an der Spitze einer untergehenden jüdischen Gemeinschaft gestanden, eine Vielzahl von Schlüsselpositionen innegehabt und zu verhindern versucht, dass sie durch interne Flügelkämpfe und nationalsozialistische Einschüchterung auseinandergerissen werde, und nirgendwo war ein Ende seines Martyriums in Sicht. Im Laufe der Jahre war er in den Augen seiner jüdischen Glaubensbrüder über sich selbst hinausgewachsen. Er war eine gütige rabbinische Vaterfigur, die ihnen den Glauben, den Mut und die langfristige Perspektive gegeben hatte, mit den Schikanen der Nazis fertigzuwerden. Trotz der starken Inanspruchnahme durch seine zahlreichen Verpflichtungen gegenüber einer schrumpfenden und demoralisierten Gemeinde hatte Baeck wenig von seiner einzigartigen Energie eingebüsst, die für einen Mann seines Alters bemerkenswert war. Immer noch stand er jeden Morgen vor Sonnenaufgang auf, um an seiner Übersetzung der Evangelien aus dem Griechischen ins Hebräische zu arbeiten, deren jüdische Einflüsse er deutlich machen wollte.⁶⁸ In seiner Schöneberger Wohnung, von der aus man auf einen Park blickte, gab er weiterhin – ohne die Hilfe seiner geliebten Frau Natalie – regelmäßig Nachmittagsstees, bei denen er dann seine Ansichten über die gegenwärtige Lage der Juden darlegte. Jeden Freitagmorgen pünktlich um 8 Uhr hielt Baeck eine Vorlesung über die Kunst der Predigt an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Zahllosen Juden, die durch erlittene Diffamierung oder Gewalt, den Verlust des Ar-

beitsplatzes oder die Emigration ihrer Lieben aus der Bahn geworfen worden waren, bot er täglich Rat und Trost. Er war einer der wenigen Autoritätspersonen, auf die diese übriggebliebenen Juden noch zählen konnten.⁶⁹

Baeck glaubte unerschütterlich daran, dass Deutschlands Juden die Nazis irgendwie überleben würden, so wie sie Zurückweisung und Unterdrückung in der Vergangenheit überlebt hatten – ein Glaube an «den Sieg des Guten selbst unter den entsetzlichsten Umständen», wie Robert Weltsch Baecks Haltung später charakterisieren sollte.⁷⁰ Einmal, die antijüdischen Aufstände in Palästina noch vor Augen, sagte Baeck zu Warschauer: «Hitler und seinesgleichen können die Geschichte nicht zurückdrehen. Wir Juden werden leiden. Einige von uns vielleicht sterben. Aber wir werden überleben. Wir Juden haben schon viel gesehen.»⁷¹ Einen Vorschlag Mahatma Gandhis, alle Juden sollten Selbstmord begehen, tat Baeck mit einem Achselzucken ab und erwiderte schlicht: «Wir Juden wissen, dass Gott uns gebietet zu leben.»⁷² Eine Restauration – eine Rettung am Ende – werde die Juden entschädigen, wenn diese fürchterliche Zeit einmal der Vergangenheit angehören werde.⁷³

Baecks Optimismus, dass die Sache in Deutschland am Ende gut ausgehen werde, beruhte auch auf seiner Einschätzung seiner «arischen» Landsleute und deren Wertvorstellungen. Während des zwanzigsten zionistischen Weltkongresses im August 1937 äusserte er Arthur Ruppin gegenüber die Auffassung, dass bestimmt 80% des deutschen Volkes gegen die Judenverfolgung seien, aber Angst hätten, dies zu sagen.⁷⁴ Die Nazis, so dachte er, mochten die Stimmen der Deutschen gewonnen haben, aber ihre Herzen hatten sie nicht verdorben.

Vermochte Leo Baeck die moralische Entschlossenheit und religiöse Überzeugung aufzubringen, um unter dem von allen Seiten wachsenden Druck weiterzumachen, so fiel das Hans-Joachim

Schoeps wesentlich schwerer. Er hatte seine Führungsbasis verloren, den Kader naiver, junger jüdischer Konservativer, die unbedingt an der nationalen «Erneuerung» Deutschlands teilhaben wollten. Spätestens 1936 sah er sich mit einer trostlosen Lage konfrontiert: Er hatte praktisch keinerlei Hoffnung, ein Lehramt in Deutschland zu bekommen oder innerhalb des Reichs seinen Lebensunterhalt anderweitig zu verdienen.⁷⁵ Da er sich im Ausland mehr Möglichkeiten versprach, gelang es Schoeps im April 1937, im niederländischen Amersfoort eine Reihe von Vorlesungen über «Die Krise des christlichen Bewusstseins in der westlichen Welt» zu arrangieren. Hinterher reiste er nach England und Belgien, um – vergebens – Erkundigungen einzuziehen, ob es irgendwo eine freie Stelle an einer Hochschule gebe. Ausserhalb Deutschlands fand sich für seine intellektuellen Talente kein Wirkungsfeld. Dies bestätigte sich erneut, als Schoeps im Juni und Juli eine achtwöchige Studienreise in den Norden nach Dänemark und Schweden unternahm. Zudem war es ein Problem, ein Visum für einen Aufenthalt in diesen Ländern zu bekommen. Einige Monate später strebte er eine offene Stelle an der Universität Leiden, in den Niederlanden, an,⁷⁶ aber auch diese Hoffnung zerschlug sich.

Schoeps machte seine ohne Abschluss abgebrochene Ausbildung dafür verantwortlich, dass er keine Universitätsstelle fand. Um diesen Mangel zu beheben, beschloss er, entweder ein Lehramt an einem jüdischen Gymnasium in Berlin ausfindig zu machen oder Universitätsdozent zu werden, während er seine Studien abschliessen würde. Aber es klappte weder das eine noch das andere. Jüdische Schulen in den Berliner Stadtteilen Dahlem und Grönewald teilten Schoeps mit, dass sie keine offenen Stellen hätten.⁷⁷ Und gemäss eigenen Aussagen nach dem Krieg, durchkreuzte die Gestapo seinen Plan, eine Stelle an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums anzunehmen.⁷⁸

Die Gestapo scheint sich lebhaft dafür interessiert zu haben, dass Schoeps das Reich verlasse. Im Dezember 1937 verlangte die Geheimpolizei von ihm, einen Bericht vorzubereiten, in dem er seine Bemühungen, im Ausland eine Anstellung zu bekommen, in allen Einzelheiten schildern sollte.⁷⁹ Es ist nicht klar, wie tatkräftig Reinhard Heydrichs Günstlinge Schoeps ermutigten, Deutschland zu verlassen, aber ihre «Unterredungen», zu denen sie ihn in regelmässigen Abständen einbestellten, hatten eine einschüchternde Wirkung. Um die Gestapo zu beschwichtigen, legte Schoeps noch vor Weihnachten die verlangten Angaben vor, wobei er geltend machte, dass er in die meisten nördlichen oder mitteleuropäischen Länder gar nicht auswandern könne, weil sich unter dem dortigen Klima sein Asthma verschlimmere. Er fügte hinzu, dass es ihm auch unmöglich sei, nach England zu emigrieren, weil er Zugang zu deutschsprachigen Quellen in Archiven und Bibliotheken haben müsse.⁸⁰ (Was Schoeps der Gestapo nicht sagte, war, dass seine Suche nach einem Asyl ausserhalb Deutschlands ausserdem durch die von der Regierung verfügte Beschränkung der Geldmenge, die er mitnehmen durfte, behindert wurde: Auf seine Anfrage Ende Oktober hin, teilte die *Gesellschaft für die Förderung wirtschaftlicher Interessen* Schoeps mit, dass er nach Abzug einer von den Nazis erhobenen «Fluchtsteuer» in alle Länder ausser Palästina nicht mehr als 50.000 Reichsmark mitnehmen dürfe. Und Palästina war für Schoeps keine Alternative.⁸¹)

Trotz der düsteren Aussichten für ihn im Dritten Reich und des auf ihn von der Gestapo ausgeübten Drucks zu gehen, zeigte Schoeps keine grosse Begeisterung, sein Heimatland zu verlassen. In einem im Oktober abgeschickten Brief an Martin Buber bekannte Schoeps, dass er nach seiner sommerlichen Odyssee durch Europa zu der Überzeugung gelangt sei, dass er «trotz allem» in Deutschland, wo er in Wahrheit auch hingehöre, in den «besten

Händen» sei.⁸² *Proforma* suche er, weil er müsse, sagte Schoeps, aber er sei nicht mit ganzem Herzen bei der Sache.

Max Warburg indessen war noch immer mit ganzem Herzen bei seiner Wohlfahrtstätigkeit für die verarmte und bedürftige jüdische Gemeinschaft. Weiterhin ging es ihm vor allem darum, Juden zu einer in geordneten, besonnenen Bahnen verlaufenden Ausreise zu verhelfen. Aber wie Baeck war auch er unter Beschuss geraten, weil er eine angeblich ineffiziente und inkompetente Organisation leitete. Bei einer Tagung der *Jewish Colonization Association* im März in London musste er Vorwürfe abwehren, der *Hilfsverein der deutschen Juden* werde schlecht geführt und komme mit seiner Aufgabe nicht zu Rande. Warburg räumte ein, dass an dieser Kritik etwas Wahres dran sei, bot aber eine plausible Erklärung dafür an: Der *Hilfsverein* sei, wie alle anderen jüdischen Organisationen in Deutschland, schlicht und einfach überfordert.⁸³

Die Aufgabe, passende Reiseziele für jüdische Auswanderer zu finden, nahm die Zeit der Mitarbeiter im Hilfsverein weitgehend in Anspruch. Im Januar 1937 schlug der französische Kolonialminister vor, man solle die deutschen Juden in so weit über den Erdball verstreut liegende und entlegene Vorposten wie Neukaledonien und die Neuen Hebriden im Pazifik, nach Französisch-Guyana und die Insel Madagaskar vor der Ostküste Afrikas schicken. Der Name dieser Insel war bereits im Rahmen früherer Pläne zur Umsiedlung der riesigen Bevölkerung von Ostjuden in Deutschland gefallen. Die polnische Regierung, die die Zahl der Juden unter ihrem Herrschaftsbereich zu drücken trachtete, favorisierte Madagaskar.⁸⁴ Aber als der *Hilfsverein* das tropische Klima der Insel und ihr zum grossen Teil gebirgiges, bewaldetes Terrain genauer unter die Lupe genommen hatte, war er davon nicht so begeistert.⁸⁵ Und nach zahlreichen internationalen Debatten über den Vorschlag waren es viele Juden auch nicht mehr; als Auswan-

derungsziel schien ihnen die Insel nicht geeignet oder gar attraktiv. (Während des Krieges, im Sommer 1940, sollte Himmler diesen Vorschlag wieder aufgreifen und Adolf Eichmann sogar einen Plan für den Transport von 4 Millionen europäischer Juden nach Madagaskar entwerfen.)

Der *Hilfsverein* neigte mehr dem mittelamerikanischen Staat Costa Rica zu, wohin eine kleine Zahl von Juden am Ende des 19. Jahrhunderts und in einer zweiten Welle – aus Deutschland, Polen und der Türkei kommend – nach dem Ersten Weltkrieg ausgewandert war. Aber der stetig abnehmende Kontostand des *Hilfsvereins* drohte jede weitere Erkundung dieses Zufluchtsorts kurzlebig zu machen. Während er sich wie gewöhnlich im Juni in Karlsbad einer Kur unterzog, erhielt Warburg von seinem Mitarbeiter Arthur Prinz weitere Hiobsbotschaften über die Finanzlage: die Organisation würde nicht mehr länger als sechs Monate weiterarbeiten können.⁸⁶ Warburg eilte aus dem tschechischen Kurort zurück, um diesen finanziellen Engpass zu beheben, aber zuerst musste er die Zeit aufbringen, Leo Baecks Führung der *Reichsvertretung* verteidigen zu helfen. Auf einer Sitzung ihres Beirats am späten Vormittag lauschte Warburg geduldig einem Zwischenbericht der Kommission, die eingesetzt worden war, um das äussere Erscheinungsbild der *Reichsvertretung* zu verbessern (er wurde ohne wesentliche Änderungen angenommen), und legte dann selbst eine Resolution vor, in der er die Arbeit Baecks und Otto Hirschs unterstützte.⁸⁷ Die Resolution fand Zustimmung. Hierauf kam die Versammlung rasch zu einem Ende. Ein neuer Geist jüdischer Einheit lag in der Luft, der weitgehend Warburg zu verdanken war.

Sodann richtete der Bankier sein Augenmerk wieder auf die Rettung des *Hilfsvereins*. Er schickte ein dringendes Bittgesuch um 250.000 Dollar an den *Council for German Jewry* in London, in dem er ausführte, dass ohne diese Zuwendung der *Hilfsverein*

seine Strategie würde aufgeben müssen, allen Juden bei der Flucht aus Deutschland behilflich zu sein.⁸⁸ Da nun «Palästina» das Wort war, das auf den Lippen so vieler Juden lag, stiess Warburg auf heftigen Widerstand, als er vermögende englische und deutsche Juden zu einer Spende für eine Organisation zu überreden versuchte, die vorschlug, Flüchtlinge an so exotische Orte wie Costa Rica zu verteilen. Nur mit harten Tatsachen konnte er sein Anliegen durchbringen. Der sechsunddreissigsten Jahresversammlung des *Hilfsvereins* im Oktober teilte Warburg mit, dass die Zahl der Juden, die in diesem Jahr nach Palästina einreisen dürften, nur ein Fünftel aller Emigranten ausmache.⁸⁹ Das Land im Nahen Osten könne einfach nicht alle Juden aufnehmen, die möglicherweise dorthin auswandern wollten. Aber die Emotionen, die an die ursprüngliche Heimat der Juden geknüpft waren, liessen sich nicht so ohne Weiteres davon lösen.

Gerade hatte Warburg im Juni 1937 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert – ein bedeutender Meilenstein für den berühmtesten Bankier und Philanthropen unter Deutschlands Juden. In der jüdischen Presse wurde er wegen seiner langjährigen Unterstützung des Aufbaus in Palästina, seiner Rolle bei der Gründung der *Reichsvertretung* und in der Leitung des *Hilfsvereins* sowie auch wegen seines Einsatzes für das wirtschaftliche Wachstum in Hamburg und in ganz Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg gepriesen.⁹⁰ Alle Differenzen, die Warburg einst mit den Zionisten bezüglich des Judentums und der Bedeutung Palästinas für die Juden in der Diaspora gehabt haben mochte, wurden nun beschönigt. So sehr hatten sich die Positionen dieses einstigen Verfechters eines assimilierten, weltlichen Judentums und die der treuen Anhänger Theodor Herzls einander angenähert, dass sie kaum noch der besonderen Erwähnung wert schienen.

Allerdings sah Warburg Palästina nicht als die alleinige Heimat der Juden in aller Welt an. Er hatte sein Ideal von einer Synthese

zwischen Judentum und Patriotismus nicht aufgegeben – eines jüdischen Patriotismus, der zur selben Zeit, da er in Nazideutschland ausgemerzt wurde, in den neuen Heimatländern der Juden überall auf der Welt Wurzeln schlagen konnte.⁹¹ Verständlicherweise war Warburg kein Anhänger des Peel-Reports, den er als ein «hübsches Spiel» betrachtete, voller «heuchlerischer Objektivität» und nur dazu bestimmt, die Briten von ihren Verpflichtungen zu befreien, die sie mit der *Balfour-Declaration* eingegangen waren. Er glaubte, dass der Kommissionsbericht mit seiner «Zwei-Staaten»-Lösung in Wirklichkeit den Juden im Nahen Osten das Totenglöcklein läute – bald würden die Araber sie ins Meer zurückwerfen. Deutschlands Juden täten besser daran, den Blick anderswohin zu richten.⁹²

Was sein eigenes Bankhaus betraf, so hatte Warburg Grund, einigermassen zuversichtlich in die Zukunft zu blicken, selbst in dieser Phase beschleunigter «Arisierung» jüdischer Unternehmen und Geschäfte. Was der Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht vorausgesagt hatte, war eingetreten: Die Nazis zwangen kleine Firmen und Läden zur Aufgabe, liessen aber grosse, in jüdischem Besitz befindliche Konzerne, einschliesslich Banken, in Ruhe. Das mächtige Bankenkonsortium, das der Reichsregierung Geld lieh und Deutschlands expandierende, auf einen Krieg hin orientierte Wirtschaft mit Kapital versorgte, zählte noch immer etliche jüdische Banken zu seinen fünfzig Mitgliedern. M.M. Warburg & Co. gehörte dazu. Die Nützlichkeit dieser Geldinstitute und ihrer erheblichen Ressourcen für das Naziregime war kaum zu überschätzen. Das Bankhaus Warburg und vergleichbare Firmen versorgten die Regierung mit einem Vorrat an bitter benötigter ausländischer Währung.⁹³ Dadurch blieb das Familienunternehmen während des Jahres 1937 vor den Folgen der genau aufeinander abgestimmten Massnahmen der Gestapo, das jüdische Wirtschaftsleben zu ersticken, weitgehend verschont. Selbst jetzt, wo

Schacht nicht mehr dafür garantieren konnte, dass die Bank einer Beschlagnahme entgehen werde, wurde Warburg den Eindruck nicht los, einen privilegierten Status zu genießen.

Obwohl ihr die Gestapo jederzeit aus irgendwelchen Gründen ein Ende machen konnte, druckte Robert Weltschs *Jüdische Rundschau* weiterhin zwei Ausgaben pro Woche, randvoll mit Informationen und Kommentaren des Herausgebers für die jüdische Gemeinschaft und andere Deutsche, die nach Nachrichten hungerten. Frühere, kurzfristige entweder von Propagandaminister Goebbels oder der Gestapo verhängte Verbote, waren nur eine Art Denkkzettel gewesen – eine Möglichkeit, die Zeitung zu bestrafen, weil sie aus der Reihe tanzte und nationalsozialistische Empfindlichkeiten verletzte, wie damals im Jahre 1935, als Weltsch es gewagt hatte zu behaupten, dass auch Juden Menschen seien. Diese plötzlichen Razzien waren für den Arbeitsgeist und das Stehvermögen der Zeitungsmitarbeiter eine erhebliche Belastung gewesen, aber in dem Bewusstsein, eine historische Mission zu erfüllen, wenn sie eine bedrohte deutsche Judenschaft moralisch aufrecht erhielten, machten sie weiter. Da sich die Zeitung fast ausschliesslich auf die instabile Lage in Palästina konzentrierte (im September setzte einen «neue Welle des Terrors» ein⁹⁴), auf die dortige Aufbauarbeit und das Schicksal von Juden anderswo in der Diaspora, hatten ihre Redakteure guten Grund zu glauben, sie kämen den Wünschen der Nazis im Allgemeinen entgegen – indem sie der jüdischen Auswanderung Vorschub leisteten und antisemitische Massnahmen und Verfügungen in Deutschland ignorierten – und seien dadurch vor permanentem Argwohn geschützt. Weltsch selbst hatte kein Berufsverbot erteilt, da er ja bei einem jüdischen Blatt beschäftigt war. Die nationalsozialistische Doktrin der strengen Rassentrennung zwischen «Ariern» und Juden war der Grund dafür, dass der jüdischen Gemeinschaft weiterhin

eine geradezu überraschende Autonomie zugestanden wurde.⁹⁵ Dieser Trennungslinie war sich Weltsch sehr wohl bewusst und als Zionist, der seit Langem glaubte, dass sich die Juden vorrangig ihren eigenen Angelegenheiten und ihrem gemeinsamen Schicksal widmen sollten, geriet er auch nicht in Versuchung, sie zu überschreiten. Er liess seine persönliche Empörung über das, was Deutschlands Juden von Seiten eines brutal feindseligen Regimes widerfuhr, nicht in die Seiten seiner Zeitung überfliessen, denn er kannte den Preis, den er für eine solche Invektive würde zahlen müssen: Festnahme, Gefangenschaft und die endgültige Schliessung der *Jüdischen Rundschau*. Für einen kurzen Augenblick des Triumphs war er nicht bereit, einen solchen Preis zu zahlen. Weiterhin der zionistischen Sache nützen zu können, so glaubte er, überwiege jeden Impuls, die Rolle des Märtyrers zu spielen – oder aus Deutschland wegzukommen. So lehnte Weltsch denn auch ab, als Salman Schocken ihn bat, in seine Firma in Jerusalem einzutreten.⁹⁶ Die *Jüdische Rundschau* lag ihm zu sehr am Herzen, als dass er sie im Stich gelassen hätte, ehe die Zeit kam, wo er keine andere Wahl mehr haben würde.

Wahrscheinlich traf es zu, dass, wie die *Centralverein Zeitung* im Herbst 1937 behauptete, praktisch alle deutschen Juden, mit Ausnahme der älteren, nun ans Auswandern dachten. Die *Reichsvertretung* verdoppelte ihre Anstrengungen, um dieses Ziel zu erreichen, und selbst der *Reichshund jüdischer Frontsoldaten* stellte sich voll und ganz dahinter.⁹⁷ Der Wahrheit entsprach aber auch, dass viele Zufluchtsländer jetzt tabu waren. Andere besaßen insofern keinen Reiz, als sie weitläufigen deutschen Juden mit höheren kulturellen Ansprüchen zu primitiv waren. Palästina wurde erneut von gewalttätigen Ausschreitungen heimgesucht, und es drohte die Aussicht, dass die Zahl der Visa noch weiter beschränkt werde.⁹⁸

Richard Willstätter war ein Jude, der sich mit der Frage: Emi-

gration – ja oder nein? anscheinend nicht herumgeschlagen hat. Mit seinen fünfundsechzig Jahren gehörte er zu der älteren Generation deutscher Juden, die sich durch die vage Aussicht auf eine bessere Arbeit, eine sicherere Zukunft oder einen zionistischen Traum vom Glück nicht von ihren geliebten, behaglichen Häusern und ihrer vertrauten Umgebung weglocken liessen. Mehr denn je schien er bereit zu sein, seine Tage nach eigenen Vorstellungen zu Ende zu leben, seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nachzugehen, die ihn immer noch faszinierte, in dem einzigen Zuhause, das er wirklich sein Eigen nennen konnte. Allein wie gewöhnlich (seine Tochter war bereits emigriert) feierte Willstätter im August seinen Geburtstag, indem er einen Artikel über die Enzyme beendete. Es ging ihm nicht gut, und er muss sich Gedanken gemacht haben über die immer weniger werdenden Jahre, die ihm noch blieben.» Die langsamen, «bescheidenen» Fortschritte, die er mit Hilfe seiner treuen Laborassistentin Margarete Rohdewald in der Entschlüsselung des Abbaus von Zucker im Blut machte, trösteten ihn etwas über seine Lage hinweg – vermittelten sie ihm doch das Gefühl, noch immer etwas Wichtiges zuwege bringen und dadurch seine Existenz rechtfertigen zu können. Und doch störten Willstätter die «Schwierigkeiten und Einschränkungen» seines selbstaufgelegten «inneren Exils», allerdings konnte er sich keine besseren Bedingungen vorstellen, um seine Forschung fortzuführen.¹⁰⁰ Er betrachtete seine gegenwärtigen Untersuchungen und Experimente als seinen wissenschaftlichen «Schwanengesang».¹⁰¹ Wie es schien, ging es mit seiner Karriere und dem deutschen Judentum gleichzeitig zu Ende, würden sie in einer gegenseitigen Umarmung untergehen, der sich zu widersetzen oder zu entziehen er keine Kraft hatte. Wenn Deutschlands Juden dazu bestimmt waren, auf die eine oder andere Weise ausgerottet zu werden, dann würde er eben mit ihnen sein Ende finden.

Ausser aus seiner Forschung schöpfte Willstätter noch immer Freude aus den schönen Dingen, mit denen er sich in seinem Münchener Asyl umgeben hatte. Hingebungsvoll hegte und pflegte er die üppigen Rosen in seinem Garten. Er schmökerte in seiner ausgedehnten Privatbibliothek mit den vielen, vielen Bildbänden mit Reproduktionen der Werke grosser europäischer Künstler wie Corot und Cézanne, die er so sehr bewunderte.¹⁰²

Getrieben von dem nie zur Ruhe kommenden Bedürfnis, alles zu begreifen, was ihn ästhetisch ansprach (Werke der Menschen ebenso wie die Werke der Natur), verliess Willstätter im tiefsten Winter 1938 die bayerische Hauptstadt, um eine seiner seltenen Reisen zu machen, einen Zug nach Paris zu nehmen und sich dort die Werke der französischen Impressionisten anzusehen.

Zweieinhalb Jahre nach Willstätter sollte ein anderer grosser Bewunderer der französischen Kunst an die Stadt an der Seine pilgern: Adolf Hitler.

Bella Fromms Welt war weiter und offener als die Willstätters. Während der einsam über seinen Büchern und Gemälden an den Ufern der Isar brütete, wagte sie sich immer noch regelmässig in den schwindlig machenden Mahlstrom der Berliner Gesellschaft. Immer noch regnete es Einladungen in ihren Briefkasten, woran die Tatsache, dass sie Jüdin war, nichts änderte. Eines Abends dinierte sie in «babylonischer Pracht» Seite an Seite mit hochrangigen Nazis und deren geschätzten Gästen bei der Eröffnung der neuen Reichskanzlei, bewacht von drei Kompanien von SS- und SA-Männern, die neckischerweise als Höflinge kostümiert waren.¹⁰³ Während einer anderen Abendgesellschaft sass sie in der finnischen Gesandtschaft in peinlicher Nähe des schändlichsten Antisemiten, Alfred Rosenberg. Sie nippte an ihrem Weinglas und fühlte den gleichen Abscheu in sich hochsteigen, als Hans Frank, der Architekt der Nazifizierung des deutschen Rechts, den

Saal betrat.¹⁰⁴ Dennoch stand sie nicht auf und verliess den Tisch.

Legte man ihr Hindernisse in den Weg, so gab Bella Fromm nicht klein bei, sondern erhob laut Protest. Als ihr eine Verlängerung ihres Passes verweigert wurde, den sie für gelegentliche Ausflüge in die Schweiz und nach Frankreich brauchte (nur noch Juden, die auswandern wollten, konnten jetzt Pässe bekommen), brachte sie ihren Fall beim Polizeipräsidium vor und zeigte ihren Familien-»Stammbaum« mit sieben auf deutschem Territorium ansässigen Generationen zum Beweis für ihre Vaterlandsliebe.¹⁰⁵ Am Ende bekam sie mit Hilfe ihrer alten Freundin Eva von Schroeder und nachdem sie einige Grobheiten von Seiten der Polizei ertragen hatte, ihren Pass für weitere sechs Monate verlängert.¹⁰⁶ Freilich, es waren Gerüchte im Umlauf, dass die Nazis bald gegen sie vorgehen würden. Der ägyptische Botschafter warnte Fromm in seinem unmöglichen Deutsch, dass es dem Propagandaministerium gar nicht recht sei, dass sie auf so vielen Empfängen erscheine, und beschwor sie, umgehend das Land zu verlassen.¹⁰⁷ Fromm nahm jedoch auch weiterhin die Einladungen an. Sie war wie eine Seiltänzerin, die hoch oben über einem Löwenkäfig schwebt und genau weiss, dass nur ihr Gleichgewicht und eiskalte Nerven sie retten konnten. An irgendwelche plötzlichen, schnellen Bewegungen wagte sie nicht einmal zu denken, geschweige denn, nach unten zu blicken.

Vorerst blieb ihr Sicherheitsnetz intakt. Hjalmar Schacht, den Bella Fromm insgeheim verachtete, bürgte noch immer für sie mit seinem guten Namen – einer der wichtigsten Männer in Hitlers Kabinett, der bereit war, sich für eine Jüdin einzusetzen, zumindest im Prinzip.¹⁰⁸ Einige Naziführer betrachteten sie noch immer als eine nützliche Vermittlerin zu einem diplomatischen Korps, das die Regierung umwerben und beobachten wollte, und wenn man sie ausschloss, war nichts gewonnen, man handelte sich le-

diglich Vorwürfe und eisiges Schweigen von Seiten dieser ausländischen Würdenträger ein. Goebbels selbst wusste durchaus, wie «nützlich» Bella Fromm war, und tolerierte die Journalistin trotz der ihm abscheulichen Vorstellung, auf eine Jüdin angewiesen zu sein.¹⁰⁹ Aber als Schacht im November 1937 als Wirtschaftsminister zurücktrat, merkte Fromm, dass das Netz unter ihr weggezogen wurde. Ernsthafter begann sie nun, über einen Abschied für immer nachzudenken.

Ausländische Angebote auf Asyl und Arbeit winkten. Falls Fromm sich tatsächlich zur Emigration entschliesse und bürokratische Hürden in den Pass- und Visa-Ämtern überwinden könnte, wartete dort eine Zukunft auf sie. Ihr weiblicher Charme verstärkte zudem ihre Aussichten in Übersee. Im Juni 1937, kurz bevor der Peel-Report veröffentlicht wurde, lernte sie bei einem Empfang der Internationalen Handelskammer den Präsidenten der *International Business Machines Corporation*, Thomas J. Watson, kennen, der gerade zu Besuch hier war und ihr sogleich eine Stelle als Sekretärin versprach, sobald sie den Fuss auf amerikanischen Boden setze.¹¹⁰ Der US-Botschafter William E. Dodd machte ihr, kurz bevor er im Dezember nach Washington zurückbeordert wurde, eine ähnliche Zusage.¹¹¹

Selbst die ernsthafteren Angebote bewirkten bei Fromm keinen Sinneswandel, was ihr Hierbleiben betraf. Unentschieden schwankte sie hin und her. Einerseits hatte sie immer noch einigen Einfluss und wusste ihn wirksam einzusetzen, um anderen zu helfen, den Weg einzuschlagen, den sie selbst nicht einschlagen wollte. Andererseits war sie mit den Nerven nun allmählich am Ende. Als es Herbst wurde, wollte Fromm für eine Weile dem unaufhörlichen Klatsch und der Enge Berlins entfliehen, indem sie auf einem Ausflugsdampfer eine Rundreise nach Finnland machte, die ihr ein befreundeter Direktor des Norddeutschen Lloyd geschenkt hatte. Das Schiff legte in der freien Stadt Danzig

einen kurzen Zwischenstop ein. Dort bauschten sich allerorten Hakenkreuzfahnen, so dass Bella Fromm der Anblick Danzigs noch peinlicher berührte als jener der deutschen Hauptstadt, die sie soeben verlassen hatte.¹¹² Offensichtlich kannte die Begeisterung für die Nazis keine Staatsgrenzen; wenn sich dieses Reich überhaupt mit anderen Imperien vergleichen liess, so darin, dass es an seiner Peripherie am stärksten war. Flucht aus ihm schien sinnlos. In Berlin wusste Bella Fromm wenigstens, wo sie stand, was sie zu erwarten hatte, an wen sie sich um Hilfe wenden musste.

Aber die Schlinge um sie zog sich nun weiter zu. Fromm spürte, dass die Zeit zu gehen rasch näherrückte. Mit ihrer Gesundheit stand es nicht zum Besten. Die Anspannung, sich in Gesellschaft immer oberflächlich und nett geben und verstellen zu müssen, und die dauernde Angst, die hinter dieser Fassade lag, hatten sie aufgerieben. Sie wusste nicht, wie lange sie noch dieses Versteckspiel ertragen würde. Um wieder zu Kräften zu kommen, wollte sie am Ende des Jahres abermals für eine kurze Zeit Berlin entfliehen, weit weg von den ausgelassenen «Heil-Hitler-Rufen» kurzgeschorener Hitlerjungen und dem stets wachsamen Auge der Gestapo. (Fromm wusste, dass die Geheimpolizei sie regelmässig beschattete. Aus Sicherheitsgründen vertraute sie daher die Seiten ihres Tagebuchs dem amerikanischen Journalisten Louis Lochner an.¹¹³)

Während der Weihnachtsferien wählte Bella Fromm ihre geliebten Alpen für einen zehntägigen Urlaub, obwohl der «Teufel» persönlich – Hitler – sich nicht weit von ihrem Hotel entfernt aufhielt und dieselben schneebedeckten Gipfel bewunderte, nach deren Anblick sie sich sehnte.¹¹⁴ Vielleicht zog es sie unbewusst in die Nähe der bayerischen Retraite des Führers, wie sie ja auch die letzten fünf Jahre wie versteinert im unmittelbaren Umfeld seiner Macht in Berlin ausgeharrt hatte; ihre journalistische Neugier, ihr

innerer Zwang, dort zu sein, wo etwas los war, zog sie zu den Nazis, die sie zurückstießen. Die erhabene Schönheit der Allgäuer Alpen berührte Bella Fromm tief. Sie hatte beschlossen, dass dies ihr letzter Besuch in diesen Bergen sein würde, da sie ahnte, dass in den nächsten zwölf Monaten eine Entscheidung bevorstand.¹¹⁵ Am ersten Weihnachtstag schaute sie nach Süden auf die Alpenkette und fragte sich, wie Adolf Hitler, der bereits heimlich seinen Plan für einen Krieg in Europa enthüllt hatte, sich ihrem Glanz entziehen konnte, wie er die Welt immer nur durch seine hasserfüllten Augen sehen konnte.¹¹⁷

Als sie in ihr Haus in der Augsburgerstrasse zurückkam, stellte Bella Fromm, keineswegs überrascht, fest, dass es durchsucht worden war.¹¹⁸ Obwohl man keinen vernichtenden Beweis gefunden hatte – dafür war Fromm viel zu vorsichtig –, war sie über die Verwüstung ihres Domizils erschüttert. Irgendwie traf sie die Schändung ihrer eigenen vier Wände viel schlimmer als der Auf-
lauf von Braunhemden, der damals im Jahre 1933 von ihrer Tür hatte weggeschleucht werden müssen. In der Zwischenzeit hatte sie Deutschland tiefer in den Abgrund rutschen sehen, die Nazis aus der Nähe beobachtet und eine genaue Vorstellung von ihrer grausamen Unmenschlichkeit gewonnen. Wenn sie an die Zukunft dachte, erkannte sie Vorboten von Krieg und weiteren harten Massnahmen, die gegen die Juden geplant wurden. Der Gedanke, wohin dies alles noch führen würde, deprimierte sie oft. Sie merkte, dass ihre Zeit zu Ende ging. Als Jüdin erhielt Fromm keine Erlaubnis mehr, die Weine vom Weinberg ihrer Familie zu verkaufen und somit das Geschäft, das ihre Familie seit Generationen betrieben hatte, weiterzuführen. Diese Restriktion war vielleicht der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Es war zuviel, um weiterzumachen. Erst seit zwei Wochen war sie wieder in Berlin zurück, da flüsterte ihr Herbert Mumm die Worte zu, die zu befolgen sie jetzt bereit war: «Bella, es wird höchste

Zeit für dich abzureisen.»¹¹⁹ Mit einem Kopfnicken stimmte sie zu. Es gab andere, die ihre Hilfe benötigten, deren Not ihr immer noch ans Herz ging und an ihr Gewissen appellierte, aber sie musste nun an sich selbst denken. Schliesslich war es also doch noch soweit gekommen.

10

Alles drängt zu den Ausgängen

Der Drang aus Deutschland zu fliehen, wurde 1937 so stark, dass ihm die meisten Juden nicht mehr widerstehen konnten. Der Druck, den die Nazis jetzt ausübten, war zu massiv. Nachdem all die Beschimpfungen und Schikanen, die wilden Schlägereien und mitternächtlichen Verhaftungen, die Diffamierungen und Verunglimpfungen, die sukzessive Entrechtung und wirtschaftliche Strangulation nichts genutzt hatten, ging dem Hitler-Regime die Geduld aus. Fünf Jahre nach der Machtergreifung war sein offen proklamiertes Ziel, eine mächtige deutsche Nation mit Hilfe des Einheit stiftenden Wunderelixirs Volk aufzubauen, noch immer nicht erreicht: das «Judenproblem» war noch immer nicht gelöst. Ende 1937 hatten zwar insgesamt 129.000 Juden das Reich verlassen, aber weitere 371.000 oder drei Viertel der Gemeinschaft von 1933 waren geblieben.¹ Nicht weniger als 27% derer, die noch in Deutschland lebten, waren sechzig oder älter und widersetzten sich stur dem Ansinnen, ihr Leben in einen Koffer zu packen und in einen Zug zu steigen, der sonstwohin fuhr. Andere Juden, die aufgrund ihrer Vergangenheit und ihres Naturells, durch das, was sie hier geistig und materiell investiert hatten, zu sehr mit Deutschland verbunden waren, hatten gezögert, einen solchen Riesenschritt ins weite, unbekannte Ausland

zu wagen. Zu lange war ihre Untätigkeit von führenden Persönlichkeiten unterstützt worden, die sie unter Hinweis auf die jahrhundertalte Geschichte jüdischen Leidens und Duldens und die Trost spendende Stärke einer in grosse Bedrängnis geratenen Gemeinschaft zu beruhigen versuchten.

Nun hatten die Nazis den Schraubstock derart angezogen, dass der Schmerz und die Angst unerträglich geworden waren. Wie besessen wurden jetzt jüdische Geschäfte beschlagnahmt oder so lange unter Druck gesetzt, bis sie aufgeben mussten. Vom Winter 1937/38 an bekamen jüdische Fabriken keine Rohstofflieferungen mehr, so dass sie den Betrieb einstellen mussten, und jüdische Handelsunternehmen wurden daran gehindert, ihre Lagerbestände aufzufüllen.² Auf Befehl Hermann Görings kam es Anfang 1938 zu verstärkten Strangulierungen des jüdischen Wirtschaftslebens. Als Zar der deutschen Wirtschaft setzte nun Göring auf seine sture und zielstrebige Art alles daran, die Wünsche eines grausamen Führers auszuführen, der nach dem Ausscheiden Hjalmar Schachts aus dem Wirtschaftsministerium im vorangehenden Herbst angeordnet hatte, die Auswanderung der Juden aus Deutschland mit allen erdenklichen Mitteln voranzutreiben.³ (Dieser Befehl war mehrere Monate später wiederholt worden, als Hitler betont hatte, dass die jüdische Emigration um jeden Preis weitergehen müsse, vor allem in Richtung Palästina.⁴) Göring teilte den Nazigetreuen mit, dass er eine «grundlegende Bereinigung der Judenfrage» beabsichtige und nun das Tempo der bisher ziellosen und trägen Arisierung beschleunigen werde.⁶ Bis zum April 1938 waren über 6'000 jüdische Firmen übernommen worden, weitere 11.000 standen kurz vor der Übernahme, und noch einmal 15.000 hatte man bereits zur Aufgabe gezwungen.⁷ Dennoch befanden sich immer noch 40.000 Geschäfte und Unternehmen in jüdischer Hand, gegenüber insgesamt 100.000 im Jahre 1933.⁸ Aber Görings unermüdliche Anstrengungen, die Wirtschaft «ju-

denfrei» zu machen, erzielten, wie vorherzusehen war, den gegenteiligen Effekt: Die verarmten Juden konnten nun noch weniger das Kapital aufbringen, das sie benötigten, um das Land zu verlassen.⁹

Auf der Suche nach wirksameren Methoden, die Juden loszuwerden, entdeckten die Nazis im benachbarten (und neuerdings einverleibten) Österreich ein eindrucksvolles Vorbild, dem es nachzueifern galt. Kurz nach Hitlers triumphalem Einmarsch ins Stadtzentrum von Wien Mitte März 1938 und der darauffolgenden Ratifizierung des Anschlusses an Deutschland durch die Mehrheit der österreichischen Wähler am 10. April genehmigten sich SA- und SS-Einheiten eine sadistische Orgie in den Strassen dieses prächtigen Regierungssitzes der Habsburger, wo einst Mozart, Beethoven und Brahms zu Hause gewesen waren. Sie übertraf alles, was der ehemalige Auslandskorrespondent William L. Shirer jemals an Schikanen gegen deutsche Juden miterlebt hatte. Unter den Augen einer höhrenden Menschenmenge mussten beispielsweise jüdische Männer und Frauen Aufrufe für den gestürzten Kanzler Schuschnigg von den Bürgersteigen schrubben und öffentliche Latrinen reinigen.¹⁰ Ohne eines Vergehens angeklagt zu sein, wurden an die 12.000 Wiener Juden, darunter auch 150 Gemeindeoberhäupter, eingesperrt, gefoltert und ins Dachauer Konzentrationslager verschleppt.¹¹ Ihre Wertgegenstände – Gemälde, Tafelsilber, Teppiche, Möbel – wurden beschlagnahmt.¹² Jüdische Ärzte und Rechtsanwälte verloren ihre Arbeitsplätze. Andere Glaubensgenossen wurden gezwungen, Plaketten zu tragen, die sie als Juden auswiesen und somit auf den Strassen tätlichen Angriffen aussetzten.¹³

Diese Aktionen sollten sich nur als ein Vorgeschmack auf künftige, noch drakonischere Massnahmen erweisen. Der Chef einer besonderen, euphemistisch «Büro für Jüdische Auswanderung» genannten Abteilung in der SS, Adolf Eichmann, kam im

März nach Wien, betraut mit der Aufgabe, die jüdische Bevölkerung des Landes so schnell wie möglich zu beseitigen. Ungehemmt von allen Beschränkungen, die der deutschen Regierung im Umgang mit der eigenen jüdischen Bevölkerung eine gewisse Zurückhaltung auferlegt hatten, (ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt wie auch auf die wirtschaftliche Erholung Deutschlands), sollte Eichmann, der selbst aus Österreich stammte, die Zwangsaussiedlung der dortigen Juden kompromisslos und ohne zu zögern durchführen. Österreich würde gründlich von seinen Juden «gesäubert» werden durch eine Reihe von Massnahmen, die auf drei Grundsätzen beruhten: 1) Auswanderung war keine Frage der Wahl mehr, sondern unumgänglich, beaufsichtigt von Eichmanns Sicherheitsdienst; 2) jüdische Organisationen mussten dieser Polizei bei der Durchführung zur Hand gehen und 3) den Juden wurde ihr gesamtes Hab und Gut abgenommen bis auf das blosse Minimum, das nötig war, um sie aus dem Land zu bekommen.¹⁴ Göring machte diese Politik unmissverständlich deutlich, als er am 28. April Wien besuchte: Die Juden müssten gehen – alle 200.000, sagte er. Der für ein «rassisch reines» Österreich angestrebte Zeitpunkt war das Jahr 1942.¹⁵

Eichmanns Maschinerie, um die österreichischen Juden aus dem Land zu treiben, war von brutaler Effizienz und ausserordentlich gut organisiert. Die Juden mussten tun, wie ihnen geheissen war, andernfalls wurden sie in ein Konzentrationslager geschickt. Angesichts dieser beiden unannehmbaren Alternativen, wählten etliche österreichische Juden eine dritte – sie nahmen sich das Leben. Während einer einzigen Woche im März begingen 1'700 von ihnen Selbstmord. Die übrigen kamen zum grössten Teil Eichmanns Forderung überstürzt nach. Binnen zwei Wochen nach dem Einmarsch der Nazis in Österreich ergoss sich ein Strom von Juden über seine Grenzen; die einen zog es nach Palästina,

andere hofften auf Asyl in so entlegenen Ländern wie Australien.¹⁷ Bis Ende 1938 waren an die 55.000 Juden emigriert. Der Überfall der Nazis auf das österreichische Judentum machte eine Welt sprachlos, die in dem Glauben gewiegt worden war, Hitlers schlimmste Exzesse seien vorüber. In der jüngeren Geschichte hatte man nichts Vergleichbares erlebt, was in dieser Grössenordnung, mit solch rücksichtsloser, kaltblütiger Entschlossenheit durchgeführt worden wäre. Der Beginn eines neuen Stadiums in der Judenverfolgung durch Deutschlands rassistische Herren kündigte sich an. Die Effizienz der Massnahmen Eichmanns war kaum zu bestreiten. Wie einer von Herbert Mumms Freunden gegenüber Bella Fromm klagte, hatten die Nazis den Juden in Österreich an einem Tag mehr angetan, als alles, was sie im Lauf von fünf «grässlichen» Jahren in Deutschland diesbezüglich geschafft hatten.¹⁸

Und die Nazis beeilten sich, ihren dortigen Erfolg zu importieren. Innerhalb weniger Tage nach dem Anschluss bekamen deutsche Juden die Wucht derselben harten Peitsche der Tyrannei zu spüren, die ihre österreichischen Leidensgenossen getroffen hatte. So verlangte man am 18. März 1938 – dem Tag, an dem die jüdischen Organisationen in Österreich geschlossen wurden – von allen deutschen Juden, dass sie ihren Vornamen den hebräischen Namen «Israel» (für Männer) oder «Sarah» (für Frauen) hinzufügten, um ihre «rassische» Identität auf schmerzliche Weise deutlich zu machen und sie als Individuen zu demütigen und zu entpersonalisieren. Ende des gleichen Monats entzog das Naziregime den jüdischen Gemeinden in Deutschland ihren Status als öffentliche Körperschaften, durch den sie berechtigt waren, Beiträge zu erheben und staatliche Zuschüsse zu erhalten – ein tödlicher Schlag gegen ihr weiteres Überleben. (Die jüdischen Organisationen waren nun ausserdem steuerpflichtig.) Rasch folgte diesen Massnahmen eine Stellungnahme von Hans Frank, Hitlers Chef-Juristen, in der er andeutete, dass der «Rassenfrage» nun,

wo die jüdischen Gruppen dem Zugriff und der Kontrolle der Regierung unterworfen seien, «nachdrücklichere» Aufmerksamkeit geschenkt werden solle.¹⁹

Aus Anlass des fünften Jahrestag des Boykotts gegen jüdische Geschäfte im Jahre 1933 kündigte das Propagandaministerium am 1. April 1938 an, dass hinfort alle Artikel, die zur Veröffentlichung in der jüdischen Presse bestimmt seien, drei Tage vorher in seine Behörde gebracht werden müssten, damit man sie dort einer kritischen Prüfung unterziehen könne.²⁰ Später befahl das Ministerium dem *Jüdischen Filminstitut*, mit der Produktion von Filmen zu beginnen, die für die Emigration warben. Im Zusammenhang mit Äusserungen, die er Ende April machte, liess Göring eine weitere Bedrohung des jüdischen Einflusses in der Wirtschaft durchblicken, die mehr als jeder Propagandafilm dazu beitragen sollte, Deutschlands noch verbliebene Juden ins Ausland zu treiben: Bis zum 30. Juni würde alles jüdische Eigentum und Barvermögen ab 5'000 Reichsmark bei der Regierung registriert sein müssen. Mit einer Liste all dieser Guthaben in Händen, würde es dann den Nazis ein leichtes sein, jüdisches Vermögen zu beschlagnahmen. Die Angst vor diesem voraussichtlich nächsten Schritt bewog mehrere tausend wohlhabende Juden, alles zusammenzuraffen, was sie legal mitnehmen konnten, und die Grenzen des Reiches anzusteuern.²²

Einige führende deutsche Juden weigerten sich trotzig, in Panik oder Verzweiflung zu verfallen. Das scharfe Durchgreifen der Nazis in Österreich und die nachfolgenden Schikanen im Reich betrachteten sie als eine Steigerung jener Feuerprobe, durch die sie bereits gegangen waren. Zumindest sagten sie das in der Öffentlichkeit. Leo Baeck hatte zwar bereits für den 15. März eine Fähre über den Ärmelkanal gebucht, um in London mit Vertretern des *Council for German Jewry* zu beraten, wie man das Spendenaufkommen zugunsten der Emigration erhöhen könne, aber unter dem

Eindruck der Ereignisse in Österreich änderte er seinen Plan. Statt auf Eichmanns gezieltes Vorgehen mit Bitten um mehr Geld zu reagieren, damit den Juden eilends zur Flucht verhelfen werde, wollte Baeck die notleidenden österreichischen Juden mit offenen Armen aufnehmen – fast so, wie er vor ein paar Jahren die Juden im Saarland im Reich willkommen geheissen hatte. Mit bewundernswerter Menschlichkeit suchte er die deutschen Juden zu überzeugen, «sich auch für ihre Brüder einzusetzen ... ihnen jede Art von Hilfe angedeihen zu lassen, die dem deutschen Judentum vom Ausland gewährt wird.»²³ Über Deutschlands Grenzen hinweg verkündete er sein Credo von der Stärke durch Einigkeit, wie er es gegenüber den verschiedenen Grüppchen innerhalb seiner eigenen Gemeinschaft vertreten hatte. Da er gleichzeitig für die *Reichsvertretung der Juden in Deutschland* sprach, antwortete Baeck auf die neuen Restriktionen der Nazis gegen deutsch-jüdische Organisationen mit der Klarstellung, dass ihr Auftrag fortbestehe. An den Verpflichtungen der Juden gegenüber der Gemeinschaft habe sich nichts geändert und werde sich auch nichts ändern, erklärte er: ihre Hauptaufgaben, Geld für die Bedürftigen aufzubringen und eine Massenauswanderung zu organisieren, blieben die gleichen.²⁴ Anstatt Beiträge zu zahlen, um die einzelnen Gemeinden über Wasser zu halten, werde von den Juden erwartet, freiwillige Beiträge in derselben Höhe zu leisten.

Wenn Baeck von dem Wunsch beseelt war, die Juden in ihrem Leiden zu einen, wurde Robert Weltsch immer noch von seiner zionistischen Sehnsucht nach einer jüdischen Renaissance getrieben – eine Sehnsucht, die sich endlich erfüllen würde. Wie in vielen anderen Leitartikeln seit 1933 wies Weltsch in einem am 3. März in der *Jüdischen Rundschau* unter dem Titel «Erwachte Kräfte» erschienenen Aufsatz seine Leser darauf hin, dass die Erfahrung mit den Nazis für die Juden nicht gänzlich negativ gewe-

sen sei. «Vielleicht ist es kein Zufall, dass gerade dann, wenn die Juden sich zu sicher zu fühlen beginnen, wenn es ihnen, wie man populär sagt, zu gutgeht, eine Erschütterung oder ein Absturz erfolgt, der sie daran erinnert, dass geschichtliches Leben ewiges Mühen, Anspannung aller Kräfte im Hinblick auf ein höheres Ziel bedeutet.» Genau das sei den Juden unter Hitler widerfahren, schrieb Weltsch. Wenngleich sie viel verloren hätten – und «diese Verluste sind noch keineswegs zu Ende» –, so sei doch «die Bilanz [...] nicht eine durchaus negative». In dieser dunklen Stunde hätten die Juden «Kräfte entwickelt, die wir selbst niemals in ihnen, d.h. in uns, vermutet hätten».²⁵ Nicht einmal der Anschluss Österreichs konnte seine Überzeugung erschüttern, die der Baecks sehr ähnlich war, die Überzeugung, dass der in Europa Gestalt annehmende Alptraum der Juden durch die ungleich bedeutsameren Einblicke in jüdische Identität, die er eröffne, in den Hintergrund gedrängt werde. Gewiss, die Juden seien durch diese jüngste Unterdrückungsorgie verständlicherweise aus dem Gleichgewicht geraten, aber in ihrem Kummer sollten sie nicht die «höhere Wirklichkeit» jenseits des Alltäglichen und Persönlichen vergessen.²⁶ Deutschlands Juden, fügte Weltsch dem ein paar Tage später hinzu, hätten ihr Geschichtsbewusstsein verloren und nicht begreifen können, dass das, was ihnen jetzt widerfuhr, ein Schicksal sei, das sie mit allen Juden teilten, die in der Diaspora lebten und nirgendwo in ihr zu Hause seien. Diese Einsicht müssten sie gewinnen, um «den Sinn des Daseins zu ergründen» und diese Feuerprobe zu überstehen. Unermüdlich spielte Weltsch mit seinen Artikeln in der *Jüdischen Rundschau* die Rolle eines journalistischen *cheerleader*. Ja, die jüdische Gemeinschaft siehe dahin, aber das sei kein Grund die Flucht zu ergreifen. Angesichts ihrer neuen Belastungen und «rapiden Schrumpfung» bedürfe es umso mehr Tatkraft, Intelligenz und Engagements, damit die Gemeinschaft ihre Aufgaben erfüllen könne.²⁷

Privat beschäftigten Weltsch andere Gedanken. Eine vor Kurzem vom Propagandaministerium verfügte einmonatige Schließung der *Jüdischen Rundschau* hatte ihn und seine Mitarbeiter «stark deprimiert» und die Zeitung an den Rand des Bankrotts gebracht.²⁸ Anfang 1938 vertraute er seinem langjährigen Freund und zionistischen Kampfgefährten Hugo Bergmann an, dass er im April Palästina besuchen wolle, obwohl er nicht recht wisse, ob er die Zeitung so lange Zeit verlassen könne. Kopfzerbrechen bereitete Weltsch auch, wie er seinen siebzehn Jahre alten Sohn Ruben in Sicherheit bringen könnte – möglicherweise in den Vereinigten Staaten.²⁹ Er wollte zuerst die Zukunft seines Sohnes und dann seine eigene regeln. Der Gedanke an Palästina bedrückte ihn. Mehr denn je betrachtete er es als die Rettung für das deutsche Judentum³⁰ – trotz aller Klagen über die seiner Meinung nach fehlgeleitete Politik Grossbritanniens.³¹ Als lebenslanger Verfechter einer jüdischen Heimstätte begann er jetzt, sich seine eigene Zukunft dort auszumalen. Weltschs zweite Frau Suse war eine glühende Zionistin, die sich von Palästina «wildromantische» Vorstellungen machte und ihm zur Emigration zuredete.³²

Im Frühjahr 1938 gelang es Weltsch dann auch wirklich, in den Nahen Osten zu kommen, sich mit der aktuellen politischen Lage dort vertraut zu machen und Aussichten für eine Umsiedlung zu erkunden. Auf der Rückreise im Juni machte er in Wien Station und wurde Zeuge, wie österreichische Juden auf den Strassen der Stadt, inmitten eines Meers von Hakenkreuzfahnen, Beschimpfungen und andere Feindseligkeiten über sich ergehen lassen mussten.³³ Verglichen mit Wien erschien ihm Berlin wie ein «Paradies». (Seine Reaktion glich der Bella Fromms im Nazi-verseuchten Danzig.) Weltsch mag auch geahnt haben, dass sich ihm hier schlaglichtartig Deutschlands Zukunft präsentierte.

Wie diese Zukunft aussehen würde, wurde Max Warburg im

Januar 1938 vollends klar. Schacht trat an ihn heran und sagte, es tue ihm leid, das Bankhaus nicht mehr in dem Konsortium halten zu können, das der deutschen Regierung Kapital leihe. Warburg begriff sofort, was damit gemeint war: Der Familienbetrieb, der vor 140 Jahren in Hamburg angefangen hatte und seiner Leitung übertragen worden war, würde nun liquidiert werden müssen.³⁴ (Dieses Gespräch fand etwa zur gleichen Zeit statt, als Warburgs Cousin Siegmund in einem Brief aus London an den im Exil lebenden Finanzexperten Hans Schäffer schrieb, er wundere sich, dass die Firma, angesichts der jüngsten Aktionen gegen jüdische Unternehmen, immer noch ein «recht lebhaftes Bankgeschäft» betreiben könne.³⁵)

Tatsächlich hatte Max Warburg nun keinen Kampfgeist mehr. Im Dezember 1937 war sein jüngerer Bruder Felix – mit sechsundsechzig Jahren durchaus noch nicht alt – in New York gestorben, wodurch Max nicht nur einen geliebten Bruder, sondern auch einen unentbehrlichen Vertrauten und Ratgeber in Finanzgeschäften verlor. Als er diese traurige Nachricht erhielt, war sein erster Gedanke, Deutschland für immer zu verlassen.³⁶ Bei dem Gespräch mit Schacht im Januar 1938 stand Warburg noch zu sehr unter dem Eindruck dieses Verlusts, um über weitere Bemühungen nachzudenken und damit zu verhindern, dass die Bank seinen Händen entglitt. Zudem spitzte sich die finanzielle Krise im *Hilfsverein der deutschen Juden* zu. Gerade als Anfang des Jahres 1938 ein steigendes Interesse an Auswanderung die Arbeit dieser Wohlfahrtsorganisation dringlicher denn je machte, ging ihr das Geld aus. Im Dezember 1937 hatte sie einen bescheidenen Überbrückungszuschuss von 80.000 Reichsmark von der *Jewish Colonization Association* in London erhalten³⁷, aber niemand wusste, wie lange der *Hilfsverein* seine Tätigkeit auf dieser dürftigen Finanzbasis noch fortsetzen konnte.

Schwer angeschlagen durch diese privaten und beruflichen

Rückschläge, schickte sich Warburg in das Unvermeidliche. Er stellte sich seelisch auf die Liquidierung der Bank ein. Die Nazis hatten jedoch den Namen Warburg und das Ansehen, das mit ihm verbunden war, noch immer dringend nötig.³⁸ Sie befürchteten, dass es im Ausland ein negatives Echo gebe, wenn die Bank überstürzt aufgelöst würde, und so willigten sie ein, sie einer «sanften Arisierung» zu unterziehen.³⁹ Warburg konnte einen nichtjüdischen Bankier, Rudolf Brinckmann, und einen Hamburger Exporteur, Paul Wirtz, ausfindig machen, die bereit waren, das Bankhaus Ende Mai zu übernehmen. Mit deren Einwilligung würde das Geldinstitut im Grunde unversehrt in andere Hände übergehen. Sogar die Worte «M.M. Warburg» sollten in dem neuen Namen der Bank erhalten bleiben, auf Veranlassung der deutschen Regierung, die sich des Werts von Tradition und Kontinuität bei Geldinstituten sehr wohl bewusst war.

Obwohl nun das Ende seiner Karriere als Bankier in Deutschland unmittelbar bevorstand, konnte Warburg dennoch mit Stolz zurückblicken auf das, was er, eine Art wiedergeborener Jude, durch sein Ausharren im Dritten Reich für seine Gemeinschaft getan hatte. Seine guten Kontakte zu Schacht hatten dazu beigetragen, dass die Juden von den Nazis nicht ganz so plötzlich aus der Wirtschaft verdrängt wurden. Das Transfer-Abkommen, das von ihm und dem früheren Wirtschaftsminister ausgearbeitet worden war, hatte vielen tausend Juden der Mittel- und Oberschicht eine Möglichkeit verschafft, mit zumindest einem Teil ihres Vermögens aus Nazideutschland zu entkommen. (Nahezu 40.000 Juden waren inzwischen nach Palästina gelangt und hatten dabei zwischen 30 und 40 Millionen Dollar ausgeführt, vor allem dank der Unterstützung der *Hilfsvereins* und des *American Jewish Joint Distribution Committee*.⁴⁰) Warburgs *Hilfsverein* hatte Zigtausenden von begüterten Juden geholfen, die Odyssee in andere Länder

zu unternehmen, indem er potentielle Gastländer erkundete, vorübergehende Unterkünfte organisierte, Visa beschaffte und Schiffspassagen über den Atlantik und den Pazifik besorgte.⁴¹ Seine Bittgänge nach England und in die USA hatten einen Reingewinn von vielen hunderttausend Dollar eingebracht, mit denen der jüdische Exodus finanziell abgesichert werden konnte.

Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft selbst hatte sich Warburg diskret im Hintergrund gehalten und ohne viel Aufsehens zu machen seinen beträchtlichen Einfluss eingesetzt, um Brücken zu bauen und die Juden unter dem Dach der *Reichsvertretung* Leo Baecks zu einen. In seiner Heimatstadt Hamburg hatte er eine Schlüsselrolle gespielt in den Bemühungen, die 126 Jahre alte jüdische Gemeinde lebendig zu erhalten. So hatten zum Beispiel er sowie auch sein Bruder Fritz grosszügig für den Bau eines neuen Gemeindezentrums gespendet, das samt einem Theater, Restaurant und einem Vortragssaal mit zweihundert Sitzen im Januar 1938 seine Pforten öffnete. Warburg sprach bei der Einweihungsfeier, als bereits mehrere unheilvolle Entwicklungen das gerade erst eine Woche alte Jahr überschatteten. Erstens waren an der Grenze zu Frankreich und der Schweiz Juden die Pässe abgenommen worden, da die deutschen Behörden nur noch jenen die Ausreise gestatteten, die für immer auswanderten; ein Sonderkorrespondent der *Jewish Telegraphic Agency* berichtete, dass diese Massnahme zu einer antisemitischen *Grossrazzia* gehöre, «die in der bisherigen Geschichte des Regimes ohne Beispiel» sei.⁴² Zweitens durften jüdische Gruppen in Deutschland ohne Erlaubnis der Gestapo nicht mehr mit ausländischen Korrespondenten sprechen, und die deutsche Polizei begann, direkten Druck auf jüdische Organisationen wie etwa die *Reichsvertretung* auszuüben, um die Auswanderung zu beschleunigen.⁴³ Drittens war annähernd die Hälfte der jüdischen Arbeiter nunmehr arbeitslos. Viertens wurde eine zunehmende Zahl jüdischer Firmen liquidiert.⁴⁴

Und schliesslich wurden jetzt im ganzen Reich die Juden mit dem Nazi-Liedchen verhöhnt: «Junge Juden Übersee, alte Juden Weisensee.» (Berlins jüdischer Hauptfriedhof, A.d.Ü.)

Trotz dieser Entwicklungen versuchte Warburg in seinen Äusserungen gute Miene zu dem gegenwärtigen Zustand der Gemeinschaft zu machen. Unter solch widrigen Umständen das neue Gemeindehaus zu errichten, sagte er, bezeuge auf bedeutsame Weise, dass Deutschlands Juden ihrem Judentum wieder die Treue hielten, nachdem sie ihre Religion und Kultur so lange vernachlässigt hatten. (Warburg mag dabei an seine eigene Bekehrung gedacht haben.) «Wir möchten dazu beitragen, dass die Juden zu Gelassenheit und Duldsamkeit, zu innerer Ruhe und höherem Frieden finden», fuhr er fort. Dies waren nicht die Worte eines völlig hoffnungslosen Mannes. Das vollendete Gemeindezentrum stellte in seinen Augen ein Zeichen der Zuversicht in Hamburgs jüdischer Gemeinde dar, die er immer noch auf eine Mitgliederzahl von 15.000 schätzte, was gegenüber dem Zeitpunkt, als Hitler an die Macht kam, nur einem Minus von tausend entsprach.⁴⁵

Wie Leo Baeck fühlte sich auch Warburg durch den sogenannten Anschluss Österreichs weniger entmutigt als veranlasst, nun auf einer grösseren Bühne zu agieren. Ende April wagte sich Warburg abermals über den Ärmelkanal, um bei den englischen Juden Geld locker zu machen, diesmal nicht nur zur Hilfe für seine Landsleute, sondern auch um den bedrängten österreichischen Juden Fluchtmöglichkeiten zu eröffnen. Er betrachtete die schockierenden Ereignisse in Österreich als eine Tragödie, aber auch als eine Trumpfkarte, die seine Position bei diesen Verhandlungen stärkte.⁴⁶

In etwas mehr als einem Monat musste Warburg seine Bank aufgeben, gemeinsam mit seinen Kompagnons Fritz Warburg, seinem Sohn Eric Warburg und Ernst Spiegelberg auf jeglichen Einfluss verzichten, wodurch fünfundfünfzig Jahre persönliche

Verflechtung mit M.M. Warburg & Co. endeten. Es war eine Niederlage, die er jahrelang hatte hinauszögern können – das Ende der herausragenden Rolle seiner Familie im deutschen Bankwesen und seiner eigenen einflussreichen Position im Wirtschaftsleben des Landes. Warburg hatte gehofft, sich in aller Stille von der Bank zurückziehen zu können und die schwierige Aufgabe, sich von seinen treuen Angestellten zu verabschieden, seinem Sohn zu überlassen. Der aber war, als der Zeitpunkt dafür gekommen war, bereits in die Vereinigten Staaten abgereist. Es war eine überaus peinliche Angelegenheit für den älteren Warburg, in aller Öffentlichkeit aufstehen und eingestehen zu müssen, dass er schliesslich doch nicht in der Lage gewesen war, diese grosse Familientradition weiterzuführen. Warburg versuchte, dem Debakel noch etwas Gutes abzugewinnen. Elegant gekleidet, mit einer weissen Nelke im Knopfloch, bekannte er vor den zweihundert Belegschaftsmitgliedern der Firma, die sich in der Cafeteria der Bank zusammendrängten, wie froh er sei, dass M.M. Warburg nicht aus dem Geschäftsleben ausscheide, sondern nur in andere fähige Hände übergehe. Er bat sie, ihre Loyalität auf die neuen Eigentümer zu übertragen. Es sei nun an diesen treuen Angestellten, «das Schiff durch alle Stürme hindurch und an allen Klippen vorbeizumanövrieren» – in eine Zeit nach den Nazis. Nach ein paar Reflexionen über die Philosophie des Bankwesens, die ihn durch all diese Jahre geleitet (ein Bankier sei ein echter Pionier, allem Neuen aufgeschlossen, bereit, Risiken zu tragen), wünschte er ihnen alles Gute. Dann schüttelte er jedem der Angestellten die Hand, wobei er mit diesem feierlichen Ritual an einen Mann erinnerte, der bei seiner eigenen Beerdigung den Freunden Lebewohl sagt.⁴⁷

Warburg hatte es nicht ganz so eilig, das Reich zu verlassen. Viel Arbeit blieb noch zu tun für die in Deutschland mittellos dastehenden Juden, und er war nicht bereit, sie in diesem kritischen

Augenblick im Stich zu lassen. Die Übergabe der Bank war kaum publik geworden, da nahm Warburg auch schon einen Zug nach Stuttgart, um bei einem Treffen des Vorstands des *Hilfsvereins* eine Rede zu halten. Er sprach davon, dass die Auswanderung abgeebbt sei; bildlich gesprochen, hatte der Zug ins Ausland im Bahnhof angehalten, einige Reisende aufgenommen und war abgefahren. Die meisten Juden, die Deutschland verlassen konnten, hatten es mittlerweile getan, und seine Organisation musste sich nun vor allem mit den Sorgen und Nöten derer befassen, die, arbeitslos und verarmt, dageblieben waren. Jeder noch möglicherweise bevorstehende Exodus sollte langsam und zügig verlaufen – keine, so insistierte er, herdenartige Massenflucht werden, die nur die Feindseligkeit gegenüber Juden nähren würde. Das ganze musste auch geordnet und mit Augenmass durchgeführt werden, um eine «Katastrophe» zu verhindern.⁴⁸ (Warburg mag sich dabei auf die panikartige Reaktion österreichischer Juden in den letzten Wochen bezogen haben.) In seiner vorsichtigen Art gab er auch die Ansichten jüdischer Kriegsveteranen im *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* wieder.

Mit seinem bedächtigen Vorgehen bezüglich der Emigration stiess Warburg jedoch auch auf Kritik, insbesondere jenseits des Atlantiks. Amerikanische Judenführer wie Stephen Wise hatten in diesem Punkt und wegen seiner allgemeinen Haltung gegenüber der Nazi-Bedrohung mancherlei Meinungsverschiedenheiten mit ihm gehabt. Seit ihrer Entzweiung über einen antideutschen Boykott im Jahr 1933 hatten viele Zionisten in den Vereinigten Staaten Warburg vorgeworfen, sich allzu bereitwillig an denselben Tisch mit den verhasstesten Feinden der Juden zu setzen und mit ihnen zu verhandeln. So war deren Reaktion auf die Nachricht, dass Warburgs Bank arisiert worden sei, nicht ganz ohne Schadenfreude. Wie der New Yorker Max Brauer an Wise schrieb: «Vielleicht wird Max Warburg noch eines Tages für seinen Irrtum

und seine Haltung in den ersten Jahren des Nationalsozialismus büssen.»⁴⁹

Obwohl sich amerikanische Juden gegenüber einer so hochverehrten Persönlichkeit wie Leo Baeck nur ungern derart kritisch äusserten, konnten sie seinen durch nichts zu erschütternden Optimismus kaum noch nachfühlen. Selbst nach der auf den Anschluss erfolgenden Attacke gegen die deutsche Judengemeinde vertrat Baeck keinen harten Standpunkt gegenüber einem deutschen Volk, das diese Exzesse stillschweigend geduldet, wenn ihnen nicht sogar Beifall gespendet hatte. Obwohl er nun alles daran setzte, jüngeren Juden ein neues Leben ausserhalb Europas aufbauen zu helfen, konnte sich Baeck immer noch nicht dazu durchringen, das Judentum als einen Fremdkörper oder eine Randerscheinung in Westeuropa zu akzeptieren. Wenn überhaupt, so lehrte ihn seine Kenntnis der Bibel und der Religionsphilosophie gerade das Gegenteil. Durch die Jahrhunderte hindurch waren Christentum und Judentum eng miteinander verflochten – jenes war keine platte Zurückweisung des älteren Glaubens, sondern gründete fest auf dessen Fundamenten. Um dies zu beweisen, hatte Baeck während der letzten paar Jahre an einem grossen wissenschaftlichen Werk gearbeitet, das den Geist und die Philosophie der Evangelien zurückverfolgte zu ihren, wie er es darstellte, jüdischen Ursprüngen. Sein Buch *Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte* erschien 1938 und war ein verwegener Affront gegen «arische» Vorstellungen von einer durch die Rasse begründeten Kultur und der geistigen Minderwertigkeit des Judentums. Doch entweder aus Unachtsamkeit oder Gleichgültigkeit kamen die Nazis nie dazu, es auf den Index zu setzen. Baecks intellektueller Tadel war ein anderer Akt von «innerem Widerstand», der freilich von prosaischen Unterdrückern weitgehend unbeachtet blieb.

Die deutschen Juden konnten es sich nicht leisten, gegenüber

dem, was um sie herum vorging, so blind zu sein. Man stand kurz vor dem Zusammenbruch. Niemand wusste, wie lange es noch dauern würde, bis die Nazis die wackelige Judengemeinde vollends auseinandernahmen und sich in ungezügelter Wut gegen deren ungeschützte Mitglieder wandten, um sie hinauszutreiben. Aber der Tag rückte unaufhaltsam näher. Alle Anzeichen deuteten darauf hin. Der Monat Juni 1938 bestätigte dies aufs Neue. In seinem teuflischen Denken, das sich nun auf die Aussenpolitik richtete, um die Westmächte so lange einzuschüchtern, bis sie ihm die Tschechoslowakei überliessen, wollte Hitler das Judenproblem schnell gelöst haben, damit es seiner grandiosen Strategie zur Erweiterung deutschen Lebensraums nicht in die Quere komme. Während eines europäischen Krieges würden jüdische Enklaven innerhalb des Reichs womöglich als eine «fünfte Kolonne» agieren, indem sie die Moral untergruben und damit den Sieg erschwerten. Das durfte nicht geduldet werden.

Eineinhalb Wochen, nachdem er seine obersten militärischen und diplomatischen Berater kurz ins Bild gesetzt hatte, wie er das tschechische Volk zu bezwingen gedenke, ordnete der deutsche Kanzler die Schleifung der grössten Synagoge Münchens an – ein deutlicher Vorgeschmack auf das, was im November kommen sollte.⁵⁰ Die Synagoge in Dortmund wurde ebenfalls bis auf die Grundmauern niedergebrannt. In dem Bemühen, die Juden in Panik zu stürzen, wiegelten währenddessen die Nazis den Pöbel in Berlin und Wien zu antisemitischen Gewalttaten auf. In den Morgenstunden des 13. Juni wurden Berliner Stadtteile durchkämt und mehrere hundert Juden festgenommen. Vielen hielt man lediglich eine Strafpredigt, beschuldigte sie kleinerer Vergehen und liess sie danach wieder laufen. Aber andere, die weniger Glück hatten, kamen ins Konzentrationslager Buchenwald, direkt vor den Toren Weimars. Es war ein Akt nackter Einschüchterung; die

Jewish Telegraph Agency sprach von der «massivsten Polizeiaktion gegen Juden seit 1933».⁵¹ Bald stieg die Zahl der Inhaftierten auf 2'000, von denen etwa 1'500, alle als «asozial» gebrandmarkt, gezwungen wurden, direkt von ihren Zellen aus zu emigrieren⁵².

Dieser Vorfall markierte eine Wende in der Politik der Nazis: Hinfort sollte Emigration kein freiwilliger Akt mehr sein, sondern ein Muss, wie in Österreich. Um die Angst noch weiter zu schüren, wurden jüdische Schaufenster in Berlin eingeschlagen oder mit roter Farbe beschmiert und ihre Besitzer drangsaliert. Die Zahl der Synagogen im Reich würde reduziert werden, sagte die Regierung. Ausserdem wurde ein mehrwöchiges Verbot jüdischer Versammlungen angekündigt, und alle jüdischen Geschäfte mussten nun deutlich als solche gekennzeichnet werden. Zwei Synagogen in Berlin wurden von Vandalen verwüstet.⁵³ Während einer seiner typischen unflätig schwadronierenden Reden im Olympiastadion, wo erst vor einem Jahr Sportler aus aller Welt den internationalen Eid gesprochen hatten, teilte Joseph Goebbels einer jubelnden Menge von 120.000 Getreuen mit, dass die Regierung neue antisemitische Gesetze erwäge: In der Nazi-Hauptstadt würden Juden nicht mehr länger «ihr dreckiges Leben zur Schau stellen» können.⁵⁴

Im Juni 1938 kämpfte Bella Fromm immer noch heftig mit sich, ob sie dem Reich entfliehen solle, ehe der Krieg ausbrach. Es würde ein langer Krieg werden. Ihr Freund vom US-Konsulat, Cyrus Follmer, sagte ihr, dass es wohl bis August dauern werde, ehe sie die erforderlichen Papiere bekomme. Zuvor schon hatte ihr das Passamt mitgeteilt, die Bearbeitung ihres Antrags werde mehr Zeit beanspruchen als normal, weil sie bei der Regierung nicht beliebt sei.⁵⁵ Nichtsdestoweniger fand sie immer noch Zeit, der letzten Gruppe jüdischer Opfer zu helfen. Nach eigenen Angaben gelang es ihr, mehr als zwei Dutzend Gefangene aus Buchenwald

freizubekommen, wodurch ihr Schuldgefühl wiederauflebte, weil sie jene, die verwundbarer waren als sie, im Stich lassen würde.⁵⁶

Am 28. Juni trieb ihre journalistische Neugier sie erneut auf die Strasse, wollte sie sich doch selbst ein Bild von den Vorgängen dort machen. Als sie mit einer Freundin vom diplomatischen Korps in ihrem Wagen den Kurfürstendamm hinunterfuhr, bot sich ihr ein abstossender Anblick nach dem anderen. Wüste antisemitische Karikaturen und Parolen waren auf die Schaufenster geschmiert, und in dem Teil der Stadt, wo die meisten jüdischen Geschäfte lagen, waren Fenster eingeschlagen und geplünderte Waren lagen auf dem Bürgersteig verstreut. Während ihre Freundin mit einer versteckten Kamera Photos schoss, erfasste Fromm den Schauplatz mit ihrem geschulten Auge: «Überall sah man ekelerregende, blutrünstige Abbildungen von enthaupteten, gehängten, gefolterten und verstümmelten Juden mit widerlichen Aufschriften.» Geschützt und sicher in ihrem Wagen, beobachtete sie, wie ein älterer Jude von SA-Männern gezwungen wurde, Glasscherben mit blossen Fingern aufzulesen. (Am nächsten Tag erfuhr Fromm, dass sich der Mann daraufhin das Leben genommen hatte.)

Aus Sorge um ihre eigene Sicherheit fuhr sie an diesem Abend nicht nach Hause zurück, sondern blieb bei «arischen» Freunden. Eine Woche später, als sie in der Nähe eines von Juden gern besuchten Cafés eine Erfrischung nahm, sah sie, wie ein Lastwagen der Gestapo vorfuhr und die Besitzer «wie Vieh» heraustrieb und ins Gefängnis brachte. In dieser Nacht wurden alle Firmen, die Waren an Juden lieferten, geplündert und mit einem Schild «Zutritt verboten» gekennzeichnet.⁵⁷ Mitgenommen von diesen «Szenen der Grausamkeit und des Elends», gewann Fromm jedoch ihre Fassung rechtzeitig wieder, um am 4. Juli eine Gartenparty in der amerikanischen Botschaft zu besuchen. Als ihr Blick auf die üppigen Blumenarrangements und Berge von Vorspeisen fiel, konn-

te sie kaum glauben, dass es einen solch merkwürdigen Gegensatz innerhalb ein- und derselben Stadt geben könne.⁵⁸ Gewarnt von «Rolf» (ihrem Geliebten Herbert Mumm), dass ihre Freunde sie nicht mehr länger schützen könnten, verging Fromm der Appetit auf diese Ausflüge in die Berliner Gesellschaft. Häufig schlug sie Einladungen aus, da ihr Berlins fröhlicher Trubel nur noch wie ein groteskes Maskenspiel vorkam.⁵⁹

Der Anschluss, Hitlers erste Massnahme ausserhalb der deutschen Grenzen (anders als seine Annexion des Saarlandes 1936), stimmte Fromm noch hoffnungsloser, während sich ihr Zwiespalt, ob sie den irreversiblen Schritt tun und Deutschland verlassen sollte, verstärkte: «Ich hänge mit allen Fasern ... an meiner Heimat und doch merke ich deutlich, dass es für uns keinen Weg zurück gibt.»⁶⁰ Das Leben in diesem Land fiel ihr von Tag zu Tag schwerer. Es war nun schwieriger, an Geld zu kommen. Ihr Auto wurde gestohlen und sie selbst ein paar Tage später kurzzeitig verhaftet, dann wieder auf freien Fuss gesetzt, eine Massnahme, die sie als reine Schikane empfand.⁶¹ Diese Erfahrungen machten sie hellhöriger für bevorstehendes Unheil. Im Mai 1938 äusserte ein alter Freund aus dem Adel ihr gegenüber seinen begründeten Verdacht, dass Hitler plane, im Oktober die Tschechoslowakei einzunehmen – ein Schritt, der einen Krieg in Europa auslösen musste.⁶² Dieser Hinweis deckte sich mit dem, was ihr «Rolf» angekündigt hatte, und bestärkte Bella Fromm in ihrem hartnäckigen Bemühen um Ausreisepapiere, trotz des endlosen Papierkrams und der persönlichen Demütigungen, die sie sich gefallen lassen musste – trotz der «kuriosen Abkürzungswege», die «Rolf» ihr durch die Bürokratie bahnte.⁶³ Aus lauter Verzweiflung suchte Fromm eine Wahrsagerin auf, die ihr prophezeite, dass sie bis spätestens Mitte September aus Deutschland herauskommen werde.

Viel mehr als Bella Fromm hielt Hans-Joachim Schoeps von

Wahrsagern, aber seine eigentliche Vorliebe galt der Astrologie. Seit Ende der 20er Jahre hatte er sich alljährlich von einem Bayern mit dem merkwürdigen Namen Paris sein Horoskop erstellen lassen. Bei seinen Blicken in die Sterne hatte dieser Astrologe neben Schoeps' Hang zu Abenteuern und gewissen Eigentümlichkeiten in seinem Liebesleben selbstzerstörerische Impulse und innere Unrast erspürt. Regelmässig warnte er Schoeps, der seine Homosexualität noch immer geheimhielt, er solle eine Ehe eingehen.⁶⁴ Wie es scheint, rieten ihm die Horoskope indes nicht, das Land zu verlassen (der Astrologe wusste wohl auch nicht, das Schoeps Jude war), aber dies hinderte ihn nicht daran, in Dutzenden von Briefen bei Schulen und Universitäten in der Tschechoslowakei, aber auch so weit entfernten Orten wie Island und Philadelphia anzufragen, ob sie möglicherweise eine freie Stelle hätten. Schoeps spürte noch den heißen Atem der Gestapo im Nacken. Obleich er an einem jüdischen Gymnasium im Berliner Stadtteil Grünewald, wo man vorübergehend auf den ansonsten erforderlichen Staatsexamensnachweis verzichtete, eine Stelle als Lehrer hatte finden können⁶⁵ (und sich selbst in Schwierigkeiten brachte, weil er ausserhalb des Schulgeländes mit einem jungen Mann gesehen wurde⁶⁶), konnte Schoeps nicht damit rechnen, dass die Geheimpolizei noch länger Geduld habe. Sie wollten ihn aus dem Land haben, und zwar bald.

Selbst als diese Angst sich zerstreut hatte, gab es für ihn andere triftige Gründe zu gehen. Neue Verordnungen der Nazis drohten seinen gewagten publizistischen Aktivitäten ein Ende zu machen. So war im Oktober 1937 jüdischen Buchhandlungen mitgeteilt worden, dass sie nur noch an jüdische Kunden verkaufen dürften, und die Einfuhr jüdischer Bücher und Zeitschriften wurde verboten. (Dennoch veröffentlichten in jenem Jahr neunundsiebzig Verlage, darunter auch Schoeps' *Vortrupp-Verlag*, weiterhin Bücher

– vier Jahre, nachdem Hitler an die Macht gekommen war.⁶⁷⁾ Schoeps versuchte sich dieser neuen Situation anzupassen, indem er eine schlaue Übereinkunft traf: Er bot jüdischen Schulen an, ihnen die von seinem Verlag herausgebrachten Titel zum ermäßigten Preis zu verkaufen.⁶⁸⁾

Etwa zur gleichen Zeit wurde Schoeps klar, dass er mit dem *Vortrupp-Verlag* ins Ausland würde gehen müssen, wenn dieser weiterbestehen sollte. Anfang Januar 1938 begann er die Möglichkeit zu eruieren, den Verlag nach Holland zu transferieren.⁶⁹⁾ Die Schweiz, die Tschechoslowakei und Schweden sah er ebenfalls als potentielle Standorte an. Schoeps bat den Londoner Buchhändler Selfridge, seine Bücher im Vereinigten Königreich zu verkaufen, und nannte ihm sogar schon einen englischen Übersetzer.⁷⁰⁾ Es war ein bescheidenes Unternehmen – Schoeps hatte nur drei- undzwanzig Titel im Programm, einschliesslich fünf eigener –, aber er hoffte, damit seine Lebenshaltungskosten ausserhalb Deutschlands decken zu können. (Zu Hause war er immer noch auf das Geld seiner Eltern angewiesen.) In letzter Zeit hatte Schoeps gelegentlich Vorträge über so esoterische Themen wie Buddhismus und «die Frage der zeitgenössischen jüdischen Religion» gehalten.⁷¹⁾ Aber Leo Baeck war nicht davon zu überzeugen gewesen, die Schirmherrschaft für solche Vorträge an der *Lehranstalt* zu übernehmen.⁷²⁾ Dieser Rückschlag bestärkte Schoeps in der Auffassung, dass das Leben im Dritten Reich «kaum noch erträglich» sei, solange es dort kein geeignetes Betätigungsfeld für seine intellektuellen Interessen gebe.⁷³⁾ Alle Wegweiser deuteten nun zum Ausgang, wenn er nur den Weg dorthin finden konnte.

Bis zum Januar 1938 hatten annähernd 135.000 der in etwa 525.000 deutschen Juden sicher die Reichsgrenzen überschritten, um sich im Exil ein neues Leben aufzubauen.⁷⁴⁾ (Leo Baecks *Reichsvertretung* hatte 70.000 von ihnen dabei geholfen.⁷⁵⁾ Einst von ihren vorsichtigeren und optimistischeren Freunden als unge-

stüm betrachtet, wurden diese jüdischen Flüchtlinge nun als die Glücklichen angesehen – die Juden, die der Falle entwichen waren. Aus den Worten Hermann Stahls, des Oberhauptes der jüdischen Gemeinde Berlins, die er im Januar in der Synagoge an der Fasanenstrasse äusserte, klang kühle Entschlossenheit: «Zu denen unter unseren jungen Leuten, die sich noch nicht entschieden haben auszuwandern, sage ich: es gibt in diesem Lande keine Zukunft für die Juden.»⁷⁶ Nie zuvor war von einer prominenten Persönlichkeit der jüdischen Gemeinschaft die Wahrheit so laut und so deutlich ausgesprochen worden.

Richard Willstätter hatte neuerdings reichlich Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie die düstere Wirklichkeit immer näher rückte. Adolf Hitler war in die bayerische Hauptstadt gekommen, um den achtzehnten Jahrestag der Gründung der Nazipartei zu feiern und diesen Anlass zu nutzen, um die Juden unter Beschuss zu nehmen, weil sie die ausländische Presse gegen Deutschland auf gehetzt hätten: «Wir werden auf jeden Fall energisch gegen die jüdischen Hetzer in Deutschland vorgehen», donnerte der Führer. «Wir wissen, dass sie die Vertreter einer internationalen Verschwörung sind, und wir werden sie entsprechend behandeln.»⁷⁷ Und dann war im Juni die Münchener Synagoge in Brand gesteckt worden. Da er weder Kommunist noch gläubiger Jude war, mag Willstätter nicht gemerkt haben, dass die sich nun häufenden Attacken auch ihm galten. Wie gewöhnlich reagierte er auf Widrigkeiten, indem er sich noch tiefer in seine wissenschaftlichen Forschungen vergrub. Allabendlich miteinander Rücksprache haltend, wobei die Gestapo über eine Art Fangschaltung mithörte, kamen er und Margarete Rohdewald mit der Entschlüsselung der Funktionsweise von Enzymen im Muskelgewebe gut voran.⁷⁸ Der Gedanke, dieses letzte bedeutende Stück Forschung abzuschliessen, versperrte ihm im Grunde den Blick auf alles, was um ihn herum geschah.⁷⁹ Wie er später an seinen früheren Studenten und

Mitarbeiter Arthur Stoll schreiben sollte: «Es ist meine lebenslängliche Methode, die mir mögliche Leistung durch grosses Pensum, durch angespannte Arbeit und Überarbeit zu erreichen.»⁸⁰

Aber so vertieft in seine Forschung war Willstätter nun auch wieder nicht, dass er die Notlage von Freunden und Verwandten, die es nicht so gut getroffen hatten wie er, ignoriert hätte. Seit 1933 bedachte er jene Juden, die aus Deutschland fliehen wollten, regelmässig mit grosszügigen Geldbeträgen⁸¹, und seine Hilfsbereitschaft liess nicht nach, als die Lage der jüdischen Bevölkerung immer hoffnungsloser wurde. Wenn ihm etwas vorzuwerfen war, dann schon eher, dass er mit seinem Geld zu leichtsinnig umging und es weggab, ohne sich gross Gedanken zu machen, ob er es vielleicht am Ende selbst einmal brauchen würde. Da er allein war, sorgte er sich nicht sehr um die Zukunft. Seine Tochter Margarete hatte sich vor einigen Jahren mit ihrem Mann im fernen Wisconsin niedergelassen, um ihre Kinder aufzuziehen, und aus seiner engeren Familie war niemand mehr im Dritten Reich übriggeblieben. Sein Leben schien überschattet von frühem Tod und Verlassenwerden – sein Vater ging nach Amerika, als Willstätter in seinen bildbarsten Jahren war, er selbst hatte den Tod vor Augen, als er im Knabenalter an Diphtherie erkrankte, er war erst in den Dreissigern, als seine Frau ganz plötzlich starb, dann der Tod seines Sohnes Ludwig im zarten Alter von zehneinhalb Jahren, und nun wurde er von seinem einzigen noch lebenden Kind im Stich gelassen, wodurch sich auf umgekehrte Weise das von seinem Vater ausgelöste Trauma wiederholte. Diese Verluste hatten Willstätter verhärtet, ihn daran erinnert, dass das Leben grausam sein kann, sie hatten einen in sich gekehrten Mann aus ihm gemacht und ihn gelehrt, sich auf seine eigenen Stärken und Kräfte zu verlassen. Nun brachte ihn diese an Hiob gemahnende Beharrlichkeit letztlich in Lebensgefahr, machte ihn glauben, sein Heil

nicht in einem Zusammenschluss mit den anderen Juden Deutschlands zu suchen – jenen, die vor den Visa-Ämtern lautstark Einlass begehrten –, sondern sich dem Kampfgetümmel fernzuhalten und das Ende des Sturms allein abzuwarten.⁸²

Auch die Juden, die nun fest entschlossen waren, Deutschland den Rücken zu kehren, mussten warten. Palästina blieb das Ziel ihrer Wahl, aber in diesen Tagen konnte man nicht so ohne Weiteres nach Palästina gelangen. Aus Angst vor grösseren arabischen Unruhen sahen sich die Briten 1937 veranlasst, dem Zustrom von Einwanderern einen Riegel vorzuschieben, und den Nazis, die die Schaffung einer jüdischen Heimstätte anfangs unterstützt hatten, kamen nun angesichts dieser Vorstellung erhebliche Bedenken. Diese Zweifel gingen auf die Herausgabe des Berichts der Peel-Kommission zurück. Der Umstand, dass ein jüdischer Staat tatsächlich Wirklichkeit werden könnte, löste bei einigen Parteiführern die Sorge aus, dass er eines Tages womöglich eine Bedrohung der deutschen Weltherrschaft darstellen werde. Wenn, wie die Nazis zu glauben vorgaben, die Juden eine internationale Verschwörung bildeten, die es auf die Vernichtung der «arischen Rasse» abgesehen hatte, war es dann wirklich ratsam, ihnen bei der Erlangung einer territorialen Basis behilflich zu sein? Ein Artikel, der im Juli 1937 im *Leitheft des Rasse- und Siedlungshauptamtes* erschien, äusserte Besorgnis über einen «jüdischen Staat, wo die Macht des Weltjudentums gefestigt werden konnte».⁸³ Diese Auffassung wurde durch einen Bericht bestärkt, den Adolf Eichmann im Anschluss an seinen Besuch in Palästina und Ägypten im Herbst 1937 verfasste. Aufgrund seiner Analyse der politischen Lage im Nahen Osten trat Eichmann für eine Umkehr in der Nazipolitik ein: «Im Interesse des Reichs sollte die Gründung eines unabhängigen Staates durch die Juden in Palästina verhindert werden.»⁸⁴ Hitler selbst sah ein, dass ein solches Umdenken angezeigt sei, wollte er doch den Juden nicht geben,

was die Katholiken bereits im Vatikan hatten. So wandten sich also die Nazis gegen die Errichtung einer jüdischen Heimstätte, und das genau zu dem Zeitpunkt, als die Briten die Tore nach Palästina schlossen (infolge der herabgesetzten Visa-Quote fiel die Zahl der Emigranten auf 10.536, von fast 30.000 im Vorjahr und einer Höchstzahl von 61.854 im Jahr 1935⁸⁵).

Die Auswanderung anderswohin gestaltete sich ebenso problematisch, wenn nicht sogar noch problematischer. Obwohl sie offiziell gewillt war, jüdische Visa-Anträge beschleunigt zu behandeln, unternahm die Regierung der Vereinigten Staaten angesichts einer in der amerikanischen Öffentlichkeit (und Bürokratie) weitverbreiteten antijüdischen Stimmung keinerlei Schritte, um die Zahl der Flüchtlinge zu erhöhen, die legal einreisen konnten. Das State Department hielt die Kontingentierung für Deutschland als Ganzes konstant, obgleich es für Beamte sowohl in Washington als auch in den US-Konsulaten im Ausland offensichtlich war, dass die missliche Lage, in der sich die drangsalierten Juden befanden, zunehmend verzweifelter wurde und immer mehr von ihnen in die Vereinigten Staaten emigrieren wollten. Mitte Januar 1938 berichtete zum Beispiel der amerikanische Generalkonsul in Stuttgart (verantwortlich für eine Region, die 45% der Juden Deutschlands umfasste), die deutschen Juden seien zu dem Schluss gekommen, dass ihre Lage «immer hoffnungsloser» werde, und hätten beschlossen zu gehen. Viele von ihnen sähen in den Vereinigten Staaten ihre letzte Zuflucht. Auf diese gestiegene Nachfrage hin hatte das Stuttgarter Konsulat 1937 10.483 Visa erteilt, eine Zahl, die sich dem Durchschnittsniveau der Zeit vor der Großen Depression näherte.⁸⁶ Aber nichtsdestoweniger wurden die Wartelisten immer länger. Aufgrund sowohl der restriktiven US-Visa-Politik als auch der psychologischen Hindernisse, die die Juden überwinden mussten, ehe sie den Atlantik überqueren, war der Exodus nach Amerika während der Nazizeit nicht

nennenswert angestiegen. Nach einem stetigen Anstieg infolge der Machtübernahme durch Hitler war die Zahl im April 1937 auf ein Niveau gefallen, das deutlich unter dem in den 20er Jahren erreichten Höchststand lag. Andere Länder ausserhalb Europas zeigten sich noch weniger gastfreundlich gegenüber Juden, jetzt, wo sich eine Massenauswanderung abzuzeichnen schien. Auch innerhalb Europas wurden die Hürden höher. So traten beispielsweise in den Niederlanden Einwanderungsbeschränkungen in Kraft, kaum dass die Nazis angekündigt hatten, jährlich 30.000 österreichische Juden ausweisen zu wollen.

Wenn Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich ein neues Zuhause finden sollten, würden sich viele Nationen dazu verpflichten müssen, die Last untereinander zu teilen. Nach den drastischen Massnahmen, die Eichmann und seine Schergen in Österreich ergriffen hatten, erschien nun eine internationale Antwort auf das Flüchtlingsproblem dringlicher denn je. Tatsächlich forderte am 25. März 1938, weniger als zwei Wochen nach dem Anschluss, Präsident Franklin D. Roosevelt auf Anraten des Unterstaatssekretärs des Innenministeriums Sumner Welles und unter dem Druck der amerikanischen Judengemeinschaft, dass eine Konferenz der betroffenen Nationen zusammentrete, die sich mit dieser Krise befasse. Um den potentiellen Teilnehmern die geplanten Diskussionen schmackhafter zu machen, stellte der Staatssekretär Cordell Hull von Anfang an klar, dass von keinem Land verlangt werde, noch weitere Flüchtlinge aufzunehmen. Durch dieses Zugeständnis war sichergestellt, dass bei der Konferenz für Europas verzweifelte Juden nichts von entscheidender Bedeutung herauskommen würde.⁸⁷

Hulls Erklärung hinderte deutsche und österreichische Juden indes nicht daran, sich Hoffnungen zu machen. Die *Centralverein Zeitung*[^] das Sprachrohr des deutsch-jüdischen *mainstream* reagierte darauf sogleich mit einer dicken Schlagzeile: Öffnen sich

die Tore?⁸⁸ Die damit verbundenen Hoffnungen wuchsen im Frühling, als sich die Situation in Deutschland verschlechterte. Anfang Juni stellte ein Wortführer der Liberalen, der für den *Centralverein* tätige Anwalt Alfred Hirschberg, in der genannten Zeitung Spekulationen über den Ausgang der bevorstehenden Konferenz an, die im darauffolgenden Monat im französischen Kurort Évian-les-Bains abgehalten werden sollte. Mehrere hunderttausend in der Diaspora lebende Juden könnten sich nun auf eine in geordneten Bahnen verlaufende Umsiedlung, ein neues Zuhause, auf neue Karrieren freuen und sich bald wieder sicher fühlen, prophezeite Hirschberg.⁸⁹ (Das *Institut für das Studium der Judenfrage* schätzte, dass es weitere dreissig Jahre dauern würde, bis alle Juden Deutschlands das Land verlassen hätten, wenn das gegenwärtige Tempo der Emigration nicht erhöht werde.⁹⁰)

Als der Zeitpunkt der Evian-Konferenz näherrückte, legte sich dieser Optimismus. Keine der zweiunddreissig Regierungen, die die Absicht hatten, Vertreter zu entsenden, erklärte öffentlich, dass sie ihre Einwanderungspolitik zu liberalisieren gedenke. Es gab keinen Hinweis darauf, dass die Vereinigten Staaten gewillt waren, ihre Türen auch nur einen Spalt breit weiter zu öffnen. Ja, das Weisse Haus lehnte jeden derartigen Schritt rundweg ab.⁹¹ In den Wochen vor der Eröffnung der Evian-Konferenz schickte die *Centralverein Zeitung* einen ihrer Reporter nach Genf, um die Lage zu sondieren. Seine Prognose war gedämpfter: Die mit grossen Erwartungen befrachtete internationale Zusammenkunft, der erste Versuch der Weltgemeinschaft, die drängende Flüchtlingskrise entschlossen anzugehen, würde womöglich gar keine konkreten Hilfsangebote für die deutschen und österreichischen Juden erbringen. Der Wille, *irgendetwas* zu tun, war zwar vorhanden, aber es war nicht klar, wie dieser Wille in die Tat umgesetzt werden konnte.⁹² Das Organ der jüdischen Kriegsveteranen, *Der*

Schild, äusserte sich ebenso skeptisch über die Konferenz.⁹³ Das Beste, das Robert Weltschs *Jüdische Rundschau* Evian abgewinnen konnte, war der geplante Auftritt des Kabinettsministers Neville Chamberlains. Die zionistische Zeitung begrüsst dies, da Edward Tumor, Earl of Winterton, grosses Engagement bewies, die missliche Lage der Juden zu lösen⁹⁴ (obwohl Turnour dafür bekannt war, dass er den Arabern grössere Rechte auf Palästina zubilligte als den jüdischen Siedlern⁹⁵). Die *Jüdische Rundschau* gab diese Zuversicht nicht auf – im Unterschied zu anderen deutsch-jüdischen Publikationen –, trotz der Tatsache, dass Vertreter der Juden nicht einmal die Erlaubnis erhalten würden, vor dem Plenum der Konferenz zu sprechen und einen direkten Hilfsappell an deren Teilnehmer zu richten.⁹⁶

Weltsch war ein von Natur aus begeisterungsfähiger Mensch, ein Idealist. Jedes Ereignis, das die jüdische Emigration zu unterstützen und der Schaffung einer jüdischen Heimstatt förderlich zu sein schien, zog ihn magisch an. Die Evian-Konferenz war in seinen Augen der Rettungsanker, dessen die Juden so dringend bedurften. Unter dem Druck, den dort die anderen Nationen ausübten, würden die Briten gezwungen sein, mehr Juden nach Palästina einreisen zu lassen. Nur eine im grossen Umfang erfolgende Umsiedlung dorthin könne Deutschlands Juden vor jenem Zustand bewahren, den er in einem Brief an Chaim Weizmann als kollektive Depression bezeichnete.⁹⁷

Weltsch hatte sich festgelegt, nach Palästina aufzubrechen, sobald er die erforderliche Geldsumme und die benötigten Papiere beisammenhaben würde. Infolge des verzweifelten Bemühens, seine Zeitung über Wasser zu halten, und der jahrelang erduldeten Feindseligkeit und Unsicherheit in Hitlers Reich, war seine Stimmung inzwischen etwas gedrückt. (Im Januar hatte man ihn und andere jüdische Journalisten unter die Aufsicht Hans Hinkels vom

Propagandaministerium gestellt – eine Massnahme, die darauf hindeutete, dass es mit der relativen Unabhängigkeit der jüdischen Presse bald vorbei sein würde.⁹⁸⁾ Aus allen diesen Gründen klammerte sich Weltsch an die Hoffnung, dass man in der französischen Stadt mit ihren Heilquellen Fortschritte erzielte.

Max Warburg war nicht so sehr darauf erpicht, dass Evian ein durchschlagender Erfolg würde. Dass europäische Juden massenweise in die hintersten Winkel der Erde einfielen und dort Unruhe auslösten – und weiteren Antisemitismus, das war das letzte, was er sich wünschte. Selbst nach dem sogenannten Anschluss wollte er einen überstürzten, schnellen Exodus vermeiden. «Wenn man die Emigration beschleunigte», erläuterte er, «würde man ihren Zweck verfehlen».⁹⁹⁾ Warburg lag sehr daran, dass sich die Juden im Ausland von ihrer besten Seite zeigten (eine beispielhafte «Geradlinigkeit» an den Tag legten¹⁰⁰⁾), damit ja kein Schatten auf ihr Volk falle. Diese Sorge beschäftigte ihn so sehr, dass sich seine Äusserungen zuweilen anhörten, als lasse ihn die Angst und Pein gleichgültig, die die Juden aus ihrem Land trieb. Er wirkte ein bisschen wie ein Hotelgeschäftsführer, der darauf besteht, dass seine Gäste erst ihre Pyjamas gegen Jackets und Krawatten vertauschen, bevor sie die in Flammen stehende Lobby verlassen. Zu seiner Entlastung machte Warburg geltend, dass den Juden nicht damit geholfen sei, einfach nur aus Deutschland rauszukommen, es sei denn ein Land böte ihnen Asyl. Damit dies geschähe, mussten zuvor noch eine ganze Reihe heikler Schritte auf diplomatischer Ebene unternommen und die Vertreter anderer Länder umworben werden. Evian war Teil dieses Prozesses, keine wunderbare Antwort auf jüdische Gebete.

Viele Juden waren durch die Schikanen und Einschüchterungsversuche der Nazis mürbe gemacht. Nach jenem demütigenden Verhör 1937 hatte die Gestapo Leo Baeck noch mehrere Male verhaftet. Baeck hatte sich in dem grimmigen Spiel behaupten kön-

nen, aber der Kampf war ihm teuer zu stehen gekommen. Das geistige Oberhaupt der deutschen Juden konnte nun nicht mehr bei seiner treuen Frau Natalie Rückhalt suchen und fühlte sich von allen Seiten zunehmend bedrängt. Die scharfe Kritik, der seine Führung durch Georg Kareski und eine Clique Berliner Juden um Heinrich Stahl unterzogen worden war, hatte ihn um seine sonstige Energie und Spannkraft gebracht. Trotz alledem hielt Baeck an seinen täglichen Ritualen fest, schrieb Freunden und Kollegen zu ihren Geburtstagen und bewirtete andere am Sabbat.¹⁰¹ Aber diese beruhigende Alltagsroutine vermochte seine Aufmerksamkeit nicht wirklich von der Realität abzulenken, die auf sein Volk eindrängte. Gemeinsam mit anderen hatte Baeck in einem Dringlichkeitsgesuch an Präsident Roosevelt appelliert, er möge sich der Sache der gefährdeten europäischen Juden annehmen, und so war er natürlich erfreut, als er von der Ankündigung der Evian-Konferenz erfuhr. Er und die anderen Präsidiumsmitglieder der *Reichsvertretung* gingen an diese Verhandlungen mit dem ernsthaften Vorsatz heran, sie erfolgreich beendet zu sehen. Die Verantwortlichen der *Reichsvertretung* bereiteten ihrerseits einen 17seitigen Bericht vor mitsamt einer Bevölkerungsstatistik über die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, um den Konferenzteilnehmern einen Leitfaden für ihre Beratungen an die Hand zu geben. Sie begannen den Bericht mit dem Versprechen:

«Deutschlands Juden sind fest entschlossen, ihre organisatorische und finanzielle Führungsfähigkeit mit aller Kraft in den Dienst der Entwicklung eines grossangelegten Emigrationsprojekts zu stellen.»¹⁰²

Die nicht angesprochene Frage lautete: «Wie viel organisatorische und finanzielle Autorität besaßen diese deutschen Juden überhaupt noch?» Wie die Statistenrolle zeigte, die sie in Evian spielten, hiess die Antwort: «Nicht viel.» In ihrem Bericht legte die *Reichsvertretung* dar, dass es für jüdische Familien von Nach-

teil sei, wenn jeder einzelne Auswanderungswillige eine festgesetzte Summe vorweisen müsse, stattdessen sollte jede Familie als eine Einheit behandelt werden. Ferner sollten Gastgeberländer in der Lage sein, ankommenden Juden Möglichkeiten zu bieten, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Die Liste der in dem Bericht aufgeführten Empfehlungen war umfassend und aufrichtig. Er zeugte ausserdem von einem naiven Vertrauen in den guten Willen anderer Nationen. (Wie mehrere zynische Beobachter hervorhoben, ergab der Ortsname «Evian» rückwärts buchstabiert das Adjektiv «naive».)

Bella Fromm war von Illusionen dieser Art weitgehend geheilt. Sie hatte genug Zeit unter Diplomaten verbracht, um deren Spielchen zu durchschauen, die stets auf eine Selbstinszenierung hinausliefen. Dass sie sich nicht gerade danach drängten, Tausende hilfloser, verarmter, unerwünschter Juden mit offenen Armen aufzunehmen, war allzu offensichtlich. Diese Diplomaten mochten zwar «Frau Bella» schätzen und aufrichtig mögen und sogar einiges auf sich nehmen, um ihr zu helfen, wenn sie konnten, doch bedeutete das persönliche Interesse an ihr keineswegs, dass ihnen das Schicksal der deutschen Juden insgesamt am Herzen lag oder sie den Wunsch verspürten, ihnen ein neues Zuhause zu verschaffen. Bella Fromm zog sich nun mehr und mehr von der Berliner Gesellschaft zurück und verbrachte den grössten Teil ihrer Zeit damit, an einen Pass und die anderen Papiere zu kommen, die sie für ihre Flucht aus Deutschland brauchte.

Statt ihr Vertrauen auf internationale Konferenzen und Präsidentenworte zu setzen, kümmerte sie sich selbst um eine mögliche Fluchtroute. Ein freundlicher SS-Funktionär, den sie «Karl» nannte, half ihr den mit ihren Steuererklärungen verbundenen Papierkrieg zu bewältigen, die sie erst in Ordnung bringen musste, ehe sie ihren Pass bekommen konnte.¹⁰³ Ihrem Auswanderungsantrag fügte sie ein Empfehlungsschreiben des Polizeipräsidenten

von Berlin, Wolf Heinrich Graf von Helldorf, bei, das ihrer Sache bestimmt nicht schadete. Ausserdem konnte sie einen General der deutschen Armee als Gewährsmann angeben.¹⁰⁴ Der amerikanische Generalkonsul in Berlin, Raymond Geist, erwies sich als zusätzliche Hilfe, indem er ihr ein Einreisevisum für die Vereinigten Staaten besorgte und sich für ihren untadeligen Leumund verbürgte.¹⁰⁵ Auf die Vermittlung anderer Freunde hin hatte sich die US-Handelskammer bereiterklärt, Fromm für ein Visum zu empfehlen mit der Begründung, dass sie jenseits des Atlantiks die Weine ihrer Familie würde verkaufen können.

Trotz dieser hochkarätigen Verbündeten kam Bella Fromm bei den Nazibehörden nur langsam voran. Im Juni 1938, sechs Monate nachdem sie ihren Antrag formuliert hatte, wartete sie noch immer auf ihren Pass. Ein Freund bei der Gestapo verriet ihr, dass sie schliesslich doch noch einen bekommen würde, gab ihr aber zu bedenken, dass sie sonst nicht viel aus Deutschland würde mitnehmen können.¹⁰⁶ Während einer vom amerikanischen Botschafter Hugh Wilson gegebenen Gartenparty am 4. Juli nahm ihr Freund «Rolf» Mumm sie beiseite und fragte: «Bist du in letzter Zeit einmal im Norden Berlins gewesen? Dort tut sich etwas. Das Konzentrationslager wird vergrössert. Geh lieber weg, Bella! [...] Hier kannst du nicht mehr viel ausrichten. Niemand kann es. Wenn wir nicht aufhören, uns für deine öffentlichen Feinde' einzusetzen, landen wir selbst noch in Konzentrationslagern. Ausserhalb Deutschlands kannst du vielleicht mehr für sie tun als hierzulande.»¹⁰⁷

Hans-Joachim Schoeps musste selbst sehen, wie er einen Weg aus dem Dritten Reich fand. Und im Frühsommer 1938 war ihm dabei kein Glück beschieden. Die ausländischen Universitäten und Schulen, an die er herantrat, hatten keine Stelle für ihn. Alles, was er bekam, waren höfliche Ablehnungsbescheide. Einer kam

von einer ländlichen Schule in Südschweden, ein anderer von der Philosophischen Fakultät der Universität Reykjavik in Island.¹⁰⁸ Es gab ein paar aufmunternde Hinweise, dass er in England an einem Forschungsprojekt arbeiten könne, aber Schoeps würde keine Arbeitserlaubnis für dieses Land erhalten.¹⁰⁹ Selbst eine weitere kurze Reise nach Skandinavien führte zu nichts, ausser dass sich sein Asthma verschlimmerte.¹¹⁰

Während dieser ganzen Zeit übte die Gestapo Druck auf ihn aus, damit er das Land verlasse. (Im August richtete Schoeps an Bischof Berggrav die dringende Bitte, ihm bei der Beschaffung eines Einreisevisums und einer Arbeitserlaubnis für Norwegen zu helfen, da er aufgrund «zwingender äusserer Gründe» das Reich verlassen müsse.¹¹¹)

Jedesmal, wenn er in der Öffentlichkeit sprach oder eine Versammlung besuchte, befürchtete er, die Nazis würden diesen speziellen Anlass zum Vorwand nehmen, um gegen ihn vorzugehen – ihn zu verhaften oder Schlimmeres mit ihm anzustellen. Nachdem man ihn im Winter 1935/36 unter dem Vorwurf des Hochverrats festgenommen hatte, war er ängstlicher und vorsichtiger geworden. Um sein Risiko zu vermindern, versenkte Schoeps Ende 1937 oder Anfang 1938 den grössten Teil seiner Schriften in den Spreekanal.¹¹² Vermutlich enthielten viele dieser Dokumente detaillierte Ausführungen zu seinem Plan, die Juden in die Zukunft des Dritten Reichs miteinzubeziehen – ein Standpunkt, der nun bei den Behörden noch weniger beliebt war. Obwohl es ihm oft gelang, seinen Gestapo-»Schatten« im Verkehrsgewühl Berlins abzuhängen, wurde Schoeps regelmässig einbestellt, um über seine Aktivitäten und Verbindungen ausgefragt zu werden. Seinen späteren Aussagen zufolge interessierten sich die Gestapo-Beamten brennend für das, was sie für eine Weltverschwörung der «Weisen von Zion» hielten. Da sie Schoeps unterstellten, etwas über diese Bewegung zu wissen, wurden seine Befrager so neu-

gierig, dass sie ihn als eine potentielle Informationsquelle schützen und vor Verhaftung bewahrten.¹¹³

Während Schoeps auf der Nordseeinsel Helgoland Urlaub machte, bevor er auf seiner unermüdlichen Suche nach einem Lehramt wieder nach Dänemark fuhr, richteten sich die Gedanken vieler seiner jüdischen Landsleute in ängstlicher Erwartung auf das französische Städtchen Evian am Genfer See. Am 6. Juli 1938 kamen etwa 140 Vertreter aus 32 Nationen (von den europäischen Grossmächten blieb nur Italien fern) neben Delegierten von 40 privaten Hilfsorganisationen und einem beachtlichen Presseaufgebot für neun Tage im Hotel Royal zusammen, um die sich verschärfende Flüchtlingskrise zu erörtern. (Die Konferenz fand in Frankreich statt, weil sich die Schweiz, um die Nazis nicht zu verärgern, geweigert hatte, sie auszurichten.) Dieses Ereignis wurde als das bedeutendste humanitäre Unternehmen des Jahres angekündigt. Um ihr Interesse kundzutun – und um Informationen aus erster Hand zu bekommen –, schickten die jüdischen Organisationen Deutschlands ihre prominentesten Mitglieder hin, auch wenn diese nur eine Wartestellung einnahmen. Der Chef der amerikanischen Delegation, Myron C. Taylor, ein früherer Präsident von US-Steel und ein persönlicher Freund Roosevelts weckte bei ihnen neue Hoffnungen mit seiner Erklärung, er gehe davon aus, dass Evian die «bestmöglichen Ergebnisse» erzielen werde.¹¹⁴

Für die Reichsvertretung war Otto Hirsch gekommen, ihr Vizepräsident (und zweiter Mann nach Leo Baeck), sowie Michael Traub vom Palästina-Büro und Paul Eppstein. Die Zionistenführer Kurt Blumenfeld und Siegfried Moses nahmen die weite Anreise aus Palästina auf sich, um der Konferenz beizuwohnen. Dr. Werner Rosenberg leitete eine Delegation von Warburgs *Hilfsverein*. Zu Beginn der Konferenz traf sich der Earl of Winterton in einem vertraulichen Gespräch mit den Delegierten der *Reichs-*

vertretung. Er hörte zu, als Hirsch die Hoffnung äusserte, dass die deutsche Regierung jenen Juden, die das Land verlassen wollten, erlauben werde, ein Drittel ihres Vermögens mitzunehmen. Hirsch schätzte, dass die Zahl der Auswanderungswilligen sich etwa auf 200.000 belaufen werde, während die übrigen entweder zu alt oder zu krank seien, um ins Exil zu gehen. Er zeigte sich auch überzeugt, dass die Regierung bereit sein werde, mit der *Reichsvertretung* über die Bedingungen für eine solche Massenemigration zu verhandeln, wenn erst einmal die Konferenz von Evian vorüber sei. Hirsch, der für Baeck sprach, pokerte hoch: Er war sich völlig im Klaren darüber, dass drei Parteien zu einer Übereinkunft kommen mussten, wenn die Juden Hitlers Klauen entkommen sollten: die Naziregierung, die Juden selbst und die voraussichtlichen Gastgeberländer. Indem er sich an Englands Delegationsleiter in Evian wandte, signalisierte Hirsch, dass zwei dieser Parteien gewillt seien, einen Massenexodus zu unterstützen. Alles, was noch fehlte, war ein Ziel, wo sie mit offenen Armen aufgenommen würden – nämlich Palästina. Nun lag es an den Briten, den Weg dorthin freizugeben.

Aber die Briten waren zu derlei nicht bereit. Hinter den Kulissen hatte Neville Chamberlains Regierung die Amerikaner, die die Konferenz ausrichteten, dringend gebeten, Palästina nicht auf die Tagesordnung von Evian zu setzen, damit der Earl of Winterton nicht öffentlich eine Zunahme jüdischer Einwanderung würde ablehnen müssen.¹¹⁵ Den führenden deutschen Juden, die als Bittsteller bei ihm vorsprachen, begegnete er sehr höflich, aber nicht minder bestimmt: Visa werde das Vereinigte Königreich nur noch für ein paar hundert zusätzliche Flüchtlinge erteilen, die nach Kolonialafrika gehen wollten. Ein Gespräch über eine Anhebung der Quotengrenze für Visa nach Palästina würgte er kurzerhand ab.

Als sich Winterton erhob, um zu den Konferenzteilnehmern zu sprechen, brachte er dieselben Argumente vor: Einem Land wie

Grossbritannien sei es praktisch unmöglich, weitere Flüchtlinge aufzunehmen, weder im Vereinigten Königreich selbst noch im restlichen Gebiet des riesigen britischen Weltreiches. Ausdrücklich bezog er sich nicht auf Palästina. Sein Ton war verhalten und massvoll. Wie die Vertreter Amerikas und Frankreichs wollte Winterton Hitlers Zorn nicht erregen, indem er direkt gegen die antisemitische Politik der Deutschen und die daraus resultierenden Folgen Front machte.¹¹⁶ Seine Rede spiegelte den allgemeinen Tenor der Versammlung wider. Die Evian-Konferenz fand unter grossen Erwartungen statt, aber die Stimmung der Delegierten war fraglos gedämpft. Keiner wollte grosse Versprechungen machen. (Der amerikanische Delegationsleiter Taylor erklärte wohl in seiner Eröffnungsrede, die Vereinigten Staaten seien bereit, für die erste Zeit Österreich und Deutschland alle 27.370 Quotenplätze zur Verfügung zu stellen, aber *nicht* gewillt, die Zahl derselben zu erhöhen. Zudem warnte er davor, deutsche Juden auf dem internationalen Markt wie Sauerbier anzupreisen.¹¹⁷) Streitfragen müssten erörtert werden. (Statt die Juden beim Namen zu nennen, sprachen die Redner von «unfreiwilligen Auswanderern» und «politischen Flüchtlingen».) Die Juden müssten begreifen, dass das Flüchtlingsproblem komplex, politisch belastet und nicht so ohne Weiteres zu lösen sei. (Eine Juli-Umfrage in einem in den Vereinigten Staaten erscheinenden Magazin zeigte, wie unpopulär ein Anstieg der Einwanderung aus Europa war: 67,4% wollten, dass die Flüchtlinge draussen blieben.¹¹⁸) Niemand solle auf Wunder hoffen.

Als alle Reden und Beratungen am 15. Juli 1938 beendet waren, gab es wenig an konkreten Aktionen zu beklatschen. Die Delegierten hatten beschlossen, ein internationales Flüchtlingskomitee (ICR) einzurichten, an dem sich zweiunddreissig Staaten beteiligten und das die internationalen Bemühungen zur Hilfe euro-

päischer Juden überwachen und leiten sollte. Zum Leiter der Flüchtlingsbehörde bestimmte man George Rublee, einen siebenjährigen Anwalt für internationales Recht, der ausserdem ein Freund Präsident Roosevelts aus gemeinsamen Studententagen in Groton war. Rublee wurde die volle Autorität übertragen, im Namen der Juden mit der Naziregierung zu verhandeln. Aber ansonsten hatte sich nicht viel geändert. Von allen in Evian vertretenen Ländern hatte nur die winzige Dominikanische Republik sich bereit erklärt, Flüchtlinge in grosser Zahl aufzunehmen. Die anderen waren von ihrem Standpunkt nicht abgewichen. Sie hatten dekretiert, dass «unfreiwillige Auswanderung» aus privaten, nicht aus staatlichen Mitteln finanziert werden solle. Kein Delegierter war aufgestanden, um für eine finanzielle Unterstützung der Juden einzutreten, ehe es zu spät sei. Keiner hatte darauf hingewiesen, dass es bereits zu spät sein könnte.

In der Öffentlichkeit versuchten Deutschlands jüdische Organisationen und Gruppen, diesen Ergebnissen positive Seiten abzugewinnen. Mit dem Eingeständnis, dass nicht alle ihre Hoffnungen erfüllt worden seien, berichtete Robert Weltschs *Jüdische Rundschau*, das Wichtigste an der Evian-Konferenz sei, dass sie stattgefunden habe. Endlich sei die Aufmerksamkeit der Welt auf die Zwangslage der Juden gelenkt worden («eines der grössten öffentlichen Probleme unserer Tage»), und dass diese Situation brenzlich ist, sei zumindest stillschweigend anerkannt worden. Nun, wo die Vereinigten Staaten mittels des Internationalen Flüchtlingskomitees die Führung übernehmen, könnten echte Fortschritte erzielt werden.¹¹⁹ Leo Baecks *Reichsvertretung* nahm einen massvoll optimistischen Standpunkt ein: die Auswanderung sei kein unlösbares Problem, aber sie erfordere mehr ausländisches Geld.¹²⁰ Die *Centralverein Zeitung* war ebenso schnell mit ihrem Lob für die Anteilnahme, die die Evian-Konferenz zum Ausdruck brachte, wie auch für die führende Rolle, die die ameri-

kanische Delegation spielen sollte. Die Zeitung erklärte, die Konferenz sei «der erste Schritt» hin zu einer Beendigung des Dilemmas der Juden, obwohl es unklar bleibe, wie alles weitergehen werde. Ein Exodus in Entwicklungsländer in Afrika, Asien und Lateinamerika schien finanziell nicht durchführbar, und keine Delegation habe Palästina als Patentlösung vorgeschlagen. Es sei am besten, erkuhte sich die Zeitung zu behaupten, wenn man die unmittelbare Zukunft als eine «schöpferische Pause» betrachte, eine Zeit zum Nachdenken, in der Pläne Gestalt annehmen könnten.¹²¹ Abermals sollten die Stimmen, die sich im Namen der deutschen Juden erhoben, die Zeichen des unmittelbar Bevorstehenden arg missdeuten.

11

«Kristallnacht»

Auch die Nazis hatten die Verhandlungen in Evian genau verfolgt. Und sie waren über die Ergebnisse der Konferenz ebenso enttäuscht wie die deutschen Juden. Schon seit einiger Zeit hatten deutsche Regierungsbeamte mit Bestürzung registriert, wie die jüdische Auswanderungsrate stetig fiel, was nicht gerade in ihrem Sinne war. Nach einer im Bericht des Sicherheitsdienstes vom Januar 1938 veröffentlichten Schätzung entsprach der Stand von 1937 dem des Jahres 1934. Es sei höchst fraglich, ob die Emigration, wenn sie weiterhin so schleppend vorangehe, das «Judenproblem» in absehbarer Zeit lösen könne, schloss der Bericht.¹ Die Ungeduld, die aus diesem Dokument und den Äusserungen radikalerer Antisemiten in der Nazi-partei sprach, wurde durch die Ergebnisse der Konferenz von Evian nur noch verstärkt. Die glatte Weigerung der teilnehmenden Nationen, ihre Grenzen auch nur geringfügig zu öffnen, konnte nur so verstanden werden: Die Juden würden nicht so rasch das Land verlassen, wie es die Nazis wollten. Wenn Deutschland schnell «judenfrei» werden sollte, mussten drastischere Massnahmen ergriffen werden, um die Juden abzuschieben, ganz gleich, ob sich irgendein Land bereitfinden würde, sie aufzunehmen. Auf normale Regelungen und Verfahren wäre dabei zu verzichten. In-

nerhalb Deutschlands würden die bisherigen Schikanen einer härteren Taktik und der Androhung von Gewalt weichen müssen. Wie Adolf Eichmann in Österreich demonstriert hatte, funktionierte diese Methode.²

Zeit war nun für Hitler von entscheidender Bedeutung. Er war entschlossen, die Tschechoslowakei Deutschlands expandierendem Reich einzuverleiben. Diese Übung in diplomatischer Einschüchterung lief Gefahr, einen europäischen Krieg vom Zaun zu brechen. Bevor es dazu kam, wollte der Naziführer die Juden aus dem Weg haben.

Aber unmittelbar nach der Evian-Konferenz sahen sich die deutschen Juden mit weiteren erniedrigenden Restriktionen, nicht aber mit vermehrter Gewalt konfrontiert. Vom 28. Juli ab musste jeder von ihnen, selbst Kinder über drei Monate, einen Ausweis bei sich tragen, der ihn als *Juden* kennzeichnete. In Berlin durften sie nur noch auf den wenigen Parkbänken sitzen, die man für sie reserviert hatte.³ Nach einer am 2. August 1938 verkündeten Verordnung mussten alle jüdischen Ärzte (einschliesslich der Weltkriegs-Veteranen) bis Ende September ihren Beruf aufgeben; einer begrenzten Zahl wurde erlaubt, als sog. «Heiler» weiterhin jüdische Patienten zu behandeln.⁴ Dieses Gesetz beendete die Karrieren fast aller noch in Deutschland praktizierenden jüdischen Ärzte; allein in Berlin waren es etwa vierhundert. Über jüdische Handelsreisende wurde ein ähnliches Berufsverbot verhängt.⁵ Ab Mitte August waren alle Juden gezwungen, ihren Rufnamen jüdische Vornamen hinzuzufügen, da ein bereits früher erlassenes Gesetz nun in Kraft trat.

Noch einmal formierten sich die organisierten deutschen Juden wie auf einer Torlinie neu und fanden so, als die Uhr ablief, endlich zu der echten Einheit, zu der die Gemeinschaft so viele Jahre lang nicht fähig gewesen war. Als nun die Gemeinden und andere jüdische Organisationen keine Beiträge mehr erheben durften, trat

die *Reichsvertretung der Juden in Deutschland* Ende Juli 1938 zusammen und kam überein, sich als eine private Körperschaft neu zu gründen und sich fortan *Reichsverband der Juden in Deutschland* zu nennen. Diese Körperschaft sollte eine stärkere Zentralgewalt erhalten, in der die Macht der regionalen jüdischen Vereinigungen, der sog. Landesverbände, aufging, welche sich freiwillig auflösten. Den Zionisten wurde der gleiche Anteil an der Zentralgewalt zugestanden wie den Nichtzionisten, für die *Jüdische Rundschau* Anlass genug, diese neue Körperschaft als einen «Meilenstein» in der deutsch-jüdischen Geschichte begeistert zu begrüßen.⁶

Wie zu erwarten war, wurde Leo Baeck zum Leiter der neuen Organisation ausersehen. Er nahm diese Aufgabe an, wobei er einräumte, dass er ohnehin auf verlorenem Posten stehe. In der Vergangenheit, erläuterte Baeck seinen versammelten Kollegen, hätten er und andere Oberhäupter versucht, «das drohende Gespenst des Chaos» von der jüdischen Gemeinschaft fernzuhalten. «Allen unseren Problemen haben wir uns im Vertrauen auf Gott und in Selbstachtung gestellt ... wir haben eine neue innere Ordnung und neue Formen geistiger und materieller Selbsthilfe geschaffen.» Aber dann klangen Baecks Bemerkungen plötzlich verzagter. Selbst er könne nicht mehr länger so tun, als würden diese Jahre des Durchhaltens im Grunde noch viel an der Sache ändern. Er und seine Kollegen hätten den Juden bestenfalls Kraft gegeben, solange es ihnen noch freistand, in Deutschland zu bleiben. Diese Zeit gehe nun zu Ende, wie Baeck im privaten Kreis bereits 1933 bekannt hatte. Und auch die Kraft jener, die die Last der Verantwortung für die gesamte Gemeinschaft auf ihren Schultern getragen hätten, schwinde dahin. «Es kann keinen Zweifel daran geben, dass diese dauernde, ungeheuere Kraftanstrengung ihre Grenzen hat», gestand der hohlwangige Rabbiner ein. «Unser Lebensraum ist nun noch enger geworden ... unsere Energie droht uns zu verlassen.»

In dieser düsteren Stimmung vermochte Baeck nur in den dürftigen Ergebnissen der Evian-Konferenz noch einen gewissen Anlass zur Hoffnung zu erblicken. (Ein optimistischerer Otto Hirsch behauptete, dass man nach der Konferenz «Licht am Ende des Tunnels» sehe.⁷) Diese Hoffnung bestand darin, dass sich nun überall auf der Welt die Grenzen für Deutschlands Juden öffnen würden. «In uns lebt der Wunsch nach einem zu Opfern bereiten Leben in der freien Luft der Welt. In uns lebt der Wille, unsere Existenz mit dem friedlichen Aufbauwerk [Palästinas] zu verknüpfen.»⁸ Da sie selbst mit ihren Kräften am Ende waren, seien die Juden hierfür auf die Hilfe anderer angewiesen.⁹

Es war eine schwache Hoffnung, geäussert ohne grosse Überzeugung. Baeck hatte genau verfolgt, was Myron Taylor, Earl of Winterton und Vertreter der anderen Nationen ein paar Wochen zuvor in Evian gesagt hatten, und aus ihren Worten schöpfte er keine grosse Zuversicht, dass man seinem Volk nun gestatten werde, sich eine neue Heimat in Palästina oder anderswo in der Welt aufzubauen. Doch wie er es schon in der Vergangenheit abgelehnt hatte, seine geheimsten Gedanken über das Schicksal der jüdischen Gemeinschaft unter Hitler offenzulegen, so beschönigte Baeck auch jetzt diese harten, unwiderlegbaren Tatsachen.

Seine Glaubensbrüder und -Schwestern kamen von selbst dahinter. Hans-Joachim Schoeps war gerade erst von einer frustrierenden vierwöchigen Arbeitssuche in Dänemark zurückgekehrt, als er eine, wie er es ausdrückte, sehr «unerfreuliche» Begegnung mit der Gestapo hatte.¹⁰ Er war in die Gestapo-Zentrale einbestellt, über seine fehlgeschlagene Skandinavienreise verhört und dann barsch angewiesen worden, dass er Deutschland binnen sechs Wochen zu verlassen habe.¹¹ Einem Professor in Basel vertraute er an, dass er zuerst in die angrenzende Schweiz zu gehen beabsichtige, wo er hoffe, Vorlesungen über «Denker der tragi-

schen Existenz» halten zu können.¹² Nach ein paar Monaten werde er sich dann anderswo ein dauerhafteres Asyl suchen. Einen Monat später wartete Schoeps immer noch darauf, diese Pläne umzusetzen, waren seine Versuche, in England oder in Schweden eine Anstellung zu finden, doch inzwischen fehlgeschlagen.¹³ Im Laufe des Jahres 1938 hatte er mit Leo Baeck gesprochen, von dem er gebeten worden war, als Abgesandter der *Bekennenden Kirche* zu fungieren (eine von Martin Niemöller gegründete protestantische Bewegung, die sich in einem gewissen Grad gegen die Behandlung der Juden durch die Nazis wandte.¹⁴) Schoeps, der zu Baeck wie zu einem «väterlichen Freund und Seelsorger»¹⁵ aufblickte, hatte sich bereitwillig einverstanden erklärt, diese gefährliche Mission zu übernehmen, wenn auch nicht so recht klar ist, worum es dabei genau ging-

Auch Bella Fromm wurde in diesem Sommer durch höhere Gewalt an dem Versuch gehindert, Deutschland zu verlassen. Aber ihre Probleme waren hauptsächlich bürokratischer Natur. Selbst mit Herbert Mumms («Rolf») Hilfe, hatte die Bearbeitung ihrer Papiere kafkaeske Züge angenommen. Anfang August 1938 vermerkte Fromm offensichtlich frustriert in ihrem Tagebuch: «Ich kann mir nicht vorstellen, wie andere Emigranten, die nicht über solche Beziehungen verfügen, es jemals schaffen, den Riesenberg von künstlich geschaffenen Schwierigkeiten zu überwinden.» Zu den Hindernissen, die man ihr in den Weg legte, gehörte auch die Forderung, dass sie alle ihre Steuern ein Jahr im Voraus bezahlen musste – eine andere Form der von den Nazis erhobenen «Fluchtsteuer».¹⁶ Um die Dinge beim Passamt zu beschleunigen, erschien Bella Fromm eines Tages dort, behängt mit Orden aus dem Ersten Weltkrieg. Eine Woche bevor sie schliesslich ihr Visum bekommen sollte, hatte sich Fromm noch immer nicht alle notwendigen Bescheinigungen beschaffen können, um Deutschland zu verlassen, und so wandte sie sich, auf den Rat des amerikanischen Bot-

schafters William E. Dodd hin, aber mit grossem Widerwillen, an eine mächtige Persönlichkeit, die sie insgeheim verachtete: an Hjalmar Schacht. Dieser selbsternannte Freund von Deutschlands Juden, der nun die Position eines Ministers ohne Geschäftsbereich innehatte, sorgte dafür, dass Bella Fromms Papiere bei der Reichsdevisenstelle rasch bearbeitet wurden.¹⁷ Ein sichtlich beeindruckter, aber verwirrter Zollbeamter fragte sie: «Was haben Sie bloss getan, dass die höchsten Nazis für Sie eintreten?»¹⁸

Eine Woche später, am 18. August, wurde «Frau Bella» endlich das kostbare Dokument ausgehändigt, nachdem sie fast sechs Stunden in der Warteschlange vor dem US-Konsulat gestanden hatte. (Als ihre Diplomatenfreunde Cyrus Follmer und DeWitt Warner erstaunt fragten, warum sie ihnen nichts von ihrer Ankunft gesagt und sich nicht das lange Warten erspart habe, erwiderte Fromm etwas scheinheilig, sie wollte keine «Vorzugsbehandlung» in Anspruch nehmen. Ausserdem habe sie ihre amerikanischen Freunde überraschen wollen.) Prompt küsste sie das behördliche Goldsiegel auf dem Visum und weinte vor Glück.¹⁹ Jetzt brauchte sie nur noch die Überfahrt zu buchen und ihre Koffer für die Vereinigten Staaten zu packen.

Zufälligerweise hatte zwei Tage vorher Max Warburg in einem Brief an Martin Goldschmidt ähnliche Pläne enthüllt: Er werde Ende des Monats nach New York fahren, aber nur für ein oder zwei Monate.²⁰ Er wolle seine Frau und seine Tochter Gisela mitnehmen, um amerikanische Verwandte zu besuchen, und dann nach Deutschland zurückkehren, um seine Tätigkeit für jüdische Wohlfahrtsorganisationen wiederaufzunehmen.²¹ Kurz vor seiner Abreise sprach Warburg mit Earl of Winterton über die zukünftige Auswanderung von Juden. Der Bankier zeigte sich besorgt, dass die zunehmende Verarmung seiner Glaubensgenossen eine Massenflucht ins Ausland auslösen würde – in Deutschland konn-

ten sie einfach nicht mehr lange von abnehmenden Bankkonten leben. Mochte das deutsche Auswärtige Amt auch wünschen, dass sie gingen, Warburg hielt das Ergebnis für kontraproduktiv: Länder, die vielleicht bereit wären, *einige* Flüchtlinge aufzunehmen, würden angesichts eines solch unerwünscht hohen jüdischen Bevölkerungsanteils rasch ihre Einwanderungsbeschränkungen verschärfen. (Welche Länder er dabei im Sinn gehabt haben mag, kann man sich nach der Evian-Konferenz nicht so ohne Weiteres vorstellen.)

Warburg wollte, dass das neu geschaffene Internationale Flüchtlingskomitee seinen Einfluss geltend mache, um das Auswärtige Amt zu überzeugen, den Emigrantenstrom *nicht* weiter zu forcieren. Damit der Exodus erfolgreich verlaufe, riet er ferner zu einem Plan, der Juden in die Lage versetzen würde, in deutsche Firmen in «Gastgeber»-Ländern zu investieren. In seinen Augen war das für Juden die einzige Möglichkeit, etwas von ihrem Vermögen aus dem Reich abzuziehen. Die Nazis wollten von einem direkten Transfer von Bankguthaben nichts mehr wissen und waren nicht bereit, sich mit dem Vorsitzenden des Komitees, George Rublee, zu treffen, um dieses Thema zu erörtern.²² (Bisher war Rublees Organisation in ihren Sondierungsverhandlungen mit dem Hitlerregime keinen Schritt weitergekommen. Anfängliche Annäherungsversuche nach Evian waren zurückgewiesen worden. Zudem hatten die Briten zu verstehen gegeben, dass dieses Thema bei den Gesprächen mit den Deutschen nicht zur Sprache kommen solle, da sich daraus mehr Druck auf ihr Land ergeben könnte, die Zahl der Visa für Palästina zu erhöhen. Dies alles in Rechnung gestellt, sollten die Spannungen im Umfeld der Krise von München im September 1938 Gespräche des ICR mit der deutschen Regierung über die Flüchtlingsfrage ohnehin von vornherein zum Scheitern verurteilen.) Selbst jetzt, nach allem, was vorgefallen war, hatte Warburg sein Ziel noch nicht aufgegeben,

zu irgendeiner Vereinbarung mit den Nazis zu kommen, die den Juden eine echte Chance böte, sich in Übersee ein neues Leben aufzubauen. Tatsächlich sollte sein Optimismus mehrere Monate später Früchte tragen. Aber da spielte Warburg schon keine Rolle mehr. Aus seinem vorübergehenden Aufenthalt in den Vereinigten Staaten war nämlich ein endgültiger geworden.

Im August 1938 dachte auch Robert Weltsch intensiver – und verzweifelter – über eine Zukunft für sich selbst ausserhalb Deutschlands nach. Erst vor Kurzem hatte ihn eine neue Eskalation arabischer Gewalt daran erinnert, dass es für Juden, die Nazideutschland den Rücken kehren wollten, in Palästina keine Garantie auf Frieden gab. Es war, als kämen die Juden vom Regen in die Traufe. Weltsch gab sich keinen Illusionen hin: Palästina würde bis auf Weiteres ein blutiges Schlachtfeld bleiben, und selbst wenn dem nicht so sein sollte, zweifelte er daran, ob er das Gelobte Land jemals erreichen werde: Visa waren schwer zu bekommen. Eine Alternative wie etwa die Vereinigten Staaten lag auch im übertragenen Sinn noch ferner. (Im August verschärfte ein anderes potentiellcs Zufluchtsland, Argentinien, seine Einwanderungspolitik aufgrund der dort steigenden Arbeitslosigkeit.²³) Die Visa-Quote für die Vereinigten Staaten war bis März 1939 erschöpft. Gleichzeitig wurden für Weltsch die Schwierigkeiten in Berlin immer unerträglicher. Die Behörden fingen nun an, den jüdischen Zeitungen und ihren Herausgebern das Leben sehr «schwer» zu machen. Wie Baeck und viele andere Juden, die seit Jahren unter den Schikanen der Nazis gelitten hatten, war Weltsch nun einfach zu müde, um mit weiteren antisemitischen Restriktionen fertig zu werden. Er fühlte sich gefangen, ausgelagt, «entsetzlich niedergeschlagen».²⁴

Weltschs Angst war durchaus begründet. Ende August mehrten sich die Anzeichen, dass Hitler einen Krieg riskieren würde, um seinen vermeintlichen Anspruch auf das Sudetenland einzulösen. (Der Führer beteiligte sich am 23. August an Flottenmanövern in

der Ostsee, die nichts Gutes verhiessen.²⁵) In einem solchen Fall konnten die Juden davon ausgehen, dass mit ihnen kurzer Prozess gemacht würde: Die *Jewish Telegraphie Agency* veröffentlichte einen Bericht über zehntausend mittellose Juden, die ins Ausland «abgeschoben» würden, um dem Reich Geld zu ersparen, wenn es zu dem von allen erwarteten Konflikt komme.²⁶ Während überall auf der Welt die Einreise erschwert wurde (wie Argentinien beugte auch Brasilien einem Zustrom jüdischer Einwanderer vor, indem es eine Quote aufstellte, die die Zahl der Einwanderer auf der Basis von 2% seiner Gesamteinwanderung in den letzten fünfzig Jahren einfro²⁷), leugneten einige jüdische Wortführer noch immer das unleugbare Faktum. Als Rublees Internationales Flüchtlingskomitee Ende August 1938 in London zu seiner ersten Sitzung zusammentrat, äusserte die liberale *Centralverein Zeitung* die gleiche unerschütterliche Zuversicht wie weiland am Vorabend der Evian-Konferenz. Es schien, als würde Rublee noch zwei Wochen benötigen, um zur Sache zu kommen, und der beste Rat, den die Zeitung ihren Lesern in der Zwischenzeit geben konnte, war, Geduld zu bewahren, nur noch ein bisschen zu warten. Der Leitartikel schlug genau den Ton an, den viele jüdische Führer schon im Jahre 1933 angeschlagen hatten.²⁸

Bella Fromm wollte nun nicht länger warten. Am Tag, nachdem dieser Leitartikel erschienen war, fuhr ein «riesiger Möbelcontainer» vor ihrem Haus in der Augsburgstrasse 44, im Süden des Berliner Zoologischen Gartens, vor. Sie hatte ein Bestechungsgeld und die horrende Summe von 2'500 Reichsmark bezahlt, um ihre Möbel und andere Habseligkeiten auf diese Weise nach den Vereinigten Staaten einschiffen zu können.²⁹ Nachdem sie zwei Tagen lang gepackt hatte, war der Transporter versiegelt und abfahrbereit. Bella Fromm war ebenfalls startbereit. In letzter Minute hatte sie herausgefunden, dass sie auch ein Visum für Bel-

gien brauchte, weil ihr Zug belgisches Territorium passieren würde. Dieses Visum war schnell beschafft. Am besagten Tag ging sie um neun Uhr abends denselben Bahnsteig hinunter, von dem ihre Tochter vor vier Jahren abgefahren war, und bestieg den Nachtexpress nach Paris. «Rolf» begleitete sie unauffällig in Zivil. Wenn er jemals in einer deutschen Uniform in den Krieg ziehen müsse, hatte er Bella Fromm gesagt, werde er sich umdrehen und in die andere Richtung schiessen.³⁰

Es war ein kurzer, trauriger Abschied. Nachdem der Zug Berlin in Richtung Westen verlassen hatte, fand Fromm ein wenig Schlaf, wurde aber um zwei Uhr morgens an der deutsch-belgischen Grenze unsanft geweckt. Deutsche Zollbeamte traten in ihr Abteil und zwangen sie, ihre beiden Handkoffer zu öffnen. Während sie die Koffer durchwühlten, entdeckten sie ein paar Stücke Familienschmuck und beschuldigten Bella Fromm, sie aus dem Lande schmuggeln zu wollen. Sie nannten sie eine «jüdische Hure» und setzten ihr so lange zu, bis sie ein Geständnis unterschrieb und ihnen den Schmuck aushändigte. Die Erklärung, die sie unterschreiben musste, lautete:

«Ich bin eine jüdische Diebin und habe versucht, Deutschland zu berauben, indem ich deutsches Gut aus dem Land nahm. Ich gestehe hiermit, dass der Schmuck, der bei mir gefunden wurde, nicht mir gehört, und dass ich durch den Versuch, ihn mitzunehmen, Deutschland Schaden zufügen wollte. Darüber hinaus verspreche ich, Deutschland nie wieder zu betreten.»³¹

Dann gingen sie, und nur noch mit ihrer Geldbörse, zwei durchwühlten Koffern und einem versteckten 100-Mark-Schein, den sie am Körper trug, passierte Bella Fromm mitten in der Nacht, fünf Jahre und neun Monate, nachdem Adolf Hitler die Kontrolle über ihr Land übernommen hatte, die Grenze in die Sicherheit. Sie vergoss «Tränen der Erleichterung» und notierte mit bitterem

Hohn in ihr Tagebuch, dass dies ein Land sei, aus dem man raus müsse, selbst wenn man buchstäblich nur das nackte Leben retten könnte.³²

Am 6. September kam Bella Fromm in Paris an, wo sie all die Päckchen, Koffer und Handkoffer, einschliesslich der Seiten ihres Tagebuchs, zusammenholte, die sie in den letzten Jahren Freunden aus Diplomatentreisen mitgegeben hatte.

Drei Tage später schritt sie, ihre Papiere fest in der Hand und voller Zuversicht, die Gangway der *Normandie* hoch, des «prächtigen Schiffs», das sie in ihre neue Heimat in der Neuen Welt und zu ihrer Tochter bringen sollte. An Deck des imposanten, aber dem Untergang geweihten Ozeanriesen, der nun durch die Wogen glitt, konnte sie ihr Glück, ihre Freiheit und ihre gelungene Flucht vor Hitler noch nicht so recht geniessen. «Ich glaube, ich kann Spass und Lachen noch nicht vertragen», schrieb sie. «Ein Anstreicher aus Österreich hat mich so weit gebracht.»³³

Bella Fromm war nicht die einzige ihres Volkes, die im September 1938 auf der Durchreise war. Viele Juden gaben nichts mehr auf den abgedroschenen Rat, «ruhig abzuwarten», und ranneten zu den Notausgängen am Vorabend von *Rosch Hasch ana*, als das Jahr 5699 nach Erschaffung der Welt begann und die Juden seit nunmehr über tausend Jahren auf dem Gebiet lebten, das sich jetzt «Drittes Reich» nannte. Aus Anlass dieses feierlichen Tages im jüdischen Kalender boten Leo Baeck und Otto Hirsch den noch verbliebenen Mitgliedern ihrer Gemeinschaft den Trost der Geschichte, obwohl sie selbst von Zweifeln geplagt und der Verzweiflung nahe waren. Ihre Argumentation war nicht neu: Wie in der Vergangenheit könnten die Juden auch jetzt aus der inneren Erneuerung Trost schöpfen, die stets aus diesen Prüfungen des Geistes hervorgehe. Nun biete Palästina dieselbe Hoffnung. Aber diese Hoffnung sei hauptsächlich den Jungen vorbehalten. Als Repräsentanten der *Reichsvertretung* richteten Baeck und Hirsch ihre Worte in erster Linie an jene, die nicht in die gelobte Heim-

statt aufbrechen wollten: «Wir Juden sind das Geschlecht, das zu warten vermag», erinnerten die beiden Männer ihre Leser. «Die Geduld ist unsere Kraft.» Diese Kraft komme letzten Endes aus dem Glauben, und der sei unerschütterlich. In ihm «haben wir immer aufrecht dagestanden.» Beharrlichkeit sei jenen Juden eigen, die sich nun fest an diese uralte Gewissheit klammerten: «Wir Juden sind das Geschlecht, das des Ewigen gewiss ist. So wie wir mit Gott sind, wird Gott mit uns sein.»³⁴

Aber die Botschaft des Glaubens reichte nicht aus. Jedenfalls genügte sie Robert Weltsch nicht, der sich plötzlich in grosser Gefahr sah. Falls Deutschland wegen der Tschechoslowakei Krieg anfing – was immer noch durchaus im Bereich des Möglichen lag –, würde er vielleicht bis zu dessen Ende interniert werden wie ein tschechischer Staatsbürger. «Arrest» konnte leicht ein Euphemismus für schlimmere Schrecken werden. Weltsch kannte die Methoden der Nazis gut genug, um dies zu begreifen. So buchte er am zweiten Tag von *Rosch Haschanah*, einem Tag, der normalerweise der inneren Einkehr und der Busse gewidmet ist, für einen Flug nach Warschau, den ersten Zwischenstopp auf seiner Odyssee in den Nahen Osten.³⁵

Weltsch ging mit einem bitteren Nachgeschmack, der gar nicht so sehr von dem herrührte, was die Nazis seiner Wahlheimat angetan hatten, sondern von dem, was seine jüdischen Glaubensbrüder getan, oder vielmehr *nicht* getan hatten. Als er die fünf Jahre Hitlerherrschaft vor seinen Augen Revue passieren liess, sah er nur jüdische Fehler, jüdische Untätigkeit und jüdische Naivität in Bezug auf das, womit sie konfrontiert worden waren. «Es ist eine bittere Erkenntnis, die jeder Zionist von einer Reise durch Europa mitbringt», schrieb er, als er in Palästina in Sicherheit war. «Die Juden haben die Nazis nicht systematisch bekämpft.» Während dieser fünf Jahre hätten die Juden keinen einzigen Versuch unter-

nommen, der antisemitischen Verleumdung der Nazis Paroli zu bieten. Stattdessen hätten sie jedes Risiko vermieden, in der Hoffnung, auf diese Weise ihre Folterknechte nicht gegen sich aufzubringen und zu provozieren. Aber ihre Behauptung, dass diese Strategie Schlimmeres verhindere, sei grundfalsch, weil die Dinge ja bereits schrecklich seien. Das alles war Dummheit, erkannte Weltsch im Nachhinein. Selbst jetzt sähen die Juden der eigentlichen Gefahr nicht ins Auge: Ein Vernichtungskrieg wurde gegen sie geführt; zu sagen: «das kann hier nicht passieren» sei der letzte Akt jüdischer Selbsttäuschung.³⁶

Dies war eine merkwürdige Bilanz für einen Journalisten und Herausgeber, der die Juden gedrängt hatte, symbolisch und mit Stolz einen gelben Fleck zu tragen, um sich offen zu ihrem Judentum zu bekennen; der die Renaissance des Judentums unter den Nazis begeistert begrüßt hatte; der es logischerweise unterlassen hatte, angesichts des zunehmenden Antisemitismus in den frühen 30er Jahren auf den Seiten seiner Zeitung Alarm zu schlagen, und der sich in seinen Leitartikeln mit Vorliebe auf jüdische Kultur und die jüdische Zukunft im fernen Palästina konzentriert hatte. Es klang wirklich wie ein Ausbruch von Selbstverurteilung, den Weltsch solange unterdrückt hatte, bis er dem Hexenkessel des nationalsozialistischen Berlin und seiner eigenen öffentlichen Verantwortung gegenüber dem deutschen Zionismus entflohen war.³⁷

Religiöser Glaube konnte auch Richard Willstätter nicht befriedigen. Willstätters gesamtes Leben war von einer anderen Art von Glauben geleitet gewesen – dem Glauben an die Fähigkeit des menschlichen Denkens, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und sie zu verstehen. Diese Macht war, so glaubte er, immun gegen die Geißel der Politik und des sozialen Aufruhrs. Sein Glaube daran hatte ihm die Kraft verliehen, die langen Jahre des nazistischen Alptraums durchzustehen, indem er ihn daran erin-

nete, dass der Mensch zumindest in einem gewissen Sinne zu echtem Fortschritt fähig sei. Nun wurde er durch seine körperlichen Gebrechen gebremst. Aber Willstätters Arbeit war noch nicht beendet, und er wollte sie so lange fortführen, wie er dazu in der Lage war. Ins Ausland ins Exil zu gehen, hätte eine unnötige Ablenkung und eine Unterbrechung jener lebenswichtigen Aufgabe bedeutet; es wäre so, als ob er sein Labor nur wegen eines kleinen Kurzschlusses an einer anderen Stelle des Gebäudes verlassen müsse. Willstätter meinte immer noch, er sei über den Streit erhaben, sei sakrosankt, geschützt durch den Respekt und die Verehrung, die seine deutschen Landsleute einem Wissenschaftler seines internationalen Rangs entgegenbrachten. Dies war eine Vorstellung, die einem Monarchisten wie ihm sehr vernünftig schien, die aber für die überfüllten Strassen nicht galt, wo ein rauherer Wind wehte.

Willstätters realistischere Freunde schätzten die Lage nüchtern ein und gaben sich keinerlei Illusionen mehr hin. Aus seiner Beobachterposition in der Schweiz konnte Arthur Still, Willstätters früherer Student, deutlich erkennen, dass die Tage des deutschen Judentums gezählt waren. Keiner würde der Wut der Nazis entgehen. Um Willstätter zu retten, lud Stoll ihn ein, in der zweiten Septemberhälfte 1938 in der Kleinstadt Arlesheim bei Basel sein Gast zu sein. Er wollte Willstätter eine Rückkehr nach Deutschland ausreden, ihm klar machen, welch ein fürchterlicher Fehler dies wäre. Willstätter kam, hörte sich Stolls Argumente an, liess sich aber nicht davon beeinflussen. Während Weltsch bereits auf dem Weg nach Palästina und Bella Fromm in New York mit ihrer Tochter vereint war, kehrte er zurück in jenes Vaterland, das ihn loshaben wollte.³⁸

So sehr die Nazis sich auch bemühten, die Juden loszuwerden, die verschärften Einreisebedingungen im Ausland machten ihnen einen Strich durch die Rechnung. Die benachbarte Schweiz beispielsweise erklärte am 5. Oktober alle jüdischen Pässe für ungül-

tig und gab dann neue aus, die deutlich mit einem roten «J» gekennzeichnet waren, damit ein Zustrom unerwünschter deutscher Juden gedrosselt werden konnte.³⁹ Willstätter war gerade eben wieder nach München zurückgekehrt, als diese Massnahme im Radio bekanntgegeben wurde. Sie hatte die sowohl für die Juden als auch für die Nazis unwillkommene Konsequenz, dass die Auswanderung noch schwieriger wurde.

Im Gefolge des von Hitler und dem britischen Premierminister Neville Chamberlain am 30. September 1938 unterzeichneten Münchener Abkommens, das Deutschland das Sudetenland zuerkannte, sahen die Juden weitere Eingriffe in ihre ohnehin stark eingeschränkten Rechte auf sich zukommen. Mit diesen Schritten hofften die Nazis, sie von der Notwendigkeit zu überzeugen, das Land zu verlassen. Bis auf einige wenige, die als Rechts-»Berater« auch weiterhin jüdische Klienten vertreten durften, sollten jüdische Anwälte aus der Anwaltschaft ausgeschlossen werden.⁴⁰ Diese Restriktion, die auf ein ähnliches Berufsverbot gegen jüdische Ärzte folgte, lähmte das wirtschaftliche Leben der Gemeinschaft. Und was die Juden nicht wussten, war, dass Göring am 18. Oktober 1938 gegenüber Nazibonzen durchklingen liess, diese Massnahmen seien nur ein Vorspiel zu einer systematischeren und umfassenderen Unterdrückung jüdischen Lebens. Das Judenproblem, erklärte er, müsse mit allen verfügbaren Mitteln in Angriff genommen werden. Sein Ziel sei es, die Juden vollständig aus der deutschen Volkswirtschaft zu drängen.⁴¹ In Heinrich Himmlers SS-Zeitung *Das schwarze Korps* wurden Mutmassungen angestellt, dass die Juden, die in Deutschland blieben, als Geiseln gehalten werden würden, damit Angriffen gegen den Nazistaat von Seiten der Juden im Ausland vorgebeugt werden könne.⁴²

Hans-Joachim Schoeps war dem erneuten scharfen Durchgreifen hilflos ausgeliefert. Der Verlust seines Passes bedeutete, dass

er nun keine weiteren Reisen mehr ins Ausland unternehmen konnte, um eine Anstellung zu finden. «Die Welt – nicht nur Europa – ist dicht!» wandte er sich voll Verzweiflung an Martin Rade. Frankreich sei seine letzte Hoffnung, und eine schwache noch dazu.⁴³

In derselben Woche, in der Schoeps diesen Brief schrieb, wurden die europäischen Juden von zwei mächtigen Schlägen erschüttert, die ihre Optionen noch weiter einschränkten. Der erste war die Verkündung der Einreise-Quote für Palästina in den nächsten zehn Monaten: 2'000 jüdische «Kapitalisten» (mit Gut haben von 1'000 Pfund oder mehr), 1'000 Arbeiter und 800 Verwandte von Auswanderern würden ins Land gelassen werden. Das war alles. So lautete also die britische Antwort auf die Evian-Konferenz.⁴⁴

Der zweite Schlag erfolgte direkt nach dem ersten. Die polnische Regierung gab bekannt, dass alle im Ausland lebenden Polen bis zum Ende des Monats ihre Pässe erneuern müssten, wollten sie nicht ihre polnische Staatsbürgerschaft verlieren. Dies wurde von den deutschen Behörden als ein kaum verhüllter Versuch angesehen, diese unerwünschten Juden, deren Zahl in die Zehntausende ging, an Deutschland «loszuwerden». Als sich ihre Verhandlungen mit den Polen festgefahren hatten und die gesetzte Frist fast abgelaufen war, nahmen die Deutschen die Sache selbst in die Hand. Am Vorabend des für die Erneuerung der Pässe letztmöglichen Termins trieben Beamte von Heydrichs Sicherheitsdienst 17.000 polnische Juden⁴⁵ (3'000 von ihnen allein in Berlin⁴⁶) zusammen – die erste grossangelegte Aktion dieser Art, die von den Nazis durchgeführt wurde. Die unglücklichen Polen wurden in versiegelte Zugwaggons gepfercht und zur Grenze geschafft. Dort wurden sie wie eine Herde Vieh in das Niemandsland geführt, das die Republik Polen vom Dritten Reich trennte. Sollte sich die polnische Regierung nicht bereitfinden, sie wieder aufzunehmen, würden diese unglückseligen, staatenlosen Juden

verhungern. Die Polen indessen versuchten lediglich, die Juden nach Deutschland zurückzuschicken.

Nachdem sie in einer Grenzstadt vorübergehend Schutz gefunden hatten, wurde den vertriebenen Juden schliesslich auf Druck anderer polnischer Juden hin gestattet, wieder in ihr Land zurückzukehren. Während dieser Zeit veröffentlichte *Das schwarze Korps* einen Artikel, der die Vertreibung *aller* ausländischen Juden aus dem Reich forderte – ein Zeichen dafür, dass radikal antisemitische Elemente in der Nazihierarchie diese polnische Krise als eine Aufforderung zu weitergehenden Schritten ausgesprochen begrüsst.⁴⁷

Dann nahmen die Ereignisse eine dramatische, unerwartete Wende. Am 7. November 1938 spazierte ein minderjähriger polnischer Jude namens Herschel Grynszpan in die deutsche Botschaft in Paris, behauptete, im Besitz von Geheimdokumenten zu sein und bat, mit einem Mitglied der Botschaftsangehörigen sprechen zu dürfen. Er wurde in das Büro von Ernst vom Rath geführt, einem neunundzwanzigjährigen Legationssekretär, der zufälligerweise ein Gegner des Naziregimes war. Nachdem er kurz in dessen Büro gesessen hatte, nannte Grynszpan ihn plötzlich einen «dreckigen Deutschen», zog einen versteckten Revolver und drückte fünfmal ab, wobei er den Botschaftsbeamten zweimal traf und tödlich verletzte.⁴⁸

Diese Schüsse setzten die deutsche Judengemeinde unter Schock, da der Rundfunk und die Zeitungen der Nazis sofort Vergeltung für Grynszpan's Verbrechen forderten. Juden in Deutschland wurden nun als «Geiseln» betrachtet.⁴⁹ Joseph Goebbels' Sprachrohr *Der Angriff* rief nach «den schärfsten Massnahmen gegen Juden» und drängte andere Nationen, sich dem «rücksichtslosen Krieg gegen die internationale jüdische Bedrohung und gegen Judenmord und Judenverbrechen» anzuschliessen.⁵⁰ Während vom Rath mit dem Tode rang, kam es in verschiedenen deutschen

Städten vereinzelt zu antisemitischen Ausschreitungen. In Kassel wurde eine Synagoge in einem «spontanen» Ausbruch von Gewalt zerstört. Der Berliner Polizeichef Graf Helldorf gab bekannt, dass die Juden in der Hauptstadt während der letzten Wochen wirksam entwaffnet und mehrere tausend Handfeuerwaffen sowie Munition beschlagnahmt worden seien. Die *Jüdische Rundschau* und andere jüdische Zeitungen wurden geschlossen (weshalb die *Reichsvertretung* ihre offizielle Stellungnahme nicht drucken lassen konnte, in der sie die Betroffenheit der deutschen Juden über dieses Attentat zum Ausdruck brachte.⁵¹) Am Abend des 8. November sprach Hitler zu der alljährlich im Bürgerbräukeller stattfindenden Versammlung der «alten Kampfgefährten» der NSDAP, aber er machte keinerlei Andeutungen darüber, was er tun werde, um mit den Juden alte Rechnungen zu begleichen.⁵² (Stattdessen liess der Führer seiner Wut über die mutmassliche Rolle der Juden bei der Heraufbeschwörung von Deutschlands wirtschaftlichem Zusammenbruch nach dem Weltkrieg freien Lauf.⁵³) Goebbels jedoch, der vor dieser Versammlung von Putschteilnehmern ebenfalls eine Rede hielt, rief offen zur «Rache» auf. Im ganzen Reich wurde dieses Wort von SA-Verbänden als Stichwort verstanden, einen beispiellosen Angriff gegen die Juden zu starten – ein «spontanes» Pogrom, das die Nazis in Wirklichkeit schon seit einiger Zeit geplant hatten.⁵⁴ Die Partei und Hitler selbst sollten sich dabei heraushalten. Am 9. November nachmittags um halb fünf erlag Ernst vom Rath seinen Verletzungen, und die Vergeltungsmassnahmen begannen.

Während in der Gestapo-Zentrale die ganze Nacht hindurch die Lichter brannten, überwachte die Gestapo eine locker koordinierte Gewaltorgie in Berlin, die am 10. November um zwei Uhr morgens begann, nachdem die Polizei die jüdischen Geschäfte abgeriegelt und deren Telephonleitungen durchschnitten hatte. Die

Polizei war angewiesen worden, bei dem, was dann folgte, nicht einzugreifen. Zuerst in München und dann in ganz Deutschland wurden in den frühen Morgenstunden Synagogen, insgesamt fünfhundert, in Brand gesteckt, und viele von ihnen, darunter auch die in der Berliner Fasanenstrasse, brannten vor den Augen der johlenden SA-Horden bis auf die Grundmauern nieder. Die Schaufenster Hunderter jüdischer Geschäfte an Berlins Kurfürstendamm, Unter den Linden, und an der Tauentzienstrasse wurden eingeschlagen, ihre Waren auf die Strassen geschleudert; Plünderer nahmen alles mit, was sie an Schmuck, Pelzen, Möbeln und anderen Dingen tragen konnten.⁵⁵ Die Büros jüdischer Organisationen und Wohnungen von Juden wurden durchsucht und geplündert. Die Zentrale der Zionisten an der Meineckestrasse bestand nur noch aus «gesplittertem Holz und einem Haufen zerrissener Akten».⁵⁶ Alles in allem wurden siebentausend jüdische Geschäfte verwüstet. In den Berliner Vororten drangen die SA-Trupps in die Häuser jüdischer Mitbürger ein, verhafteten die Besitzer und vergewaltigten deren Frauen und Töchter. Während der zu Recht als «schlimmstes Pogrom in der neueren deutschen Geschichte»⁵⁸ bezeichneten Ausschreitungen wurden neunzig Juden umgebracht und an die dreissigtausend zur «Schutzhaft»⁵⁷ in Konzentrationslagern eingekerkert. In einer Rundfunkansprache am späten Nachmittag des 10. November erklärte Goebbels, dass die antijüdische Aktion – später berüchtigt als sogenannte «*Reichskristallnacht*» – nun vorüber sei, nachdem sie ihren «gewünschten und erwarteten Zweck» erfüllt habe.

Aber wie der Geist, der einmal der Flasche entwichen, nicht wieder einzufangen ist, liess sich die nun entfesselte Gewalt nicht so ohne Weiteres stoppen. Erst in den frühen Morgenstunden des 11. November hörte an den meisten Orten das Randalieren und Plündern auf, doch auch dann ging die Verhaftung von Juden wei-

ter. (In München hatte Hitler das Pogrom früher abgeblasen, nachdem die Reaktion der Öffentlichkeit darauf «enttäuschend» ausgefallen war.⁵⁹) Unter den Verhafteten befand sich auch Otto Hirsch, Leo Baecks engster Mitarbeiter in der *Reichsvertretung*, der nach Oranienburg gebracht wurde. Aus Altersgründen blieb Baeck die Inhaftierung erspart, nicht aber weitere Demütigung; so musste er zum Beispiel drei Stunden lang mit dem Gesicht zur Wand stehend warten, bis ein subalternen Nazifunktionär ihn endlich zu empfangen geruhte.⁶⁰ Von der Gestapo wurde er sodann unter Hausarrest gestellt. Um einer Verhaftung zu entgehen, mussten andere führende Juden nächtens die eigenen vier Wände meiden und zogen dann tagelang von einer Wohnung in die nächste, um sich heimlich zu treffen und zu schlafen, während sie tagsüber ihre Pflicht zu erfüllen versuchten. Verzweifelt bemühten sich Baeck und seine verbliebenen Kollegen in der *Reichsvertretung* dem Wüten der Nazis Einhalt zu gebieten, indem sie sich an Beamte im Aussen- und Innenministerium wandten, darunter auch Staatssekretär Otto Meissner, den Chef von Hitlers Reichskanzlei.⁶¹ Die jüdischen Wortführer bedienten sich des Arguments, dass die Nachricht von der «Kristallnacht» Deutschland im Ausland eine schlechte Presse einbringe. Zwar wurden diese Anstrengungen durch Himmler und seine Speichellecker weitgehend vereitelt, doch führten sie zumindest dazu, dass sich Goebbels bereitfand, einen von der SS geplanten Marsch verhafteter Juden durch die Strassen Berlins abzusagen.⁶²

Die Chefredakteure jüdischer Zeitungen wurden in die Gestapozentrale am Alexanderplatz zitiert. Sie befürchteten, in Haft genommen zu werden, doch sie durften wieder gehen, nachdem ihnen mitgeteilt worden war, dass sie das Erscheinen ihrer Blätter auf Dauer einzustellen hätten. Tausende anderer Juden wurden in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen und anderswohin gebracht, nachdem man sie aufs Übelste schikaniert und gequält hatte. Entlassen wurden sie nur unter der Bedin-

gung, dass sie über das, was man ihnen angetan hatte, Stillschweigen bewahrten, aber einige schlugen diese Warnung in den Wind und suchten Baeck in seiner Berliner Wohnung auf, um ihn einzuweihen. Der Rabbiner war durch ihre Geschichten von etwas, was ihn an mittelalterliche Barbarei erinnerte, so bewegt, dass ihm die Tränen kamen.⁶³

Wie sich herausstellte, waren die Verhaftungen, die Plünderungen und Brandschatzungen jüdischer Gebäude nur der Anfang dieses Versuchs, Deutschlands Juden zu vertreiben. Bei einer Konferenz am 12. November legte Göring eine Reihe von Massnahmen offen, die die jüdische Gemeinschaft in die Armut treiben und ihre Auflösung erzwingen sollten. Es sei nun höchste Zeit, sagte er, die Judenfrage auf eine gutorganisierte Weise zu lösen. Zu diesem Zweck schlug er vor, den Juden vom 1. Januar 1939 an den Besitz von Einzelhandelsgeschäften oder Dienstleistungsunternehmen zu verbieten und ihnen auch zu untersagen, als selbständige Handwerker tätig zu sein. Juden, die für «Arier» arbeiteten, sollten entlassen werden. Ausserdem sollte den Juden verboten werden, in Konzerte oder ins Kino zu gehen oder andere öffentliche Veranstaltungen zu besuchen. Sie durften keine Autos mehr fahren oder öffentliche Unterstützung erhalten.⁶⁴ Im Grunde wurde alles zerstört, was ihnen noch von ihrem kulturellen und wirtschaftlichen Leben geblieben war. (Paradoxe Weise befahl gleichzeitig das Propagandaministerium dem jüdischen Kulturbund eine Wiederaufnahme der Boulevard-Komödie, die er gerade inszeniert hatte. Nach langen Debatten erklärte sich der Kulturbund dazu bereit, obwohl nun Tausende von Juden in Nazigegefängnissen schmachteten.⁶⁵) Aber der seltsamste und verheerendste Schlag war, als der Rundfunk bekanntgab, dass die deutschen Versicherungsgesellschaften, die den an jüdischem Eigentum entstandenen Schaden eigentlich hätten bezahlen müssen, aus dieser Pflicht entlassen wurden: Die Juden sollten selbst für die

Verluste aufkommen, die sie durch den Nazimob erlitten hatten. Die Gesamtsumme wurde auf 1 Billion Reichsmark geschätzt, was eine Schuldenlast von ungefähr 3'000 Mark für jeden im Reich lebenden Juden, egal ob Mann, Frau oder Kind, bedeutete – eine Summe, die 20% des Gemeindevermögens entsprach.

In ihrem Eifer, den Juden das Leben in Deutschland nun gänzlich zu vergällen, waren die Nazis demselben Paradoxon wie in der Vergangenheit aufgesessen: Je mehr sie die Juden in die Armut trieben und ihr Leben zerrütteten, desto schwieriger wurde es für diese zu emigrieren. Nun beispielsweise schränkte der Umstand, dass viele Führer der *Reichsvertretung* und des *Hilfsvereins* in Gefängniszellen oder in Konzentrationslagern saßen, die Handlungsfähigkeit dieser Organisationen hinsichtlich von Ausreisearträgen ein.⁶⁶ So teilte etwa Leo Baeck der Gestapo mit, er könne, ja, werde die Bemühungen der *Reichsvertretung* nicht wieder aufnehmen (nachdem sie kurzfristig von den Behörden geschlossen worden war), Juden bei der Ausreise aus Deutschland zu helfen, solange Otto Hirsch in Haft bleibe. «Warum, ist Hirsch etwa Ihre rechte Hand?» wurde Baeck gefragt. «Nein», erwiderte er, «ich bin Hirschs linke Hand.»⁶⁷ Unter den Drohungen der Nazis und mangels einer realistischen Alternative gab die *Reichsvertretung* jedoch drei Tage nach dem «Kristallnacht»-Chaos eine öffentliche Erklärung ab, in der sie auf einen beschleunigten Exodus der Juden drängte, aber eigens darauf hinwies, dass die Juden zunächst noch Länder finden müssten, die sie aufnahmen. Darauf habe die *Reichsvertretung* keinen Einfluss. Die Organisation konnte allenfalls die britischen Behörden beschwören, die Tore nach Palästina nicht zu versperren. Den von Panik ergriffenen deutschen Juden wusste die *Reichsvertretung* nur den abgedroschenen Rat zu geben, «sich in Geduld zu fassen» und ihren «vermehrten Verpflichtungen» mit einem Rest an Selbstachtung und

Überlebenswillen nachzukommen.⁶⁸ Am nächsten Tag wurde ein weiterer Einschnitt in jüdische Rechte angekündigt: Juden sollten von allen Grund- und weiterführenden Schulen sowie von allen Universitäten im Reich ausgeschlossen werden. Bald darauf wurden entsprechend alle Gemeinde- und Jugendorganisationen verboten, einschliesslich des *Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten* (obwohl dessen Mitglieder eine Vorzugsbehandlung erfuhren, indem man sie bereits am 28. November aus der Haft entliess, früher als andere Juden, die als «Geiseln» gehalten wurden, um andere Juden zum Verlassen des Landes zu drängen⁶⁹).

Die Drohungen und die Barbarei der Strasse zeigten Wirkung. In den ersten zehn Monaten nach der «Kristallnacht» gingen zwischen 100.000 und 150.000 deutsche Juden, ungefähr ebenso viele, wie dem Reich während der ersten sechs Jahre der Naziherrschaft den Rücken gekehrt hatten.

In ihrer Grausamkeit wirkte die «Kristallnacht» völlig demoralisierend auf jene Juden, die sich immer noch an schwache Hoffnungen klammerten, unter Hitlers Joch ausharren zu können, so wie andere Juden in früheren Zeiten Unterdrückung und Ächtung überlebt hatten. Besonders verheerend traf sie einen Mann wie Leo Baeck, der sich trotz der Einsicht, dass die Zukunft seines Volkes in Palästina liege, gefühlsmässig nicht von Deutschland lösen oder andere seiner Generation ehrlicherwise dazu auffordern konnte. Irgendwie hatte er gedacht, man würde den älteren Juden – die in der verbleibenden Gemeinschaft zunehmend die grösste Gruppe bildeten (Ende 1938 waren 73,7% der noch im Land lebenden Juden vierzig Jahre und älter⁷⁰) erlauben, ihre Tage in Frieden zu beschliessen, da sie ja keine Bedrohung für den Nazistaat darstellten.

Aber nun hatten ihn die zügellose Gewalt, die Verhaftungen und die mutwillige Zerstörungswut eines Besseren belehrt. Leo Baeck war ein gebrochener Mann, sein Optimismus endgültig er-

schöpft. Als ihn an dem sonnigen Donnerstag, nachdem die Synagogen in Brand gesteckt worden waren, ein jüngerer jüdischer Bekannter besuchte, fand er den Rabbiner mutloser denn je, sein Gesicht von Gram gezeichnet.⁷¹ Ein anderer Besucher, der Zeitungsverleger Ernst Löwenthal, war tief betroffen, den normalerweise peinlich auf sein Äusseres achtenden Baeck in Hemdsärmeln, «verwirrt» und «völlig fertig» aussehend anzutreffen.⁷² Sein anfänglicher Schock über das bittere Unrecht, das den Juden überall in Deutschland angetan worden war, wurde durch seine eigene Ohnmacht noch schlimmer. In den Augen der Nazis, zu denen er sich begab, um sie zu überzeugen zu versuchen, war Baeck nur ein alter kriecherischer Jude wie viele andere, der ihnen ihre wertvolle Zeit stahl und umso mehr Hohn und Spott verdiente, eine weitere Zielscheibe ihrer Witze. Baeck war zu einer weiteren lebenden Manifestation des karikierten Feindes, des *Juden* schlechthin, geworden. Im Grunde seines Herzens musste Baeck einsehen, dass es mit diesen Verbrechern keine Einigung geben werde, dass für Juden im Reich der Nazis kein Platz mehr war. Das einzige, was man jetzt noch tun konnte, war, aus dem Land zu gehen.

Aber Baeck trug immer noch Verantwortung für seine jüdischen Glaubensbrüder und -Schwestern – Verantwortung, aus der er sich guten Gewissens nicht davonstehlen konnte. Dazu nahm er sein geistliches Amt viel zu ernst. Selbst wenn das Ende nun absehbar – und die Spannkraft, die die Juden in der Geschichte bewiesen hatten, erschöpft – war, gelobte der Rabbiner, seinem Volk weiter zu dienen, solange es ihn noch brauchte. Kurz nach der «Kristallnacht» bekräftigte Baeck gegenüber seinem Berliner Kollegen, dem Warenhauschef Wilfrid Israel, dass er nicht die Absicht habe, Deutschland zu verlassen. «Ich werde gehen, wenn ich der letzte lebende Jude in Deutschland bin.»⁷³

Stattdessen versuchte er, die Reste organisierten jüdischen Le-

bens, die noch zu finden waren, aufzuklauben und aufs Neue zusammenzufügen. Bis die anderen Führer der *Reichsvertretung* am 28. November wieder auf freien Fuss gesetzt wurden, verwandelte sich Baecks Wohnung zum Versammlungsort für seine Kollegen – eine Art Befehlszentrale für eine in Auflösung begriffene, in den Untergrund getriebene Organisation – und er versuchte, Auskünfte über Leute einzuziehen, die inhaftiert worden waren, und diese Nachrichten an Vertreter der ausländischen Presse weiterzuleiten.⁷⁴ Baeck und sein innerer Kreis suchten auch mit den neuen Richtlinien der Visa-Politik einzelner Länder zurechtzukommen, über die verschiedene Berliner Botschaften sie informierten.

Es war nun viel mehr zu tun, jetzt, wo Tausende von Juden Hals über Kopf die Flucht ergriffen, um dem Zorn der Gestapo zu entgehen, und die Vereinigten Staaten und Grossbritannien etwas grössere Bereitschaft zeigten, Flüchtlinge aufzunehmen. (Vom 1. Juli bis 30. November hatten die Vereinigten Staaten nur 7701 Visa für deutsche Staatsbürger ausgestellt.) Wie Myron Taylor in Evian angekündigt hatte, war die US-Regierung gewillt, Flüchtlingen aus Deutschland und Österreich alle für diese Länder verfügbaren Quotenplätze zuzuschancen. Nach der «Kristallnacht» weigerte sich das State Department immer noch beharrlich, diese Quote zu erhöhen, aber der Bedarf an verfügbaren freien Plätzen war enorm. Die Briten erklärten sich zumindest vorerst bereit, eine grössere Zahl von Juden als in der Vergangenheit aufzunehmen, und dies weckte gewisse Hoffnungen.

Die zivilisierten Nationen der Welt verurteilten die «Kristallnacht» im Brustton moralischer Entrüstung. Präsident Franklin D. Roosevelt brachte die Empörung des amerikanischen Volkes zum Ausdruck, als er sagte: «Ich selbst habe es kaum glauben können, dass solche Dinge in der zivilisierten Welt des 20. Jahrhunderts geschehen könnten.»⁷⁵ Als einen Schlag ins Gesicht des Nazire-

gimes beorderte er seinen Botschafter Hugh Wilson zur «Konsultation» nach Hause zurück. Aber über diese Schritte hinaus, die der Präsident nur sehr ungern tat, war das amerikanische Volk nach wie vor gegen eine Öffnung seiner Grenzen für eine neue Welle europäischer Juden. Roosevelt hielt sich an die in Evian festgelegte Richtlinie, dass die Juden anderswo in der Welt Asyl würden suchen müssen. (Zu diesem Zweck instruierte er am 26. November Unterstaatssekretär Sumner Welles, geeignete Örtlichkeiten für «jüdische Kolonisation» ausfindig zu machen.⁷⁶)

In der Zwischenzeit hatten Baeck und andere führende jüdische Persönlichkeiten alle Hände voll damit zu tun, um die Schlupflöcher zu nutzen, die es für potentielle Emigranten noch gab. Wie ein Zielort im Einzelnen beschaffen war, spielte keine Rolle mehr. Jetzt kam es nur noch darauf an, dass der Ort ausserhalb Deutschlands lag. Wie Max Warburgs Kollege beim *Hilfsverein* an den *Council for German Jewry* schrieb, waren Deutschlands Juden nun willens, «jede Bedingung» zu akzeptieren. Die Öffnung neuer Zufluchtsorte sei nun «von lebenswichtiger Bedeutung», und aus jedem Land würden Angebote gern angenommen, und kämen sie auch von einem so exotischen Land wie Guyana.⁷⁷

Wie düster ihre Aussichten in Deutschland waren, wurde in einem Artikel des SS-Organs *Das Schwarze Korps* deutlich ausgesprochen. «Weil uns keine Macht der Erde aufhalten kann, werden wir nun die Endlösung der Judenfrage in Angriff nehmen», brüstete sich die Zeitung. Die Methoden sollten ganz direkt sein: Die Juden würden aus der Wirtschaft und anderen Bereichen des deutschen Lebens ausgeschlossen und in ein Ghetto gesperrt werden, nachdem ihr gesamtes Hab und Gut beschlagnahmt wäre. Dann würden die Juden mit «Feuer und Schwert» ausgerottet werden. Sie hätten nur eine Hoffnung, und die sei es, vorher nach Palästina zu entkommen.⁷⁸

Wie so viele andere konnte sich Richard Willstätter keiner Selbsttäuschung über sein Schicksal in Deutschland mehr hingeben. Er hatte das Nazi-Ungeheuer aus nächster Nähe erlebt. Am Vorabend der «Kristallnacht» war Heinrich Wieland, sein Nachfolger an der Universität München, zu ihm nach Hause gekommen, mit einem Blumenstrauss in der Hand und ein paar beruhigenden Worten auf den Lippen: «Niemand wird es wagen, Sie anzutasten.» Willstätter, der sehr müde aussah, entgegnete bitter, sein Aufenthalt in Deutschland hänge nun nicht mehr von irgendwelchem «guten Glauben oder guten Willen» ab – seine Zeit sei gekommen.⁷⁹ Er hatte recht. In der darauffolgenden Nacht fuhren Gestapo-Beamte vor, um ihn, wie es schien, trotz seines Alters und internationalen Ansehens nach Dachau zu bringen. Wie es der Zufall so wollte, wartete Willstätter im Garten neben seinen bereits erfrorenen Rosen auf einen Freund, der zum Tee kommen sollte. Die Gestapo-Leute durchsuchten sein Haus, wobei sie sogar unter das Bett von Deutschlands berühmtestem Chemiker schauten, gingen aber dann, ohne ihn gefunden zu haben. An den nächsten drei Tagen versteckte sich Willstätter morgens im eisigen Garten, da er mit einem weiteren Besuch der Gestapo rechnete. Aber sie kamen nicht mehr. «Um ein Haar» dem Konzentrationslager entgangen, war er nun der Verzweiflung nahe. Er schrieb schnell einen «sichtlich erregten» Brief an die *British Royal Society*, in dem er deren Einladung, eine Vorlesung zu halten, ablehnte, indem er darauf hinwies, dass er weder den erforderlichen Pass noch die nötigen Devisen besitze, um ins Ausland zu gehen. Willstätter räumte ein, dass seine Karriere, zumindest in Deutschland, nun zu Ende sei; er könne «die Wissenschaft nicht mehr repräsentieren».⁸⁰ Die «deutschen Juden sind verloren», bekannte er in einem anderen Brief. Weil ihm ein grosses, schönes Haus voller kostbarer Gemälde, Möbel und anderen Habseligkeiten

ten gehöre, gab ihm sein Anwalt zu bedenken, sei er gegenüber behördlicher Beschlagnahmung besonders verletzlich. Da er erkannte, dass er dort nicht länger bleiben konnte, wagte sich der zurückgezogen lebende Wissenschaftler nun hinaus auf der Suche nach den Papieren, die er brauchen würde, um in die Schweiz zu kommen, wo ihm sein guter Freund Stoll abermals Asyl angeboten hatte.

Aber die Ausreise war nicht leicht. Wie Baeck und andere prominente Juden wurde Willstätter wie ein tatteriger Quälgeist behandelt, wurde gezwungen, stundenlang in leeren Gängen auf subalterne Bürokraten zu warten, die ihn mit ihrer barschen, groben Art noch mehr demütigten. «In ihrer Angelegenheit geht es nicht um Recht», sagte ein Beamter der Devisenstelle einem als Bittsteller erschienenen Willstätter.⁸¹ Der örtliche Nazi-Blockwart berichtete an die Gestapo, dass der Chemiker nicht für das *Deutsche Winterhilfswerk* gespendet habe (obwohl er das als Jude gar nicht durfte), woraufhin die Gestapo Geld von ihm verlangte. Jemand in der Devisenstelle versprach, Willstätter zu helfen, aber diese Person liess sich nie bei ihm blicken. Ferner wurde Willstätter durch die Forderung entmutigt, in Form einer Kopie des Testaments seines Bruders den Beweis zu erbringen, dass er tatsächlich im Ausland Geldguthaben besitze.⁸²

Zu diesem späten Zeitpunkt waren die Hindernisse aus Deutschland hinauszukommen, nahezu unüberwindlich, und der sechsundsechzigjährige Willstätter fürchtete, sie nicht überwinden zu können. Aus einer augenblicklichen Eingebung heraus fuhr er ohne Pass, Visum oder Geld zur Schweizer Grenze, um in seinem «Wahn» den Bodensee zu überqueren und seinem Martyrium ein Ende zu machen. Das dann folgende Abenteuer beschrieb er in seinen Lebenserinnerungen wie folgt:

«Beim Warten auf die amerikanischen Dokumente und bei den Zweifeln, ob sie überhaupt kämen, verbrauchte sich meine Geduld. So kam es, dass ich alter Mann eine verhängnisvolle Torheit

begin. Ich fuhr an den Bodensee in eine nahe der Grenze gelegene Stadt, um zu sehen, ob es ginge, ohne Pass und Gepäck das Land zu verlassen. Es war regnerisch und stürmisch. Stundenlang lief ich allein herum, schliesslich durchnässt und müde. Dann wollte ich eine Gaststätte oder einen Gasthof zum Übernachten aufsuchen, aber ich stiess überall auf das Plakat: Juden ist der Eintritt strengstens verboten. Darauf machte ich den Versuch, im Ruderboot über die Grenze zu gelangen. Er schlug fehl. Es gab Verhöre von vielen Stunden. Aber todmüde bestand ich um Mitternacht die letzte Stunde. Der herbeigeholte Beamte der Geheimen Staatspolizei war gerecht und mehr, einsichtsvoll, menschlich, wohlmeinend. Er hörte und verstand. Ich wurde festgehalten, nicht verhaftet. Nach zwei Tagen, als die Bestätigung meiner Angaben eintraf, konnte ich das Gefängnis verlassen und frei nach München zurückkehren.»⁸³

Ein besorgter Arthur Stoll verstärkte nun seine Bemühungen um ein Schweizer Visum für Willstätter. Der Chemiker lehnte andere Hilfsangebote aus den Vereinigten Staaten ab. Obwohl dort seine Tochter mit ihrer Familie lebte, war ihm das Land zu fern, als dass er in Erwägung gezogen hätte, dort seine letzten Lebensjahre zu verbringen. Er war zu alt, um einen solchen Treck zu unternehmen, einen solch gigantischen Neuanfang.⁸⁴

Vorstellen konnte sich Willstätter indessen, irgendwo in einem malerischen Schweizer Dorf weltabgeschieden zu leben, wieder in einer Art Einsiedelei.⁸⁵ In den Wochen, die ihm in Deutschland noch blieben, musste Willstätter seinen ihm so ans Herz gewachsenen Besitz durchforsten und eine Liste der Dinge anfertigen, die er mitnehmen wollte. Allerdings strich die Gestapo viele der mit mannigfaltigen Erinnerungen behafteten und ihm so wertvollen Gegenstände einfach durch, so dass ihm nichts anderes übrig blieb, als sie zurückzulassen. Darunter waren auch seine riesige,

sieben Zimmer füllende Bibliothek, der florentinische Tisch, an dem die Mitglieder der Münchener Fakultät einst ihre Treffen abgehalten hatten, sowie ein Dogensofa, auf dem vor vielen Jahren seine Mutter und Fritz Haber an seinem fünfzigsten Geburtstag gesessen hatten.

In der Hoffnung, einige Erinnerungsstücke seiner glänzenden Karriere retten zu können, schrieb er ein Gesuch ans Wirtschaftsministerium, um seine wissenschaftlichen Auszeichnungen in Gold und Silber mitnehmen zu dürfen, aber er bekam nie eine Antwort.⁸⁶ Nachdem er sein Haus und das meiste darin hatte übergeben müssen, wurde Willstätter noch bis Anfang März in München festgehalten, wo er dann endlich seine Ausreise- und Einreisevisa erhielt. Zu dieser Zeit wurde er von der Devisenstelle davon in Kenntnis gesetzt, dass nun keine Notwendigkeit mehr für ihn bestehe zu emigrieren – ihm würden die Rechte eines «Ehrenariers» gewährt, und er bekomme auch seine Villa zurück.⁸⁷ Aber Willstätter schenkte den Versprechungen der Nazis keinen Glauben mehr.

Am 4. März 1939, sechs Jahre, drei Monate und vier Tage nachdem Adolf Hitler zum ersten Mal der Menge zugewunken hatte, die über seine Ernennung zum Kanzler überglücklich war, bestieg Richard Willstätter im Münchener Hauptbahnhof einen Zug. Der Zug brachte ihn nach Westen durch die bayerischen Täler und Weideflächen zu Füßen der schneebedeckten Alpen zur Grenze gegenüber von Basel. Mit Hilfe eines hochrangigen deutschen Diplomaten konnte er die Grenzstation passieren, ohne wegen seines früheren, gescheiterten Versuchs, aus dem von ihm so geliebten Land zu fliehen, irgendwelche Schwierigkeiten zu bekommen. Auf schweizerischer Seite umarmten ihn Stoll und mehrere andere Freunde. Willstätter war den Tränen nahe. Er empfand keine Freude oder Erleichterung, wie sie Bella Fromm empfunden hatte. Seine ersten Worte waren: «Ich hörte, dass viele, die in letzter

Zeit, nach Überwindung mancher Ängste und Gefahren Deutschland verlassen konnten, jenseits der Grenze vor Freude den Hut schwenkten; ich möchte weinen.»⁸⁸ Stoll brachte ihn zu einem kurzen Zwischenstopp ins Haus eines Freundes bei Basel. Ins Gästebuch kritzelte Willstätter: «Heimatlos bin ich hier angekommen. Dank Stolls Gastfreundlichkeit und Freundschaft erlangte ich dankbar ein Stück neue Heimat.»⁸⁹

Da er für kein Land in Europa ein Visum bekam, hielt sich Hans-Joachim Schoeps Ende 1938 beschäftigt, indem er als Leo Baecks Verbindungsmann zur *Bekennenden Kirche* tätig war. Während seine Eltern am 1. November ihre Wohnung an der Hasenheide hatten aufgeben müssen, weil ihnen Nazispione auf den Fersen waren⁹⁰, entging Schoeps während des «Kristallnacht»-Pogroms in Berlin persönlichem Schaden – doch nur um ein Haar. Am 9. November morgens um halb sieben gab ihm ein früherer Nachbar den Hinweis, dass die Gestapo nach ihm suche. Auf seinem Fahrrad raste er durch die Strassen Berlins und erlebte mit eigenen Augen die Schrecken der «Kristallnacht».⁹¹ Die blanke Angst spornte ihn nun zu weiteren verzweifelten Aktionen an, aus Deutschland herauszukommen. Schoeps versuchte, mit 3'000 Reichsmark ein Ausreisevisum zu kaufen, aber die Gestapo vereitelte anscheinend seinen Versuch.⁹² Beim Auslandsamt entdeckte er, dass er auf einer Liste mit zweihundert Juden stand, denen das Verlassen des Landes nicht erlaubt war.⁹³

Um diese Zeit hielt Schoeps in der Sektion Dahlem einen Vortrag, in dem er – wie er später behauptete – für grössere Einheit zwischen deutschen Antinazis und Juden gegen das Hitlerregime eintrat. Hinterher wurde er gewarnt, dass seine Rede womöglich aufgezeichnet worden sein könnte. Von Panik erfasst, beschloss Schoeps zu fliehen. Er ging wieder ins Aussenamt und wandte sich an seinen Freund Werner Otto von Hentig, den Chef der Ori-

entabteilung, der über die «Kristallnacht» entsetzt und daher bereit war, sich für Schoeps zu verwenden, wie er es bereits für inhaftierte Führer der *Reichsvertretung* getan hatte.⁹⁴ Durch diesen Trick gelang es Schoeps, einen Platz für einen Flug am Heiligabend nach Stockholm zu buchen und so gerade noch der Gestapo zu entweichen.⁹⁶ Auf seinen Ausreisepapieren gab er an, in fünf Monaten nach Deutschland zurückzukehren, wenn seine «Mission» beendet sei.⁹⁷

Während sich Millionen von Deutschen in ihren gemütlichen vier Wänden um von Kerzen erleuchtete Christbäume versammelten und mit Sekt auf dieses Fest anstießen, für viele Jahre das letzte zu Friedenszeiten, das sie so feiern sollten, startete Schoeps' Flugzeug gen Norden, die blinkenden Lichter Berlins zurücklassend und in die Schwärze über der Ostsee und eine ungewisse Zukunft in Skandinavien eintauchend. Mit an Bord führte er das Manuskript von Kafkas Kurzgeschichte «Der Dorfschullehrer», das ihm Max Brod geschenkt hatte. Es war ein passender Talisman.

In Berlin liess Schoeps seinen tief patriotischen Vater und seine ihn vergötternde Mutter zurück, die ihn bei all seinen Bemühungen um Veröffentlichungen und ein Lehramt unterstützt hatten und die nun zu ihrem einzigen noch lebenden Kind keine Verbindung mehr haben sollten.⁹⁸ Es war eine, wie sie hofften, kurze Trennung. Hans-Joachim oder «Hase», wie sie ihn nannten, versprach, für seine Eltern Visa zu besorgen, damit sie ihm nach Schweden folgen konnten. Aber tatsächlich war für die älteren Schoepsens wie für viele andere ältere Juden, die noch immer im Dritten Reich ausharrten, die Chance zur Flucht ein für allemal vorbei. Sie sollten ihren Sohn nie mehr wiedersehen.

Für Leo Baeck würde es keine Flucht nach draussen geben. Es konnte für einen Mann von seiner tiefen religiösen Überzeugung und seinem Pflichtgefühl im Grunde auch keine geben. Baeck sah das Judentum als eine Religion, die Taten höher bewertet als Wor-

te. Die Herausforderung, die das Judentum an den Gläubigen stellt, so dachte er, besteht darin, dass er seinen Glauben und das besondere Schicksal der Juden auf Erden durch persönliches Handeln neu bekräftigte. Der Glaube biete Rückhalt, die härtesten Prüfungen zu durchstehen. Wenn jedoch die Juden ihren Glauben ans Judentum und an Gott verlieren, so glaubte er, dann seien sie hoffnungslos dem Sturm preisgegeben und das Leben habe für sie keinen Sinn mehr. Dies war das Credo, das Baeck in Deutschland festhielt. Wie er während des Krieges, zwei Jahre nachdem Hans-Joachim Schoeps nach Schweden geflogen war, seinem guten und langjährigen Freund Baron von Veltheim schrieb: «Wir leben in einer Zeit der Krise, die nicht zuletzt eine des Denkens und der Religion ist. Wenn die Religion versagt, dann ist unsere Verbindung zu einer höheren Welt verloren⁹⁹.»

Um Trost in seinem langen Martyrium zu finden, wandte sich Baeck oft einer Quelle zu, die merkwürdig erscheint, aber durchaus geeignet war, ihn ein wenig aufzurichten. Er erkannte sich wieder in dem Leid und der blutigen Entzweiung, die im neunzehnten Jahrhundert ein fernes Land fast auseinandergerissen hätten, und fand in den Worten des Führers dieser Nation eine Botschaft, dass selbst in der dunkelsten Stunde nicht alles verloren sei. Vielmehr sei dies eine Zeit für grössere Entschlossenheit und erneute Hingabe an eine bessere Zukunft.

Die Worte, die er zitierte, stammten von Abraham Lincoln, der sie auf einem von Kanonenkugeln durchfurchten Schlachtfeld in Pennsylvania sprach, mitten in einer anderen Art von Bürgerkrieg, einem anderen Überlebenskampf mit ungewissem Ausgang:

«Es ist vielmehr an uns Lebenden, dass wir das vollenden, wofür die Männer, die hier kämpften, ihr Leben gegeben haben. An uns ist es jetzt, die grosse Aufgabe zu erfüllen: dass wir von den

geehrten Toten noch mehr Hingabe an die Sache übernehmen, für die sie sich geopfert haben; dass wir den hohen Entschluss fassen, dass diese Toten nicht umsonst gestorben sein sollen, sondern dass diese Nation mit Gott eine Wiedergeburt der Freiheit erleben wird und dass die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk nicht von der Erde getilgt werde.»

Epilog

Sechs Persönlichkeiten des deutschen Judentums, deren Spuren wir auf diesen Seiten verfolgt haben, überlebten Hitler und seine Endlösung. Ihr Leiden unter dem Dritten Reich war letztlich begrenzt. Alle, einschliesslich Leo Baeck, kamen am Ende doch noch aus Deutschland heraus. Alle, bis auf einen, wollten nicht mehr zurück, um dort zu leben. Mit diesem Schicksal und dieser Wahl – Überleben und totaler Bruch mit dem Land, das sie so sehr geliebt hatten –, waren sie repräsentativ für die Mehrheit ihrer deutschen Glaubensgenoss(inn)en. Was oft übersehen wird, wenn man an den Holocaust denkt, ist die Tatsache, dass von den Juden, die direkt unter Hitlers Knute standen, ihm vergleichsweise wenige zum Opfer fielen, im Unterschied zu ihren Glaubensbrüdern und -Schwestern anderswo in Europa.

Von den 525.000 Juden, die in Deutschland lebten, als Hitler 1933 an die Macht kam, verliess ungefähr ein Drittel das Land vor der «Kristallnacht», und ein weiteres Drittel ging innerhalb der darauffolgenden zehn Monate bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Von den geschätzten 164.000, die im Herbst 1941 noch immer im Dritten Reich lebten, kamen 123.000 – oder weniger als ein Viertel der ursprünglichen Gemeinde Anfang der 30er Jahre – in den Lagern zu Tode. Diese Zahl verblasst neben der schwindelerregend hohen Zahl polnischer, russischer und anderer europäischer Juden – an die 6 Millionen insgesamt –, die

dieses barbarische Ende fanden. In Zahlen ausgedrückt, hatten die deutschen Juden noch Glück im Unglück, wenn in einer solchen kalten Statistik überhaupt Trost liegen kann. Bis auf wenige Hunderttausend wurden die 3 Millionen Juden, die im Jahre 1939 in Polen lebten, allesamt ermordet. Über 700.000 Juden starben in der Sowjetunion eines gewaltsamen Todes, nachdem die Nazis im Frühsommer 1941 das Unternehmen «Barbarossa» gestartet hatten. Trotz der mutigen Bemühungen eines Raoul Wallenberg wurden etwa 400.000 von 700.000 ungarischen Juden ausgerettet. In Österreich ging annähernd die Hälfte der jüdischen Bevölkerung zugrunde.

Durch Deportation oder Tod oder Flucht ins Exil wurden die jüdischen Gemeinden in Europa fast gänzlich ausgelöscht. Nirgendwo war dies logischer als in Deutschland, der Brutstätte der Vernichtung. Ein Vierteljahrhundert nach Hitlers Tod und dem Zusammenbruch seines tausendjährigen-Reichs lebten nur noch etwa dreissigtausend Juden in dem damals in Ost und West geteilten Deutschland, und viele von ihnen waren aus den osteuropäischen Ländern zugewandert. Wenige in Deutschland geborene Juden oder ihre Nachkommen konnten sich dazu überwinden, wieder den Fuss in das Land zu setzen, das sie einst als ihre Heimat geliebt hatten und das so schändlich, so bestialisch über sie hergefallen war. So gesehen, errang Hitler einen Sieg trotz seiner militärischen Niederlage: Er machte Deutschland und den übrigen Kontinent tatsächlich «judenfrei». Diese rassistische «Säuberung» bleibt sein makaberes Vermächtnis; im heutigen Deutschland sind Juden kaum mehr zu Hause, nicht in der Masse Bürger unter Bürgern mehr, wie sie es einmal waren.

Diese sechs Menschen, die die Nazibarbarei mit allen damit verbundenen Schikanen, Gewalttätigkeiten und dem Massenmord am Ende, letztlich doch überstanden und deren weiteres Leben für immer geprägt war von dem, was sie während dieser schlimmen

Jahre taten und äusserten, hatten nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches nur noch wenige Erfahrungen gemein. Über den Erdball verstreut, nahm jeder von ihnen seinen Lebensfaden wieder auf und schuf sich in seinen letzten Jahren eine neue Existenz, aufgrund der individuellen Wesensunterschiede, der verschiedenen Wertvorstellungen und Interessen, die sie voneinander trennten, bevor man sie brutal als *Juden* abgestempelt und über einen Kamm geschoren hatte. In vieler Hinsicht fanden sie durch ihre Befreiung aus diesem erstickenden, entmenschlichenden Nazialptraum mehr zu sich selbst, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie Nationalsozialismus und Holocaust nie hätten erleben müssen. Ob es sich dabei um eine Befreiung handelte, auf die sie gern verzichtet hätten, ist eine andere Sache: Keiner dieser Juden wollte im Grunde je etwas anderes sein als deutscher Jude. Aber nach Vertreibung und Auschwitz hatte diese einst durchaus angenehme Identität für sie nur noch Erinnerungswert. Ob sie wollten oder nicht, sie wurden in andere Welten gestossen, um dort zu einem neuen Selbstverständnis zu finden.

Bezeichnenderweise brach im Exil derjenige als erster zusammen, dem der Gedanke, Deutschland aufzugeben, am widerwärtigsten gewesen war: Richard Willstätter. Während seiner letzten Lebensjahre befand er sich in schlechter körperlicher Verfassung und konnte aus seiner Flucht in die friedliche Schweiz gesundheitlich keinen Nutzen ziehen. Begleitet von seiner treuen Haushälterin, Elise Schnauffer, zog der Nobelpreisträger in eine Villa mit dem sinnigen Namen *L'Ermitaggio* in Locarno-Muralto an der Grenze zu Italien, von wo aus er einen herrlichen Blick auf den Lago Maggiore hatte. Dort nahm er, inmitten der ihm noch verbliebenen Kunstwerke und Rosenbeete, die ihn an seinen geliebten Münchener Garten erinnerten, das Einsiedlerdasein wieder auf, das er gewohnt war. «Ich wünsche mir nichts weiter als ein

wenig Frieden und Ruhe und Musse», schrieb er an seinen Kollegen Kasimir Fajans.¹ Viel Freude hatte er an der üppigen Blumenpracht, den Unmengen von Früchten und Gemüsen, die in dem milden Klima der Südschweiz vor seiner Villa prächtig gediehen.²

Auch im Exil setzte er seine wissenschaftliche Arbeit fort. In den letzten Monaten des Jahres 1939 beendete er seinen «Schwanengesang» – eine Studie über Enzymsysteme des Muskels. Aber die Aussicht, für amerikanische Chemieunternehmen zu arbeiten, erschien ihm nicht so verlockend, dass er deshalb den Atlantik überquert hätte, selbst wenn er dadurch näher bei seiner Tochter Margarete gewesen wäre. Die Geburt eines Enkels in Illinois bewog Willstätter, wieder an seinen lange vernachlässigten Memoiren zu schreiben³, zumindest teilweise, um darzulegen, wie er zeit seines Lebens unverdrossen gegen den Antisemitismus gekämpft hatte. In einem gewissen Sinne stellte dieses Buch seine einzige Verbindung zur Aussenwelt dar, jetzt, wo er von dem Donnerrollen der nun unmittelbar bevorstehenden europäischen Katastrophe noch weiter entfernt war.⁴ Da er keinen Radioapparat besass, konnte Willstätter mit den laufenden Ereignissen nicht Schritt halten und bekam nicht mit, wie die Wehrmacht ein Land nach dem anderen niederwarf. Nachrichten vom Kriegsgeschehen erreichten ihn nur mit Verzögerung und, wie man annehmen darf, ohne sein Interesse zu erregen.⁵ Willstätter brach seine Aufzeichnungen an dem Punkt in seinem Leben ab, wo er Deutschland verlassen hatte, so, als wolle er die Privatsphäre seiner letzten Jahre vor dem kritischen Auge der Nachwelt bewahren.⁶

Im November 1941 registrierte er zum ersten Mal ein häufigeres Aussetzen des Pulses, und es wurden bei ihm Herzrhythmusstörungen diagnostiziert. Während des nächsten Jahres, als sich im Krieg das Blatt gegen Deutschland zu wenden begann, wurde

er zunehmend schwächer, und es stellte sich heraus, dass er an Angina pectoris litt. Wegen dieses Leidens wurde er von einem früheren Studenten behandelt, einem deutschen Herzspezialisten, der den weiten Weg von Hamburg nicht scheute, um dem alternen jüdischen Chemiker zu helfen, während im Osten Tausende namenloser, verängstigter Juden von deutschen Einsatzgruppen in die Wälder getrieben und dort erschossen wurden. Willstätter studierte seine eigene Krankheit, als habe er es wieder einmal mit einem verzwickten wissenschaftlichen Problem zu tun, fast so, wie er vor Jahrzehnten die Nahrungsmittel analysiert hatte, die seine Kinder zu sich nehmen sollten. «Dass die Krankheit Geduld forderte, bemerkte ich nicht», schrieb er an Arthur Stoll. «Sie forderte nur etwas Aufmerksamkeit, vielleicht auch Initiative. Leider fehlt mir die medizinische Bildung, auch Literatur, zum genaueren Verstehen.»⁷

Im Sommer 1942, als die Kämpfe in den russischen Steppen und den heißen Wüsten Nordafrikas tobten, verschlechterte sich Willstätters Zustand. Am Montag, den 3. August, zehn Tage vor seinem siebzigsten Geburtstag, starb er im Schlaf an Herzversagen. Das Begräbnis fand in der Schweiz statt. Willstätters sterbliche Hülle wurde verbrannt und die Asche Frau Schnauffer anvertraut, in der Hoffnung, dass sie eines Tages nach Deutschland zurückkehren könne. Als jedoch Frau Schnauffer in den 60er Jahren starb, wurde Willstätters Urne in der Nähe ihres Grabes in der Schweiz beigesetzt – ein endgültiges Eingeständnis gewissermaßen, dass er doch nicht mehr in die Heimat zurückkehren konnte.

Max Warburg blieb für die Dauer des Krieges in New York, da sein Vorsatz, nach Deutschland zurückzukehren, durch die «Kristallnacht» vereitelt worden war. (Als er von dem Pogrom erfuhr, sagte er zu seinem Sohn Eric: «Nun ist es aus.»⁸) Mit seiner Frau Alice lebte er in einer geräumigen Wohnung an der Park Avenue, in jenem unerquicklichen Schwebezustand, den so viele Deutsche

– Juden wie Nichtjuden – kennengelernt hatten, die aufgrund ihrer politischen Anschauungen oder ihrer «Rasse» über Nacht in neue und fremde Länder katapultiert worden waren. Aus der Alten Welt vertrieben, konnten sie sich nicht dazu überwinden, in der Neuen so richtig Fuss zu fassen; vielmehr verbrachten sie Tag für Tag – ob sie nun arm oder reich, glühende Patrioten oder Nazigeegner waren – in einer Art von existentiellen Nebel, verunsichert und an ihrer Identität zweifelnd. Als ein Sinnbild seiner unerfüllten Hoffnungen hängte sich Warburg in seinem New Yorker Büro das Bild von Moses in Betrachtung des Gelobten Landes an die Wand, das er einst in Deutschland in Auftrag gegeben hatte.⁹

Wie Willstätter machte sich auch der berühmte Hamburger Bankier an die Niederschrift seiner Lebensgeschichte, aber auch ihn plagten gesundheitliche Probleme, und in der kurzen Zeit, die ihm noch gewährt war, konnte er lediglich einen kleinen Auszug davon veröffentlichen. (Gemeinsam mit seinem Sohn gründete Warburg 1938 ausserdem eine neue Filiale seiner Familien-Bank und verhalf ihr in der Neuen Welt zu neuem Leben.) Warburg nahm jedoch weiterhin Anteil an der Notlage der Juden, die noch immer in Deutschland in der Falle sassen. Nach wie vor trat er für ein Transfer-Abkommen mit der Naziregierung ein, das es den Juden erlauben würde, bei der Ausreise einen Teil ihres Vermögens mitzunehmen. Im Dezember 1938 legte Hjalmar Schacht einen ganz ähnlichen Plan vor, durch den Juden in die Lage versetzt werden sollten, bis zu 25% ihres – auf 6 Billionen Mark geschätzten – Gesamtvermögens in einen Treuhand-Fonds einzuzahlen, dessen Geld für den Kauf deutscher Waren in ihren neuen Heimatländern zu verwenden war. Selbst Hitler gab diesem Plan seinen Segen.¹⁰ (Einige Juden verurteilten ihn als «Lösegeld».) Verhandlungen mit der Reichsbank über die Einführung einer «Auswanderer-Mark» oder von Gutscheinen, die diesen Kapital-Transfer erleichtern sollten, zogen sich bis ins Jahr 1941 hin. (Insge-

samt flössen etwa 32,4 Millionen Dollar auf diesem Weg aus dem Reich.¹¹⁾ Unter Einschaltung einer Flüchtlingshilfsorganisation betrieb Warburg diese Operation auf die zurückhaltende, unauffällige Art, die seine Arbeit in Deutschland stets gekennzeichnet hatte – die Art eines «jüdischen Quäkers», der «Aufsehen» vermeidet und sich auf die Erledigung seiner Aufgabe konzentriert.¹²

Die ihm von Natur aus eigene Bescheidenheit wurde in den Vereinigten Staaten eher noch ausgeprägter angesichts der Kritik, die er bereits früher hatte einstecken müssen, weil er es an einer entschlosseneren Haltung gegenüber dem Naziregime habe vermissen lassen. Viele führende amerikanische Juden waren entsetzt über das, wie es ihnen schien, trauliche Verhältnis Warburgs zu gewissen Nazi-Größen und über seine Weigerung, deren Bösartigkeit entschieden die Stirn zu bieten – eine Weigerung, die den deutschen Juden teuer zu stehen gekommen war. Diese Vorwürfe erhielten an Gewicht, als der Krieg zu Ende war und das verbrecherische Tun Hitlers und seiner Handlanger im vollen Ausmass zutage trat. Ungläubig las Warburg in seinem New Yorker Asyl von den Greueln, die in Dachau, Auschwitz, Buchenwald und Treblinka entdeckt wurden: diese unvorstellbare Unmenschlichkeit hatte für ihn wenig gemein mit jenem Deutschland, an dem er noch immer mit allen Fasern seines Herzens hing.

Auch während seiner letzten Jahre im Exil hielt Warburg an seinen philanthropischen Aktivitäten fest, indem er im Vorstand des *American Joint Distribution Committee* und des *American Jewish Committee* tätig war. Zudem gründete und leitete er eine Gruppe, die Flüchtlingskinder in den Vereinigten Staaten unterstützte, und nahm interessiert Anteil an der Förderung des Weltfriedens durch grössere internationale Zusammenarbeit. Seine finanzielle Situation indessen verschlechterte sich zusehends, so dass er sich 1942 genötigt sah, Verwandte um Geld anzugehen.¹³

1944 wurde Warburg amerikanischer Staatsbürger. Zwei Jahre später starb er in New York an den Folgen eines Herzinfarkts. Es war der zweite Weihnachtsfeiertag – sechs Monate vor seinem achtzigsten Geburtstag.

Leo Baeck hatte noch viele schreckliche Jahre in Deutschland zu ertragen. Als die Endlösung durchgeführt wurde, musste er so gut es ging überleben. Obwohl er spätestens im Sommer 1941 von den Todeslagern erfuhr, lehnte Baeck eine Flucht aus Deutschland kategorisch ab. Um seinem Volk unnötige Seelenqualen zu ersparen, behielt er diese vernichtende Kunde für sich und setzte seine ganze Energie daran, den Juden, die seinen Rat suchten, Trost und geistigen Beistand zu spenden, nicht aber, ihnen Mut zu machen, aus den Fängen der Nazis zu entkommen. Als die Gestapo im Oktober 1941 die erste Massendeportation Berliner Juden organisierte, fand sich Baeck, Oberhaupt der von den Nazis kontrollierten *Reichsvereinigung der Juden in Deutschland*, der Nachfolgeorganisation der *Reichsvertretung*, bereit mitzuwirken, dass dieses grausame Unternehmen so menschlich wie möglich vonstatten gehe. Obwohl er nicht persönlich von dieser Razzia betroffen war, lastete sie doch schwer auf seinem Gewissen, insbesondere angesichts dessen, was er über das Schicksal der Deportierten wusste.¹⁴ Baeck gehörte nicht zu denen, die man 1941 in Güterzügen nach Osten verschickte, und auch nicht zu jenen Funktionären der *Reichsvereinigung*, die im darauffolgenden Juni deportiert wurden. Erst am 27. Januar 1943, als sich in Afrika und Russland das Kriegsgeschick bereits gegen Deutschland gewandt hatte, holte ihn die Gestapo schliesslich doch noch ab und brachte ihn nach Theresienstadt.

Baeck bekam ein eigenes Abteil in einem Eisenbahnzug zu dem früheren militärischen Aussenposten in der östlichen Tschechoslowakei, der den Nazis als ein «Vorzeige»-Lager für privilegierte Juden gedient hatte, nun aber lediglich eine Zwischensta-

tion auf dem Weg in die Gaskammern von Auschwitz war. Baeck wollte in diesem Lager, das an die fünfzigtausend Juden beherbergte, seine Würde und Selbstachtung nicht aufgeben. Nachdem man ihm körperliche Arbeit erlassen hatte, als er in diesem Frühjahr siebzig wurde, übernahm er die Inspektion der Wohlfahrtsorganisation des Ghettos und kümmerte sich persönlich um die Älteren, die Kranken und die Verzweifelten. Im August 1943 erhielt er den schlagenden Beweis dafür, dass die Juden in Auschwitz vergast wurden, doch entschloss er sich abermals, diese Nachricht nicht im Lager bekannt werden zu lassen. «In der Erwartung leben zu müssen, vergast zu werden, wäre nur noch schlimmer gewesen», erklärte er nach dem Krieg.¹⁵ Und so wurde denen, die in Güterzügen nach Polen gekarrt wurden, nicht gesagt, welches Schicksal sie dort erwartete.

Als Theresienstadt immer mehr ausdünnte, wurde Baeck gebeten, in dessen Ältestenrat zu arbeiten und dann, ihn zu leiten. Er tat, was er konnte, um die dahinschwindende Bevölkerung des Lagers zusammenzuhalten und seine Mitgefangenen seelisch aufzurichten. Aufgrund seiner Prominenz wurde Baeck schliesslich von den Nazis zur Eliminierung bestimmt. Gegen Ende des Krieges besuchte ein hoher Parteifunktionär – wahrscheinlich Adolf Eichmann – Theresienstadt und stellte zu seinem grössten Entsetzen fest, dass Baeck noch immer am Leben war. Augenblicklich befahl er, den Rabbiner zu erschiessen. Aber irgendwie kam es dann zu einer Verwechslung, und die SS-Schergen mordeten an seiner Stelle einen Juden namens Beck. Da sie glaubten, das geistige Oberhaupt der deutschen Juden sei tot, liessen ihn die Nazis hierauf in Ruhe.¹⁶ Als schliesslich Anfang Mai 1945 die Russen Theresienstadt befreiten, waren innerhalb der Lagerzäune noch ungefähr 30.000 Juden am Leben, doch nur 4'000 von ihnen überstanden die verheerenden Folgen der Krankheit. Baeck war einer von ihnen – einer von nur dreien, die von dem 2'000 Menschen

umfassenden Transport aus Berlin, mit dem er nach Theresienstadt gekommen war, den Holocaust überleben sollten.¹⁷

Nach dem Krieg lebte Baeck in London und wurde wieder zum geistigen Oberhaupt eines neuen, weit zerstreuten und nahezu ausgelöschten deutschen Judentums bestimmt. Als Oberhaupt des künftigen *Zentralrates der Juden in Deutschland* bemühte er sich mit anderen Vertretern dieser Organisation um Wiedergutmachungszahlungen für die gegen das jüdische Volk begangenen Naziverbrechen. 1948 nahm Baeck eine Gastprofessur am *Hebrew Union College* in Cincinnati an und kehrte alljährlich dorthin zurück, um Vorlesungen und Seminare zu halten. Er wurde ausserdem Präsident der *World Union for Progressive Jewry*, deren Mitglied er in Deutschland gewesen war, und setzte sich ansonsten für Deutschlands verschleppte Juden ein.

Anfangs riet Baeck seinen Mitüberlebenden von einer Rückkehr nach Deutschland ab und meinte, es sei für sie «unmöglich», dort zu leben.¹⁸ In seinem Bestreben, die Bindungen zwischen seinem Volk und dessen Heimat neu zu knüpfen, fuhr er dann später schliesslich selbst nach Deutschland, um zu verschiedenen Anlässen Reden zu halten. 1947 reiste er nach Israel und rief in der Folge, gemeinsam mit Albert Einstein, Araber und Juden dazu auf, dem Terrorismus eine Absage zu erteilen und das Land «auf einer friedlichen und demokratischen Grundlage»¹⁹ aufzubauen. Im Jahre darauf freuten sich die Juden auf der ganzen Welt über die Gründung des Staates Israel. Am 2. November starb Leo Baeck im Alter von dreiundachtzig Jahren in London.

Mit Vasen, Lehnstühlen, Papierkörben, Bücherregalen, Lampen, einem Schreibtisch, Cocktailgläsern, einer Haushaltsapotheke, Kaffee- und Teeservicen, einem Spiegel, Bildern und anderen Habseligkeiten, allesamt sicher und ordentlich versiegelt in einem grossen Schiffscontainer²⁰, traf Bella Fromm in New York

ein, allerdings ohne konkrete Aussicht, sich in den Vereinigten Staaten ein neues Leben aufbauen zu können. Auch einen Brief führte sie mit sich, adressiert an Cecilia Razowsky vom *National Refugee Service*, geschrieben von Leo Baeck, der Bellas Einsatz für das deutsche Judentum pries²¹, aber diese Empfehlung liess sich nicht so ohne Weiteres in einen Job ummünzen. Die erste Anstellung, die der einstige Liebling des diplomatischen Korps von Berlin fand, war in einer Handschuhfabrik. Später kochte sie für eine wohlhabende Familie in Manhattans Upper East Side.²² Dann wurde sie als Kellnerin und Schreibkraft eingestellt. Kurz nachdem Deutschland Polen überfallen hatte, erhielt Fromm Warnungen, dass Gestapo-Spione nach New York geschickt worden seien, um sie zu töten, und das ganze nächste Jahr über ging sie täglich unter Polizeischutz zur Arbeit.

Während des Krieges veröffentlichte Bella Fromm mehrere Artikel über ihre Erlebnisse unter dem Naziregime im *True Detective* und anderen Zeitschriften. Zusätzlich brachte ihr die Veröffentlichung eines Bandes von Auszügen aus ihrem Tagebuch unter dem Titel *Blood and Banquets* in England und den Vereinigten Staaten beträchtliche Berühmtheit ein. Fromm reiste ausserdem durchs Land und hielt für eine als *Joint Defense Appeal* bekannte Gruppe Vorträge über die Schrecken des Nationalsozialismus. Im Gefolge des Attentats auf Hitler im Juli 1944 wurde auch ihr engster Freund und Geliebter Herbert Mumm von Schwarzenstein in die Ereignisse verwickelt, vor Gericht gestellt und hingerichtet. Ihr Ehemann Karl Friedrich Steuer mann, von dem sie seit Langem getrennt lebte, war bereits vor ihr in die Vereinigten Staaten gekommen, aber Bella Fromm hatte wenig mit ihm zu tun. Die engsten Beziehungen unterhielt sie zu ihrer Tochter Gonny (die heiratete und 1948 einen Sohn zur Welt brachte) und zu Peter Welles, einem Arzt, mit dem sie kurzzeitig verheiratet war. (Er starb noch vor Ende des Krieges.) In den nächsten fünfundzwanzig Jahren

verbrachte sie die meiste Zeit in New York in 65 West 95th Street und schrieb für *Harper's Magazine*, die *New York Post* und andere Publikationen. 1961 veröffentlichte sie einen Roman: *Die Engel weinen*. Am 11. Februar 1972 starb sie im Alter von einundsiebzig Jahren.

Endlich sich seinen zionistischen Traum erfüllend, begann Robert Weltsch ein neues Leben als politischer Journalist in Palästina. Eine Zeitlang ging er ganz in der Begeisterung über den nun Gestalt annehmenden Traum auf, aber auch Europa liess ihn nicht los. 1946 kehrte Weltsch nach Deutschland zurück, um über die Nürnberger Prozesse gegen die Nazi-Kriegsverbrecher zu berichten. Von dort ging er nach England, wo er die nächsten zweiunddreissig Jahre lebte und als Korrespondent für die jüdische Zeitung *Ha'aretz* arbeitete. Während der Staat Israel geboren wurde, sass er Tausende von Kilometern weit weg im kalten, tristen London. 1951 heiratete Weltsch erneut und wurde im *Leo Baeck Institute* aktiv – einem Archiv, das sich um die Dokumentation der nahezu ausgelöschten jüdischen Gemeinde Deutschlands bemüht. Von 1956 bis 1978 firmierte er als Gründungsherausgeber des Jahrbuchs des Instituts. Zudem schrieb er eine Geschichte des modernen Zionismus. Für die letzten drei Jahre seines Lebens kehrte Weltsch schliesslich, wie ein verlorener Sohn in den jüdischen Staat zurück, den er stets als seine Heimat bezeichnet hatte. Im Alter von zweiundneunzig Jahren starb er am 22. Dezember 1982 in Jerusalem.

Im schwedischen Exil führte Hans-Joachim Schoeps seine Studien zur jüdischen Theologie fort, wobei er, neben verschiedenen Hochschulstipendien finanzielle Unterstützung von seinen Eltern in Berlin erhielt (die sich andauernd Sorgen wegen seiner Gesundheit machten und ihn beschworen zu schreiben – was Schoeps selten tat).²³ Als Mitarbeiter der Universitäten von Stockholm und

Uppsala trat er in Kontakt zu anderen jüdischen Emigranten aus Deutschland, wie etwa zu Hans Schäffer. Von dem erklärten Verlangen, ins Reich zurückzukehren, das er gehabt haben mag, war er in aller Stille abgerückt: frühere «politische Fehler», teilte Schoeps seinem Freund Ernst Rosenthal mit, machten ihm nun eine Rückkehr unmöglich.²⁴ (Bemühungen, für seine Eltern Ausreisevisa zu bekommen, damit sie ihm nach Schweden nachkommen konnten, scheiterten). Nachdem er von seinen Horoskopen jahrelang vor der Ehe gewarnt worden war und in einer Affäre mit einem Mitglied des *Deutschen Vortrupps* die grosse Liebe seines Lebens erfahren hatte, lernte er eine deutsche Studentin der Kunstgeschichte namens Dorothee Busch kennen und beschloss, sie zu heiraten. (Sie war eine indirekte Nachfahrin des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy und 1938 nach Schweden geflohen.) Es schien ihm wichtig, seine Pflichten als Jude zu erfüllen, indem er Kinder zeugte und eine Familie gründete. Obwohl sie von seiner Homosexualität wusste und sich darüber im Klaren war, dass ein Leben mit Schoeps nie ganz befriedigend sein könne²⁵, willigte Dorothee ein, ihn zu heiraten. 1941 wurden sie in Stockholm getraut. Fristgerecht gingen aus der Ehe zwei Söhne hervor: Julius (geboren 1942) und Manfred (geboren 1944). 1946 wurde das Paar geschieden.

Währenddessen wurde in Deutschland Schoeps' Vater, der einst über Hitler gesagt hatte: «[Er] mag uns Juden nicht, er ist nun aber einmal unsere Obrigkeit»²⁶, mit tausend anderen Berliner Juden verhaftet – im Rahmen einer Vergeltungsaktion für die Ermordung Reinhard Heydrichs durch tschechische Partisanen im Frühjahr 1942. Da er zu dem Teil der Verhafteten gehörte, die «Glück hatten», wurde er nicht auf der Stelle erschossen, sondern in einen Zug nach Theresienstadt gesteckt. Schoeps' Mutter, «Kätchen», die sich nicht von ihm trennen lassen wollte, fuhr freiwillig mit. Die Verhältnisse im Lager verkräftete der achtundsieb-

zigjährige Julius Schoeps nicht mehr, und so starb er an Urämie zwei Tage, nachdem sein Enkel und Namensvetter in Schweden geboren worden war. Schoeps' Mutter überlebte das Unglück und bombardierte ihren Sohn mit Postkarten und Briefen, in denen sie nur ihre Sorge um sein Wohlergehen zu Papier brachte, ihre eigenen traurigen Umstände aber mit keinem Wort erwähnte. (In Theresienstadt traf sie auch Leo Baeck, der ihr mitteilte, dass er Kopien von Schoeps' Schriften bekommen habe.) Ihre letzte Bitte an «Hase», wie sie ihn nannte, war, dass er nie mehr wieder den Fuss auf deutschen Boden setze.²⁷ Sie wurde nach Auschwitz deportiert, wo sie 1944 umkam.

Ihr Sohn erfüllte die Bitte seiner Mutter nicht. 1945 von Freunden beschworen, sich von Deutschland fernzuhalten, missachtete er auch diesen Rat. Dem protestantischen Theologen Karl Barth sagte er, er habe «keinen glühenderen Wunsch», als in sein Vaterland zurückzukehren, trotz des Schwurs, den er einmal abgelegt hatte und trotz «allem, was dort geschehen war» einschliesslich des Todes seiner Eltern in Konzentrationslagern.²⁸ Wie er seinen früheren Kameraden im *Deutschen Vortrupp* eingeschärft hatte, nachdem er ins Exil gegangen war, sei es wichtig, im Gedächtnis zu behalten, dass «Hitler nicht Deutschland ist» und dass die deutschen Juden, wenn erst einmal die Naziära vorbei sei, ihren Landsleuten die Hand zur Vergebung hinstrecken sollten.²⁹ Schoeps war es ausserdem leid, weit ab vom Schuss in Schweden zu sitzen, und er brannte darauf, seine wissenschaftliche Karriere wiederaufzunehmen.

Mit Barths Hilfe bekam er 1946 eine Stelle als Privatdozent an der Universität Erlangen in der amerikanischen Besatzungszone. Vier Jahre später wurde er Professor für Ideen- und Geistesgeschichte und blieb an der Fakultät. Er veröffentlichte Arbeiten über das Verhältnis zwischen Christentum und Judentum, über Preussen und über seine früheren Jahre in der deutschen Jugend-

bewegung. Während dieser Zeit geriet Schoeps wegen seiner erzkonservativen Ansichten und auch wegen seiner sexuellen Neigungen in die Kritik. 1957 wurde er aus dem *Freideutschen Konvent*, einer konservativen Gruppe, ausgeschlossen, weil er einige Jahre zuvor eine Affäre mit einem siebzehnjährigen Bildhauer gehabt hatte. In der jungen Demokratie Westdeutschlands trat Schoeps unverdrossen für die Rechte von Homosexuellen ein, deren Unterdrückung er mit der Behandlung der Juden durch die Nazis verglich. Mit einundsiebzig Jahren starb er am 11. Juli 1980 in Erlangen und wurde, wie er es sich immer gewünscht hatte, in deutscher Erde bestattet.

Abkürzungen

AJA	American Jewish Archives, Cincinnati
AJC	Blaustein Library, American Jewish Committee, New York
AJHS	American Jewish Historical Society, Waltham, Massachusetts
BOD	Board of Deputies of British Jews, London
BU	Mugar memorial Library, Boston University
CZA	Central Zionist Archives, Jerusalem
JDC	American Jewish Joint Distribution Archives, New York
JNUL	The Jewish National and University Library Jerusalem
JTA	Jewish Telegraph Agency, cable dispatches, 1935-38
LBINY	Leo Baeck Institute, New York
MPG	Max Planck Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Berlin
NA	National Archives, Washington D.C.
NRC	National Records Center, Suitland, Maryland
SBB	Staatsbibliothek, Berlin
UD	University of Delaware Library
YIVO	YIVO Institute für Jewish Research, New York

Anmerkungen

Einleitung

Die Motti sind zitiert nach Achim von Borries (Hg.), *Selbstezeugnisse des deutschen Judentums, 1961-1945* (Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, 1988), 17 u.41.

- 1) Leo Baeck, «A People Stands Before Its God», in: *We Survived: Fourteen Histories of the Hidden and the Hunted in Nazi Germany*, ed. Eric H. Boehm (Santa Barbara, Calif.: Clio Press, 1966), 290.
- 2) Raul Hilberg, *The Destruction of the European Jews*, rev. ed., vol. 3 (New York: Holmes and Meier, 1985), 290. Die Vernichtung der Europäischen Juden.
- 3) Baeck, «A People Stands», 290.
- 4) Richard Willstätter, *A us meinem Lehen: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 207.
- 5) Bella Fromm, «Flight to Freedom», *True Detective* (November 1942), 68.
- 6) Bella Fromm an Eva Schröder, 4. August 1938, Folder 1, Box 14, Fromm Papers, BU.
- 7) Folder 8, Box 10, Fromm Papers, BU.
- 8) Hans-Joachim Schoeps an Martin Rade, 7. August 1938, in: Wilhelm Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden von Hans-Joachim Schoeps und seine Vertreibung aus Deutschland 1938», in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 32 (1980), 334.
- 9) Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 112.
- 10) Max M. Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck, 1952), 153f.
- 11) Max M. Warburg, «Ansprache, gehalten anlässlich der Umwandlung von M. M. Warburg & Co.», 30. Mai 1938 (Mikrofilm), Max Warburg Papers, LBINY.
- 12) Robert Weltsch an Hugo Bergmann, 1. Februar 1938. Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.

- 13) Weltsch an Bergmann, 19. August 1938. Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 14) Weltsch an Bergmann, 17. Juli 1938. Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 15) Weltsch, unbetitelt, undatiertes (1938?) Manuskript, Folder 2, Box 7A, Weltsch Papers, LBINY.
- 16) Die Schätzungen über die Zahl der jüdischen Bevölkerung in Deutschland 1933 gehen von 500.000 bis 565.000. Die Zahl 525.000 entspricht der übereinstimmenden Forschungsmeinung.
- 17) Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses -1», *Leo Baeck Year Book 25 (1980)*, 323.
- 18) Werner Rosenstock, «Exodus, 1933-1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany», *Leo Baeck Year Book I (1956)*, 575.
- 19) Michael R. Marrus, *The Holocaust in History* (New York: New American Library, 1987), 104.
- 20) Die Zahl deutscher Juden, die in den Lagern umkamen, ist auf 123.000 geschätzt worden. Vgl. z.B. Raul Hilberg, 339.
- 21) Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 16.
- 22) Zitiert in David Nachmansohn, *German-jewish Pioneers in Science, 1900-1913: Highlights in Atom Physics, Chemistry, and Biochemistry* (New York: Springer Verlag, 1979), 230.
- 23) Bruno Bettelheim, *The Informed Heart: Autonomy in a Mass Age* (London: Thames and Hudson, 1960), 259.
- 24) Otto Dov Kulka, «The Reactions of German Jewry to the National Socialist Regime», in: *Living with Antisemitism: Modern Jewish Responses*, ed. Jehuda Reinharz (Hanover, N.H.: University Press of New England, 1987), 370.
- 25) Vor dem Fall der Berliner Mauer 1989 betrug die jüdische Bevölkerung ungefähr 40.000. Seitdem sind weitere 20.000 Juden hinzugekommen, die nun in dem wiedervereinigten Deutschland leben. Vgl. John Tagliabue, «The New German Jews: Living in a Haunted Land», *New York Times*, 23. März 1992, A6.
- 26) Marrus, *Holocaust*, 157.
- 27) Arno Herzberg, «The Jewish Press under the Nazi Regime: Its Mission, Suppression, and Defiance», *Leo Baeck Year Book 36 (1991)*, 367. Herzberg, von 1934 bis 1937 Leiter des Berliner Büros der Jewish Telegraphie Agency, wies darauf hin, dass die vorübergehende Schliessung einer Zeitung für deren Mitarbeiter den Verlust des Arbeitsplatzes und des Einkommens bedeutete, weshalb sich die Journalisten eine Art von freiwilliger Selbstkontrolle angewöhnten. Herzberg behauptete auch, dass die jüdische

- Presse «Greuelgeschichten» über die Behandlung von Juden lieber nicht druckte, weil sie dadurch möglicherweise jene entmutigt hätte, die auf eine Rückkehr zur Normalität hofften.
- 28) Christian Morgenstern, «Die unmögliche Tatsache», in: *Gesammelte Werke in einem Band*, hg. Margarete Morgenstern (München: Piper Verlag, 1965), 34-35.
- 29) Lucy S. Dawidowicz, *The War Against the Jews, 1933-1945* (New York: Holt, Rinehart and Winston, 1975), XIII.

1. Vorgeschichte

- 1) Zitiert nach Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University Press of Illinois, 1970), 35.
- 2) Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 16.
- 3) David Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers in Science, 1900-1913, Highlights in Atomic Physics, Chemistry, and Biochemistry* (New York: Springer Verlag, 1979), 199.
- 4) Willstätter, *Aus meinem Leben*, 395.
- 5) David Farrer, *The Warburgs: The Story of a Family* (Briarcliff Manor, N.Y: Stein and Day, 1975), 47.
- 6) Zwischen 1880 und 1910 traten an die 12.000 deutsche Juden zum Protestantismus über. Es ist geschätzt worden, dass 1930 jeder vierte Jude mit einem nichtjüdischen Partner verheiratet war. Vgl. Ruth Gay, *The Jews of Germany: A Historical Portrait* (New Haven (Conn.): Yale University Press. 1992), 202, 254.
- 7) Fritz Stern, *Dreams and Delusions: The Drama of German History* (New York: Vintage Books, 1989), 106.
- 8) Paul Massing, *Rehearsal for Destruction: A Study of Political Anti-Semitism in Imperial Germany*, 1st. ed. (New York: Harper and Bros., 1949), 55.
- 9) A.a.0.,91.
- 10) Jehuda Reinharz, *Fatherland or Promised Land: The Dilemma of the German Jews, 1893-1914* (Ann Arbor: University of Michigan Press, 1975), 23.
- 11) Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (Oxford: Oxford University Press, 1980), 16.
- 12) Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers*, 198.
- 13) Bernhard Kahn, «Tribute to Max M. Warburg by Bernhard Kahn at the Annual Meeting of the Joint Distribution Committee, 1947». ME 344, LBINY. Es ist nicht klar, inwieweit der jüngere Warburg diese antisemitische Reaktion miterlebt hatte.

- 14) Stephen Magill, «Defense and Introspection: The First World War as a Pivotal Crisis in the German-Jewish Experience», (Ph.D. diss. UCLA, 1977), 58.
- 15) Sanford Ragins, *Jewish Response to Anti-Semitism in Germany, 1870-1914: A Study in the History of Ideas* (Cincinnati: Hebrew Union College Press, 1980), 49-50.
- 16) Nach eigenen Angaben zählte der Centralverein 1916 70.000 Mitglieder mit weiteren 200.000 in verbündeten Organisationen. Vgl. R. Gay, *The Jews of Germany*, 206.
- 17) Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 11.
- 18) Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers*, 196.
- 19) Bella Fromm, «I am Introduced to Murder», *True Detective* (Februar 1942), 10.
- 20) Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre, Rückblicke* (Stuttgart: Klett), 11.
- 21) Jehuda Reinharz, *Chaim Weizmann: The Making of a Zionist Leader* (New York: Oxford University Press, 1985), 15.
- 22) Vgl. z.B. Robert Weltsch, «Das deutsche Judentum in Krieg und Revolution», in: Weltsch: *Deutsche Judenfrage: Ein kritischer Rückblick* (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag, 1981), 37. Vgl. Peter Gay, Freud, *Jews and Other Germans: Masters and Victims in Modernist Culture* (New York: Oxford University Press, 1978), 170.
- 23) Ragins, *Jewish Response*, 81.
- 24) Vgl. Ernst Pawel, *The Nightmare of Reason: A Life of Franz Kafka* (New York: Farrar, Straus, Giroux, 1984), 24.
- 25) Interview mit Robert Weltsch, April 1970, Weltsch File, Leo Baeck Institute, Jerusalem.
- 26) Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten* (Heidelberg: L. Schneider, 1972), 125.
- 27) Interview mit Robert Weltsch, 1970, Weltsch File, Leo Baeck Institute, Jerusalem.
- 28) Robert Weltsch, *Bericht über die Tätigkeit im Sommersemester 1912* (Prag: Privatdruck, 1912), 9. Folder 8, Box 1, Weltsch Papers, LBINY.
- 29) Eduard Rosenbaum, «M.M. Warburg & Co.: Merchant Bankers of Hamburg», *Leo Baeck Year Book* 7 (1962), 134.
- 30) Eduard Rosenbaum und Ari J. Sherman, *Das Bankhaus M. M. Warburg & Co., 1789-1938* (Hamburg: H. Christians, 1978), 116.
- 31) Warburg wurde dies schmerzlich bewusst, als seine Offizierskollegen in geheimer Wahl gegen ihn stimmten. Vgl. Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 38.
- 32) Rosenbaum, «M.M. Warburg & Co.», 133.
- 33) Eric Warburg, *Times and Tides* (New York: privately printed, 1956), 11.

- 34) 1913 zog die Firma in ein neues, erheblich grösseres Gebäude in Hamburg um, in dem 300 Angestellte Platz fanden – dreimal so viele wie in der früheren Bankzentrale. Vgl. Chernow, *The Warburgs*, 149.
- 35) A.a.O., 25.
- 36) Kahn, «Tribute to Max Warburg», Kahn Papers, LBINY.
- 37) Ibid.
- 38) Willstätter, *Leben*, 26.
- 39) A.a.O.,41.
- 40) Ibid.
- 41) Richard Willstätter, «A Chemist's Retrospects and Perspectives: Remarks of Richard Willstätter, Munich, Germany, upon the Presentation to Him of the Willard Gibbs Medal», *Industrial and Engineering Chemistry* 11 (20 September 1933), 275.
- 42) Willstätter, *Leben*, 396.
- 43) A.a.O.,395.
- 44) Vladimir Ipat'ev, *The Life of a Chemist: Memoirs of Vladimir N. Ipatieff*, trans. Helen Dwight Fischer and Harold H. Fischer (Stanford, Calif.: Stanford University Press, 1946), 89.
- 45) Willstätter, *Leben*, 275.
- 46) Ipat'ev, *Life*, 81.
- 47) Willstätter, *Leben*, 149.
- 48) A.a.O., 193.
- 49) A.a.O., 157.
- 50) A.a.O.,205.
- 51) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste*, (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt, 1993), 7.
- 52) Fromm, «I Am Introduced to Murder», 11.
- 53) Fromm, *A Is Hitler...*, 9.
- 54) Bella Fromm, *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), 4.
- 55) Fromm, «I Am Introduced to Murder», 11.
- 56) Ismar Schorsch, *Jewish Reactions to German Anti-Semitism, 1870-1814* (New York: Columbia University Press, 1972), 14.
- 57) Herbert Seelinger, «Origin and Growth of the Berlin Community», *Leo Baeck Year Book* 3 (1958), 164.
- 58) Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 39.
- 59) A.a.O.,44.
- 60) Vgl. P. Gay, *Freud, Jews and Other Germans*, 167. Vgl. Magill, «Defense and Introspection», VIII.
- 61) Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 74.
- 62) Ernst Halle, «Kriegserinnerungen mit Auszügen aus meinem Tagebuch, 1914-1916», unveröffentlichtes Memoir, ME 250, LBINY, 12.

- 63) Robert Weltsch an Martin Buber, 17. Juli 1917. Folder 6, Box 6, Weltsch Papers, LBINY.
- 64) Robert Weltsch an Theodor und Frieda Weltsch, 2. Dezember 1915. Addenda, Folder 6, Box 2, Weltsch Papers, 1. Dezember 1915. Addenda, Folder 3, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 65) Robert Weltsch an Theodor und Frieda Weltsch, 1. Dezember 1915. Addenda, Folder 3, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 66) Max M. Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck, 1952), 37.
- 67) Willstätter, *Leben*, 228.
- 68) Zitiert in Tina Levitan, *The Laureates: Jewish Winners of the Nobel Prize* (New York: Twayne Publishers, 1960), 235.
- 69) Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers*, 206.
- 70) Die Familie lebte in der Hasenheide Nr. 64.
- 71) Schoeps, *Rückblicke*, 23.
- 72) Hans-Joachim Schoeps, «Memoirs of My First Years», undatiertes Manuskript, Mappe 2, Kapsel 5, Schoeps Nachlass, SBB.
- 73) A.a.O., 14.
- 74) Fromm, *Blood and Banquets*, Eintrag vom 19. August 1917, 8.
- 75) Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, (Reinbek: Rowohlt, 1996), 48-54.

2. Die Falle wird gestellt

- 1) Vgl. Ernst Hamburger, Peter Hamburger, «Jews As Voters in the Weimar Republic», *Leo Baeck Year Book* 39 (1985), 33.
- 2) Max M. Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck 1952), 61.
- 3) Max Warburg an Alice M. Warburg, 13. Mai 1919, zitiert a.a.O., 81.
- 4) Cf. Eduard Rosenbaum und Ari J. Sherman, *Das Bankhaus M. M. Warburg & Co., 1798-1938* (Hamburg: H. Christians, 1978), 155.
- 5) A.a.O., 145.
- 6) Theodor Fritsch, der Mann, der ihn beschuldigt hatte, wurde zunächst zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, aber diese Strafe wurde später in eine Bussgeldzahlung umgewandelt. Vgl. Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 272.
- 7) Ina Lorenz, *Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik: Eine Dokumentation*, Bd. 2 (Hamburg: H. Christians, 1987), 1019.
- 8) Carl Duisberg an Richard Willstätter, 10. Juli 1924, Willstätter Personnel File, Files of the General Administration, MPG.

- 9) David Farrer, *The Warburgs. The Story of a Family* (Briarcliff Manor, N.Y.: Stein and Day, 1975), 77.
- 10) Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 301.
- 11) Richard Willstätter, «Die Geschichte meines Rücktritts», in: *Vergangene Tage: Jüdische Kultur in München*, hg. von Hans Lamm (München: Langen, 1982), 412-413.
- 12) Willstätter, *Leben*, 304.
- 13) Willstätter, «Geschichte», 412.
- 14) A.a.O., 413.
- 15) Ibid.
- 16) Willstätter an Willy Wien, 24. Juni 1924, Willstätter Nachlass (MK 18064), Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München.
- 17) Zitiert nach Tina Levitan, *The Laureates: Jewish Winners of the Nobel Prize* (New York: Twayne Publishers, 1960), 38.
- 18) Kasimir Fajans an Carl Neuberg, undatiertes Manuskript (Juli 1924), Willstätter File, Box 5, Fajans Papers, Bentley Historical Library, University of Michigan, Ann Arbor.
- 19) Felix Hauowitz an Bernhard Witkop, 16. Dezember 1978, zitiert nach Witkop, «Stepping Stones: Some Biographical Notes», unpublished memoir (ME 176), LBINY, 28.
- 20) Heinrich Wieland an Richard Willstätter, 30. Juni 1924, zitiert nach Willstätter, «Geschichte», 418.
- 21) Vgl. «Der Fall Willstätter», *Allgemeine Zeitung*, 31. Juli 1924.
- 22) Richard Willstätter an Karl Scharnagl, 24. Januar 1927, Handschriftenabteilung, Stadtbibliothek München.
- 23) Willstätter, *Leben*, 352.
- 24) Witkop, «Stepping Stones», 26.
- 25) Vgl. z.B. Rockefeller Foundation an Willstätter, 17. Juli 1933, Series 717D, «Univers, of Munich: Chemistry», Folder 145-46, Box 15, RG 1.1, Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N. Y.
- 26) Willstätter, «Geschichte», 419.
- 27) Vgl. z.B. Robert Weltsch' «Herzl and We» 1913 (engl. Übers.), Folder 1, Box 12, Weltsch Papers, LBINY.
- 28) Vgl. Robert Weltsch' Essay von 1913 «Über das Wesen des jüdischen Nationalismus», Folder 1, Box 12, Weltsch Papers, LBINY.
- 29) Weltsch an Buber, 17. November 1918, Folder 6, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 30) Vgl. Arthur Ruppin, *Briefe, Tagebücher, Erinnerungen* (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag Athenaeum. 1985), 446.
- 31) Jehuda Reinharz, *Fatherland or Promised Land: The Dilemma of the Ger-*

- man Jews, 1893-1914* (Ann Arbor: University of Michigan Press, 1975), 54.
- 32) Robert Weltsch, «Die jüdische Presse vor dreissig Jahren», in: *Vom Schicksal geprägt: Freundesgabe zum 60. Geburtstag von Karl Marx*, hg. von Hans Lamm, E.G. Lowenthal und Marcel Gärtner (Düsseldorf: Privatdruck, 1957), 107.
 - 33) Herbert Seelinger, «Origin and Growth of the Berlin Community», *Leo Baeck Year Book 3* (1958), 167. Das war 1925 der Fall.
 - 34) Zitiert in Otto Friedrich, *Before the Deluge: A Portrait of Berlin in the 1920s* (New York: Fromm International, 1986), 112.
 - 35) Vgl. Peter Gay, *Freud, Jews and Other Germans: Masters and Victims in Modernist Culture* (New York: Oxford University Press, 1978), 183.
 - 36) Vgl. Walter Tausk, *Breslauer Tagebuch, 1933-1940* (Berlin: Rütten und Löning, 1975), 60.
 - 37) Reinharz, *Promised Land*, 155-56.
 - 38) Arnold Paucker, Sylvia Gilchrist, Barbara Suchy (Hg.), *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland, 1933-1943* (Tübingen: J.C.B. Mohr, 1986), 22.
 - 39) Vgl. Leo Baeck an Martin Buber, 24. September 1918, in Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, Bd. 1 (Heidelberg: L. Schneider, 1972), 538.
 - 40) Gershom Scholem, «On the Social Psychology of the Jews in Germany, 1900-1933», in: David Bronsen, ed., *Jews and Germans from 1860 to 1933: The Problematic Symbiosis* (Heidelberg: C. Winter, 1979), 10. In: *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 38. Karl A. Schleunes behauptet, der Anteil habe 1929 23% betragen.
 - 41) Während des gesamten 19. Jahrhunderts konvertierten nur 22.000 Juden zum Christentum. Vgl. Gay, *Freud, Jews and Other Germans*, 95.
 - 42) Scholem, «Social Psychology», 12.
 - 43) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (Reinbek: Rowohlt, 1994), 9.
 - 44) A.a.O., Eintrag vom 20. Mai 1923, 15.
 - 45) Ibid.
 - 46) A.a.O., 26.
 - 47) Ibid.
 - 48) A.a.O., Eintrag vom 1. Oktober 1928, 25.
 - 49) A.a.O., 27.
 - 50) A.a.O., Eintrag vom 16. November 1931, 48.
 - 51) A.a.O., Eintrag vom 20. März 1920, 15.
 - 52) Vgl. z.B. Hans-Joachim Schoeps' undatiertes Manuskript (1940?)

- «Erinnerungen aus meinen ersten Lebensjahren», Mappe 2, Kapsel 5, Schoeps Nachlass, SBB.
- 53) Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett 1956), 23.
 - 54) Walter Laqueur, *Young Germany: A History of the German Youth Movement* (London: Routledge und Kegan Paul, 1962), 95.
 - 55) Schoeps, *Rückblicke*, 28.
 - 56) A.a.O., 28, 32.
 - 57) Laqueur, *Young Germany*, 63.
 - 58) Laqueur behauptet, dass ein Drittel der Jugendbewegung nach dem Krieg rechte Positionen vertrat. Vgl. a.a.O., 105.
 - 59) Vgl. z.B. Hans-Joachim Schoeps' «Zur freideutschen Fahne», *Wegwarte* (Oktober 1926), Mappe 43, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 60) Zur Erörterung der Ziele des Reichsbundes vgl. Ulrich Dunker, *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten: Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins* (Düsseldorf: Droste, 1977), 42-50, passim.
 - 61) Dunker behauptet, dass der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten nur gegen den Antisemitismus der Nazis anging, nicht gegen die Bewegung als solche. Vgl. a.a.O., 111.
 - 62) Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (Oxford: Oxford University Press, 1980), 105.
 - 63) Zitiert in Carl Rheins, «Der Verband nationaldeutscher Juden, 1921-1933», *Leo Baeck Year Book 25* (1980), 245.
 - 64) Klaus Herrmann, *Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen 1933-1934* (Köln: Heymann, 1969), 23.
 - 65) Jacob Boas, «The Jews of Germany: Self-Perceptions in the Nazi Era as Reflected in the German Jewish Press, 1933-1938», (Ph.D. diss. University of California, Riverside, 1977), 97. Dies war im Jahre 1933. Laut Klaus Herrmann betrug die höchste Zahl 10.000. Vgl. *Das dritte Reich*, 23.
 - 66) Rheins, «Verband», 248.
 - 67) Max Naumann, «Ganz Deutsche oder Halb-Deutsche?» in: *Vier Aufsätze* (Berlin: Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte, 1922), 8.
 - 68) Abraham Margalio, «The Dispute over the Leadership of German Jewry (1933-1938)», *Yad Vashem Studies 10* (1974), 132.
 - 69) Schoeps, *Rückblicke*, 74.
 - 70) Hans-Joachim Schoeps an Ernst Caselmann (undatiert), «Deutscher Vortrupp»-Mappe, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 71) Schoeps, *Rückblicke*, 74.
 - 72) Schoeps, «Vom geistigen Schicksal der Jugendbewegung», undatiertes Typoskript, «Jugendbewegung»-Mappe, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.

3. Der Sturm zieht auf

- 1) Arnold Paucker, «The Jewish Defense Against Antisemitism in Germany, 1893-1933», in: *Living with Antisemitism: Modern Jewish Responses*, ed. Jehuda Reihnarz (Hanover, N.H.: University Press of New England, 1987), 119.
- 2) Richard Willstätter an Heinrich Berl, 20. September 1929 (K 3075), Berl Nachlass, Badische Landesbibliothek Karlsruhe.
- 3) Kurt Blumenfeld, *Erlebte Judenfrage: Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus*, hg. von Hans Tramer (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1962), 167.
- 4) A.a.O., 169.
- 5) Carl Duisberg an Richard Willstätter, 2. Oktober 1926, Willstätter Personalakte, Files of the General Administration, MPG.
- 6) Richard Willstätter an Carl Duisberg, 26. September 1926, Willstätter Personalakte, MPG.
- 7) Zu Einzelheiten über Willstätters Vereinbarung mit der Rockefeller Foundation vgl. Series 717 D, «Univers, of Munich: Chemistry» – Folder 145-46, Box 15, RG 1.1., Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N.Y.
- 8) Richard Willstätter an Fritz Haber, Ende Juli 1931, zitiert in Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 384.
- 9) Vgl. Margaret T. Edelheim Mühsam, «Reactions of the Jewish Press to the Nazi Challenge», *Leo Baeck Year Book 5* (1960), 313-14.
- 10) Vgl. Hans-Helmuth Knütter, *Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik, 1918-1933* (Düsseldorf: Droste, 1971), 90.
- 11) Vgl. Richard Lichtheim, *Die Geschichte des deutschen Zionismus* (Jerusalem: R. Mass, 1954), 260.
- 12) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (Reinbek: Rowohlt, 1993), Eintrag vom 14. Oktober 1930, 35.
- 13) Vgl. z.B: Cyrus Adler an Mortimer Schiff, 3. November 1930, «Germany» – Folder, Box 13, Adler Correspondence, 1929-39, AJC.
- 14) Stephen Wise an Julian Mack, 13. September 1932, «Germany 1923-1933» – Folder, Box 82 («World Affairs: Germany»), Wise Papers, AJHS.
- 15) Vgl. Arthur Ruppin, *Briefe, Tagebücher, Erinnerungen*, hg. von Schlomo Krolik (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag Athenaeum, 1985), Eintrag vom 20. April 1929, 412. 1928 versuchte Chaim Weizmann, Warburg für die zionistische Sache zu gewinnen, doch es gelang ihm nicht. Vgl. Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 297.

- 16) David Farrer, *The Warburgs: The Story of a Family* (New York: Stein and Day, 1975), 84.
- 17) A.a.O., 109.
- 18) Chernow, *The Warburgs*, 330.
- 19) «Memorandum on Conference on the German Situation, January 28, 1933», «Germany»-Folder, Box 13, Adler Correspondence, 1929-39, AJC.
- 20) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 1. April 1930, 34.
- 21) A.a.O., Eintrag vom 20. November 1930, 37. Vgl. auch Eintrag vom 29. Januar 1932, 5Iff.
- 22) A.a.O., Eintrag vom 28. Juni 1932, 66. Die Krupps werden hier eigens erwähnt.
- 23) A.a.O., Eintrag vom 13. Juli 1932, 66.
- 24) A.a.O., Eintrag vom 12. August 1932, 67.
- 25) Zitiert nach Edelheim-Mühsam, «Reactions of the Jewish Press», 312.
- 26) Robert Weltsch an G. Pauli, 15. Februar 1932, Folder 5, Box 3, Weltsch Papers, LBINY.
- 27) Robert Weltsch an Chaim Weizmann, 23. Februar 1932, Weltsch-Weizmann Correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 28) Paucker, «Jewish Defense», 119.
- 29) A.a.O., 125-27.
- 30) Benno Cohn, Gespräch mit Kurt Ball-Kaduri am 9. Oktober 1944, «Soziologische Betrachtungen über die Führung des deutschen Judentums vor und nach dem Jahre 1933», 01/24, RG, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, Yad Vashem, Israel.
- 31) *Centralverein Zeitung*, 28. November 1930.
- 32) *Jüdische Rundschau*, 7. November 1930.
- 33) *Jüdische Rundschau*, 30. November 1930.
- 34) *Centralverein Zeitung*, 2. Januar 1931.
- 35) Vgl. Rede Gustav Kronackers, zitiert nach *Jüdische Rundschau* vom 27. Januar 1931.
- 36) *Jüdische Rundschau*, 23. März 1931.
- 37) Vgl. z.B. «Wieder ein anti-semitischer Mord», *Jüdische Rundschau*, 20. März 1931.
- 38) *Der Orden B'nai B'rith: Mitteilungen der Grossloge für Deutschland*, September 1931.
- 39) Vgl. *Gemeindeblatt der deutsch-israelitischen Gemeinde zu Hamburg*, 10. Juni 1927.
- 40) Vgl. Adler an Schiff, 3. November 1930, «Germany» – Folder, Box 13, Adler Correspondence, AJC. Warburg neigte zu der Auffassung, dass die Bedrohung durch Nazis vorübergehen werde. Vgl. Chernow, *The Warburgs*, 324.

- 41) Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Response – II», *Leo Baeck Year Book* 25 (1981), 358.
- 42) Die Zahl der in die Vereinigten Staaten hineingelassenen Ausländer fiel von 97 139 im Jahr 1931 auf 35 576 im Jahr 1932. Nach 1933 stieg sie während der nächsten drei Jahre allmählich an, merklich jedoch erst Anfang 1937, wo sie 50 244 erreichte.
- 43) Vgl. Warburgs «Anmerkungen zur 27. Jahresversammlung des Hilfsvereins», 24. März 1928 (Berlin: Scholem, 1929), Mikrofilm, LBINY.
- 44) Vgl. Warburg an Weizmann, 11. Februar 1930, Warburg-Weizmann Correspondence, Weizmann Archives. Vgl. auch Warburg an Einstein, 24. April 1930, 47-834, Box 68, Albert Einstein Duplicate Archives, Seely G. Mudd Manuscript Library, Princeton, N.J.
- 45) Schoeps an Buber, 26. Juni 1933, zitiert in: Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, (Heidelberg: L. Schneider, 1972), 495-96.
- 46) Hans-Joachim Schoeps an Max Brod, 5. August 1932, zitiert in: *Im Streit um Kafka und das Judentum, Briefwechsel Max Brod – Hans-Joachim Schoeps*, hg. von Julius H. Schoeps (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenäum, 1985), 15.
- 47) Vgl. Cf. George L. Mosse, *Germans and Jews: The Right, the Left, and the Search for a «Third Force» in Pre-Nazi Germany* (New York: Howard Fertig, 1970), 109.
- 48) Vgl. Kommentare zu Hans-Joachim Schoeps' «Der Sieg des preussischen Konservatismus über die Hitler Bewegung», *Centralverein Zeitung*, 11. November 1932.
- 49) Zitiert nach Fritz Friedländer, «Der deutsche Raum als jüdisches Schicksal», *Centralverein Zeitung*, 25. März 1932.
- 50) Felix Warburg an Cyrus Adler, 18. Februar 1932, «Germany»-Folder, Box 13, Adler correspondence, 1929-39, AJC.
- 51) Zitiert nach Joachim C. Fest, *Hitler. Eine Biographie* (Frankfurt a.M.: Propyläen Ullstein, 1973), 434.
- 52) Vgl. «Was sagt uns Boxheim?» in: *Centralverein Zeitung*, 4. Dezember 1931.
- 53) Blumenfeld, *Erlebte Judenfrage*, 165.
- 54) *Centralverein Zeitung*, 4. Dezember 1931.
- 55) *Centralverein Zeitung*, 11. Dezember 1931.
- 56) *Centralverein Zeitung*, 1. Januar 1932.
- 57) Cyrus Adler an Harry Schneidermann, 1. Februar 1932, «Germany» – Folder, Box 13, Adler correspondence, AJC.
- 58) *Jüdische Rundschau*, 8. Dezember 1931.
- 59) *Jewish Daily Bulletin*, 29. Februar 1932.
- 60) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 1. Februar 1932, 53.
- 61) A.a.O., Eintrag vom 6. Juni 1932, 62.
- 62) A.a.O., Eintrag vom 18. November 1932, 75.

- 63) Vgl. *Bayerisch e-israelitische Gemeindezeitung*, 15. Februar 1932.
- 64) Robert Weltsch an G. Pauli, 15. Februar 1932, Folder 5, Box 3, Weltsch Papers, LBINY.
- 65) *Jüdische Rundschau*, 11. März 1932.
- 66) Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 30.
- 67) *Jewish Daily Bulletin*, 23. Juni 1932.
- 68) *Centralverein Zeitung*, 24. Juni 1932.
- 69) Ibid.
- 70) «Politik und Terrorakte», *Jüdische Rundschau*, 5. August 1932.
- 71) «Kurt Blumenfeld zur Lage», *Jüdische Rundschau*, 24. Mai 1932.
- 72) *Jüdische Rundschau*, 12. August 1932.
- 73) Vgl. *B'nai B'rith*, Mai 1932, und *Jewish Daily Bulletin*, 23. Mai 1932.
- 74) *Jewish Daily Bulletin*, 7. September 1932.
- 75) Willstätters einziges öffentliches Zugeständnis war diesbezüglich seine Zustimmung, dass man von ihm eine Büste anfertige, die neben denen seiner Vorgänger am Eingang seines Labors stehen sollte.
- 76) Richard Willstätter an Kasimir Fajans, 2. Oktober 1932, Box 5, Fajans Papers, Bentley Historical Library, University of Michigan, Ann Arbor.
- 77) Zitiert in Max Kalter, «Hundert Jahre Ostjuden in München, 1880-1980», in: *Vergangene Tage: Jüdische Kultur in München*, hg. von Hans Lamm (München: Langen, 1982), 396.
- 78) Hans-Joachim Schoeps an Buber, 4. Oktober 1931. Zitiert in Julius H. Schoeps (Hg.), *Im Streit um Kafka*, 66.
- 79) Vgl. die Besprechung von *Jüdischer Glaube in dieser Zeit* in der *Bayerisch e-israelitisch en Gemeindezeitung*, 1. Juni 1932.
- 80) Hans-Joachim Schoeps an Brod, 5. August 1932. Zitiert in Julius H. Schoeps, *Im Streit um Kafka*, 74.
- 81) Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 84, 86.
- 82) Ibid., 86. Vgl. Hans-Joachim Schoeps, *Rufmord/1970* (Erlangen: Selbstverlag des Verfassers, 1970), 15.
- 83) *Jewish Daily Bulletin*, 19. Oktober 1932.
- 84) «Was nun?» *Jüdische Rundschau*, 8. November 1932.
- 85) *Centralverein Zeitung*, 16. Dezember 1932.
- 86) Larry E. Jones, *German Liberalism and the Dissolution of the Weimar Party System* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1988), 244.
- 87) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 22. Dezember 1932, 67.
- 88) A.a.O., Eintrag vom 28. Dezember 1932, 83.
- 89) *Jewish Daily Bulletin*, 3. Januar 1933.

- 90) *Centralverein Zeitung*, 19. Januar 1933.
- 91) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 19. Januar 1933, 87.
- 92) A.a.O., Eintrag vom 23. Januar 1933, 88-89.
- 93) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 17. Januar 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 94) Schoeps an Brod, 15. Januar 1933. Zitiert in: *Im Streit um Kafka*, 77.
- 95) Warburg sah sowohl Gutes als auch Schlechtes in der Nazibewegung. Aber aufgrund ihres Antisemitismus konnte er sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass Hitler an die Macht komme. Vgl. Chernow, *The Warburgs*, 371.
- 96) *Centralverein Zeitung*, 26. Januar 1933.
- 97) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 28. Januar 1933, 89.
- 98) A.a.O., Eintrag vom 29. Januar 1933, 89.
- 99) A.a.O., Eintrag vom 31. Januar 1933, 90.
- 100) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 31. Januar 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.

4. Das Udenkbare vor Augen

- 1) Zu Schoeps' Horoskop für 1933 vgl. Kapsel 281, Schoeps Nachlass, SBB.
- 2) Vgl. Leni Yahil, *The Holocaust of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman, Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 32.
- 3) *Jüdische Rundschau*, 31. Januar 1933.
- 4) *Centralverein Zeitung*, 2. Februar 1933.
- 5) Vgl. die Erinnerungen von Conrad Rosenstein in: *Jewish Life in Germany: Memoirs from Three Centuries*, ed. Monika Richarz, trans. Stella P. Rosenfeld and Sidney Rosenfeld (Bloomington: Indiana University Press, 1991), 168.
- 6) *B'nai B'rith*, Februar-März 1933, 15, 20.
- 7) Die Klausel über jene, «die eine öffentliche Belastung zu werden drohen», im Einwanderungsgesetz von 1917 wurde von Präsident Herbert Hoover am 8. September 1930 reaktiviert. Durch sie sollte eine voraussichtliche Einwanderungswelle in die Vereinigten Staaten abgeblockt werden, in einer Zeit, als viele Amerikaner arbeitslos waren. Auf Konsulatebene wurde entschieden, ob ein Antragsteller wahrscheinlich öffentliche Unterstützung benötigen würde, und viele Konsulatsbeamte handelten in dem Bestreben, die Zahl sowohl der Antragsteller als auch der erteilten Visa niedrig zu halten. Inoffiziell versuchten einige Konsuln in Europa die Zahl bei 10% der nationalen Quote zu halten. Weil viele potentielle Auswande-

rer in die Vereinigten Staaten abgeschreckt wurden, einen Antrag zu stellen, lässt sich das Nachfrageniveau für Visa in Ländern wie Deutschland nicht exakt bestimmen. Es wird jedoch geschätzt, dass zwischen 1930 und 1933 weltweit an die 500.000 Personen durch die strikte Handhabung der besagten Klausel abgehalten wurden, sich um US-Visa zu bemühen. Es sollte ausserdem beachtet werden, dass die Einwanderungspolitik der Vereinigten Staaten den Opfern religiöser oder politischer Verfolgung keine Vorzugsbehandlung gewährte.

- 8) Vgl. z.B. A. Dana Hodgson (chief, Visa Division) an Wilbur Carr, 17. Mai 1933, 150.01/ 2114, Box 13, RG 59, NA.
- 9) Vgl. Moacyr Scliar, *Max and the Cats* (New York: Ballantine Books, 1990).
- 10) Zitiert in *Jewish Daily Bulletin*, 9. Februar 1933.
- 11) Robert Weltsch an Chaim Weizmann, 12. Oktober 1930, Folder 5, Box 3, Weltsch Papers, LBINY.
- 12) Robert Weltsch an Martin Buber, 30. Dezember 1931, Folder 6, Box 3, Weltsch Papers, LBINY. Vgl. Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, (Heidelberg: L. Schneider, 1972), 422.
- 13) Alfred Hirschberg, «Vom 30. Januar zum 5. März», *Der Schild*, 9. Februar 1933.
- 14) Alfred Hirschberg, zitiert in Klaus J. Herrmann, *Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen, 1933-1934* (Köln: Heymann, 1969), 1.
- 15) Vgl. *Jewish Daily Bulletin*, 19. Februar 1933.
- 16) Vgl. Arnold Paucker, «The Jewish Defense Against Antisemitism in Germany: 1893-1933», in: *Living with Antisemitism*. Modern Jewish Responses, ed. Jehuda Reinharz (Hanover, N.H.: University Press of New England, 1987), 105.
- 17) Vgl. *Jewish Daily Bulletin*, 3. März 1933.
- 18) Vgl. Hilfsverein an Leo Baeck, 10. März 1933, Supplement 2, Box E IV, Baker Papers, LBINY.
- 19) «Recht und Pflicht» *Centralverein Zeitung*, 2. März 1933.
- 20) Walter Laqueur, *Young Germany: A History of the German Youth Movement* (London: Routledge and Kegan Paul, 1962), 44-45.
- 21) Vgl. Hans-Joachim Schoeps, «Der deutsche Vortrupp: Der Ort geschichtlicher Besinnung», in: *Wille und Wege des deutschen Judentums* (Berlin: Vortrupp Verlag, 1935), 46-56.
- 22) Zitiert in Ian Kershaw, *The «Hitler Myth»: Image and Reality in the Third Reich* (Oxford: Oxford University Press, 1989), 20-21.
- 23) Philip Metcalfe, *1933* (Sag Harbor, N.Y: Permanent Press, 1988), 206.
- 24) Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970, 57-58).

- 25) Dies stellte sich heraus, als Duesterberg als Kandidat der Deutschnationalen Volkspartei für das Amt des deutschen Reichspräsidenten ins Rennen ging. Vgl. *Jewish Daily Bulletin*, 7. September 1932.
- 26) Carl J. Rheins, «Der Verband nationaldeutscher Juden, 1921-1933», *Leo Baeck Year Book* 25 (1980), 252-53.
- 27) Hans-Joachim Schoeps, «Das neue Gesicht der Politik – 1933», Schoeps Papers, LBINY. Vgl. Mappe 44, Schoeps Nachlass, SBB.
- 28) Ibid.
- 29) Hans-Joachim Schoeps an Heinz Merländer, 21. Mai 1937, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
- 30) Shalom Shafir, «American Jewish Leaders and the Emerging Nazi Threat (1928-January 1933)», *American Jewish Archives* 31 (November 1979), 180-81.
- 31) Naomi Shepherd, *A Refuge from Darkness: Wilfrid Israel and the Rescue of the Jews* (New York: Pantheon, 1984), 83.
- 32) Max Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck, 1952), 147.
- 33) Max Warburg an Kurt Blumenfeld, 3. März 1933, Warburg-Weizmann Correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 34) Eduard Rosenbaum und Ari Joshua Sherman, *Das Bankhaus M. M. Warburg & Co., 1798-1938*, (Hamburg: H. Christians, 1978), 198.
- 35) Ibid.
- 36) Warburg, *Aufzeichnungen*, 147.
- 37) Eduard Rosenbaum, «M. M. Warburg & Co., Merchant Bankers of Hamburg», *Leo Baeck Year Book* 7 (1962), 149.
- 38) Warburg war bis 1932 Mitglied der Deutschen Volkspartei. Vgl. Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 366.
- 39) Michael Wolffsohn, «Banken, Bankiers und Arbeitsbeschaffung im Übergang von der Weimarer Zeit zum dritten Reich», *Bankhistorisches Archiv: Zeitschrift zur Bankengeschichte* 1, Nr. 3 (Mai 1977), 56.
- 40) Warburg, *Aufzeichnungen*, 138. Vgl. Bernard Kahn, «Tribute to Max Warburg by Bernard Kahn at the Annual Meeting of the Joint Distribution Committee (1947)», Folder 3, Box 1, Kahn Papers, LBINY.
- 41) Vgl. Max Warburg an Felix Warburg, 19. Februar 1930, Warburg-Weizmann Correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 42) Eric Warburg, Einleitung zu Max Warburg, *Aufzeichnungen*, X.
- 43) Max Warburg an Kurt Blumenfeld, 5. März 1933, Warburg-Weizmann Correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 44) Helmut Genschel, *Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im dritten Reich* (Göttingen: Musterschmidt, 1966), 26, Anm. 51.
- 45) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (Reinbek: Rowohlt 1993), Eintrag vom 25. Dezember 1930, 38.

- 46) A.a.O., Eintrag vom 8. März 1933, 96.
- 47) Item 1977, unveröffentlichte Memoiren von George S. Messersmith, Messersmith Papers, UD, 2.
- 48) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 14. März 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 49) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 7. März 1933, 95.
- 50) A.a.O., Eintrag vom 3. Mai 1932, 58.
- 51) A.a.O., Eintrag vom 10. März 1933, 97-103. Kurz danach brachte die Regierung einen Erlass heraus, der Übergriffe auf Ausländer und deren Autos verbot, genannt der «Fromm-Erlass». Vgl. Metcalfe, 1933, 95.
- 52) Fromm, *Als Hitler ...*, Eintrag vom 23. März 1933, 107. Vgl. auch Tagebuch Manuskript, Eintrag vom 23. März 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 53) Fromm, *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), Eintrag vom 23. März 1933, 94.
- 54) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 30. März 1933, 110-116.
- 55) Fromm, *Blood and Banquets*, Eintrag vom 29. März 1933, 96.
- 56) A.a.O., Eintrag vom 30. März 1933, 100.
- 57) Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 353, 367.
- 58) Zu Einzelheiten seines Gesuchs vgl. Richard Willstätter an die Rockefeller Foundation, 26. März 1933, Series 717 D, «Univers, of Munich: Chemistry», File 145-46, Box 15, RG 1.1, Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N.Y.
- 59) Vgl. Werner E. Mosse, «German Jews: Citizens of the Republic», in: Arnold Paucker, *The Jews in Nazi Germany, 1933-1943: Proceedings of the Leo Baeck Institute's 1983 Berlin International Historical Conference, «Self-Assertion in Adversity»*, (Tübingen: J.C.B. Mohr, 1986), 53.
- 60) In Lion Feuchtwangers Roman *Die Geschwister Oppermann* sagt der deutsche Fabrikbesitzer Rudolph Weinberg im Schweizer Exil: «Es ist natürlich schlimm, sehr schlimm. Aber lassen Sie die Völkischen erst einmal sich eingerichtet haben, dann wird sich das einrenken.» Lion Feuchtwanger, *Die Geschwister Oppermann*, (Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 1995), 270.
- 61) Vgl. Hermann Goerings Rede am 5. März 1933 nach den Reichstagswahlen. *Jewish Daily Bulletin*, 12. März 1933.
- 62) Vgl. *Jewish Daily Bulletin*, 14. März 1933.
- 63) William E. Dodd an Harry Ostrow, 14. März 1933, «Germany March-May 1933» – Folder, Box 82, Wise Papers, AJHS.
- 64) Ibid.

- 65) Margaret T. Edelheim-Mühsam, «Reactions of the Jewish Press to the Nazi Challenge», *Leo Baeck Year Book* 5 (1960), 318.
- 66) Vgl. Arno J. Mayer, *Why Did the Heavens Not Darken? The «Final Solution» in History* (New York: Pantheon, 1988), 130.
- 67) Herrmann, *Das dritte Reich*, 68; Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 24. März 1933, 109.
- 68) Vgl. z.B. Telegramm von JDC (Paris) an AJJDC, 19. März 1933, File 626, «Germany-General, 1933 (March-July)» JDC: «Einhellige Meinung [führender deutscher Juden] jüdische Massenkundgebung gegenwärtig sinnlos und möglicherweise schädlich.»
- 69) Zitiert in Martin Rosenbluth, *Go Forth and Serve: Early Years and Public Life* (New York: Herzl Press, 1961), 253.
- 70) A.a.O., 256.
- 71) Bemerkungen von Stephen S. Wise, 26. Februar 1933, «Germany 1923-1933» – Folder, Box 82, Wise Papers, AJHS. Vgl. Telegramm von Jacob Landau (JTA) an Richter Horace Stern, 5. April 1933, «Germany» – Folder, Box 13, Cyrus Adler Correspondence, 1929-1939, AJC. Hier wird der Leiter des Berliner Büros der JTA mit der Äusserung zitiert, dass «der Appell deutscher jüdischer Organisationen an amerikanische Juden, die Proteste zu beenden, definitiv unter Einschüchterung gemacht worden» ist.
- 72) Vgl. Telegramm des zionistischen Büros an Stephen S. Wise, 27. März 1933, «Germany: March-July 1933» – Folder, Box 82, Wise Papers, AJHS. Vgl. auch die Zurückweisung ausländischer Presseartikel durch den Centralverein als «reine Erfindungen», *Jewish Daily Bulletin*, 27. März 1933.
- 73) Zitiert in Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 27. März 1933, 109.
- 74) «Gegen Greuelpropaganda», *Jüdische Rundschau*, 28. März 1933.
- 75) «Nach dem 5. März», *Jüdische Rundschau*, 7. März 1933.
- 76) Erklärung vom 29. März 1933, zitiert in Hermann, *Das dritte Reich*, 61.

5. «Nun sind wir alle Juden»

- 1) Zu einer Zusammenfassung antijüdischer Massnahmen im März vgl. Messersmith an Hull, 21. März 1933, 862.4016/315, Box 6783, RG 59, NA.
- 2) Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1938», 01/8. Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem, 4.

- 3) Undatiertes, unbetitelttes Typoskript, Folder 4, Box 11 (Addendum «Hilfsverein»), RG 116, YIVO.
- 4) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt 1994), Eintrag vom 31. März 1933, 117.
- 5) Vgl. z.B. Jewish Daily Bulletin, 31. März 1933; und Curt Joseph, «NS-Betriebszellen in Aktion», in: *Sie durften nicht mehr Deutsche sein: Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen 1933-1938*, hg. von Margarete Limberg und Hubert Rübsaat (Frankfurt a.M.: Campus, 1990), 95.
- 6) Vgl. Robert Weltsch, «Die jüdische Presse», 110, und sein unbetitelttes Manuskript vom 3. Februar 1965, Folder 2, Box 2, Addenda, Weltsch Papers, LBINY.
- 7) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 1. April 1933, 118.
- 8) Klaus J. Herrmann, *Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen, 1933-1934* (Köln: Heymann, 1969), 14.
- 9) Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses -I», *Leo Baeck Year Book* 25 (1980), 354.
- 10) Peter Hanke, *Zur Geschichte der Juden in München zwischen 1933 und 1945* (München: Stadtarchiv, 1967), 86.
- 11) Haber an Willstätter, 1. April 1933, Haber-Willstätter Correspondence, LBINY.
- 12) Haber an den Vorstand der deutschen Chemischen Gesellschaft, 27. April 1933, Haber-Willstätter Correspondence, LBINY.
- 13) Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 401.
- 14) John E. Kehl (US-Generalkonsul in Hamburg) an George A. Gordon (chargé d'affaires ad interim, Berlin), 4. April 1933, 862.4016/635 GC, Box 6784, RG 59, NA.
- 15) Ibid.
- 16) Max Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck, 1952), 149.
- 17) David Farrer, *The Warburgs: The Story of a Family* (Briarcliff Manor, N.Y.: Stein and Day, 1975), 114.
- 18) Hans-Joachim Schoeps, *Bereit für Deutschland: Der Patriotismus deutscher Juden und der Nationalsozialismus. Frühe Schriften 1930 bis 1939. Eine historische Dokumentation* (Berlin: Haude und Spener, 1970), 21.
- 19) Schoeps an Mitglieder des Deutschen Vortrupps, 5. April 1933, «Deutscher Vortrupp «-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
- 20) Ibid.
- 21) Karl A. Schleuens, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 188.
- 22) A.a.O., 189.

- 23) Reichsbund an Hitler, 4. April 1933, zitiert in Herrmann, *Das dritte Reich*, 66-67.
- 24) Reichsbund (Leo Löwenstein) an Paul von Hindenburg, 3. April 1933, Folder 1, Box 10, Kreutzberger Papers, LBINY.
- 25) Ulrich Dunker, *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten: Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins* (Düsseldorf: Dorste, 1977), 9.
- 26) *Centralverein Zeitung*, 6. April 1933.
- 27) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 1. April 1933, 118.
- 28) Memorandum von William E. Beitz (US-Konsulat Berlin), Nr. 134, 3. April 1933, Messersmith Papers, UD.
- 29) Schleues, *Twisted Road*, 85.
- 30) Vgl. Ian Kershaw, *The «Hitler Myth»: Image and Reality in the Third Reich* (New York: Oxford University Press, 1989), 234.
- 31) Vgl. Schleunes, *Twisted Road*, 87.
- 32) Weltsch, «Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!», *Jüdische Rundschau*, 4. April 1933.
- 33) Ibid.
- 34) Ibid. Mit dem gelben Fleck wurden die deutschen Juden im Mittelalter gebrandmarkt und geächtet.
- 35) Weltsch, «Die jüdische Presse», 109-10.
- 36) In ihrer Ausgabe vom 1. April warb die *Jüdische Rundschau* erstmals um Abonnenten.
- 37) Weltsch an Buber, 22. April 1933, Ms. Var. 350/880, Robert Weltsch File, Martin Buber Archive, JNUL.
- 38) Ismar Elbogen, «Haltung!», *Centralverein Zeitung*, 6. April 1933.
- 39) «Jüdische Zwischenbilanz», *Jüdische Rundschau*, 13. April 1933.
- 40) Ibid.
- 41) Vgl. z.B. Messersmith an Hull, Nr. 151, 19. April 1933, Messersmith Papers, UD.
- 42) Vgl. JDC, London (ohne Unterschrift) an AJJDC, 28. April 1933, 5. File 626, «Germany – General 1933 (March-July)», JDC.
- 43) Kurt J. Ball-Kaduri, *Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933: Ein Zeitbericht* (Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, 1963), 114.
- 44) *Jewish Daily Bulletin*, 26. April 1933.
- 45) «Memorandum mit Zusätzen betreffend Deutschlandbesuch», undatiert (April? 1933), Folder 11 («Germany»), Box 288, Felix Warburg Papers, AJA.
- 46) Strauss, «Jewish Emigration-I», 340.
- 47) Warburg an Weizmann, 19. April 1933, Warburg-Weizmann correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 48) *B'nai B'rith*, Februar – März 1933.
- 49) Dieses Statement ist in der Sekundärliteratur mehrfach zitiert worden, u.a.

- bei: Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 145; Kurt J. Ball-Kaduri, *Vor der Katastrophe: Juden in Deutschland 1934-1939* (Tel Aviv: Olamenu, 1967), 12; und Robert Weltsch, «Twenty-Five Years After», *AJR Information*, November 1963, 1. Es taucht jedoch in keiner der zeitgenössischen Quellen, wie etwa der jüdischen Presse, auf. Zudem ist nicht klar, ob Baeck diese Worte öffentlich äusserte.
- 50) Vgl. Hans-Joachim Schoeps, «Die deutschen Juden und das Jahr 1933», undatiertes Typoskript, Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 51) Vgl. Abraham Margaliot, «The Dispute over the Leadership of German Jewry (1933-1938)», *Yad Vashem Studies* 10 (1974), 141.
 - 52) Vgl. Lucie Brent, «The Architects of Jewish Self-Assertion During the Nazi Era» (Master's thesis, Hunter College, New York, 1985), 17.
 - 53) Vgl. z.B. Jonah B. Wise, «Report on Conference With Leaders of German District, Grand District, Gand Lodge, B'nai B'rith, Cologne, July 2, 1933», 49, in: «General Summary – German Situation», File 626, JDC.
 - 54) Max Naumann, Vorsitzender des Verbandes, schrieb am 2. Mai 1933 an Hitler; der Nationalrat am 3. Mai 1933; und Leo Löwenthal vom Reichsverband jüdischer Frontsoldaten am 6. Mai 1933.
 - 55) Zitiert in *Jewish Daily Bulletin*, 28. Juni 1933.
 - 56) Robert Weltsch, «Fanal und Besinnung», *Jüdische Rundschau*, 12. Mai 1933.
 - 57) W. van Dyck an Mitglieder der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 17. Mai 1933, Willstätter File, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
 - 58) Haber an Willstätter, undatiert (Anfang Mai 1933?), zitiert in Fritz Stern, *Dreams and Delusions: National Socialism in the Drama of the German Past* (New York: Vintage Books, 1989), 73.
 - 59) Chaim Weizmann, *Trial and Error: The Autobiography of Chaim Weizmann* (New York: Schocken Books, 1966), 351.
 - 60) Zitiert in David Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers in Science, 1900-1933: Highlights in Atomic Physics, Chemistry, and Biochemistry* (New York: Springer Verlag, 1979), 228.
 - 61) Richard Willstätter, «A Chemist's Retrospects and Perspectives», *Chemical & Engineering News* 11 (20. September 1933), 275.
 - 62) Ibid.
 - 63) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 6. Mai 1933, 128.
 - 64) Ibid.
 - 65) A.a.O., Eintrag vom 21. Mai 1933, 131.

- 66) A.a.O., Eintrag vom 15. August 1933, 145.
- 67) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 22. Mai 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 68) Warburg an Weizmann, undatiert (Mai 1933), Warburg-Weizmann correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 69) Ibid.
- 70) Vgl. «Joint Foreign Committee, Minutes, June 28, 1933», Folder 1 («Laski, Neville»), Box 293, Felix Warburg Papers, AJA.
- 71) Messersmith an Hull, Nr. 1369, 17. Juni 1933, 862.4016/1181, Box 6786, RG 59, NA 11. Messersmith hielt es für «nicht unwahrscheinlich», dass das deutsche Bankenwesen unter die Aufsicht der Regierung gestellt werden würde und in diesem Falle «alle Privatbanken aufgelöst werden».
- 72) A.a.O., 2.
- 73) A.a.O., 2-3.
- 74) Israel Cohen, «The Jewish Situation in Germany», 29 June 1933, File S25/9703, CZA.
- 75) Warburg, *Aufzeichnungen*, 150. Vgl. Warburg an Weizmann, 8-9 Juni 1933, Warburg-Weizmann correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 76) Warburg, *Aufzeichnungen*, 149f.
- 77) Schoeps, «Deutsch-jüdische Besinnung», undatiertes Manuskript (1933), «Deutscher Vortrupp/Jugendbewegung»-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
- 78) Schoeps an Brod, 25. Juni 1933, zitiert in Julius H. Schoeps (Hg.), *Im Streit um Kafka und das Judentum, Briefwechsel: Max Brod – Hans-Joachim Schoeps* (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985), 78.
- 79) Schoeps an Brod, 25. Juni 1933, zitiert in Julius Schoeps (Hg.), *Im Streit um Kafka*.
- 80) Schoeps an Buber, 26. Juni 1933, in Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten* (Heidelberg: L. Schneider, 1972), 495-96.
- 81) In einem Memorandum vom 21. Juni 1933 zog die Zionistische Vereinigung für Deutschland beispielsweise eine direkte Parallele zwischen der Nazibewegung und der zionistischen Bewegung: «Der Zionismus glaubt, dass auch in der jüdischen Volksgruppe eine Wiedergeburt nationalen Lebens stattfinden muss, wie sie gegenwärtig im deutschen Leben durch die Adhäsion an christliche und völkische Werte erfolgt. Auch für den Juden müssen Abstammung, Religion, Schicksalsgemeinschaft und Gruppenbewusstsein von entscheidender Bedeutung für seine Lebensgestaltung sein.» Zitiert in *A Holocaust Reader*, ed. Lucy S. Dawidowicz (New York: Behrman House, 1976), 151.
- 82) Hans-Joachim Schoeps, *Rufmord/1970* (Erlangen: Selbstverlag des Ver-

- fassers, 1970), 15. Vgl. Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 84.
- 83) Schoeps an Martin Rade, 20. Juni 1933, zitiert in Wilhelm Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden von Hans-Joachim Schoeps und seine Ver- treibung aus Deutschland 1933», *Zeitschrift für Religions- und Geistesge- schichte* 32 (1980), 340.
 - 84) Ernst Simon, «Jewish Adult Education in Nazi Germany as Spiritual Re- sistance», *Leo Baeck Year Book I* (1956), 68.
 - 85) Vgl. Ismar Schorsch, *Jewish Reactions to German Anti-Semitism, 1870- 1914* (New York: Columbia University Press, 1972), 193.
 - 86) Schoeps an Buber, 26. Juni 1933, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL.
 - 87) Schoeps an Buber, 28. September 1933, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL.
 - 88) Vgl. Schoeps' undatiertes Typoskript «Die deutschen Juden und das Jahr 1933», Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 89) Schoeps an Fritz Hellendali, 9. August 1978, Kapsel 37, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 90) Weltsch an Buber, 22. April 1933, Folder 6, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
 - 91) Robert Weltsch, «„Ja' sagen zum Judentum!», *Jüdische Rundschau*, 16. Mai 1933.

6. «... die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks erdulnd»

- 1) Aus einer Ansprache Hitlers vor Reichsstatthaltern in Berlin am 6. Juli 1933 in Max Domarus, *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*, Bd. 1 (Würzburg: 1962), 286.
- 2) Ibid.
- 3) Gustav Warburg, *Six Years of Hitler: The Jews Under the Nazi Regime* (London: George Allen and Unwin, 1939), 102.
- 4) Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 109. Vgl. G. Warburg, *Six Years*, 53; und Siegfried Neumann, *Nacht über Deutschland: Vom Leben und Sterben einer Republik. Ein Tatsachenbe- richt* (München: List, 1972), 88.
- 5) Vgl. Arno J. Mayer, *Why Did the Heavens Not Darken? The «Final Solu- tion» in History* (New York: Pantheon, 1988), 136. Gegen Juden ergriffene Massnahmen wurden als «halbherzig und vorübergehend» betrachtet.
- 6) Vgl. z.B. Raymond Geist (US-Generalkonsul in Berlin) an Hull, 10. Sep- tember 1934, 150.062 PC/705, Box 38, RG 59, NA.

- 7) Das State Department an Konsulate der Vereinigten Staaten, 5. August 1933, zitiert in Cyrus Adler, Aaron M. Margolith, *With Firmness in the Right: American Diplomatic Action Affecting Jews* (New York: American Jewish Committee, 1946), 367.
- 8) Vgl. Col. MacCormack an Hull, 26. Januar 1934, 150.062 PC/677 1/2, RG 59, NA.
- 9) Werner Rosenstock, «Exodus, 1933-1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany», *Leo Baeck Year Book* 1 (1956), 380.
- 10) Mayer, *Why Did the Heavens*, 136.
- 11) Zu einem Bericht über die Eröffnungszeremonie vgl. *Bayerische-israelitische Gemeindezeitung*, 15. April 1934.
- 12) David Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers in Science, 1900-1933; Highlights in Atomic Physics, Chemistry, and Biochemistry* (New York: Springer Verlag, 1979), 194.
- 13) Chaim Weizmann, *Trial and Error: The Autobiography of Chaim Weizmann* (New York: Schocken Books, 1966), 341.
- 14) Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 384.
- 15) Zitiert in Weizmann, *Trial*, 351.
- 16) Vgl. Weltsch, «Bar Kochba», Typoskript, 17. Oktober 1943, Folder 9, Box 1, Weltsch Papers, LBINY.
- 17) Weltsch an R. Pacovsky, 7. Januar 1954, 12. November 1967 und 28. April 1972, Folder 9, Box 1, Weltsch Papers, LBINY.
- 18) Vgl. Weltsch' Bemerkungen in *Der Schild*, 2. März 1934.
- 19) Rosenstock, «Exodus», 381.
- 20) «Der Weg ins Freie», *Jüdische Rundschau*, 28. März 1934.
- 21) «Wiedersehen mit Palästina», *Jüdische Rundschau*, 10. April 1934.
- 22) Vgl. «Dr. L.» (Zionistische Vereinigung für Deutschland, Berlin) an Weltsch, 24. März 1924, Folder 1, Box 3, Weltsch Papers, LBINY.
- 23) Warburg an Weizmann, undatiert (Mai 1933), Warburg-Weizmann correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 24) Warburg an Buber, 1. Oktober 1933, Warburg-Weizmann correspondence, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 25) Ibid.
- 26) Vgl. Morris Troper an Paul Baerwald, 3. August 1933, File 627, «Germany – General 1933 (Aug.-Dec.)», JDC.
- 27) Bernhard Kahn an AJJDC, 14. August 1933, File 627, JDC.
- 28) Vgl. Georg Herlitz, «Sammlung!», *B'nai B'rith*, August 1933.
- 29) Messersmith an William Phillips, Nr. 255, 14. August 1933, Messersmith Papers, UD. Vgl. William E. Dodd, *Ambassador Dodd's Diary*, eds. William E. Dodd, Jr., Martha Dodd (New York: Harcourt, Brace and World, 1941), Eintrag vom 3. August 1933, 34.

- 30) Werner Senator, «Beobachtungen», *Centralverein Zeitung*, 15. August 1933.
- 31) Ludwig Marx, Robert Salomon und Max Samuel an Warburg, 22. August 1933. Reichsvertretung der deutschen Juden Papers, LBINY.
- 32) Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 403.
- 33) Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1938», 01/8, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem, 13,15.
- 34) A.a.O., 15. Vgl. Kurt J. Ball-Kaduri, «The National Representation of Jews in Germany: Obstacles and Accomplishments of its Establishment», *Yad Vashem Studies* 2 (1958), 163-65.
- 35) Dies war eine Auffassung, die Baeck häufig vertrat, zum Beispiel in Gesprächen mit einem Berlin-Korrespondenten der *New York Times*. Interview mit C. Brooks Peters, 3. März 1990.
- 36) 1933 waren 40% der deutschen Juden 45 und älter.
- 37) Vgl. Jonah B. Wise, «Report on Conference with Leaders», 20 July 1933, «General Summary-German Situation», File 626, JDC, 49. Wise stellte fest, dass die deutschen Judenführer übereinstimmend der Meinung waren, die Juden seien in Deutschland «durch».
- 38) Arthur Ruppin, *Briefe, Tagebücher, Erinnerungen*, hg. Schlomo Krolik (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985), Eintrag vom 16. August 1933, 446.
- 39) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt 1994), Eintrag vom 10. Juli 1933, 138.
- 40) Zu Einzelheiten von Hitlers Rede über dieses Thema vgl. *Centralverein Zeitung*, 13. Juli 1933.
- 41) *Jewish Daily Bulletin*, 3. August 1933.
- 42) Messersmith an Hull, Nr. 1537, 24. August 1933, Messersmith Papers, UD.
- 43) Zu einem Bericht über diesen Artikel vom 22. Juli 1933 vgl. *Jewish Daily Bulletin*, 24. Juli 1933.
- 44) Jonah Wise, «Report on Conference With Leaders», in: «General Summary – German Situation», 20 July 1933, File 626, JDC, 49.
- 45) «Weisung des Reichswirtschaftsministeriums, die jüdische Auswanderung betreffend», 28. August 1933, File 657, «Emigration – General, 1933-1937», JDC.
- 46) Vgl. Herzfeld, «Meine letzten Jahre», 24.
- 47) Zitiert in Klaus J. Herrmann, *Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen, 1933-1934* (Köln: Heymann, 1969), 15-17.
- 48) «Die Sonderstellung der Juden», *Jüdische Rundschau*, 27. Juni 1933.
- 49) Zentral Ausschuss an Central British Fund for German Jewry, 20 Juli 1933, File 645, «Zentral Ausschuss, 1933-1934 (Juni)», JDC.

- 50) Jonah Wise, «Report on Conference» in «General Summary», File 626, JDC, 49.
- 51) *Bayerisch e-israelitische Gemeindezeitung*, 15. April 1934.
- 52) Zitiert in Lucie Brent, «The Architects of Jewish Self-Assertion During the Nazi Era» (Master's thesis, Hunter College, New York, 1985), 32.
- 53) Weltsch an Buber, 30. Juni 1933, Ms. Var. 350/880, Weltsch File, Buber Archive, JNUL.
- 54) Zu einer Erörterung der zionistischen Kritik an der Reichsvertretung siehe Hermann, *Das dritte Reich*, 11-12.
- 55) *Jewish Daily Bulletin*, 1. September 1933.
- 56) Max Gruenewald, «Education and Culture of the German Jews under Nazi Rule», *Jewish Review* 5 (1948), 57-58.
- 57) Ernst Simon, «Jewish Adult Education in Nazi Germany as Spiritual Resistance», *Leo Baeck Year Book* 1(1956), 84-85.
- 58) Zitiert in Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Freidman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 77.
- 59) A.a.O., 77-78.
- 60) *Centralverein Zeitung*, 28. September 1933.
- 61) Siehe Baeck an Buber, 27. August 1933 und 19. September 1933, Ms. Var. 350/856, Baeck File, Buber Archive, JNUL.
- 62) Warburgs Porträt wurde neben denen von Walther Rathenau und Gustav Stresemann im Konzentrationslager Dachau zum Gegenstand des Spottes gemacht. Vgl. James McDonald, 6. September 1933, Folder C 11/12/18, Box C 11/12/15 – 22, BOD.
- 63) Chernow, *The Warburgs*, 417.
- 64) Warburg an Buber, 1. Oktober 1933, Ms. Var. 350/856, Warburg File, Buber Archive, JNUL.
- 65) Warburg an Hirschland, 14. September 1933, Reichsvertretung der deutschen Juden Papers, LBINY.
- 66) Warburg an Buber, 1. Oktober 1933, Ms. Var. 350/856, Warburg File, Buber Archive, JNUL.
- 67) Der Kulturbund verschaffte etwa 20.000 Juden Stellen im künstlerischen Bereich. Anfangs nur in Berlin, dehnte sich die Gruppe auf an die 75 andere Orte aus. Die Nazis liessen die Organisation bis 1940 gewähren.
- 68) Margaret Edelman-Mühsam, «Reactions of the Jewish Press to the Nazi Challenge», *Leo Baeck Year Book* 5 (1960), 318.
- 69) Vgl. Richard Lichtheim, *Die Geschichte des deutschen Zionismus* (Jerusalem: B. Mass, 1954), 250. Siehe auch Herzfeld, «Meine letzten Jahre», 22.
- 70) Robert Weltsch, *Die deutsche Judenfrage: Ein kritischer Rückblick*

- (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag, 1981), 89. Vgl. Edelman-Mühsam, «Reactions», 318.
- 71) Herbert Freedman, *Die jüdische Presse im Dritten Reich* (Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1987), 20.
 - 72) Robert Weltsch, «Die jüdische Presse vor 30 Jahren», in *Vom Schicksal geprägt: Freundesgabe zum 60. Geburtstag von Karl Marx*, hg. von Hans Lamm, E.G. Lowenthal und Marcel W. Gärtner. (Düsseldorf: Privatdruck, 1957), 109-110.
 - 73) *Jüdische Rundschau*, 29. September 1933.
 - 74) Weltsch an Buber, 5. Dezember 1933, Ms. Var. 350/880, Weltsch File, Buber Archive, JNUL.
 - 75) Vgl. Freedman, *Die jüdische Presse*, 82, Anm. 95, zitiert Strauss, «Jewish Emigration – 1».
 - 76) Vgl. Weltsch an Buber, 5. Dezember 1933, Ms. Var. 350/880, Weltsch File, Buber Archive, JNUL. Siehe auch Weltsch an Buber, 22. März 1933, Ms. Var. 350/880. Im letztgenannten schrieb Weltsch: «Wir werden viel Energie aufbringen müssen, damit sich die deutschen Juden nicht selbst aufgeben.»
 - 77) «Über die neue Emanzipation», *Jüdische Rundschau*, 16. Juni 1933.
 - 78) Weltsch an Buber, 5. Dezember 1933, Ms. Var. 350/880, Weltsch File, Buber Archive, JNUL.
 - 79) «Gegen die ewig Gestrigen», *Jüdische Rundschau*, 21. Juli 1933.
 - 80) Vgl. «Nürnberg und die Juden», *Jüdische Rundschau*, 8. September 1933.
 - 81) Weltsch an Buber, 5. Dezember 1933, Ms. Var. 350/880, Weltsch File, Buber Archive, JNUL.
 - 82) «Juden und Volksabstimmung», *Jüdische Rundschau*, 3. November 1933.
 - 83) *Centralverein Zeitung*, 2. November 1933.
 - 84) *Jewish Daily Bulletin*, 1. November 1933.
 - 85) Shirer, *Rise and Fall*, 212. Von 2 242 Stimmen, abgegeben von Dachauer Gefangenen, waren 2 154 für die Regierung.
 - 86) Weltsch an den Berliner Landesverband, 12. Dezember 1933, zitiert in Freedman, *Die jüdische Presse*, 26.
 - 87) Reichsverband an Weltsch, 5. Oktober 1934, zitiert in Freedman, *Die jüdische Presse*, 26.
 - 88) Fromm sagte, dass «Salonspione» eingesetzt wurden, um ihr Informationen zu entlocken. Siehe Bella Fromm, «I Fight the Himmler Terror», *True Detective* (18. September 1942), 54-55. Vgl. Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 24. Januar 1934, 173.
 - 89) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 29. März 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
 - 90) A.a.O., Eintrag vom 12. Mai 1933.

- 91) Fromm, *Als /7/t/er...*, Eintrag vom 10. Mai 1933, 130.
- 92) A.a.O., Eintrag vom 10. April 1933, 124.
- 93) A.a.O., Eintrag vom 27. Mai 1933, 132.
- 94) A.a.O., Eintrag vom 17. September 1933, 148-50.
- 95) Undatierte (Dezember 1933?) Äusserung von Eva von Schröder, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 96) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 29. November 1933, 160. Vgl. Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 1. Dezember 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 97) Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 13. Dezember 1933.
- 98) A.a.O., Eintrag vom 25. November 1933.
- 99) A.a.O., Eintrag vom 1. Dezember 1933.
- 100) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 25. Jan. 1934, 174.
- 101) Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 13. Dezember 1933, Box 1, Fromm Papers, BU.
- 102) A.a.O., Eintrag vom 3. Januar 1934, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 103) Fromm an Dr. Elemer Szego, 24. Januar 1934, Box 13; Reichsverband an Fromm, 22. Februar 1934, Box 13, Fromm Papers BU.
- 104) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 3. Januar 1934, Folder 1, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 105) Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 22. Februar 1934, Folder 1, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 106) Bella Fromm, *Blood and Banquets'. A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), Eintrag vom 16. April 1934, 161. In ihrem Tagebuchmanuskript gibt Fromm als Gonnys Abreisedatum den 13. April 1934 an, aber in *Blood and Banquets* nennt sie den 6. Mai 1934.
- 107) Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 13. April 1934, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 108) Ibid., Eintrag vom 13. April 1934, Box 2, Fromm Papers, BU. Siehe auch *Als Hitler...*, Eintrag vom 25. August 1934, 204.
- 109) A.a.O., Eintrag vom 7. März 1933, 95.
- 110) A.a.O., Eintrag vom 12. September 1933, 148.
- 111) Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 97-98. Vgl. Schleunes, *Twisted Road*, 189.
- 112) Hans-Joachim Schoeps, «Gleiches Los – Ungleiche Lösung», *Der Schild*, 13. April 1934, zitiert in Herrmann, *Das dritte Reich*, 46. Siehe auch Schoeps, «Wandlungen im deutschen Menschenbild», *Kölnische Zeitung*, 4. Oktober 1933, Mappe 44, Schoeps Nachlass, SBB. Vgl. Schoeps an Frick, 29. September 1933, Schoeps Papers, LBINY.
- 113) Siehe *Der Vortrupp*, Januar 1934, Mappe 44, Schoeps Nachlass, SBB.
- 114) Schoeps, «Nachbemerkung», in: *Jugend und Gemeinde*, August 1933, Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB.

- 115) Schoeps, «Wir gehen einen deutschen Weg», *Centralverein Zeitung*, 13. Juli 1933.
- 116) Im September 1934 verwarf er diesen Titel dann.
- 117) Vgl. z.B. Herbert Löwe an Schoeps, 2. Januar 1934, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL.
- 118) Schoeps an Dr. Herbert Löwe, 15. Januar 1934, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL. Schoeps' Unmut über eine Einmischung «von aussen» erinnert an die Reaktion führender deutscher Juden auf die Bemühungen jüdischer Persönlichkeiten in Amerika, wie etwa Stephen Wise, im März 1933 einen antideutschen Boykott zu organisieren.
- 119) Innenministerium an Schoeps, 3. Oktober 1933, Schoeps File, LBINY.
- 120) Schoeps, «Das neue Gesicht der Politik – 1933», Mappe 44, Schoeps Nachlass, SBB. Siehe auch Schoeps, *Rückblicke*, 89.
- 121) Siehe Schoeps, «Die deutschen Juden und das Jahr 1933», undatiertes Typskript, Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB. Vgl. Schoeps, *Rückblicke*, 21; und Schoeps an Kreuzberger (Mai 1966?), Schoeps File, LBINY.
- 122) Siehe z.B. Schoeps an Buber, 28. September 1933, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL.
- 123) Schoeps an Buber, 16. Oktober 1933, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL.
- 124) Leo Baeck, «Tage und Leben», *Centralverein Zeitung*, 30. November 1933.

7. Die «neuen Juden» auf dem Prüfstand

- 1) Haber an Willstätter, undatiert (Anfang Mai 1933?), zitiert in Fritz Stern, *Dreams and Delusions: National Socialism in the Drama of the German Past* (New York: Vintage Books, 1989), 73.
- 2) Haber an Einstein, 7. oder 8. August 1933, zitiert in Stern, *Dreams and Delusions*, 74.
- 3) Willstätter an Weizmann, 4. Februar 1934, Willstätter File, Wiener Library, Tel Aviv.
- 4) Willstätter an Fajans, 24. Oktober 1935, Willstätter File, Box 5, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
- 5) Zitiert in Johannes Friedrichs, *Eine Lösung der Judenfrage? Kritische Betrachtungen* (Detmold: Meyersche Hofbuchhandlung, 1922), 17-18.
- 6) Vgl. Kurt J. Ball-Kaduri, *Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933: Ein Zeitbericht* (Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, 1963), 68.

- 7) Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 145.
- 8) Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses – II», *Leo Baeck Year Book* 26 (1981), 378, Anm. 11.
- 9) Schleunes, *Twisted Road*, 155.
- 10) Bernard Kahn, «Report of Activities for the Months of April to October 1934», 14 November 1934, File 628, «Germany – General, 1934», JDC.
- 11) Siehe z.B. *Der Schild*, 23. Februar 1934.
- 12) Leo Löwenstein, «Ich bin ein Deutscher, ich bin ein Jude», *Der Schild*, 26. Januar 1934.
- 13) *Der Schild*, 23. Februar 1934.
- 14) Ibid.
- 15) Siehe z.B. Hans Wollenberg, «Wir hüten das Fronterlebnis», *Der Schild*, 27. April 1934.
- 16) «Heldengedenktag», *Centralverein Zeitung*, 22. Februar 1934.
- 17) Siehe *Der Angriff*, 1. Juni 1934.
- 18) Löwenstein an Hindenburg, 23. März 1934, zitiert in Klaus J. Herrmann, *Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen, 1933-1934* (Köln: Heymann, 1969), 139-40.
- 19) *Der Schild*, 12. April 1934.
- 20) *Der Schild*, 12. Januar 1934.
- 21) Schoeps an Brod, 23. Juli 1933, zitiert in Julius Schoeps (Hg.), *Im Streit um Kafka und das Judentum. Briefwechsel: Max Brod – Hans-Joachim Schoeps* (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985), 80.
- 22) Hans-Joachim Schoeps, «Gleiches Los – Ungleiche Lösung», *Der Schild*, 13. April 1934.
- 23) Hans-Joachim Schoeps, *Rufmord/1970* (Erlangen: Selbstverlag des Verfassers, 1970), 8.
- 24) Ibid., 16.
- 25) *Hamburger Familienblatt*, 26. April 1934, Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB.
- 26) W. Ware Adams, «Current Immigration to the United States from the Consular District of Berlin, Germany», 27. October 1934, 811.111 Quota 62/468, Box 165, RG 59, NRC.
- 27) Siehe Philip Metcalfe, *1933* (Sag Harbor, N.Y.: Permanent Press, 1988), 179.
- 28) Zwischen April 1933 und August 1934 richtete der Reichsverband jüdischer Frontsoldaten achtundzwanzig Schreiben an die Regierung, in denen er geltend machte, dass ihm ein Sonderstatus im Reich gewährt

- werden sollte. Siehe Ulrich Dunker, *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten: Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins* (Düsseldorf: Droste, 1977), 133.
- 29) Siehe Gestapo-Erlass vom 12. Februar 1935, Folder 8, Box 19, Kreuzberger Papers, LBINY.
 - 30) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt, 1994), Eintrag vom 2. August 1934, 202.
 - 31) Schleunes, *Twisted Road*, 179-80.
 - 32) Details dieses Vorfalls verdanke ich Prof. Gary Lease, University of California, Santa Cruz, der die Geschichte von Frank Suhrman, einem Kameraden Schoeps' im Deutschen Vortrupp, erfuhr.
 - 33) Herbert Freedon, *Die jüdische Presse im Dritten Reich* (Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1987), 39.
 - 34) Siehe Schoeps an «Kameraden», undatiert (1934), «Deutscher Vortrupp»-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 35) «Protokoll des Bundestages 1934/35», 29. Dezember 1934, «Deutscher Vortrupp»-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 36) Schoeps an seine «Kommilitonen», undatiertes Typoskript (1942?), «Deutscher Vortrupp»-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 37) Deutscher Vortrupp, Erklärung vom 22. März 1935, «Deutscher Vortrupp»-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 38) Schoeps, *Bereit für Deutschland: Der Patriotismus deutscher Juden und der Nationalsozialismus: Frühe Schriften, 1930 bis 1939: Eine historische Dokumentation* (Berlin: Haude und Spener, 1970), 25,27. An die 1'000 von insgesamt 50.000-55.000 Mitglieder des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten erklärten ebenfalls ihre Bereitschaft zu dienen. Siehe Dunker, *Reichshund*, 9, 173. Vgl. Herrmann, *Das dritte Reich*, 49.
 - 39) Dunker, *Reichsbund*, 175.
 - 40) Schoeps, *Bereit für Deutschland*, 54, 57.
 - 41) *Der Schild*, 16. Februar 1934.
 - 42) *Centralverein Zeitung*, 1. Februar 1934.
 - 43) Nachzulesen in Neville Laski an Adler, 21. März 1934, «1934» – Folder, Cyrus Adler correspondence, 1929-35, AJC.
 - 44) Wilfrid Israel, «General Situation», «1934» – Folder, Cyrus Adler correspondence, 1929-35, AJC.
 - 45) Äusserungen von Otto Hirsch, *Der Morgen*, Februar 1934. Zitiert bei Fritz Friedlander, «Trials and Tribulations of Education in Nazi Germany», *Leo Baeck Year Book* 3 (1958), 190.
 - 46) Leo Baeck, «Unsere Gemeinde», *Gemeindeblatt der jüdischen Gemeinde zu Berlin*, 2. Februar 1934.
 - 47) *Bayerisch e-israelitische Gemeindezeitung*, 1. März 1934.
 - 48) *Jüdische Rundschau*, 7. September 1934.

- 49) *Gemeindeblatt* (Berlin), 14. April 1935.
- 50) *Bayerisch e-israelitische Gemeindezeitung*, 1. November 1934.
- 51) *Der Schild*, 19. Oktober 1934.
- 52) Ausführlicher ist dieses Memorandum zitiert in Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 171-74.
- 53) Eine Abschrift von Baecks Rede vom 5. August 1934 befindet sich in Hindenburg File, LBINY.
- 54) Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 197.
- 55) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 2. August 1934, 202f.
- 56) Ende Juni ging Warburg zu Papen, um gegen die Misshandlung von Juden zu protestieren, erhielt aber kein Versprechen, dass dieser etwas dagegen unternehme. Siehe Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 429.
- 57) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 22. Juni 1934, 193.
- 58) Fromm, Tagebuch, Manuskript, Eintrag vom 25. Juni 1934, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 59) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 1. Juli 1934, 195.
- 60) A.a.O., 196-97.
- 61) *Bayerisch e-israelitische Gemeindezeitung*, 1. Juli 1934.
- 62) *Jüdische Rundschau*, 3. Juli 1934.
- 63) *Gemeindeblatt* (Berlin), 7. Juli 1934.
- 64) Arthur Rupp in an Martin Rosenbluth, 11. Juli 1934, in Rupp in, *Briefe, Tagebücher, Erinnerungen*, hg. von Schlomo Krolik (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985), 451.
- 65) Lazaron an Felix Warburg, 15. Juli 1934, File 12, Box 382, Felix Warburg Papers, AJA. Im privaten Kreis behauptete Warburg immer noch, dass sich die Nazis nicht lange an der Macht halten könnten. Im Mai kritisierte er einen seiner Verwandten, Siegmund Warburg, weil er dem Land den Rücken gekehrt hatte. Vgl. Chernow, *The Warburgs*, 413.
- 66) *Der Schild*, 18. Juli 1934.
- 67) *Jüdische Rundschau*, 31. Juli 1934.
- 68) Walter Laqueur, *Young Germany: A History of the German Youth Movement* (London: Routledge and Kegan Paul, 1962), 63.
- 69) Schoeps an Ernst Caselmann, 1. Oktober 1930, «Deutscher Vortrupp»-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
- 70) Schoeps nannte Abraham seine «tragische Liebe». Siehe Gary Lease, «Deutscher Vortrupp membership», undatiertes Typoskript, Santa Cruz, Calif.
- 71) William E. Dodd, *Ambassador Dodd's Diary, 1933-1938*, ed. William E. Dodd, Jr., and Martha Dodd (New York: Harcourt, Brace, 1941), Eintrag vom 9. August 1934, 145.

- 72) Warburg an Hirschland, 15. Oktober 1934, Reichsvertretung der deutschen Juden Papers, LBINY.
- 73) Felix Warburg an Siegmund Warburg, 1. Juni 1936, Folder 10, Box 332, Felix Warburg Papers, AJA.
- 74) Lazaron an Felix Warburg und Paul Baerwald, 11. April 1935, Folder 10, Box 315, Felix Warburg Papers, AJA.
- 75) Messersmith an Lazaron, 29. August 1934, Folder 10, Box 315, Felix Warburg Papers, AJA. Aber im März 1935 hatte Messersmith seine Meinung geändert. Siehe sein Memorandum vom 22. März 1935, Nr. 495, Messersmith Papers, UD.
- 76) Dodd, *Diary*, Eintrag vom 28. Juli 1934, 135.
- 77) Warburg an Weltsch, 7. Dezember 1933, Ms. Var. 350/880, Weltsch File, Buber Archive, JNUL.
- 78) Siehe Ernst Kahns Bericht über seinen Besuch in den Vereinigten Staaten, *Jüdische Rundschau*, 20. November 1934.
- 79) Lazaron an Warburg, 6. Dezember 1934, Folder 10, Box 315, Felix Warburg Papers, AJA.
- 80) Selig Brodetsky, «Confidential Note of a Brief Visit to Berlin by Dr. Selig Brodetsky, August 29 – September 2, 1934», «1934» – Folder, Cyrus Adler correspondence, AJC, 192.
- 81) Geist an Hull, Nr. 2125, 28. Juli 1934, 862.4016/410, Box 6787, RG 59, NA.
- 82) Fromm, *Als Hitler...* Eintrag vom 1. Oktober 1934, 209.
- 83) Vgl. Reichsverband an Weltsch, 5. Oktober 1934, worin es heisst, dass ihm Goebbels erlaube weiterzuarbeiten. Folder 6, Box 4, Weltsch Papers, LBINY.
- 84) *Jüdische Rundschau*, 6. Juni 1935.
- 85) «Der Jude ist auch ein Mensch», *Jüdische Rundschau*, 9. Juli 1935.
- 86) Freeden, *Die jüdische Presse*, 22.
- 87) Lazaron an Felix Warburg und Paul Baerwald, 18. Mai 1935, Folder 10, Box 315, Felix Warburg Papers. Etwa um dieselbe Zeit erfuhr Felix Warburg in New York, dass sein Bruder «in Verzweiflung gerate», da er für die deutschen Juden keine andere Hoffnung sah als die Auswanderung. Chernow, *The Warburgs*, 432.
- 88) Willstätter an WE.Tisdale und H.M. Miller, 2. Juni 1935, Series 717D, «Univ. of Munich: Chemistry», File 145-46, Box 15, RG 1.1, Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N.Y.
- 89) Willstätter an WE. Tisdale, 11. Oktober 1935, File 717D («Univ. of Munich: Chemistry»), File 145-46, Box 15, RG 1., Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N.Y.
- 90) Chaim Weizmann, *Trial and Error: The Autobiography of Chaim Weizmann* (New York: Schocken Books, 1966), 351.

- 91) Als einen Hinweis auf Schoeps' Vorlesung am 1. April 1935 siehe *Baye-risch e-israelitische Gemeindezeitung*, 15. März 1935.
- 92) Hans-Joachim Schoeps, «Franz Kafka: Der Dichter der tragischen Posi-tion», *Der Schild*, 10. Mai 1935. «
- 93) Siehe Schoeps' Bericht über seine Kurzreise nach Rom in *Centralverein Zeitung*, 17. Oktober 1935.
- 94) Siehe *Centralverein Zeitung*, 21. Februar 1935.
- 95) Siehe Warburgs Rede vor dem Hilfsverein, 18. Juni 1935, *Jüdische Rund-schau*, 21. Juni 1935.
- 96) *Centralverein Zeitung*, 2. September 1934.
- 97) Siehe *Centralverein Zeitung*, 6. Juni 1935; und *Gemeindeblatt* (Berlin), 16. Juni 1935.
- 98) Siehe Leitartikel in der *Centralverein Zeitung*, 20. Dezember 1934.
- 99) Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1938», 01/8, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Je-rusalem, 19.
- 100) *Centralverein Zeitung*, 17. Januar 1935.
- 101) Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 69. Vgl. *Gemeindeblatt* (Berlin), 3. März 1935.
- 102) Siehe Alfred Hirschberg, «Chronik», *Centralverein Zeitung*, 7. März 1935; und *Gemeindeblatt* (Berlin), 10. März 1935.
- 103) Dodd, *Diary*, Eintrag vom 8. März 1935, 219.
- 104) Im April war Warburg pessimistischer bezüglich der wirtschaftlichen Lage der Juden. Siehe Lazon an Felix Warburg und Paul Baerwald, 11. April 1935, Folder 10, Box 315, Felix Warburg Papers, AJA.
- 105) Die Tatsache, dass seine Bank immer noch Profit machte, indem sie Ge-schäfte mit Unternehmen wie Krupp tätigte, suchte Warburg zu verheim-lichen. Siehe Chernow, *The Warburgs*, 443.
- 106) Vom 2. Oktober an durften Personen, die aus dem Reich emigrierten, ohne Genehmigung des Foreign Exchange Bureau nicht mehr als 10 Reichsmark mitnehmen. Dies bedeutete eine massive Reduktion gegenüber den 25.000 Mark, die ein Jahr zuvor erlaubt waren. Siehe W. Ware Adams, «Current Immigration to the United States from the Consular District of Berlin, Ger-many», 27. Oktober 1934, 811.111 Quota 62/468, RG 59, NRC, 19.
- 107) Ende 1933 wurde Deutschen, die beweisen konnten, dass Verwandte in den Vereinigten Staaten sie unterstützen würden oder seine Anstellung in Aussicht hatten, in aller Regel Visa nicht mehr verweigert. Durch eine Ver-änderung in der Visa-Erteilung im Juli 1933 konnten sich Juden mit Ver-wandten nun leichter für eine Einreise in die Vereinigten Staaten qualifi-zieren. Und wie der Konsulatsbeamte WWare Adams im Oktober 1934 berichtete, «wirkten sich nun die in den Erlass vom 5. Februar 1917 einge-

fügten Klauseln ‚öffentliche Belastung‘ und «vertraglich zugesicherte Arbeit‘ auf die Einwanderung von Fremden in die Vereinigten Staaten nicht mehr hinderlich aus, die ebenso schnell wie Ende 1929 eine Beschäftigung finden werden wie Ende 1929». Vgl. Adams, «Current Immigration to the United States», 13.

Dennoch standen im September 1934 immer noch über 82.000 Juden auf der Warteliste für US-Visa, entweder weil sie aufgrund der besagten Klausel (eine mutmassliche Belastung der öffentlichen Haushalte) für «vorübergehend nicht einreiserechtigt» galten oder weil die Beschäftigungsbedingungen während der Depression die Bearbeitung ihrer Anträge verzögert hatte. Vgl. Geist an Hull, 10. September 1934, 811111 Quota 62/65, Rg. 59, NRC.

8. Bürger zweiter Klasse

- 1) Werner Rosenstock, «Exodus, 1933-1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany», *Leo Baeck Year Book* 1 (1956), 376.
- 2) Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 402.
- 3) Rosenstock, «Exodus», 376, 381.
- 4) Arno Mayer, *Why Did the Heavens Not Darken? The «Final Solution» in History* (New York: Pantheon, 1988), 195.
- 5) Die Einnahmen aus Zionistischen Wohltätigkeitsveranstaltungen verdreifachten sich in den Jahren 1933-35 gegenüber den Jahren 1931-31. Vgl. Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil* (New York: Viking Press, 1963), 54.
- 6) Zitiert in Max Grünewald, «The Beginning of the Reichsvertretung», *Leo Baeck Year Book* I (1956), 59.
- 7) *Jüdische Rundschau*, 7. Mai 1935.
- 8) Martin Rosenbluth, *Go Forth and Serve: Early Years and Public Life* (New York: Herzl Press, 1961), 265.
- 9) Arendt, *Eichmann*, 36. Eichmann lernte 1937 auch Hebräisch.
- 10) Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 69, sieht das Datum für 1935 an.
- 11) *Centralverein Zeitung*, 9. Mai 1935.
- 12) Vgl. Gruenewald, «Beginning», 58-61.
- 13) Siehe Margaret T. Edelheim-Mühsam, «Reactions of the Jewish Press to the Nazi Challenge», *Leo Baeck Year Book* 5 (1960), 323. Vgl. Gruenewald, «Beginning», 61.

- 14) Zu der Kompromisslösung, die in der Berliner Gemeinde erzielt wurde, siehe *Jüdische Rundschau*, 11. August 1935.
- 15) Ruth Gay, *The Jews of Germany: A Historical Portrait* (New Haven, Conn.: Yale University Press, 1992), 260.
- 16) *Jüdische Rundschau*, 12. März 1935 und 22. März 1935.
- 17) Yahil, *Holocaust*, 65.
- 18) Charles M. Hathaway, Jr. (US-Generalkonsul in München) an William E. Dodd, 13. Mai 1935, 862.4016/1460, Box 6787, RG 58, NA.
- 19) Shlomo Shafir, «American Diplomats in Berlin (1933-1939) and their Attitude to the Nazi Persecution of the Jews», *Yad Vashem Studies* 9 (1973), 88.
- 20) JTA, Telegramm dispatches, 5. August 1935.
- 21) JTA, 8. August 1935 und 9. August 1935.
- 22) *Jüdische Rundschau*, 5. August 1935.
- 23) Zitiert in Jeremy Noakes, Geoffrey Pridham, eds., *Nazism: A History in Documents and Eyewitness Accounts, 1919-1945* (New York: Schocken Books, 1984), 531.
- 24) Yahil, *Holocaust*, 61.
- 25) A.a.O., 70.
- 26) Vgl. Ian Kershaw, *The «Hitler Myth»: Image and Reality in the Third Reich* (New York: Oxford University Press, 1989), 235-36. Vgl. Gustav Otto Warburg, *Six Years of Hitler: The Jews Under the Nazi Regime* (London: George Allen and Unwin, 1939), 20.
- 27) *Jüdische Rundschau*, 30. August 1935 und 19. August 1935.
- 28) J.C. Hyman an Paul Baerwald, 3. Oktober 1935, File 629, «Germany-General, 1935», JDC.
- 29) Fricks Äusserungen wurden in der *Centralverein Zeitung* vom 3. Mai 1935 zitiert.
- 30) *Jüdische Rundschau*, 10. und 11. September 1935. Tatsächlich besuchten noch 1938 ein Viertel der jüdischen Kinder deutsche Schulen.
- 31) «Jüdische Schulen», *Jüdische Rundschau*, 13. September 1935.
- 32) JTA, 19. September 1935.
- 33) Zum vollständigen Wortlaut der Erklärung der Reichsvertretung siehe *Jüdische Rundschau*, 24. September 1935.
- 34) *Centralverein Zeitung*, 26. September 1935.
- 35) Esriel H. Hildesheimer, «The Central Organization of the German Jews in the Years 1933-1945: Its Legal and Political Status and Its Position in the Jewish Community» (Master's thesis, Hebrew University of Jerusalem, 1982), 54.
- 36) «Erhebt euere Herzen», *Gemeindeblatt* (Berlin), 22. September 1935.
- 37) *Der Schild*, 20. September 1935.
- 38) *Jüdische Rundschau*, 24. September 1935.
- 39) *Der Schild*, 27. September 1935.

- 40) *Centralverein Zeitung*, 26. September 1935.
- 41) Vgl. Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 63.
- 42) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt, 1994), Eintrag vom 15. September 1935, 233.
- 43) A.a.O., Eintrag vom 12. Oktober 1935, 234.
- 44) *Centralverein Zeitung*, 17. Oktober 1935.
- 45) Fromm, *Blood and Banquets'. A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), Eintrag vom 28. Oktober 1935, 209.
- 46) JTA, 23. September 1935.
- 47) Geist an Hull, 5. Februar 1936, 811.111 Quota 62/494, RG 59, NRC.
- 48) Zitiert in David S. Wyman, *Paper Walls: America and the Refugee Crisis, 1938-1941* (Amherst: University of Massachusetts Press, 1968), 4-5.
- 49) JTA, 6. Oktober 1935.
- 50) Vgl. Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 203.
- 51) Vgl. undatiertes Typoskript, Folder C 11/12/37, Box C 11/12/33 – 40, BOD.
- 52) Baeck, «Wörtlicher Text des Gebets für Kol Nidre 1935, geschrieben von Rabbiner Leo Baeck», Folder 2, Box 3. Leo Baeck Institute (London) Papers, LBINY.
- 53) Zitiert in Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 206.
- 54) A.a.O., 207-08.
- 55) Hildesheimer, «Central Organization», 68.
- 56) Herbert Freeden, *Die jüdische Presse im Dritten Reich* (Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1987), 24. Vgl. Messersmith an James Dünn, Nr. 573, 13. September 1935, Messersmith Papers, UD.
- 57) *Jüdische Rundschau*, 10. Oktober 1935.
- 58) *Neues Wiener Tageblatt*, 24. Oktober 1935.
- 59) JTA, 24. Oktober 1935. Vgl. Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1938», 01/8, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem, 22.
- 60) *Jüdische Rundschau*, 14. Oktober 1935.
- 61) «Tröstet, tröstet mein Volk», *Jüdische Rundschau*, 20. September 1935.
- 62) *Jüdische Rundschau*, 20. September 1935.
- 63) *Jüdische Rundschau*, 12. November 1935.
- 64) «Judenfrage für den Juden», *Jüdische Rundschau*, 22. November 1935.
- 65) *Der Schild*, 22. November 1935.

- 66) Zu Kommentaren zu Fricks Rede siehe «Die Wirtschaftsbetätigung der Juden», *Jüdische Rundschau*, 15. Oktober 1935.
- 67) «Klare Scheidung auf legalem Wege», *Jüdische Rundschau*, 5. November 1935.
- 68) Vgl. JTA, 5. November 1935; Messersmith an Dünn, Nr. 601.21 Oktober 1935, Messersmith Papers, UD.
- 69) JTA, 25. November 1935.
- 70) *Centralverein Zeitung*, 24. Dezember 1935.
- 71) «Öffnet die Tore!», *Jüdische Rundschau*, 26. November 1935.
- 72) JTA, 27. November 1935.
- 73) Zitiert in JTA, 27. November 1935.
- 74) Chernow, *The Warburgs*, 441. In einer Rede vor Mitgliedern der B'nai B'rith in Berlin 1936, beschwor Warburg seine Zuhörer, das Land zu verlassen, nahm seine Worte dann aber wieder zurück, nachdem die Gestapo-Leute, die ihn überwachten, den Saal verlassen hatten.
- 75) David Farrer, *The Warburgs: The Story of a Family* (Briarcliff Manor, N.Y.: Stein and Day, 1975), 114. Schacht teilte Warburg mit, dass durch die Nürnberger Gesetze wieder «Ruhe» im deutschen Wirtschaftsleben einkehren solle. Vgl. Chernow, *The Warburgs*, 435.
- 76) William E. Dodd, *Ambassador Dodd's Dairy, 1933-1938*, ed. William E. Dodd, Jr., and Martha Dodd (New York: Harcourt, Brace, 1941), Eintrag vom 27. November 1935, 280.
- 77) Avraham Barkai, «German Interests in the Haavara Transfer Agreement, 1933-1939», *Leo Baeck Year Book* 35 (1990), 257.
- 78) Ernst Marcus, «The German Foreign Office and the Palestine Question in the Period 1933-1939», *Yad Vashem Studies* 2 (1958), 250.
- 79) Vgl. Siegmund Warburg an Felix Warburg, 1. Januar 1936, und Felix Warburg an Siegmund Warburg, 1. Januar 1936, Folder 10, Box 332, Felix Warburg Papers, AJA. Die Nazis hielten diese Verhandlungen geheim, um den für sie peinlichen Eindruck zu vermeiden, sie verhandelten mit Juden als gleichwertigen Partnern. Chernow, *The Warburgs*, 437.
- 80) Vgl. Barkai, «German Interests», 259. Diese Position verhärtete sich im Februar 1936, als die Gestapo eine aktive Rolle im Umgang mit jüdischen Führungspersonlichkeiten übernahm und hierin die Regierungsbeamten ersetzte.
- 81) Wise an Julian Mack, 28. Februar 1936, Box 115 («Corr.-Mack, Julian W, 1934-1936»), Wise Papers, AJHS.
- 82) Felix Warburg an Siegmund Warburg, 16. März 1936, Folder 10, Box 332, Felix Warburg Papers, AJA.
- 83) Naomi Shepherd, *Refuge from Darkness: Wilfrid Israel and the Rescue of the Jews* (New York: Pantheon, 1984), 109.

- 84) Messersmith an William Philips, Nr. 550, 20. Juli 1935, Messersmith Papers, UD.
- 85) Warburg an Schäffer, 22. November 1935, Box 1B (Corr., 1934-1935), Schäffer Papers, LBINY. Zufällig war dies derselbe Satz, den Bella Fromm benutzte, um ihre Bemühungen zugunsten ihrer jüdischen Glaubensbrüder und -Schwestern zu beschreiben.
 Warburgs zurückhaltende Einschätzung dessen, was sein Plan erreichen konnte, spiegelt einen stärkeren Pessimismus bezüglich der Notlage der Juden im Dritten Reich wider. Im Januar 1936 traf Stephen Wise mit Präsident Roosevelt zusammen, der einen Brief Warburgs zitierte, in dem es hiess, dass «nichts getan werden kann», um Deutschlands Juden zu helfen. Wise und Brandeis dachten, dieser Brief bringe den amerikanischen Präsidenten davon ab, Schritte zu unternehmen, um den Juden zu helfen. (Im Oktober sagte Roosevelt zu Wise, dass Warburg ihm rate, keine öffentliche Stellungnahme zur Behandlung der Juden durch die Nazis abzugeben.)
 Vgl. Richard Breitman und Alan M. Kraut, *American Refugee Policy and European Jewry, 1933-1945* (Bloomington: Indiana University Press, 1987), 98, 100.
- 86) JTA, 26. April 1936.
- 87) *Centralverein Zeitung*, 23. Januar 1936.
- 88) Siegmund Warburg an Felix Warburg, 1. März 1936, Folder 10, Box 332, Felix Warburg Papers, AJA. Dies ereignete sich fast drei Monate, nachdem in der Nazi-Presse ein Artikel erschienen war, der verhiess, dass jüdische Banken «langsam aber sicher liquidiert» würden. JTA, 6. Dezember 1935.
- 89) Siegmund Warburg an Felix Warburg, 23. Juni 1936, Folder 10, Box 332, Warburg Papers, AJA.
- 90) «An die Juden in Deutschland», *Centralverein Zeitung*, 27. Mai 1936.
- 91) *Bayerisch e-israelitische Gemeindezeitung*, 1. Juni 1936.
- 92) Rosenstock, «Exodus», 378.
- 93) A.a.O.,377.
- 94) Vgl. die Kommentare, die Bruno Bettelheim 1938 zu Ohren bekam, als er in Buchenwald inhaftiert war. Siehe Bettelheim, *The Informed Heart*, 258.
- 95) Siehe Richard Lichtheim, *Die Geschichte des deutschen Zionismus* (Jerusalem: R. Mass, 1954), 264.
- 96) Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses -I», 344.
- 97) Die Haltung der älteren deutschen Juden hat z.B. Lion Feuchtwanger in seinem Roman *Die Geschwister Oppermann* (Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1995) geschildert.
- 98) Zu einer detaillierten Analyse des Emigrationsverhaltens siehe

- Malcolm C. Burke (US-Generalkonsul, Hamburg), «Statistics Regarding Groups of Immigrants Receiving Visas at Hamburg During the First Half of 1834», 1. März 1935, 811.111 Quota 62/476, RG 59, NRC.
- 99) Strauss, «Emigration-I», 317.
- 100) JTA, 4. März 1936. Vgl. Felix Warburg an Siegmund Warburg, 9. März 1936, Folder 10, Box 332, Felix Warburg Papers, AJA.
- 101) Siehe Warburgs Rede über die Auswanderung, *Jüdische Rundschau*, 8. Mai 1936.
- 102) «Auf die Fahrt nach USA», *Jüdische Rundschau*, 26. Mai 1936.
- 103) «Erste Eindrücke in USA», *Jüdische Rundschau*, 19. Juni 1936.
- 104) *Jüdische Rundschau*, 18. August 1936.
- 105) *Centralverein Zeitung*, 6. August 1936.
- 106) *Der Schild*, 21. August 1936.
- 107) Hans-Joachim Schoeps, «Die deutschen Juden und das Jahr 1933», Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB.
- 108) Hans-Joachim Schoeps an Mitglieder des Deutschen Vortrupps, undatierte Holographie (1939), «Deutscher Vortrupp «-Akt, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
- 109) Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 102.
- 110) Ibid., Vgl. Bernard Kahn an J.C. Hyman, «The Situation of German Jewry as of Januar 1936», File 630, «Germany – General, 1936-37», JDC, wo auf die Verhaftung eines Rabbiners Maybaum Bezug genommen wird. Er hatte an einem Treffen teilgenommen, bei dem Schoeps, sein Verleger, anwesend war.
- 111) Hans-Joachim Schoeps, «Memorandum über den Deutschen Vortrupp: Rechte und Verfassung der deutschen Juden», undatiertes Typoskript, Kapsel 38, Schoeps Nachlass, SBB.
- 112) Siehe Julius H. Schoeps (Hg.), *Im Streit um Kafka und das Judentum, Briefwechsel: Max Brod-Hans-Joachim Schoeps* (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985), 22.
- 113) Schoeps an Rade, 22. August 1936, in: Wilhelm Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden von Hans-Joachim Schoeps und seine Vertreibung aus Deutschland 1938», *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 32 (1980), 342.
- 114) Barth an Schoeps, 31. August 1936, in Gary Lease, «Der Briefwechsel zwischen Karl Barth und Hans-Joachim Schoeps (1926-1946)», *Menora: Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* (München: Piper Verlag, 1991), 124-25.
- 115) Schoeps an Barth, 4. August 1936, «Briefwechsel», 123-24; und Schoeps an Barth, 27. Dezember 1936, a.a.O., 126.
- 116) Schoeps, *Rückblicke*, 101.

- 117) Richard Willstätter an W.E. Tisdale, 27. April 1936, Series 717D: «Univ. of Munich: Chemistry», File 145-46, Box 15, RG 1.1, Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N.Y.
- 118) Vgl. z.B. Richard Willstätter an Felix Haurowitz, 17. Januar 1936, Haurowitz Papers, Manuscript Department, Lilly Library, Indiana University, Bloomington.
- 119) 1936 wurde Willstätter Ehrenmitglied der Indiana Academy of Science, der Physiological Society (Great Britain) und der Society of Biological Chemistry (Indiana).
- 120) Richard Willstätter an Kasimir Fajans, 27. Oktober 1935, Willstätter File, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
- 121) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 16. Juli 1936, 247.
- 122) A.a.O., Eintrag vom 15. August 1936, 249.
- 123) Ibid.
- 124) A.a.O., Eintrag vom 18. August 1936, 251. In ihrem Tagebuchmanuskript (Folder 2, Box 2) verlegt Fromm Gonnys Besuch auf die Zeit von Mai bis Juli 1936.
- 125) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 28. August 1936, 253. Vgl. Tagebuchmanuskript, Einträge vom 27. und 28. August 1936, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.

9. Die Schlinge zieht sich zu

- 1) Siehe z.B. JTA, 8. September 1936.
- 2) JTA, 9. September 1936.
- 3) Zitiert in Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 70.
- 4) Ibid., 90.
- 5) Was Hinweise auf jüdische Vorahnungen betrifft, siehe J AT, 21. Oktober 1936.
- 6) JTA, 11. September 1936.
- 7) JTA, 30. September 1936.
- 8) JTA, 16. Oktober 1936.
- 9) JTA, 25. Oktober 1936.
- 10) JTA, 30. Oktober 1936.
- 11) JTA, 27. November 1936.
- 12) JTA, 4. Dezember 1936.
- 13) JTA, 9. und 10. Dezember 1936.
- 14) JTA, 7. Februar 1937.
- 15) Siehe den Bericht der Abteilung 11-112 über das «Judenproblem»

- vom Januar 1937, Folder 4, Box 9, Kreuzberger Papers, LBINY. Vgl. «Bericht über den Stand der Abteilung 11-112 im Kampf gegen die Juden», 18. Dezember 1938, Nr. 2934950, Urkunde (Roll) 410, «Captured German Records: Records des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei», Part III, NA.
- 16) JTA, 11. Oktober 1936.
 - 17) Gestapo-Erlass vom 7. Oktober 1936, Folder 8, Box 19, Kreuzberger Papers, LBINY.
 - 18) Siehe Gestapo Direktive (Hildesheim), 25. November 1935, Folder 52 («Germany – Göttingen»), Box 8, RG 116, YIVO.
 - 19) Gestapo Direktive «Verbot jüdischer Versammlungen und Veranstaltungen», 21. Dezember 1936, Folder 8, Box 19, Kreuzberger Papers, LBINY. Vgl. Gestapo Direktive (Hildesheim), 4. Januar 1937, Folder 52 («Germany – Göttingen»), Box 8, RG 116, YIVO.
 - 20) JTA, 22. Januar 1937.
 - 21) *Jüdische Rundschau*, 27. Januar 1937. In der Zeit von Juli bis September 1936 zogen 3268 aus ländlichen Gebieten nach Berlin um. *Centralverein Zeitung*, 1. Januar 1937.
 - 22) «Die Auswanderungsfrage», *Centralverein Zeitung*, 4. März 1937.
 - 23) Werner Rosenstock, «Exodus, 1933-1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany», *Leo Baeck Year Book I* (1956), 376.
 - 24) *Centralverein Zeitung*, 4. Februar 1937. Die Regierung von Südafrika verfügte ausserdem, dass Einwanderer nicht in Bereichen arbeiten konnten, in denen zur Zeit Einheimische beschäftigt waren.
 - 25) JTA, 15. Februar 1937.
 - 26) Das Stuttgarter Konsulat berichtete z.B., dass es den Andrang derer, die Visa beantragten, seit August 1936 nicht mehr bewältigen könne: die Zahl der Antragsteller hatte sich gegenüber dem Vorjahr verdoppelt.
 - 27) Siehe z.B. John Farr Simmons (Chef der Visa-Abteilung) an Benjamin R. Riggs (US-Konsul in Helsinki), 14. Mai 1937, 150.062 Public Charge/915 1/2, Box 38, RG 59, NRC.
 - 28) Siehe zum Beispiel Samuel W. Honaker (US-Generalkonsul in Stuttgart) an Hull, «Status of Visa Work at the American Consulate, Stuttgart, Germany, With a Summary of the Work for September 1936», 5. Oktober 1936, 811.111 Quota 62/511, RG 59, NRC. Im September 1936 z.B. waren von den 865 Visa-Antragstellern, die ausgesiebt wurden, 75% Juden; 696 erhielten die Genehmigung zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Fast alle erfolgreichen Bewerber konnten angemessene finanzielle Unterstützung durch Verwandte oder Freunde in den USA nachweisen.
 - 29) Siehe J.C. Hyman an Adolph Ginsberg, 1. Februar 1937, File 657, «Emigration – General, 1933-1937», JDC.

- 30) Siehe Honaker an Hull, «Comment Regarding Charges of Improper Conduct of Immigrant Work at Stuttgart», 34. Juni 1937, 811.111 Quota 62/550, RG 59, NRC. Der Stuttgarter Konsulatsdistrikt umfasste an die 30 Millionen deutscher Staatsbürger und hatte neben Montreal das grösste Visa-Ausgabebüro der Welt. Es bewilligte im Jahre 1936 5244 jüdische Visaanträge und 2928 im Jahre 1937.
- 31) JTA, 29. Oktober 1936.
- 32) *Centralverein Zeitung*, 16. September 1936.
- 33) *Jüdische Rundschau*, 20. Oktober 1936.
- 34) «Kundgebungen in Berlin», *Centralverein Zeitung*, 19. November 1936.
- 35) *Centralverein Zeitung*, 14. Januar 1937.
- 36) Robert Weltsch an E Rosenblüth, 15. März 1930, Hans Kohn correspondence, Box 14, Weltsch Papers, LBINY.
- 37) Robert Weltsch an Arthur Rupp, 28. April 1936, A 107/399, CZA.
- 38) Robert Weltsch an Hugo Bergmann, 18. August 1936, Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 39) Robert Weltsch an Martin Buber, 28. April 1936, Ms. Var. 350/880, Buber Archive, JNUL.
- 40) «Kundgebungen in Berlin», *Centralverein Zeitung*, 19. November 1936.
- 41) Weltsch an Buber, 28. Juli 1936, Ms. Var. 350/880, Buber Archive, JNUL.
- 42) JTA, 11. August 1937.
- 43) Siehe z.B. Robert Weltsch an Chaim Weizmann, 14. Januar 1938, Weltsch File, Weizman Archives. Hier nannte Weltsch den Peel-Report einen «Ausweg» für die Juden.
- 44) Vgl. Stellungnahmen Alfred Mond, Lord Melchett, auf dem Zionisten Kongress: «Zu meinem Erstaunen behandelten etliche Reden das Judenproblem, als existiere die Judenfrage in einem luftleeren Raum», zitiert in Anita Shapira, «Did the Zionist Leadership Foresee the Holocaust?», in: *Living With Antisemitism: Modern Jewish Responses*, ed. Jehuda Reinharz (Hanover, N.H.: University Press of New England, 1987), 403.
- 45) Robert Weltsch: «Vor vier Jahren und heute», *Jüdische Rundschau*, 22. Januar 1937.
- 46) «Zum ersten April», *Jüdische Rundschau*, 1. April 1937.
- 47) Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1935», 01/8, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem, 30.
- 48) «Geist und Gestaltung jüdischer Arbeit», *Centralverein Zeitung*, 11. März 1937, Vgl. *ibid.*, 32.

- 49) Siehe Ruth Berlak an Baron Hans-Hasso von Veltheim, 15. April 1937, Box 3, Baker Papers, LBINY.
- 50) JTA, 19. März 1937.
- 51) Zu Einzelheiten des Gestapo-Überfalls, siehe Grete Baer, «Die Schliessung der Berliner B'nai B'rith-Loge im April 1937», 01/234, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem.
- 52) JTA, 21. Mai 1937.
- 53) JTA, 21. Mai 1937. Ein B'nai B'rith-Mitglied war mutmasslich früher kommunistischer Abgeordneter des preussischen Landtags.
- 54) In ihrem Bericht für die Monate Mai und Juni 1934 nannte die Abteilung 11-112 B'nai B'rith die stärkste jüdische Organisation im Hinblick auf eine dezidiert jüdische Politik. Siehe *SS Lagebericht*, Mai – Juni, Folder 1, Box 9, Kreuzberger Papers, LBINY.
- 55) Kahn an Hyman, 11. Mai 1937, Folder 630, «Germany -General, 1936-1937», JDC.
- 56) Carl J. Rheins, «The Verband nationaldeutscher Juden, 1921-1933», *Leo Baeck Year Book* 25 (1980), 260.
- 57) Richard Lichtheim, *Die Geschichte des deutschen Zionismus* (Jerusalem: R. Mass, 1954), 258.
- 58) Siehe Kareskis Artikel in *Der Staatszionist*, 31. März 1935, und sein Interview in *Der Angriff*, 23. Dezember 1935.
- 59) Herbert S. Levine, «A Jewish Collaborator in Nazi Germany: The Strange Career of Georg Kareski (1933-37)», *Central European History* 8 (September 1975), 266.
- 60) A.a.O., 37.
- 61) Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses – II», *Leo Baeck Year Book* 26 (1981), 353.
- 62) Herzfeld, «Meine letzten Jahre», 34. Siehe auch «Report on the Difficulties of the Reichsvertretung», 6. Juli 1937, Box E 1, Baker Papers, LBINY.
- 63) Zitiert in Lucy S. Dawidowicz, *The War Against the Jews, 1933-1945* (New York: Holt, Rinehart and Winston, 1975), 195.
- 64) Samuel Goldsmid an Felix Warburg, 10. Juni 1937, File 643, «Reichsvertretung der deutschen Juden – General, 1935-1945», JDC.
- 65) «Protokoll der Sitzung des Präsidiumskomitees und des Beirats der Reichsvertretung der Juden in Deutschland», 15. Juni 1937, Folder 1, Box 18, Kreuzberger Papers, LBINY.
- 66) Herzfeld, «Meine letzten Jahre», 36.
- 67) Siehe «Bericht über die Schwierigkeiten der Reichsvertretung», 6. Juli 1937, Box E I, Baker Papers, LBINY.
- 68) Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 202. Vgl. Baeck an von Veltheim, 8. Februar 1935, Box 3, Baker Papers, LBINY.

- 69) Arthur Prinz nannte Baeck einen von einem Dutzend «ehrlicher, fähiger und aufrechter Juden», die noch im Lande geblieben waren. Siehe Prinz an Anita Warburg, 30. Mai 1937, Folder 2, Box 7, Prinz Papers, LBINY.
- 70) Weltsch, Einleitung zu *Leo Baeck Year Book 1* (1956), X.
- 71) Zitiert in Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 203.
- 72) A.a.O., XIII.
- 73) Ernst Simon, «Jewish Adult Education in Nazi Germany as Spiritual Resistance», *Leo Baeck Year Book 1* (1956), 89.
- 74) Arthur Ruppin, *Briefe, Tagebücher, Erinnerungen*, hg. von Schlomo Krolik (Königstein/Taunus: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985), Eintrag vom 23. August 1937, 489.
- 75) Vgl. Schoeps an Rade, 22. August 1936, in Wilhem Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden von Hans-Joachim Schoeps und seine Vertreibung aus Deutschland 1938», *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 32 (1980), 343.
- 76) Schoeps an Rade, 8. Juni 1937, in Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden», 345.
- 77) Siehe z.B. Dr. Leonard Goldschmidt an Schoeps, 25. April 1937, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
- 78) Schoeps an Barth, 8. April 1946, in Gary Lease, «Briefwechsel zwischen Karl Barth und Hans-Joachim Schoeps (1929-1946)», *Menora: Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 2 (1991), 130.
- 79) Siehe Schoeps an die Gestapo, 20. Dezember 1937, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
- 80) Ibid.
- 81) Gesellschaft zur Förderung wirtschaftlicher Interessen an Schoeps, 3. November 1937, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
- 82) Schoeps an Buber, 30. Oktober 1937, Ms. Var. 350/706, Schoeps File, Buber Archive, JNUL.
- 83) Siehe B. Melamede an die Direktoren von HICEM, 12. März 1937, Records of the Council of Administration, Jewish Colonization Association (ICA), London.
- 84) Siehe Yahil, *Holocaust*, 254.
- 85) JTA, 24. Januar 1937.
- 86) Arthur Prinz an Max Warburg, 25. Juni 1937, Folder 7, Box 2, Prinz Papers, LBINY.
- 87) «Protokoll der Beiratssitzung der Reichsvertretung vom 7. Juli 1937», File 602, Wiener Library, London.
- 88) Max Warburg an Sir Osmond Goldsmid, 28. August 1937, File 657, «Emigration – General, 1933-1937», JDC.
- 89) *Centralverein Zeitung*, 21. Oktober 1937.

- 90) Siehe z.B. Bayerische-israelitische Gemeindezeitung, 1. Juni 1937, und *Centralverein Zeitung*, 6. Juni 1937.
- 91) Warburg an Prinz, 10. April 1937, Folder 7, Box 2, Prinz Papers. Hier wie anderswo betonte Warburg die Notwendigkeit eines Vademecums für auswandernde Juden, in dem die Themen Judentum und Vaterland hervorgehoben werden sollten.
- 92) Warburg an Schäffer, 17. Juli 1937, Box 2 («Corr.-1937»), Schäffer Papers, LBINY.
- 93) Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 222.
- 94) «Die neue Terrorwelle», *Jüdische Rundschau*, 3. September 1937.
- 95) Im Juli 1937 verstärkte die Regierung diese Trennung, indem sie der jüdischen Presse das Recht absprach, aus deutschen nichtjüdischen Zeitungen und Zeitschriften zu zitieren. Vgl. JTA, 27. Juli 1937. Im November wurde das Berliner Büro der JTA geschlossen, wodurch der Nachrichtenzufluss aus dem Ausland unterbunden war.
- 96) Schocken an Weltsch, 20. Dezember 1934, Addenda, Folder 11, Box 6, Weltsch Papers, LBINY.
- 97) Siehe «Das Auswanderungsproblem», *Centralverein Zeitung*, 23. September 1937; *Jüdische Rundschau*, 17. Dezember 1937, und *Der Schild*, 3. Dezember 1937.
- 98) *Centralverein Zeitung*, 28. Oktober 1937.
- 99) Siehe z.B. Willstätter an Fajans, 3. Oktober 1937, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
- 100) Ibid.
- 101) Willstätter an Fajans, 13. November 1939, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
- 102) Arthur Stoll, Epilog zu *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 422.
- 103) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt, 1994), Eintrag vom 2. Februar 1937, 264.
- 104) A.a.O., Eintrag vom 17. Dezember 1936, 259f.
- 105) A.a.O., Eintrag vom 16. Februar 1937, 265f.
- 106) A.a.O., Eintrag vom 8. September 1937, 277; Tagebuchmanuskript, Einträge vom 10. Mai 1937 und vom 15. Dezember 1937, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 107) Fromm, *Blood and Banquets'. A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), Eintrag vom 5. Februar 1937, 240-41.
- 108) Fromm, Tagebuchmanuskript, Eintrag vom 28. August 1936, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU. Schacht verstand die Schwierigkeiten nicht, mit denen Fromm in ihrem Beruf als Journalistin zu tun hatte.
- 109) Ibid., Eintrag vom 26. April 1936.

- 110) Fromm, *Blood and Banquets*, Eintrag vom 30. Juni 1937, 245. In ihrem Tagebuchmanuskript behauptet Fromm jedoch, dass diese Begegnung während der Feier zum 4. Juli im Hotel Esplanade stattfand. Siehe Eintrag vom 4. Juli 1937, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 111) Fromm, *Blood and Banquets*, Eintrag vom 20. August 1937, 249.
- 112) A.a.O., Eintrag vom 13. September 1937, 254.
- 113) Fromm, *Als Hitler* Eintrag vom 1. Januar 1938, 285.
- 114) Fromm, Tagebuchmanuskript, Eintrag vom 22. Dezember 1937, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 115) Ibid.
- 116) Joachim Fest, *Hitler. Eine Biographie* (Frankfurt a.M.: Propyläen Ullstein, 1973).
- 117) Fromm, Tagebuchmanuskript, Eintrag vom 25. Dezember, Fromm Papers, BU.
- 118) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 1. Januar 1938, 285.
- 119) A.a.O., Eintrag vom 15. Januar 1938, 286. Aber Fromm formulierte am 8. Januar 1938 ein Auswanderungsgesuch. Vgl. Tagebuchmanuskript, Eintrag vom 8. Januar 1938, Folder 1, Box 3, Fromm Papers, BU.

10. Alles drängt sich zu den Ausgängen

- 1) Werner Rosenstock, «Exodus, 1933-1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany», *Leo Baeck Year Book* 1 (1956), 376.
- 2) Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1938», 01/8, Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem, 39.
- 3) Zitiert in Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses -II», *Leo Baeck Year Book* 26 (1981), 356.
- 4) Ernst Marcus, «The German Foreign Office and the Palestine Question in the Period 1933-1939», *Yad Vashem Studies* 2 (1958), 200.
- 5) Zitiert in Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 66.
- 6) Bis zum Herbst 1937 befand sich die Hälfte der jüdischen Firmen noch immer in jüdischer Hand. Vgl. Strauss, «Emigration – I», 332.
- 7) Schleunes, *Twisted Road*, 66.
- 8) Siehe Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 107, und Strauss, «Emigration -I», 343.

- 9) Vgl. Schleunes, *Twisted Road*, 65.
- 10) William L. Shirer, *The Rise and Fall of the Third Reich: A History of Nazi Germany* (New York: Simon and Schuster, 1960), 351.
- 11) JTA, 13. März 1938 und 20. April 1938.
- 12) Vgl. Shirer, *Rise and Fall*, 351; Yahil, *Holocaust*, 105.
- 13) Gardiner Richardson an das State Departement, Nr. 971, 27. März 1938, Messersmith Papers, UD.
- 14) Yahil, *Holocaust*, 105.
- 15) JTA, 26. April 1938, zitiert den *Völkischen Beobachter*. Ziel der Nazis war es, dass bis Ende 1938 dreissigtausend Juden aus Österreich emigrierten.
- 16) Die JTA berichtete, dass allein im März 2'800 deutsche und österreichische Juden nach Palästina auswanderten.
- 17) In ihrer Ausgabe vom 5. Juli 1938 berichtete die JTA, dass nicht weniger als fünftausend Juden aus Österreich und Deutschland es gar nicht erwarten konnten, dorthin auszuwandern.
- 18) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt, 1994), Eintrag vom 19. März 1938, 289.
- 19) JTA, 4. April 1938.
- 20) Rundschreiben des Propagandaministeriums an jüdische Pressevertreter, 1. April 1938, Folder G 62.2, Box 3, RG 215 («Berlin Collection»), YIVO.
- 21) Vgl. JTA, 21. April 1938.
- 22) Vgl. JTA, 27. April 1938.
- 23) Leo Baeck an den deutschen Judenrat (Stephany?), 14. März 1938, File 606, Wiener Library, London.
- 24) *Jüdische Rundschau*, 5. April 1938. Vgl. JTA, 10. April 1938.
- 25) «Erwachte Kräfte», *Jüdische Rundschau*, 4. März 1938.
- 26) «Der Weg in der Welt», *Jüdische Rundschau*, 29. März 1938.
- 27) «Neuordnung tut not!», *Jüdische Rundschau*, 13. Mai 1938.
- 28) Weltsch an Hugo Bergmann, 28. Januar 1938, Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 29) Weltsch an Bergmann, 1. Februar 1938, Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 30) Vgl. Weltsch an Weizmann, 14. Januar 1938, Weltsch File, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 31) Ibid.
- 32) Weltsch an Bergmann, 17. Juli 1938, Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 33) Weltsch, «Recollections – 1938», 24. August 1963, Addenda, Folder 2, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 34) Max Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck, 1952), 154. Vgl. Helmut Genschel, *Die Verdrängung der Juden aus*

- der Wirtschaft im dritten Reich* (Göttingen: Musterschmidt Verlag 1966), 238.
- 35) Siegmund Warburg an Hans Schäffer, 27. Januar 1938, Box 5 («1938:M – Z»), Schäffer Papers, LBINY. Die Bank machte mit dem Erwerb von Wertpapieren vieler Juden, die sich in Geldnöten befanden, ein gutes Geschäft. Vgl. Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 467.
 - 36) Frieda S. Warburg, *Reminiscences of A Long Life* (New York: Thistle Press, 1956), 31.
 - 37) D. Wischnitzer (Hilfsverein) an die Jewish Colonization Association (ICA), 10. Dezember 1937, Records of the Council of Administration, ICA, London.
 - 38) Die Regierung brauchte die Warburg Bank auch, um Devisenkredite zu behalten.
 - 39) Genschel, *Verdrängung*, 239.
 - 40) Siehe Bernhard Kahn, «Tribute to Max Warburg by Bernhard Kahn at the Annual Meeting of the Joint Distribution Committee (947)», ME 344, Leo Baeck Institute, New York. Vgl. Naomi Shepherd, *Refuge from Darkness: Wilfred Israel and the Rescue of the Jews* (New York: Pantheon, 1984), 92, schätzt die Gesamtzahl deutscher Juden, die durch das Transferabkommen nach Palästina gelangten, auf fünfzigtausend.
 - 41) Shepherd, *Refuge*, 116.
 - 42) JTA, 3. Januar 1938.
 - 43) Ibid.
 - 44) Margarete Limberg und Hubert Rübsaat, *Sie durften nicht mehr Deutsche sein: Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen, 1933-1938* (Frankfurt a.M.: Campus, 1990), 82.
 - 45) Max Warburg, «Begrüßungsworte bei der Einweihung des jüdischen Gemeindehauses», 9. Januar 1938, Max Warburg Papers, LBINY. In anderen Quellen wird die jüdische Bevölkerung in Hamburg 1933 auf zwanzigtausend geschätzt.
 - 46) Max Warburg an Arthur Prinz, 21. April 1938, Folder 7, Box 2, Prinz Papers, LBINY.
 - 47) Max Warburg, «Ansprache, gehalten bei der Übergabe von M.M. Warburg & Co.», 30. Mai 1938, LBINY (Mikrofilm).
 - 48) *Der Schild*, 3. Juni 1938.
 - 49) Brauer an Wise, 10. Juni 1938, Box 82, «Germany: De. 1936-1940», Wise Papers, HJHS.
 - 50) JTA, 9. Juni 1938.
 - 51) JTA, 13. Juni 1938.
 - 52) JTA, 16. Juni 1938.

- 53) JTA, 19. Juni 1938.
- 54) JTA, 22. Juni 1938.
- 55) Bella Fromm, «Flight to Freedom», *True Detective* (November 1942), 68.
- 56) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 18. Juni 1938, 293.
- 57) A.a.O., Eintrag vom 28. Juni 1938, 293f.
- 58) A.a.O., Eintrag vom 4. Juli 1938, 294.
- 59) Tagebuchmanuskript, Eintrag vom 10. Februar 1938, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.
- 60) A.a.O., Eintrag vom 7. März 1938.
- 61) A.a.O., Eintrag vom 15. März 1938.
- 62) A.a.O., undatierter Eintrag, etwa Mai 1938.
- 63) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 10. August 1938, 296.
- 64) Zu Schoeps Horoskopen siehe Kapsel 281, Schoeps Nachlass, SBB.
- 65) Hans-Joachim Schoeps an das Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volkskultur, 26. März 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
- 66) Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 107. Schoeps unterrichtete zwölfjährige Jungen.
- 67) Rundschreiben des Propagandaministeriums (Hinkel), 24. September 1937, Folder G-60, Box 3, RG 215, YIVO.
- 68) Siehe Vortrupp Verlag (Schoeps) an die jüdische Privatschule Grünewald, 16. Dezember 1937, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
- 69) Hans-Joachim Schoeps an B. Gobits (Rotterdam), 7. Januar 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
- 70) Selfridge (Buchhandlung) an Schoeps, 18. Januar 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
- 71) Dr. S. Hoffmann an Schoeps, 22. Februar 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
- 72) Richard Fuchs (Lehranstalt) an Schoeps, 8. Februar 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
- 73) Schoeps an Ismar Elbogen, 7. Oktober 1937, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
- 74) So berichtete die JTA am 23. Januar 1938.
- 75) *Der Schild*, 18. Februar 1938.
- 76) JTA, 30. Januar 1938.
- 77) Genannt im Brief von Prentiss Gilbert an Hull, 25. Februar 1938, Confidential File: «Germany -12 July 1937-8 Sept. 1938», Box 26, President's Secretary's File, Franklin D. Roosevelt Library, Hyde Park, N.Y.
- 78) Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 401.

- 79) Vgl. Richard Willstätter an Kasimir Fajans, 13. November 1939, Willstätter File, Box 5, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
- 80) Richard Willstätter an Arthur Stoll, 22. August 1940, zitiert in Stoll, Nachwort zu Willstätter, *Leben*, 427-28.
- 81) David Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers in Science, 1900-1933: Highlights in Atomic Physics, Chemistry, and Biochemistry* (New York: Springer Verlag, 1979), 213.
- 82) Zwischen 1. März 1933 und 16. März 1938 verliessen 3'574 Juden München und die umliegenden Gemeinden. Siehe Peter Hanke, *Zur Geschichte der Juden in München zwischen 1933 und 1943* (München.- Stadtarchiv, 1967), 171.
- 83) «Leitheft des Rasse- und Siedlungshauptamtes», 15. Juli 1937, Nr. 2934830, Roll 410, Captured German Records: Records des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei, III, NA.
- 84) Zitiert in Yahil, *Holocaust*, 105.
- 85) Diese Quote für April bis September 1938 wurde auf 3'000 festgelegt.
- 86) Honaker an Hull, «Expanding Activities and Increase of Official and Clerical Personnel at Stuttgart», 12. Januar 1938, 811.111 Quota 62/564, RG 59, NRC.
- 87) Zum Text von Hulls Brief, der einen Entwurf der Konferenz enthält, siehe Solomon Adler-Rudel, «The Evian Conference on the Refugee Question», *Leo Baeck Year Book* 13 (1968), 237.
- 88) *Centralverein Zeitung*, 31. März 1938.
- 89) Alfred Hirschberg, «Gedanken für Evian», *Centralverein Zeitung*, 9. Juni 1938.
- 90) JTA, 10. Juni 1938.
- 91) Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 226.
- 92) *Centralverein Zeitung*, 23. Juni 1938.
- 93) Siehe z.B. Ausgabe vom 34. Juni 1938.
- 94) *Jüdische Rundschau*, 28. Juni 1938.
- 95) Yahil, *Holocaust*, 117.
- 96) «Öffnet die Tore!», *Jüdische Rundschau*, 5. Juli 1938.
- 97) Robert Weltsch an Chaim Weizmann, 14. Januar 1938, Weltsch File, Weizmann Archives, Rehovot, Israel.
- 98) Herbert Frieden, *Die jüdische Presse im Dritten Reich* (Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1987), 27.
- 99) Gespräch Warburgs mit Earl Winterton, 29. August 1938, W 11759/104/98, Public Record Office, Kew, England.
- 100) Warburg an Prinz, 26. Mai 1937, Folder 7, Box 2, Prinz Papers, LBINY.
- 101) H. Pineas, «Meine Erinnerungen an Dr. Leo Baeck», unveröffentlichtes

- Memoir, ME 502, LBINY, 4. Vgl. auch Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 202.
- 102) Zitiert in Baker, *Days of Sorrow and Pain*, 227.
 - 103) Fromm, «Flight to Freedom», 69.
 - 104) Zu Fromms Auswanderungsantrag samt Empfehlungsschreiben siehe Folder 1, Box 14, Fromm Papers, BU.
 - 105) Siehe George Messersmith an Bella Fromm, 6. Juli 1936, Folder 8, Box 10, Fromm Papers, BU.
 - 106) Fromm, Tagebuchmanuskript, 17. Juni 1938, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.
 - 107) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 4. Juli 1938, 294.
 - 108) Zu Schoeps' Antrag siehe Schoeps an Arnold Herrmann, 19. Juli 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 109) EM. Heidel an Schoeps, 11. August 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 110) Siehe Käthe Schoeps an Schoeps, 28. Juni 1938, Kapsel 280, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 111) Schoeps an Bischof Berggrav, 9. August 1938, Mappe 94, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 112) Hans-Joachim Schoeps, *Rufmord/1970* (Erlangen: Selbstverlag des Verfassers, 1970), 28.
 - 113) Schoeps, *Rückblicke*, 107.
 - 114) Zitiert in *Jüdische Rundschau*, 1. Juli 1938.
 - 115) Adler-Rudel, «Evian Conference», 237.
 - 116) A.a.O., 245, 251.
 - 117) Monty N. Penkower, *The Jews Were Expendable: Free World Diplomacy and the Holocaust* (Urbana: University of Illinois Press, 1983), 105.
 - 118) David S. Wyman, *Paper Walls: America and the Refugee Crisis, 1938-1941* (Amherst: University of Massachusetts Press, 1968), 47.
 - 119) «Heute geht Evian zu Ende», *Jüdische Rundschau*, 15. Juli 1938.
 - 120) Erklärung der Reichsvertretung am 20. Juli 1938, zit. in JTA, 20. Juli 1938.
 - 121) «Schöpferische Pause?», *Centralverein Zeitung*, 28. Juli 1938.

11. «Kristallnacht»

- 1) Zitiert in Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939* (Urbana: University of Illinois Press, 1970), 65.
- 2) Zwischen März 1938 und März 1939 wanderten 100.000 österreichische Juden aus, trotz der Visabeschränkungen im Ausland. Siehe Davi S. Wy-

- man, *Paper Walls: America and the Refugee Crisis, 1938-1941* (Amherst: University of Massachusetts Press, 1968), 28.
- 3) JTA, 24. Juli 1938.
 - 4) Oktober 1938 durften nur noch 709 jüdische Ärzte jüdische Patienten behandeln. Siehe Herbert A. Strauss, «Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses -I», *Leo Baeck Year Book* 26 (1981), 339.
 - 5) JTA, 3. August 1938.
 - 6) *Jüdische Rundschau*, 29. Juli 1938.
 - 7) *Centralverein Zeitung*, 24. August 1938.
 - 8) *Bayerische-israelitische Gemeindezeitung*, 15. August 1938.
 - 9) *Centralverein Zeitung*, 4. August 1938.
 - 10) Schoeps an Rade, 7. August 1938, in: Wilhelm Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden von Hans-Joachim Schoeps und seine Vertreibung aus Deutschland 1938», *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 32 (1980), 346. Im Juni hatte Baeck Schoeps mitgeteilt, dass die Reichsvertretung kein Geld habe, um ein Auslandsstudium zu finanzieren. Baeck an Schoeps, 30. Juni 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 11) Schoeps an Rade, 7. August 1938, 346. Vgl. Schoeps an Paul Goodman, 20. August 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 12) Schoeps an Prof. Schmalenbach, 20. August 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 13) Schoeps an Rade, 10. September 1938, in Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden», 348; E M. Heidel an Schoeps, 11. August 1938, Mappe 95, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 14) Eine kritischere Würdigung der politischen Position der Bekennenden Kirche unter Hitler findet sich bei Jack Forstman, *Christian Faith in Dark Times: Theological Conflicts in the Shadow of Hitler* (Westminster: John Knox, 1993), und bei Victoria Barnett, *For the Soul of the People: Protestant Protest Against Hitler* (New York: Oxford University Press, 1993).
 - 15) Hans-Joachim Schoeps, «Die deutschen Juden und das Jahr 1933», Kapsel 60, Schoeps Nachlass, SBB. Schoeps behauptete, dass er Baeck alle seine zwischen 1933 und 1938 verfassten Schriften gezeigt habe. Siehe Schoeps an Fritz Hellendall, 19. August 1978, Kapsel 37, Schoeps Nachlass, SBB.
 - 16) Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste* (übers. Arno Emmerich, Reinbek: Rowohlt, 1994), Eintrag vom 10. August 1938, 296.
 - 17) Ibid. Vgl. Fromm an Schacht, 20. August 1938, Folder 5, Box 58, Fromm Papers, BU.
 - 18) Fromm, Tagebuchmanuskript, Eintrag vom 12. August 1938, Folder 2, Box 2, Fromm Papers, BU.

- 19) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 18. August 1938, 297.
- 20) Max Warburg an Martin Goldschmidt, 16. August 1938, Max Warburg Papers, LBINY.
- 21) Max Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen* (New York: Privatdruck, 1952), 157f.
- 22) Max Warburg an Earl Winterton, 29. August 1938, FO 371/22533 (W 11759/104/98), Public Record Office, Kew, England.
- 23) *Centralverein Zeitung*, 18. August 1938.
- 24) Weltsch an Hugo Bergmann, 19. August 1938, Folder 1, Box 2, Weltsch Papers, LBINY.
- 25) William L. Shirer, *The Rise and Fall of the Third Reich: A History of Nazi Germany* (New York: Simon and Schuster, 1960), 377.
- 26) JTA, 29. August 1938.
- 27) *Centralverein Zeitung*, 1. September 1938. Dies bedeutete eine Gesamtzahl von 4772 aus Deutschland.
- 28) Siehe z.B. «Warten», *Centralverein Zeitung*, 1. September 1938.
- 29) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 2. September 1938, 299f.
- 30) A.a.O., Eintrag vom 6. September 1938, 300.
- 31) Fromm, *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), Eintrag vom 4. Juli 1938, 283.
- 32) A.a.O., 281.
- 33) Fromm, *Als Hitler...*, Eintrag vom 9. September 1938, 303.
- 34) «Die Reichsvertretung an die Juden in Deutschland», *Centralverein Zeitung*, 22. September 1938.
- 35) Es ist nicht klar, wie Weltsch in so kurzer Zeit die erforderlichen Ausreisepapiere und die Visa für Palästina bekam.
- 36) Weltsch, unbetitelt, undatiertes Typoskript (1938 oder 1939), Folder 1, Box 7A, Weltsch Papers, LBINY.
- 37) Weltschs in diesem unveröffentlichten Manuskript geäußerte Kritik an der jüdischen Reaktion steht im Widerspruch zu seinen während der Nachkriegszeit veröffentlichten Schriften, in denen er immer noch die Wiedergeburt des Judentums unter Hitler begrüßte.
- 38) Richard Willstätter, *Aus meinem Lehen: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 401.
- 39) Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 109.
- 40) JTA, 16. Oktober 1938.
- 41) Zitiert in Shaul Esh, «Between Discrimination and Extermination», *Yad Vashem Studies* 2 (1958), 92.
- 42) *Das schwarze Korps*, 26. Oktober 1938.
- 43) Schoeps an Rade, 25. Oktober 1938, in: Kantzenbach, «Das wissenschaftliche Werden», 348.

- 44) *Jüdische Rundschau*, 26. Oktober 1938.
- 45) Das behauptet Yahil, *Holocaust*, 109. Andere Quellen schätzen die Zahlen etwas niedriger.
- 46) JTA, 28. Oktober 1939.
- 47) Zitiert in JTA, 2. November 1938.
- 48) Zu dieser Darstellung der Erschiessung vom Rath's siehe Anthony Read and David Fisher, *Kristallnacht: The Nazi Night of Terror* (New York: Random House, 1989), 6-7.
- 49) JTA, 7. November 1938.
- 50) Zitiert in Otto Tolischus, «Nazis Ask Reprisal in Attack on Envoy», *New York Times*, 9. November 1938.
- 51) *New York Times*, 10. November 1938.
- 52) Yahil, *Holocaust*, 102.
- 53) *New York Times*, 9. November 1938.
- 54) Über die Vorbereitungen der Nazis siehe Yahil, *Holocaust*, 102.
- 55) *New York Times*, 10. November 1938.
- 56) JTA, 11. November 1938.
- 57) Richard Breitman and Alan M. Kraut, *American Refugee Policy and European Jewry, 1933-1945* (Bloomington: Indiana University Press, 1987), 53.
- 58) JTA, 11. November 1938.
- 59) Read, Fisher, *Kristallnacht*, 98.
- 60) «Report on Mr. Troper's Trip to Germany and Poland, Nov. 9 to Nov. 27, 1938», 30. November 1938, File 631, «Germany – General, 1938-1944», JDC.
- 61) Leo Baeck, «In Memory of Two of Our Dead», *Leo Baeck Year Book* 1 (1956), 55.
- 62) Esriel E. Hildesheimer, «The Central Organization of the German Jews in the Years 1933-1945: Its Legal and Political Status and Its Position in the Jewish Community» (Master's thesis, Hebrew University of Jerusalem, 1982), 145.
- 63) Ernst Englander an Ralph Wolf, 25. November 1938, File 631, «Germany-General, 1938-1944», JDC.
- 64) Ari J. Sherman, *Island of Refuge: Britain and Refugees from the Third Reich* (Berkeley: University of California Press, 1973), 168.
- 65) Ball-Kaduri, ed., «The Central Jewish Organization in Berlin During the Pogrom of November 1938 (,Kristallnacht')», *Yad Vashem Studies* 3(1959), 274-75.
- 66) Arthur Prinz, «The Role of the Gestapo in Obstructing and Promoting Jewish Emigration», *Yad Vashem Studies* 2 (1958), 214. Die Nazis hatten sich das Ziel gesteckt, dass viertausend Juden im Monat nach der «Kristallnacht» emigrierten.
- 67) Ernst Herzfeld, «Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933-1935», 01/8,

- Ball-Kaduri Collection of Testimonies, RG 41, Yad Vashem Archives, Jerusalem, 45.
- 68) «Resolution der Reichsvertretung, 13.11.1938», File 642, «Reichsvertretung der deutschen Juden», JDC.
 - 69) Ulrich Dunker, *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten: Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins* (Düsseldorf: Droste, 1977), 177. Siehe auch Read, Fisher, *Kristallnacht*, 122.
 - 70) Henry L. Feingold, *The Politics of Rescue: The Roosevelt Administration and the Holocaust, 1938-1945* (New Brunswick, H.J.: Rutgers University Press, 1970), 318. Im Vergleich dazu waren 1933 40% der Juden über vierzig Jahre alt.
 - 71) Igor Paleologue, «Meine Bekanntschaft mit Grossrabbiner Dr. Leo Baeck», unveröffentlichtes Memoir, ME 172, LBINY, 18.
 - 72) Zitiert in Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 234.
 - 73) Zitiert in einem Brief Baecks an Ismar Elbogen, 25. Januar 1939, in a.a.O., 238.
 - 74) A.a.O., 235.
 - 75) Zum Wortlaut von Roosevelts Erklärung siehe OF 76c, Box 6, President's Official File, Roosevelt Library, Hyde Park, N.Y.
 - 76) Roosevelt an Welles, 26. November 1938, OF 76c, Box 6, President's Official File, Roosevelt Library, Hyde Park, N.Y.
 - 77) Prinz an Stephany (deutscher Judenrat), 24. November 1938, File 607 («Hilfsverein»), Wiener Library, London.
 - 78) Zitiert in Herzfeld, «Meine letzten Jahre», 45.
 - 79) Bernhard Witkopf, «Stepping Stones: Some Biographical Notes», ME 176, LBINY, 7.
 - 80) Notizbuch W.E. Tisdales (Rockefeller Foundation), Eintrag vom 23. November 1938, Series 717 D: «Univ. of Munich: Chemistry», File 145-46, Box 15, RG LI, Rockefeller Foundation Papers, Rockefeller Archive Center, North Tarrytown, N.Y.
 - 81) Willstätter, *Leben*, 403.
 - 82) Ibid., 407.
 - 83) Ibid.
 - 84) Willstätter an Hiram Halle, 19. November 1938, 53 318, Box 77, Einstein Duplicate Archives, Seeley G. Mudd Manuscript Library, Princeton, H.J.
 - 85) Vgl. Tagebuch von WE. Tisdale, Eintrag vom 25. Januar 1939, 717 D: «Univ. of Munich: Chemistry», RG LI, Rockefeller Foundation Papers.
 - 86) Richard Willstätter, «Die Geschichte meines Rücktritts», in: *Vergangene Tage: Jüdische Kultur in München*, hg. von Hans Lamm (München: Langen, 1982), 412.

- 87) Willstätter, *Leben*, 406.
- 88) Stoll, Nachwort, a.a.O., 413.
- 89) Richard Kuhn, «Richard Willstätter», *Die Naturwissenschaften* I (1949): 4f.
- 90) Schoeps, *Rückblicke*, 107.
- 91) A.a.O., 108.
- 92) Das hat Schoeps nach dem Krieg von sich behauptet. *Rückblicke*, 110.
- 93) Schoeps, undatiertes Manuskript von 1939 («Liebe Kameraden»), Mappe 2, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
- 94) Vgl. Schoeps an (?), 22. Dezember 1941, Kapsel 280, Schoeps Nachlass, SBB. In diesem Brief schrieb Schoeps, es sei ihm durch Hentigs Vorgesetzten geholfen worden. Vgl. Ball-Kaduri, «Central Jewish Organizations», 264–65.
- 95) Schoeps, *Rückblicke*, 107.
- 96) Schoeps, *Rückblicke*, 113, 115. In einem Brief an Karl Barth vom 8. April 1946 schrieb Schoeps, er habe Deutschland als «Nazigegner und Jude» verlassen müssen. Siehe Gary Lease, «Der Briefwechsel zwischen Karl Barth und Hans-Joachim Schoeps (1929-1946)», *Menora: Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 2 (1991), 129.
- 97) Zitiert im Brief von Ernst Rosenthal an Schoeps, 1. Juni 1939, Kapsel 85, Schoeps Nachlass, SBB.
- 98) Schoeps' älterer Bruder Konrad starb 1936 an den Folgen eines Herzinfarkts. Er war erst Anfang Zwanzig gewesen.
- 99) Baeck an Veltheim, 31. Dezember 1940, Box 3, Baker Papers, LBINY.

Epilog

- 1) Richard Willstätter an Kasimir Fajans, 18. November 1939, Box 5, Fajans Papers, University of Michigan, Ann Arbor.
- 2) Willstätter an Sommerfeld, 4. Oktober 1940, Willstätter-Akte, Handschriftenabteilung, Deutsches Museum, München.
- 3) Arthur Stoll, Nachwort in: Richard Willstätter, *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*, hg. von Arthur Stoll (Weinheim: Verlag Chemie, 1949), 415.
- 4) Vgl. z.B. Willstätter an Sommerfeld, 4. Oktober 1940, Willstätter-Akte, Handschriftenabteilung, Deutsches Museum, München.
- 5) Richard Kuhn, «Richard Willstätter», *Die Naturwissenschaften* 1 (1949), 5.
- 6) Stoll, Nachwort zu Willstätter, *Leben*, 416.
- 7) Willstätter an Stoll, 25. Januar 1942, zitiert a.a.O., 433.
- 8) Frieda S. Warburg, *Reminiscences of A Long Life* (New York: Thistle Press, 1956), 31.

- 9) Ron Chernow, *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family* (New York: Random House, 1993), 516.
- 10) Naomi Shepherd, *A Refuge from Darkness: Wilfrid Israel and the Rescue of the Jews* (New York: Pantheon, 1984), 155. Vgl. David S. Wyman, *Paper Walls: America and the Refugee Crisis, 1938-1941* (Amherst: University of Massachusetts Press, 1968), 52-53.
- 11) Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1941*, trans. Ina Friedman and Haya Galai (New York: Oxford University Press, 1991), 101.
- 12) Warburg an Paul Baerwald, 20. Februar 1941, CI5-PB59, Correspondence File: «Max Warburg», Baerwald Papers, Columbia University, New York.
- 13) Chernow, *The Warburgs*, 516.
- 14) Siehe Leonard Baker, *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews* (New York: Oxford University Press, 1980), 271 f.
- 15) A.a.O.,311.
- 16) Siehe Leo Baeck, «A People Stands Before Its God», in: *We Survived: Fourteen Histories of the Hidden and Hunted in Nazi Germany*, ed. Eric H. Boehm (Santa Barbara, Calif.: Clio Press, 1966), 295, und Igor Paleologue, «Meine Bekanntschaft mit Grossrabbiner Leo Baeck», unveröffentlichtes Memoir, ME 172, LBINY, 6. Baker sagte, Eichmann führte den Befehl, Baeck zu töten nicht aus, weil sich der Krieg seinem Ende näherte. Vgl. *Days of Sorrow and Pain*, 315-16.
- 17) Baeck, «A People Stands Before Its God», 299.
- 18) Vgl. Baecks Nachruf, *New York Times*, 5. November 1956.
- 19) Ibid.
- 20) Eine vollständige Liste der Dinge, die Fromm mit nach Amerika brachte, findet sich in Folder 8, Box 14, Fromm Papers, BU.
- 21) Zum Wortlaut von Baecks Brief siehe Folder 7, Box 14, Fromm Papers, BU.
- 22) Bella Fromm, *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary* (New York: Carol Publishing Group, 1990), 286-87.
- 23) Vgl. z.B. Ernst Rosenthal an Schoeps, 22. Juli 1939, Kapsel 85, Schoeps Nachlass, SBB.
- 24) Ibid.
- 25) Siehe Dorothee Busch an Felix Busch, 10. April 1942, Kapsel 280, Schoeps Nachlass, SBB.
- 26) Zitiert in Hans-Joachim Schoeps, *Die letzten dreissig Jahre: Rückblicke* (Stuttgart: Klett, 1956), 15.
- 27) Schoeps, undatiertes Manuskript von 1939, Mappe 2, Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.
- 28) Schoeps an Barth, 8. April 1946, zitiert in Gary Lease, «Der Briefwechsel zwischen Karl Barth und Hans-Joachim Schoeps (1929-1946)», *Menora*:

- Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 2 (1991), 129.
- 29) Schoeps, undatiertes Manuskript von 1939, Mappe 2., Kapsel 40, Schoeps Nachlass, SBB.

Bibliographie

- Adler, Cyrus I Aaron M. Margalith. *With Firmness in the Right: American Diplomatic Action Affecting Jews*. New York: American Jewish Committee, 1946.
- Adler-Rudel, Salomon. «The Evian Conference on the Refugee Question.» *Leo Baeck Year Book 13* (1968).
- Angress, Werner T. *Between Fear and Hope: Jewish Youth in the Third Reich*. Transl., by Christine Granger. New York: Columbia University Press, 1988.
- Arendt, Hannah. *Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München: Piper 1996
- dies. *The Jew as Pariah: Jewish Identity and Politics in the Modern Era*. New York: Grove Press, 1978.
- Baeck, Leo. «A People Stands Before Its God.» In: *We Survived: Fourteen Histories of the Hidden and the Hunted in Nazi Germany*. Ed. by Eric H. Boehm. Santa Barbara, Calif.: Clio Press, 1966.
- ders. «Excerpts from Leo Baeck s Writings.» *Leo Baeck Year Book 3* (1958): 361-74.
- ders. «In Memory of Two of Our Dead.» *Leo Baeck Year Book 1* (1956): 51-56.
- ders. «Plan eines jüdischen Konkordats.» *Bulletin des Leo Baeck Instituts 1-4* (1957-58).
- Baker, Leonard. *Days of Sorrow and Pain: Leo Baeck and the Berlin Jews*. New York: Oxford University Press, 1980.

- Baldwin, Peter M. «Zionistic and Non-Zionistic Jews in the Last Years Before the Nazi Regime.» *Leo Baeck Year Book* 27 (1982): 87-108.
- Ball-Kaduri, Kurt J. «The Central Jewish Organizations in Berlin During the Pogrom of November 1938 («Kristallnacht»).» *Yad Vashem Studies* 3 (1959): 261-81.
- ders. *Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933: Ein Zeitbericht*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, 1963.
- ders. «Leo Baeck and Contemporary History.» *Yad Vashem Studies* 6 (1967): 121-30.
- ders. «The National Representation of Jews in Germany: Obstacles and Accomplishments at its Establishment.» *Yad Vashem Studies* 2 (1958): 159-78.
- ders. *Vor der Katastrophe: Juden in Deutschland 1934-1939*. Tel Aviv: Olamenu, 1967.
- Barkai, Avraham. *Vom Boykott zur «Entjudung». Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im dritten Reich, 1933-1943*. Frankfurt a.M., Fischer Taschenbuch Verlag, 1988.
- ders. «German Interests in the Haavara-Transfer Agreement, 1933-1939.» *Leo Baeck Year Book* 35 (1990): 245-66.
- Bednarz, Dieter / Michael Lüders (Hg.), *Blick zurück ohne Hass: Juden erinnern sich an Deutschland*. Köln: Bund-Verlag, 1981.
- Behrend-Rosenfeld, Ilse. *Ich stand nicht allein. Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland, 1933-1944*. München: C.H. Beck 1988.
- Bein, Alexander. «The Jewish Parasite: Notes on the Semantics of the Jewish Problem, with Special Reference to Germany.» *Leo Baeck Year Book* 9 (1964): 3-40.
- Benz, Wolfgang (Hg.). *Die Juden in Deutschland, 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*. München: C.H. Beck, 1988.
- Berghash, Mark W. *Jews and Germans: Aspects of the True Self*. Riverside: University of California Press, 1985.

- Berl, E. «Richard Willstätter.» *Chemical and Engineering News* 20 (10. August 1942): 954.
- Bettelheim, Bruno. *The Informed Heart: Autonomy in a Mass Age*. London: Thames and Hudson, 1960.
- Bienenfeld, ER.. *The Germans and the Jews*. London: Seeker and Warburg, 1939.
- Blumenfeld, Kurt. *Erlebte Judenfrage. Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus*. Hg. u. eingel. von Hans Tramer. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1962.
- ders. *Im Kampf um den Zionismus. Briefe aus fünf Jahrzehnten*. Hg. von Miriam Sambursky und Jochanan Ginat. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1976.
- ders. *Zionistische Betrachtungen: Fünf Aufsätze anlässlich des zehnjährigen Bestehens der V.J. St. Maccabea, Berlin*. Berlin o.V., 1916.
- Boas, Jacob « German-Jewish Internal Politics Under Hitler, 1933-1938.» *Leo Baeck Year Book* 29 (1984): 3-26.
- ders. «Germany or Diaspora? German Jewry's Shifting Perceptions in the Nazi Era (1933-1938).» *Leo Baeck Year Book* 27 (1982): 109-26.
- Borries, Achim von (Hg.). *Selbstzeugnisse des deutschen Judentums, 1861-1945*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988.
- Breitman, Richard / Alan M. Kraut. *American Refugee Policy and European Jewry, 1933-1945*. Bloomington: Indiana University Press, 1987.
- Brenner, Michael. «The Jüdische Volkspartei: National-Jewish Communal Politics during the Weimar Republic.» *Leo Baeck Year Book* 35 (1990): 219-44.
- Brod, Max. *Gustav Mahler: Beispiel einer deutsch-jüdischen Symbiose*. Frankfurt a.M.: Ner-Tamid-Verlag, 1961.
- Brody, Elaine. «The Jewish Wagnerites.» *Gpera Quarterly* 1 (Autumn 1983): 66-80.

- Bronsen, David, ed. *Jews and Germans from 1860 to 1933: The Problematic Symbiosis*. Heidelberg: C. Winter, 1979.
- Buber, Martin. *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*. Heidelberg: L. Schneider, 1972-75.
- Chernow, Ron. *The Warburgs: The Twentieth Century Odyssey of a Remarkable Jewish Family*. New York: Random House, 1993.
- Cochavi, Yehoyakim. «Georg Kareski's Nomination as Head of the Kulturbund: The Gestapo's First Attempt – and Last Failure – to Impose a Jewish Leadership.» *Leo Baeck Year Book 34* (1989): 227-46.
- Cohen, Arthur A. *The Natural and Supranatural Jew: An Historical and Theological Introduction*. New York: McGraw-Hill, 1964.
- Craig, Gordon A. *Germany: 1866-1945*. New York: Oxford University Press, 1980.
- Dawidowicz, Lucy S. *The War Against the Jews, 1933-1945*. New York: Holt, Rinehart and Winston, 1975.
- Deutschkron, Inge. *Ich trug den gelben Stern*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik, 1978.
- Dickinson, John K. *German and Jew: The Life of Sigmund Stein*. Chicago: Quadrangle Books, 1967.
- Domarus, Max. *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*. Bd. 1. Würzburg, 1962.
- Dodd, William E.. *Ambassador Dodd's Diary, 1933-1938*. Ed. by William E. Dodd, jr., and Mary Dodd. New York: Harcourt, Brace, 1941.
- Dunker, Ulrich. *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins*. Düsseldorf: Droste, 1977.
- Duesterberg, Theodor. *Der Stahlhelm und Hitler*. Wolfenbüttel: Wolfenbütteler Verlagsanstalt, 1949.
- Ebert, Wolfgang. *Das Porzellan war so nervös. Memoiren eines verwöhnten Kindes*. Frankfurt a.M.: Ullstein, 1987.

- Edel, Peter. *Wenn es ans Leben geht: Meine Geschichte*. Berlin: Verlag der Nation, 1979.
- Edelheim-Mühsam, Margaret T. «Reactions of the Jewish Press to the Nazi Challenge.» *Leo Baeck Year Book* 5 (1960): 308-29.
- Engelmann, Bernd. *Deutschland ohne Juden: Eine Bilanz*. München: Schneekloth, 1970.
- Esh, Shaul. «Between Discrimination and Extermination.» *Yad Vashem Studies* 2 (1958): 79-94.
- Farrer, David. *The Warburgs: The Story of a Family*. New York: Stein and Day, 1975.
- Feder, Ernst. *Heute sprach ich mit...: Tagebücher eines Berliner Publizisten, 1926-1932*. Hg. von Cécile Löwenthal-Hensel und Arnold Paucker. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1971.
- Feinberg, Nathan. «The Activities of Central Jewish Organizations Following Hitler's Rise to Power.» *Yad Vashem Studies* 1 (1957): 67-84.
- Feingold, Henry L. *The Politics of Rescue: The Roosevelt Administration and the Holocaust*. New Brunswick, N.J.: Rutgers University Press, 1970.
- Feuchtwanger, Leon. *Die Geschwister Oppermann*. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 1995.
- Fraenkel, Sigmund. *Aufsätze und Reden: Ein Spiegelbild deutsch-jüdischer Geschichte aus dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts*. Hg. von Adolf Fraenkel. München: B. Heller, 1930.
- Frankel, Jonathan. «Crisis as a Factor in Modern Jewish Politics, 1840 and 1881-82.» In: *Living with Antisemitism: Modern Jewish Responses*. Ed. by Jehuda Reinharz. Hanover, N.H.: University Press of New England, 1987.
- Freeden, Herbert. *Die jüdische Presse im Dritten Reich*. Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag bei Athenäum, 1987.
- Friedlander, Albert. H. *Leo Baeck: Teacher of Theresienstadt*. New York: Holt, Rinehart and Winston, 1968.

- Friedlander, Fritz. «Trials and Tribulations of Education in Nazi Germany.» *Leo Baeck Year Book 3* (1958): 187-201.
- Friedrich, Otto. *Before the Deluge: A Portrait of Berlin in the 1920s*. New York: Fromm International, 1968.
- Friedrichs, Johannes. *Eine Lösung der Judenfrage? Kritische Betrachtung*. Detmold: Meyersche Hofbuchhandlung, 1922.
- Fromm, Bella. *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary*. New York: Carol Publishing Group, 1990.
- diess. *Als Hitler mir die Hand küsste*. Übers, von Arno Emmerich. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1994.
- Frye, Bruce B. «The German Democratic Party and the Jewish Problem' in the Weimar Republic.» *Leo Baeck Year Book 21* (1976): 143-72.
- Fuchs, Richard. «The «Hochschule der Wissenschaft des Judentums' in the Period of the Nazi Rule.» *Leo Baeck Year Book 12* (1967): 3-31.
- Furet, François, ed. *Unanswered Questions: Nazi Germany and the Genocide of the Jews*. New York: Schocken Books, 1989.
- Gay, Peter. *Freud, Jews and Other Germans: Masters and Victims in Modernist Culture*. New York: Oxford University Press, 1978.
- Gay, Ruth. *The Jews of Germany: A Historical Portrait*. New Haven, Conn.: Yale University Press, 1992.
- Genschel, Helmut. *Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im dritten Reich*. Göttingen: Musterschmidt Wissenschaftlicher Verlag, 1966.
- Gilman, Sander. *Jewish Self-Hatred: Anti-Semitism and the Hidden Language of the Jews*. Baltimore: John Hopkins University Press, 1986.
- Ginzler, Günther B. *Jüdischer Alltag in Deutschland, 1933-1945*. Düsseldorf: Droste, 1984.
- Glick, David. «Some Were Rescued: Memoirs of a Private Mission.» *Harvard Law School Bulletin 12* (December 1960): 6-9.
- Goldschmidt, Fritz. *Meine Arbeit bei der Interessensvertretung der jüdischen*

- Ärzte in Deutschland seit dem Juli 1933. Hg. von Stephen Leibfried und Florian Tennstedt. Bremen: Universitätsverlag, 1979.
- Gordon, Sarah. *Hitler, Germans and the «Jewish Question»*. Princeton, N.J.: Princeton University Press, 1984.
- Gross, Walter. «The Zionist Students' Movement.» *Leo Baeck Year Book 4* (1959): 143-64.
- Grossman, Kurt R. «Zionists and Non-Zionists Under Nazi Rule in the 1930s.» *Herzl Year Book 4* (1961-62): 329-44.
- Gruenewald, Max. «The Beginning of the ‚Reichsvertretung‘.» *Leo Baeck Year Book 1* (1956): 57-67.
- ders. «Critic of German Jewry: Ludwig Feuchtwanger and his Gemeindezeitung.» *Leo Baeck Year Book 27* (1972): 75-92.
- ders. «Education and Culture of the German Jews Under Nazi Rule.» *Jewish Review 3* (January-December 1948): 56-83.
- Grinfeld, Frederic. *Prophets Without Honor: A Background to Freud, Kafka, and Their World*. New York: Holt, Rinehart and Winston, 1979.
- Gumpert, Martin. *Hölle im Paradies: Seih st dar Stellung eines Arztes*. Stockholm: Beermann und Fischer, 1939.
- Gutmann, Israel/ Cynthia J. Haft (eds.). *Patterns of Jewish Leadership in Nazi Europe, 1933-1943: Proceedings of the Third Yad Vashem International Historical Conference, Jerusalem, April 4-7, 1977*. Jerusalem: Yad Vashem, 1979.
- Hamburger, Ernst/Peter Pulzer. «Jews As Voters in the Weimar Republic.» *Leo Baeck Year Book 30* (1985):3-66.
- Hamburger, Wolfgang. «Teacher in Berlin and Cincinnati.» *Leo Baeck Year Book 2* (1957): 26-34.
- Hanke, Peter. *Zur Geschichte der Juden in München zwischen 1933 und 1943*. München: Stadtarchiv, 1967.
- Heilers, Margarete. *Lebensration: Tagebuch einer Ehe, 1933-1943*. Frankfurt a.M.: Tende, 1985.

- Herrmann, Klaus J. *Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen, 1933-1934*. Köln: Heymann, 1969.
- Hilberg, Raul. *The Destruction of the European Jews*. Rev. ed. New York: Holmes and Meier, 1985.
- Hirschberg, Alfred. «Ludwig Hollaender, Director of the C.V.» *Leo Baeck Year Book 7 (1962)*-. 39-74.
- Hoffmann, Ruth. *Meine Freunde aus Davids Geschlecht*. Berlin: Chronos, 1947.
- Ipat'ev, Vladimir. *The Life of a Chemist: Memoirs of Vladimir N. Ipatieff*. Transl. by Helen Dwight Fisher/Harold H. Fisher. Stanford, Calif.: Stanford University Press, 1946.
- Jones, Larry E. *German Liberalism and the Dissolution of the Weimar Party System, 1918-1933*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1988.
- Joseph, Artur. *Meines Vaters Haus: Ein Dokument*. Stuttgart: Cotta, 1959.
- Juden in Preussen: Ein Kapitel deutscher Geschichte*. Bildarchiv preussischer Kulturbesitz. Dortmund: Harenberg, 1967.
- Kafka, Franz. *Brief an den Vater*. München: Piper, 1960.
- Kahler, Erich. *Deutsche und Juden*. Darmstadt: Erato-Press, 1964.
- Kantzenbach, Wilhelm. «Das wissenschaftliche Werden von Hans-Joachim Schoeps und seine Vertreibung aus Deutschland 1938.» *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 32 (1980): 319-52.
- Kaplan, Marion A. «Der Alltag jüdischer Frauen in Nazi-Deutschland.» *Journal für Geschichte* 1 (1986): 50-58.
- Kershaw, Ian. *The «Hitler Myth»: Image and Reality in the Third Reich*. New York: Oxford University Press, 1989.
- Knepe, Alfred / Joseph Wiesehöfer. *Friedrich Muenzer: Ein Althistoriker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*. Bonn: R. Habelt, 1983.

- Knütter, Hans-Helmuth. *Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik, 1918-1933*. Düsseldorf: Droste, 1971.
- Kuhn, Richard. «Richard Willstätter.» *Die Naturwissenschaften 1* (1949): 1-5.
- Kwiet, Konrad / Helmut Eschwege. *Selbstbehauptung und Widerstand: Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde, 1933-1943*. Hamburg: H. Christians, 1984.
- Lamm, Hans (Hg.). *Vergangene Tage: Jüdische Kultur in München*. München: Langen, 1982.
- Landsberger, Edgar. *Meine Erlebnisse als Jude in Deutschland unter dem Naziregime*. Gmunden: Salzkammergut-Druckerei, 1945.
- Laqueur, Walter. «The German Youth Movement and the Jewish Question'» *Leo Baeck Year Book 6* (1961): 193-205.
- ders. *A History of Zionism*. New York: Schocken Books, 1978.
- ders. *Young Germany: A History of the German Youth Movement*. London: Routledge and Paul, 1962.
- Lease, Gary. «Der Briefwechsel zwischen Karl Barth und Hans-Joachim Schoeps (1929-1946).» *Menora: Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 2* (1991): 105-37.
- Leschnitzer, Adolf. *Saul und David: Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft*. Heidelberg: L. Schneider, 1954.
- Levine, Herbert S. «A Jewish Collaborator in Nazi Germany: The Strange Career of Georg Kareski, 1933-37.» *Central European History 8* (September 1975): 251-81.
- Levitan, Tina. *The Laureates: Jewish Winners of the Nobel Prize*. New York: Twayne Publishers, 1960.
- Liebeschutz, Hans. «Judaism and the History of Religion in Leo Baeck's Work.» *Leo Baeck Year Book 2* (1957): 8-20.
- Lichtheim, Richard. *Die Geschichte des deutschen Zionismus*. Jerusalem: R. Mass, 1954.

- Limberg, Margarete / Hubert Rübsaat. *Sie durften nicht mehr Deutsche sein: Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen, 1933-1938*. Frankfurt a.M.: Campus, 1990.
- Loerke, Oskar. *Tagebücher, 1903-1939*. Hg. von Hermann Kasack. Heidelberg: L. Schneider, 1955.
- Lorenz, Ina. *Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik: Eine Dokumentation*. Hamburg: H. Christians, 1987.
- Lowenthal, Marvin. *The Jews of Germany: A History of Sixteen Centuries*. Philadelphia: Jewish Publication Society, 1939.
- Maier, Charles S. *The Unmasterable Past: History, Holocaust, and German National Identity*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1988.
- Marcus, Ernst. «The German Foreign Office and the Palestine Question in the Period 1933-1939.» *Yad Vashem Studies* 2 (1958): 179-204.
- Margaliot, Abraham. «The Dispute over the Leadership of German Jewry (1933-1938).» *Yad Vashem Studies* 10 (1974): 129-48.
- Marrus, Michael R. *The Holocaust in History*. New York: Meridian, 1989.
- Mayer, Arno J. *Why Did the Heavens Not Darken? The «Final Solution» in History*. New York: Pantheon, 1988.
- Metcalf, Philip. *1933*. Sag Harbor, N.Y.: Permanent Press, 1988.
- Morgenstern, Christian. *Gesammelte Werke in einem Band*. Hg. von Margareta Morgenstern. München: Piper, 1965.
- Moses, Siegfried. «The Impact of Leo Baecks Personality on His Contemporaries.» *Leo Baeck Year Book* 2 (1957): 3-7.
- Mosse, George L. *Germans and Jews: The Right, the Left, and the Search for a «Third Force» in Pre-Nazi Germany*. New York: H. Fertig, 1970.
- Mosse, Werner E. *Jews and the German Economy: The German-Jewish Economic Elite, 1820-1933*. Oxford: Clarendon Press, 1987.
- Nachmansohn, David. *German-Jewish Pioneers in Science, 1900-1933*:

- Highlights in Atomic Physics, Chemistry, and Biochemistry*. New York: Springer Verlag, 1979.
- Naumann, Max. *Ganz-Deutsche oder Halb-Deutsche? Vier Aufsätze*. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1922 [?].
- ders. «Die nationaldeutschen Juden nach dem 19. August 1934.» Berlin: Verband nationaldeutscher Juden, 1934.
- ders. «Sozialismus, Nationalismus und national-deutsches Judentum.» Berlin: 1932.
- Neebe, Reinhard. *Grossindustrie, Staat und NSDAP 1930-1933: Paul Silverberg und der Reichsverband der deutschen Industrie in der Krise der Weimarer Republik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1981.
- Neumann, Siegfried. *Nacht über Deutschland: Vom Leben und Sterben einer Republik: Ein Tatsachenbericht*. München: List, 1978.
- Nicosia, Francis R. J. «Weimar Germany and the Palestine Question.» *Leo Baeck Year Book* 24 (1979): 321-48.
- Niewyk, Donald L. *The Jews in Weimar Germany*. Baton Rouge: Louisiana State University Press, 1980.
- Noakes, Jeremy /Geoffrey Pridham, eds. *Nazism, 1919-1945: A History in Documents and Eyewitness Accounts*. Vol.1 New York: Schocken Books, 1984.
- Paucker, Arnold. «„Gerechtigkeit!“ The Fate of a Pamphlet on the Jewish Question.» *Leo Baeck Year Book* 8 (1963): 238-51.
- ders. ed. *The Jews in Nazi Germany, 1933-1943: Proceedings of the Leo Baeck Institute's 1985 Berlin International Historical Conference, «Self-Assertion in Adversity»*. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1986.
- Pawel, Ernst. *The Nightmare of Reason: A Life of Franz Kafka*. New York: Farrar, Straus, Giroux, 1984.
- Penkower, Monty N. *The Jews Were Expendable: Free World Diplomacy and the Holocaust*. Urbana: University of Illinois Press, 1983.

- Peukert, Detlev. *Inside Nazi Germany: Conformity, Opposition, and Racism in Everyday Life*. London: B.T Batsford, 1987.
- Prinz, Arthur. «The Role of the Gestapo in Obstructing and Promoting Jewish Emigration.» *Yad Vashem Studies 1* (1958): 205-18.
- Prinz, Joachim. *Wir Juden*. Berlin: Erich Reiss, 1934.
- Pulzer, Peter. *The Rise of the Political Anti-Semitism in Germany and Austria*. New York: John Wiley and Sons, 1964.
- Ragins, Sanford. *Jewish Responses to Anti-Semitism in Germany, 1870-1914: A Study in the History of Ideas*. Cincinnati: Hebrew Union College Press, 1980.
- Rathenau, Walther. *Eine Streitschrift vom Glauben*. Berlin: Fischer, 1917.
- Read, Anthony /David Fischer. *Kristallnacht. The Nazi Night of Terror*. New York: Random House, 1989.
- Reichmann, Eva G. *Hostages of Civilization: The Social Sources of National Socialist Anti-Semitism*. London: V. Gollancz, 1950.
- dies. «Leo Baeck Centenary: A Personal Tribute.» *Leo Baeck Year Book 18(1973)*: VII-X.
- dies. «Symbol of German Jewry.» *Leo Baeck Year Book 2* (1957): 21-26.
- Reinharz, Jehuda. *Chaim Weizmann: The Making of a Zionist Leader*. New York: Oxford University Press, 1985.
- ders. *Fatherland or Promised Land: The Dilemma of the German Jews, 1893-1914*. Ann Arbor: University of Michigan Press, 1975.
- ders., ed. *Living With Antisemitism: Modern Jewish Responses*. Hanover, H.H.: University Press of New England, 1985.
- Reinharz, Jehuda / Walter Schatzberg, eds. *The Jewish Response to German Culture: From the Enlightenment to the Second World War*. Hanover, N.H.: University Press of New England, 1985.
- Reitlinger, Gerald. *The Final Solution: The Attempt to Exterminate the Jews of Europe, 1939-1945*. London: Vallentine, 1953.

- Rheins, Carl J. «Deutscher Vortrupp, Gefolgschaft deutscher Juden, 1933-1935.» *Leo Baeck Year Book* 26 (1981): 207-29.
- ders. «The Schwarzes Fähnlein, Jungenschaft, 1932-1934.» *Leo Baeck Year Book* 23 (1978): 173-97.
- ders. «The Verband Nationaldeutscher Juden, 1921-1933.» *Leo Baeck Year Book* 25 (1980): 243-68.
- Richarz, Monika (*JAg.*). *Jüdisches Lehen in Deutschland: Erinnerungen aus drei Jahrhunderten.*
- Rosenbaum, Eduard. «M.M. Warburg & Co., Merchant Bankers of Hamburg.» *Leo Baeck Year Book* 7 (1962): 121-49.
- Rosenbaum, Eduard /Ari Joshua Sherman. *Das Bankhaus M.M. Warburg & Co., 1798-1938.* Hamburg: Christians, 1978.
- Rosenbluth, Martin. *Go Forth and Serve: Early Years and Public Life.* New York: Herzl Press, 1961.
- Rosenstock, Werner. «Exodus, 1933-1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany.» *Leo Baeck Year Book* 1 (1956): 373-92.
- Ruppin, Arthur. *Briefe, Tagebücher, Erinnerungen.* Hg. von Schlomo Krolik. Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag bei Athenäum, 1985.
- Scheffler, Wolfgang. «Die nationalsozialistische Judenpolitik.» In: *Zur Politik und Zeitgeschichte*, Bd. 4-5. Berlin: Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität, 1960.
- Schacht, Hjalmar. *76 Jahre meines Lebens.* Bad Wörishofen: Kindler & Schiermeyer, 1953.
- Schleunes, Karl A. *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Toward German Jews, 1933-1939.* Urbana: University of Illinois Press, 1970.
- Schoeps, Hans-Joachim. *Bereit für Deutschland: Der Patriotismus deutscher Juden und der Nationalsozialismus: Frühe Schriften, 1930-1939: Eine historische Dokumentation.* Berlin: Haude und Spener, 1970.
- ders. *Gestalten an der Zeitenwende: Burkhardt, Nietzsche, Kafka.* Berlin: Vortrupp Verlag, 1936.

- ders. *Ja, Nein und Trotzdem: Erinnerungen, Begegnungen, Erfahrungen*. Mainz: v. Hase & Köhler, 1974.
- ders. *Jüdischer Glaube in dieser Zeit: Prolegomena zur Grundlegung einer systematischen Theologie des Judentums*. Berlin: Philo-Verlag, 1932.
- ders. *Jüdische Identität und jüdisches Bewusstsein in Zeiten der Bedrängnis und Verfolgung*. Köln: E.J. Brill-Verlag, 1948.
- ders. *Jüdisch-christliches Religionsgespräch im 19. Jahrhundert: Geschichte einer theologischen Auseinandersetzung*. Berlin: Vortrupp Verlag, 1937.
- ders. *Die letzten dreissig Jahre. Rückblicke*. Stuttgart: Klett, 1956.
- ders. *Rufmord /1970*. Erlangen: Selbstverlag des Verfassers, 1970.
- ders. *Wir deutschen Juden*. Berlin: Vortrupp Verlag, 1934.
- Schoeps, Julius H. (Hg.). *Im Streit um Kafka und das Judentum: Briefwechsel Max Brod / Hans-Joachim Schoeps*. Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag bei Athenaeum, 1985.
- Scholem, Gershom. «Juden und Deutsche.» In: *Deutsche und Juden: Beiträge von Nahum Goldmann, Karl Jaspers, Golo Mann, Gershom Scholem u.a.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1967.
- Schorsch, Ismar. *Jewish Reactions to German Anti-Semitism, 1870-1914*. New York: Columbia University Press. 1972.
- Schwab, Hermann. *1933: Ein Tagebuch*. Zürich: Jüdischer Volksschriftenverlag, 1953.
- Seeliger, Herbert. «Origin and Growth of the Berlin Community.» *Leo Baeck Year Book 3* (1958): 159-68.
- Shacker, Henry J. *Our Years With the Nazis, 1933-1943*. Columbia, S.C.: R.L. Bryan, 1976.
- Shepherd, Naomi. *A Refuge from Darkness: Wilfrid Israel and the Rescue of the Jews*. New York: Pantheon, 1984.
- Sherman, Ari J. *Island Regue: Britain and Refugees from the Third Reich, 1933-1939*. Berkeley: University of California Press, 1973.

- Shirer, William L. *Berlin Diary: The Journal of a Foreign Correspondent, 1934-1941*. New York: Alfred A. Knopf, 1943.
- ders. *The Rise and Fall of the Third Reich: A History of Nazi Germany*. New York: Simon and Schuster, 1960.
- Sholom, Shafir. «American Jewish Leaders and the Emerging Nazi Threat (1928-Ja. 1933).» *American Jewish Archives* 31 (November 1979): 150-83.
- Simon, Ernst. «Jewish Adult Education in Nazi Germany as Spiritual Resistance.» *Leo Baeck Year Book* 1 (1956): 68-104.
- Stachura, Peter D. *The German Youth Movement, 1900-1945: An Interpretative and Documentary History*. London: Macmillan, 1981.
- Stern, Fritz. *Dreams and Delusions: National Socialism in the Drama of the German Past*. New York: Vintage Books, 1989.
- Stern-Taubler, Selma. «The German Jews in a Changing World.» *Leo Baeck Year Book* 7 (1962): 3-10.
- Strauss, Herbert A. «The Immigration and Acculturation of the German Jew in the United States of America.» *Leo Baeck Year Book* 16 (1971): 63-96.
- ders. «Jewish Emigration From Germany: Nazi Policies and Jewish Responses - I.» *Leo Baeck Year Book* 26 (1980): 313-62.
- ders. «Jewish Emigration From Germany: Nazi Policies and Jewish Responses - II.» *Leo Baeck Year Book* 26 (1981): 343-409.
- Strauss, Herbert A. I Norbert Kampe (Hg.). *Antisemitismus: Von der Judenfeindschaft zum Holocaust*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1984.
- Suchy, Barbara. «The Verein zur Abwehr des Antisemitismus (I): From Its Beginnings to the First World War.» *Leo Baeck Year Book* 28 (1983): 205-39.
- Szanto, Alexander. «Economic Aid in the Nazi Era.» *Leo Baeck Year Book* 4(1959): 208-19.

- Tal, Uriel. *Christians and Jews in Germany: Religion, Politics, and Ideology in the Second Reich, 1870-1914*. Transl. by Noah Jonathan Jacobs. Ithaca, N.Y.: Cornell University Press, 1975.
- Tausk, Walter. *Breslauer Tagebuch, 1933-1940*. Berlin: Rütten & Löning, 1975.
- «Theodor Herzl and Walther Rathenau: Exchange of Letters.» Introduced by Alex Bein. *Zion* 2 (1951): 62-74.
- Toller, Ernst. *Eine Jugend in Deutschland*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1994 [Amsterdam: Querido Verlag, 1933].
- Walter, Hermann. *Der gelbe Fleck: Ein Bericht vom Frühjahr 1933*. Prag: Selbstverlag des Verfassers, 1933.
- Wandel, Eckhard. *Hans Schäffer: Steuermann in wirtschaftlichen und politischen Krisen, 1886-1967*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1974.
- Warburg, Eric. *Times and Tides*. New York: Privatdruck, 1956.
- Warburg, Frieda S. *Reminiscences of A Long Life*. New York: Thistle Press, 1956.
- Warburg, Gustav Otto. *Six Years of Hitler: The Jews Under the Nazi Regime*. London: George Allen and Unwin, 1964.
- Warburg, James P. *The Long Road Home: The Autobiography of a Maverick*. Garden City, N.Y.: Doubleday, 1964.
- Warburg, Max M., «Ansprache in der Jahresversammlung des Hilfsvereins der deutschen Juden, Berlin, 24. März 1929.» Berlin: Scholem, 1929. Microfilm.
- ders. *Aus meinen Aufzeichnungen*. New York: Privatdruck, 1952.
- Wassermann, *Mein Weg als Deutscher und Jude*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1994 [Berlin 1922].
- Weinberg, Werner. «Why I did Not Leave Nazi Germany in Time.» *Christian Century* 99 (21 April 1982): 478-81.

- Weizmann, Chaim. *Trial and Error: The Autobiography of Chaim Weizmann*. New York: Schocken Books, 1966.
- Welsch, Robert. *An der Wende des modernen Judentums: Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten*. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1972.
- ders. *Die deutsche Judenfrage: Ein kritischer Rückblick*. Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag, 1981.
- ders. Einleitung zu *Leo Baeck Year Book 1* (1956): XIX-XXXI.
- ders. «Judenfrage und Zionismus.» In: *Klärung: 12 Autoren und Politiker über die Judenfrage*. Berlin: Verlag Tradition Wilhelm Kolk, 1932.
- ders. «Die jüdische Presse vor dreissig Jahren.» In: *Vom Schicksal geprägt: Freundesgabe zum 60. Geburtstag von Karl Marx*. Hg. von Hans Lamm, E. G. Löwenthal, Marcel W. Gärtner. Düsseldorf: Kalina-Druck, 1957.
- ders. «Looking Back Over Thirty Years.» *Leo Baeck Year Book 27* (1982): 379-90.
- ders. *Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck: Eine Aufsatzreihe der «Jüdischen Rundschau» zur Lage der Juden in Deutschland 1933*. Nördlingen: Greno Verlagsanstalt, 1988.
- Westheimer, Ruth K. *All in a Lifetime: An Autobiography*. New York: Warner Books, 1987.,
- Wilk, Curt. *Leo Baeck: Rabbiner, Geschichtsphilosoph, Humanist und Repräsentant der Judenheit Deutschlands in ihrer Schlussepoche*. Buenos Aires: Ani T. de Walz, 1970.
- Wille und Wege des deutschen Judentums*. Berlin: Vortrupp Verlag, 1935.
- Willstätter, Richard M. *Aus meinem Leben: Von Arbeit, Musse und Freunden*. Hg. von Arthur Stoll. Weinheim: Verlag Chemie, 1949.
- ders. «A Chemists Retrospects and Perspectives: Remarks of Richard Willstätter, Munich, Germany, upon the Presentation to Him of the Willard Gibbs Medal.» *Chemical Engineering News 11* (20 September 1933): 275-76.

- Wise, Stephen. *The Challenging Years: The Autobiography of Stephen Wise*. New York: G. P. Putnam's Sons, 1949.
- Wolffsohn, Michael. «Banken, Bankiers und Arbeitsbeschaffung im Übergang von der Weimarer Zeit zum dritten Reich.» *Bankhistorisches Archiv: Zeitschrift zur Bankengeschichte* 1 (Mai 1977): 54-70.
- Wyman, David S. *The Abandonment of the Jews: America and the Holocaust, 1941-1945*. New York: Pantheon, 1984.
- ders. *Paper Walls: America and the Refugee Crisis, 1938-1941*. Amherst: University of Massachusetts Press, 1968.
- Yahil, Leni. *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932-1945*. Transl. by Ina Friedman/Haya Galai. New York: Oxford University Press, 1991.
- Zuckmayer, Carl. *Als war's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, 1966.
- Zweig, Arnold. *Bilanz der deutschen Judenheit 1933: Ein Versuch*. Amsterdam: Querido Verlag, 1934.
- Zweig, Stefan. *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm: Bermann-Fischer, 1945.

Personenregister

- Adam, W. Ware 266
Appelfeld, Aharon 44
Arons, Leo 70
- Badinter, Robert 17
Baeck, Leo 23f., 30f., 41, 49, 52f.,
56, 70ff., 97ff., 103, 107,110,
119,125f., 135, 145f., 148, 152,
158ff., 165, 182ff., 194ff., 209,
230ff., 235ff., 248, 256, 272ff.,
279, 282, 284, 287ff., 296, 299f.,
303, 307ff.,318f., 336ff., 341,
345ff., 355L, 373ff., 379, 383,
389, 397f., 402ff., 409ff., 414,
417, 426ff., 438ff., 448ff.
- Baeck, Marianne (Enkelin) 284
Baeck, Natalie (seine Frau) 71,
346, 341, 398
- Baeck, Ruth (seine Tochter) 71
Baeyer, Adolf von 65f., 74,205
Ballin, Albert 62f., 80
Barnay, Ludwig 70
Barth, Karl 213, 324f., 454
Benz, Wolfgang 10
Bergmann, Hugo 376
Berliner, Emil 70
Bernstein, Eduard, 70
Best, Werner 130
Bettelheim, Bruno 36
Birchall, Frederick T. 207
Birn, Ruth Bettina 12ff.
Bismarck, Otto von 49
Blomberg, Werner von 250f.
Blumenfeld, Kurt 60, 96,115,
117,130,135,160,180, 204, 226, 246,
402
- Blumenthal, Oscar 70
Brahm, Otto 70
Brandeis, Louis 320, 342
Brauer, Max 382
Brecht, Bertolt 152
Brinckmann, Rudolf 378
Brod, Max 137,140,212,324, 438
Brodetsky, Selig 284
Bruch, Ernst 136
Buber, Martin 59f., 94, 97,128,
148f., 194, 212, 214f., 227, 239,
242, 247, 256, 273, 325, 340, 354
- Bubis, Ignaz 18
Bülow, Bernhard von 163
Busch, Dorothee (Frau von
H.-J. Schoeps) 453
- Carnap, Moritz («Pappi») von 327
Chamberlain, Neville 396, 403, 421
Cohen, Hermann 71
- Dawidowicz, Lucy 46
Dilthey, Wilhelm 71
Döblin, Alfred 70
Dodd, William E. 172, 281 f., 290,
364,412
Dregger, Alfred 14
Duesterberg, Theodor 155
Duisberg, Carl 88, 115

Ehrlich, Paul 12
 Eichmann, Adolf 296, 356, 371ff.,
 392, 394, 449
 Einhorn, Alfred 65
 Einstein, Albert 31, 115, 450
 Eisner, Kurt 83
 Elbogen, Ismar 194
 Eppstein, Paul 402

Fajans, Kasimir 327, 444
 Faulhaber, Michael von 20
 Follmer, Cyrus 385, 412
 François-Poncet, André 162
 Frank, Hans 332, 362, 372 Frank,
 Käthe (Frau von Julius
 Schoeps) 69
 Frankenstein, Betty 194
 Freund, Ludwig 183
 Frick, Wilhelm 188, 255, 297, 300,
 312f.
 Fritsch, Werner Freiherr von 161
 Fromm, Bella 24, 30f., 41, 56, 67f.,
 76f., 99ff., 110,118, 122, 132,
 139ff., 161ff., 171, 174, 176,
 179ff., 189, 206ff., 211, 215, 232,
 249ff., 256, 276ff., 285, 304f.,
 327, 362ff.,s372,376, 385ff.,
 399f.,411f., 415ff., 420, 436,
 451f.
 Fromm, Grete-Ellen («Gonny»)
 (Tochter) 76,100,189,252, 304,
 328,417, 451
 Fromm (Mutter) 68
 Fromm (Grossvater) 68

Gandhi, Mahatma 352
 Geist, Raymond 284f., 400
 Ginzberg, Asher (Ahad Ha'aim) 59
 Glaser, Max 102
 Goebbels, Joseph 136,166f., 174,
 176, 190, 193,207, 244, 248ff.,
 262, 285f., 298, 307, 331,359, 364,
 385, 423ff.
 Göring, Hermann 134,150f.,
 165,171, 174f., 179, 250, 330f.,
 369ff., 427
 Goethe, Johann Wolfgang von
 35,195
 Goldhagen, Daniel 9f., 12ff.
 Goldschmidt, Martin 412
 Goldschmidt, Viktor M. 86
 Grosser, Paul 11,18
 Groth, Paul von 86
 Grynszpan, Herschel 423

Haase, Hugo 70
 Haber, Fritz 67, 70, 74, 97,116,
 184f., 196, 204, 223, 258f., 327,
 436
 Hahn, Hugo 230
 Hahn, Otto 116
 Hanfstaengl, Ernst («Putzi») 174
 Haurowitz, Felix 88f., 326
 Heine, Heinrich 35, 50, 89
 Helbronner, Jacques 17
 Helldorf, Graf von (Wolf Heinrich)
 400,424
 Hentig, Werner Otto von 437
 Herding, Graf Georg von 80
 Herzfeld, Ernst 230, 346
 Herzl, Theodor 35, 57, 94,192, 279,
 349, 357
 Herzog, Roman 15f., 18
 Hess, Rudolf 282
 Heydrich, Reinhard 297, 354,
 422,453
 Himmeler, Heinrich 171, 297, 346,
 356,421,426
 Hindenburg, Paul von 101,122,
 133f., 138ff., 161, 164, 177, 188,
 220, 250, 264, 267f., 275f., 281,
 292
 Hinkel, Hans 310,3 96

- Hirsch, Otto 279, 309, 320, 327,
350,356, 402f., 410, 417, 426
- Hirschberg, Alfred 149, 395
- Hirschfeld, Magnus 70
- Hirschland, Georg 230, 242
- Hitler, Adolf 15, 27f., 31f., 37, 40,
84,91, 102, 107f, 111, 113, 122,
127,131ff., 138ff., 157ff., 173ff.,
177, 183, 186, 188,190, 197, 202,
207f., 214ff, 228ff, 247f., 253,
261L, 268f., 270, 276, 280, 283f.,
290, 292, 298f., 302, 305, 309,
316, 328ff., 362, 365f., 370ff., 375,
380, 384, 387, 390, 392, 403f.,
408,410,414,417, 421, 424f., 441f.,
446
- Hölderlin, Johann Christian Friedrich
60, 73
- Holländer, Ludwig 131, 144f., 151
- Honaker, Samuel 335
- Hugenberg, Alfred 155,159
- Hull, Cordell 394
- Huhn, Vera von 250
- Israel, Wilfrid 210,273,430
- Jandorf, Adolf 70
- Kafka, Franz 59,136, 287, 408
- Kahn, Jean 16
- Kant, Immanuel 71
- Kareski, Georg 348ff., 398
- Kube, Wilhelm 134
- Kulka, Otto Dov 38
- Landsberger, Kurt 16
- Lazaron, Morris 279, 286
- Leser, Sophie (Frau von Richard
Willstätter) 66f., 87
- Levi, Primo 44f.
- Ley, Robert 331
- Liebermann, Max 70
- Lincoln, Abraham 439
- Lippert, Julius 289f.
- Lochner, Louis 365
- Löwenstein, Leo 106, 263, 271
- Lowenthal, Ernst 430
- Lubbe, Marinus, van der 151
- Ludendorff, Erich 80
- Ludwig der III. von Bayern 74, 83,
99
- Luxemburg, Rosa 70, 79
- Mann, Thomas 116
- Marcuse, Herbert 31
- Marrus, Michael R. 39
- Meissner, Otto 426
- Meitner, Lise 116
- Melchior, Carl 259
- Mendelssohn, Franz von 70
- Messersmith, George 139, 209, 232,
252, 282,316, 327
- Minkowski, Oskar 12
- Misch, Carl 100f.
- Morgenstern, Christian 45
- Moses, Siegfried 402
- Mozart, Wolfgang Amadeus 35
- Mueller, Friedrich von 87
- Mumm, Herbert von Schwarzen-
stein 162,163, 277, 307, 327f.,
366f., 372,392, 400,411,416, 451
- Munk, Hermann 70
- Mussolini, Benito 169,215
- Nauman, Max 107f., 125, 155, 157,
160, 175, 183,312
- Neurath, Konstantin von 155, 165,
250
- Nietzsche, Friedrich 60, 108, 323
- Niemöller, Martin 411
- Ormsby-Gore, William 338
- Pacelli, Eugenio 250
- Papen, Franz von 132, 134, 138,

- 140f., 155,161, 164,166, 251,
276f, 328
- Peel, Viscount (William Robert
Wellesley) 338f., 342
- Pétain, Philippe 17
- Preuss, Hugo 70
- Prinz, Arthur 356
- Rade, Martin 422
- Rath, Ernst vom 423
- Rathenau, Walther 23, 58, 70, 82,
95f.,114
- Razowsky, Cecilia 451
- Reinhardt, Max 31, 70,
- Ribbentrop, Joachim von 141, 304f.
- Riefenstahl, Leni 250
- Riesser, Gabriel 23,129
- Rohdewald, Margarete 89f., 361,
390
- Röhm, Ernst 215, 267, 276ff., 297
- Roosevelt, Franklin Delano 221,
306, 394, 398, 402, 405, 431f.
- Rosenberg, Alfred 362
- Rosenberg, Werner 402
- Rosenbluth, Martin 295, 340
- Rosenthal, Ernst 453
- Rublee, George 405, 413, 415
- Ruppın, Arthur 231,279,341, 352
- Rust, Bernhard 300
- Sackett, Frederick 164
- Samuel, Herbert 350
- Sauerbruch, Ferdinand 86f., 90
- Schacht, Hjalmar 25, 161,186, 220,
260, 262, 289, 292, 297f., 313ff.,
328ff., 358f., 363f., 369, 377f.,
412, 446
- Schaeffer, Hans 377, 452
- Schinkel, Max von 210
- Schleicher, Elisabeth 277
- Schleicher, Kurt von 132,138ff.,
161,208, 276ff.
- Schnauffer, Elise 443, 445
- Schocken, Salman 360
- Schoeps, Dorothee (siehe Busch) 453
- Schoeps, Hans-Joachim 25, 30f.,
41,48, 56, 68, 75f., 102ff., 108,
110f., 128f., 136ff., 143, 152ff.,
160,187f., 197, 203,21 Iff., 253ff.,
265ff., 279ff., 287, 321ff., 345,
352ff., 387ff., 400ff., 410f., 421f.,
437ff., 452ff.
- Schoeps, Julius (der Vater) 69, 76,
438, 453
- Schoeps, Julius (der Sohn) 453
- Schoeps, Manfred (der Sohn) 453
- Schoeps, Käthe (siehe Frank) 453
- Schroeder, Eva von 363
- Schumacher, Kurt 10
- Seligsohn, Julius 308
- Senator, Hermann 70
- Senator, Werner 229
- Shirer, William L. 370
- Sieff, Israel 223
- Singer, Kurt 183
- Sorlin, Pierre 20
- Spiegelberg, Ernst 380
- Spinoza, Baruch 71
- Stahl, Hermann 230f., 240f., 349,
390, 398
- Steuermann, Karl Friedrich 451
- Still, Arthur 420
- Stöcker, Adolph 54
- Stoll, Arthur 391, 434, 435ff., 445
- Streicher, Julius 174,182, 262, 298,
333
- Streit, Christian 14
- Stresemann, Gustav 159
- Taylor, Myron L. 402, 404, 410, 431
- Traub, Michael 402

Tripeloury, Felix 165
 Tucholsky, Kurt 70
 Turnour, Edward (Earl of Winterton)
 396, 402ff., 410, 412

 Ullstein, Louis 122

 Veltheim, Baron von 439

 Wagner, Richard 35
 Warburg, Aby (der Bruder) 61
 Warburg, Alice (die Frau) 412, 445
 Warburg, Eric (der Sohn) 63, 380,
 445, 446
 Warburg, Felix (der Bruder) 62,
 82,121, 130, 185,282,350,377
 Warburg, Fritz (der Bruder) 379f.
 Warburg, Gisela (die Tochter) 412
 Warburg, Max 25, 30f., 41, 48ff., 56,
 61ff., 67, 73f, 80ff., 91,110, 119ff.,
 126f., 130f., 140,157ff., 179,
 185,197, 208ff., 215, 226ff., 235,
 241ff., 256, 259, 273, 279,
 281ff.,286f., 290, 294,303, 314ff.,
 330, 355ff., 376ff., 397, 412ff.,
 432, 445ff.
 Warburg, Moritz (der Vater) 62f.
 Warburg, Paul (der Bruder) 62,
 82,121
 Warburg, Siegmund 317, 377
 Wassermann, August von 12
 Wassermann, Jakob 259
 Watson, Thomas J. 364
 Weill, Kurt 152
 Weizmann, Chaim 36,115, 124,
 136,197, 204, 209, 223, 316, 342,
 396
 Welles, Peter 451

 Welles, Sumner 380, 432
 Weltsch, Martha 119
 Weltsch, Robert 26f., 30f., 40f., 56,
 59ff., 72, 92ff., 110, 117, 119,
 124,140ff., 144, 148f., 180ff.,
 185,191ff., 201, 215f., 224ff.,
 231, 234, 238, 241f., 244ff., 256,
 274, 278, 282, 285f., 295f., 297,
 299ff., 31 lff., 319ff., 339ff., 352,
 359f., 374ff., 396f., 405, 414,
 418ff., 452
 Weltsch, Ruben (der Sohn) 376
 Weltsch, Suse (die Frau) 249, 376
 Wieland, Heinrich 88, 433
 Wien, Willy 86
 Wilhelm I. 54,68
 Wilhelm II 49,61,67,72,111
 Willstätter (der Vater) 64, 391
 Willstätter, Ludwig (der Sohn) 67,
 75, 391
 Willstätter, Margarete (die Tochter)
 67,114,136,361,391,444
 Willstätter (die Mutter) 64, 88, 115
 Willstätter, Richard 24, 30f., 36,
 41,49ff., 56, 64ff., 74f., 83ff.,
 110,114ff., 136,167ff., 183ff.,
 196, 203ff., 215, 222ff., 238, 256,
 258f., 274, 286f., 325ff., 360, 362,
 390f., 419ff., 433ff., 443ff.
 Willstätter, Sophie (geb. Leser, die
 Frau) 391
 Wilson, Hugh 400, 432
 Wirtz, Paul 378
 Wise, Stephen 120,172,175f.,
 300,316, 320, 342,382
 Wollenberg, Hans 312

 Yahil, Leni 33

Der erste Biographienband über Schauspieler, die im »Dritten Reich« ums Leben gebracht wurden. Aufrüttelnd beschrieben, einzigartig dokumentiert, reich bebildert. Ein bewegendes Kapitel unserer jüngeren Kulturgeschichte.

»Hier schreibt einer, den die Geschichte verletzt hat und der die ›Gnade der späten Geburt‹ nicht als Entschuldigung benutzt. Sie ist ihm Verpflichtung anzuschreiben gegen das Verdrängen, gegen das neue Unrecht, da in Deutschland wieder ›deutschgetümelte‹, mitunter sogar gehetzt und geschlagen wird.«
Süddeutsche Zeitung

Ulrich Liebe

verehrt, verfolgt, vergessen

Schauspieler als Naziopfer

278 Seiten, 140 Abbildungen, Großformat,

Broschur

ISBN 3-88679-292-7

BELTZQUADRIGA